B 1,143,879

Digitized by Google

[redacted] 12/43

L98

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Digitized by Google

3224

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Reichsleiter, Reichsminister Alfred Rosenberg

Digitized by Google

Nationalsozialistische Monatshefte

Zentrale politische und kulturelle Zeitschrift der NSDAP.
Herausgeber Alfred Rosenberg

Heft 142 | Januar 1942 | 13. Jahrg.

Aufgeschlagen
Bibl. d. T. H. Braunschweig

Bruno Brehm:

Rußland

Durch alle Fieberträume hatte es mich während der russischen Gefangenschaft im Weltkrieg verfolgt: immer wieder wurde ich vor einen mißtrauischen Untersuchungsrichter gerufen und ermahnt, das sinnlose Leugnen aufzugeben, die Beweise seien in seiner Hand, er wisse ganz genau, daß ich, und nur ich, die alte Frau umgebracht habe.

All die vielen Operationen mit ihren Narkosen wurden zu Hinrichtungen. Während ich langsam mitzählte: eins, zwei, drei ... wollte ich rufen: „Ich habe es nicht getan! Ich bin unschuldig!"

Als ich im Jahre sechzehn ausgetauscht wurde, verflog der Traum. Er sollte erst im Dezember 1917 wiederkehren. Ich war in Trient operiert worden, ich kam aus den verschneiten Hochwäldern von Asiago. Nun lag ich auf dem Nordbahnhof, drei Gymnasiasten, die freiwillig beim Roten Kreuz Dienst machten, unterhielten sich über Theater und Schauspieler. Mich fröstelte. Ich hatte Fieber. Wie weit vom Krieg war das alles fort! Aber was tat ich hier auf dem Nordbahnhof? Vom Nordbahnhof sind wir damals nach Rußland gefahren. Und da war auf einmal wieder der Untersuchungsrichter da, er beugte sich über mich und mahnte mich, endlich zu gestehen. Hier habe er die Beweise! Ich schlug die Augen auf, ein Sanitätsfeldwebel mit einer Liste stand neben mir. Ich kam in ein Wiener Spital, wurde drei Tage später nochmals operiert und hatte Nacht für Nacht im Traume das quälende Verhör zu bestehen, in dem ich meine Unschuld nicht zu beweisen vermochte.

Endlich war es so weit, daß ich wieder lesen konnte. Durch Zufall bekam ich Dostojewskis Roman „Rodion Raskolnikow" in die Hand. Ich lag allein mit einem erblindeten Landsturmoberleutnant in einem

Digitized by Google

Zimmer, ich konnte die ganze Nacht das Licht brennen lassen. So wie damals habe ich nie wieder gelesen. Das war ja mein Traum! Das war ja die Geschichte des Mordes an der alten Wucherin, da waren die beiden Anstreicher mit den Papiertschakos im Stiegenhaus, da stand ich wieder vor der Tür und lauschte auf die schlürfenden Schritte der alten Frau.

Nun entsann ich mich: im Sommer 1914, knapp vor Ausbruch des Krieges, hatte ich dieses Buch zu lesen begonnen. Ich hatte den ersten Band beendet, zum zweiten war ich nicht mehr gekommen. Nun las ich auch den zweiten Band. Nun wich der Traum. Niemand klagte mich mehr des Mordes an. Frühmorgens nur drang das Aufblitzen der elektrischen Straßenbahn wie Mündungsfeuer in meinen leichten Schlaf.

In welchem Fieber mußte Dostojewski dieses Buch geschrieben haben, in welchem Fieber der Erregung mußte ich damals, vor Ausbruch des großen Krieges dieses Buch gelesen haben, daß es sich mir so tief in die Seele gebrannt hatte! Wie sehr mußte die Krankheit eines untergehenden Staates auch mich ergriffen haben, daß mich dieser Versuch des russischen Dichters, den geistigen Verfall aufzuzeigen, so gepackt hatte!

Dieser seltsame Vorgang, daß ich durch Zu-Ende-Lesen, diesmal nicht nur eines Buches, böse Träume zu bannen imstande war, wiederholte sich fast ein Vierteljahrhundert später. Als ich Mitte Oktober durch einen Funkspruch zu einem Vortrag nach Weimar abberufen wurde, lag vor Moskau schon der Reif so dicht wie Schnee. Wir hatten uns mit dem Wagen in der Dunkelheit verfranzt, endlich fanden wir die paar Maschinen auf einem Stoppelfeld. Ich nahm von den beiden mich begleitenden Kameraden Abschied. Sie trugen mir auf, die Heimat zu grüßen und fragten mich, ob ich mich nicht freue, heimzukommen. Ich erwiderte, daß ich ungern gehe, daß ich lieber bei ihnen bliebe. Ein Verwundeter, den das Fieber schüttelte, stieg mit ein.

Als wir aufstiegen, sah ich auf der breiten Heerstraße zwischen den weißen Feldern unter mir den endlosen Zug der Gefangenen aus der Kesselschlacht von Wiasma sich wie eine Riesenraupe dahinziehen. Ich flog über die Straße unseres Vormarsches dahin, ich sah die Dörfer, in denen wir gelegen, die Städte durch die wir gekommen, die Wälder, durch die wir gezogen und die Bäche und Flüsse, die wir übersetzt. Gerade unter unserem Fahrzeug lagen, nun schon in den Straßengraben gestürzt, die russischen Panzer, die uns vor zwei Wochen den Weg versperrten. In die Wälder, deren dichtes Unterholz die Partisanen verborgen hatte, konnte man nun hineinsehen; über dem beim ersten Frost gefallenen braunen Laub lag der Schnee. So dem Schauen hingegeben, hatte ich nicht bemerkt, daß vor uns eine dunkle Wetterwand aufgestiegen war. Wir mußten vor Smolensk niedergehen. Am Straßenrand sah ich dabei die Gräber unserer Sol-

Digitized by Google

daten. Inmitten der Verwahrlosung, Lieblosigkeit und Unordnung hielten unsere Toten unter den schlichten Birkenkreuzen noch an jener Ordnung fest, für die sie hier, ferne der Heimat, gefallen.

Ein Schneetreiben hüllte den kleinen Flugplatz ein. An diesem Tage, ließ sich der Wetterfrosch vernehmen, werde ich nicht weiterfliegen können, am nächsten wohl auch nicht. Ich hörte es nicht gerne Ich dachte weniger an meinen einzuhaltenden Tag als an meine Kameraden auf den Straßen des Vormarsches und an die Kameraden bei den stummen Divisionen in den kaum jemals genannten Abschnitten der Front, die nun nicht nur gegen die immer wieder angreifenden Russen sich wehren mußten, sondern auch gegen dieses Wetter. Denn was schlechtes Wetter in diesem Land der oft bezahlten und doch niemals ausgeführten, der gestohlenen Straßen zu bedeuten hatte, das wußte ich. Ich zweifelte nicht, daß auch damit unsere Landser fertig werden, denn wie oft habe ich in schwierigen Lagen von ihnen selbst gehört, was der Führer über sie gesagt hat: „Dem deutschen Soldaten ist nichts unmöglich."

Am nächsten Morgen fand sich ein Leutnant, der den Schnee von seiner Maschine kehren ließ und es wagte, im Blindflug nach Warschau zu starten. In einer Höhe von zweihundert Metern zogen wir dahin. Unter uns lag das hölzerne Rußland, wie es Dostojewski genannt, mit seinen armseligen Dörfern zwischen den endlosen Wäldern, mit den schwarzen Dorfteichen und den dunklen, vielgewundenen Flüssen im verschneiten Gelände. Smolensk tauchte auf, verbrannt in der Mitte, unzerstört an den Rändern, über die Dnjepr-Brücke zogen Gefangene, an der Straße arbeiteten unsere jungen Burschen vom Arbeitsdienst, die Männer der Organisation Todt und Gefangene in unabsehbarer Zahl.

Auf der Straße mühten sich, wie vor zwei Monaten im Staub, so nun im Schneetreiben, lange Kraftwagenkolonnen gegen Osten. Bei Minsk ließ das Schneetreiben nach. Die grüne Wintersaat wohlbestellter Felder leuchtete zu uns herauf. Oh, wir haben es gelernt, wie Kinder einer brotaufschneidenden Mutter, der Erde in das Antlitz zu schauen. Nun tauchten auch die weißen Wolkenkratzer der Sowjetregierungsgebäude am Rande der Stadt auf, die wohl nur deshalb von der allgemeinen Zerstörung verschont worden waren, um vor uns zu prahlen und uns zu zeigen, was man gebaut hatte. Aber Soldaten sind keine Inturisten, Soldaten sehen in einem Lande nicht nur das, was man ahnungslosen Fremden zeigen will, sie sehen nicht nur die amerikanischen Bauten in den großen Städten, sondern auch die Opfer, die das verkommene, verarmte und ausgeplünderte Land dafür hatte bringen müssen.

Von oben waren deutlich an den Straßen die Reste jener Dörfer zu erkennen, die von den Roten abgetragen und an einer anderen, leichter zu überwachenden Stelle wieder in der Nähe eines großen Kolchos aufgebaut worden waren. Brennesseln und Mauerreste der großen

Digitized by Google

Öfen waren zurückgeblieben. Denn Menschen und Dörfer haben im großen Rußland kaum Wurzeln in den Boden gesenkt, man kann sie davonjagen und niederreißen und an einer anderen Stelle genau so schlampig und flüchtig wieder aufbauen.

Und da waren sie ja auch wieder, und je mehr wir uns der Grenze nähern, desto dichter nebeneinander, diese vier Holztürme in den Ecken des Stacheldrahtvierecks und die armseligen Baracken darinnen, da waren jene Lager wieder, die uns beim Überschreiten der Grenze damals so viel zum Raten aufgegeben hatten. Alles mögliche hatten wir über ihren Zweck vermutet: aber daß es Lager für die Strafgefangenen waren, die man für den Straßenbau brauchte, darauf waren wir, ihrer Vielzahl wegen, nicht gekommen. Später hatte ich in Minsk ein paar Tausend von jenen Menschen gesehen, die wir aus diesen Lagern aufgesammelt hatten. Nie hatte ich noch etwas Ähnliches geschaut. Es waren nicht Schatten von Menschen, es war ihre Asche, was sich da verhungert, zerlumpt, verkommen, geschändet, stumpfen Gesichts und erloschenen Blicks, gesenkten Haupts und schleppenden Schritts vorüberschob. Das Elend hatte sie ausgelöscht, sie sahen einander hoffnungslos gleich, sie waren weder nach Alter noch nach Rasse, weder nach Herkunft noch nach Stand zu unterscheiden, obwohl Bauern und Lehrer, Ingenieure und Arbeiter, Verbrecher und Narren unter ihnen waren. Die einen waren ein paar Minuten zu spät zur Arbeit angetreten, die andern hatten irgendeinen winzigen und doch so mächtigen Gewalthaber geärgert, die dritten waren einfach nur deshalb aufgegriffen worden, weil man Arbeitskräfte brauchte, denen man gar nichts zahlen und fast nichts zu essen geben mußte.

Diese billige Art der Arbeitsbeschaffung war bei den Russen alt, aber alle Bilder sibirischer Kettensträflinge in den Bergwerken, die so oft gemalt worden sind, stellen wahrhafte Idylle dar gegen das, was hier die Sowjets geschaffen haben. Sie können stolz darauf sein, die vielgeschmähten Zeiten zaristischer Unterdrückung weit übertroffen zu haben.

Gegen Mittag landeten wir in Warschau. Menschen, die vom Westen in diese Stadt mit den noch nicht vernarbten Spuren des Krieges kommen, mögen dort arme und dürftige Gestalten sehen. Ich kam mir vor, als sei ich in eine Welt von Wohlstand und Lebensfreude gekommen.

In der letzten Minute erreichte ich den Zug nach Wien. Am nächsten Morgen fuhr ich bei der ersten Dämmerung durch das Marchfeld. Schauen! Nur Schauen! Das wäre ein Genuß, hier in den großen Dörfern mit den vielen Ziegelhäusern Quartier zu machen! Hier könnte man sogar in Betten schlafen! Und wie fest der Grund der Straßen ist! Sind nicht hier selbst die kleinen Feldwege besser wie in Rußland die auf den Straßenkarten rot eingezeichneten Wege? Das Gespann, das an der Bahnschranke wartet, hat kein geflicktes

Digitized by Google

und zusammengeknotetes Geschirr! Die Menschen haben Schuhe und Strümpfe! Keine Flüchtlinge auf den Straßen, keine zerschossenen russischen Panzer, keine aufgeblähten, füßespreizenden toten Pferde, keine verbrannten Autos und nirgends die langen Reihen der reifbedeckten russischen Gefallenen, denen ihre nächtlichen Durchbruchsversuche nicht geglückt sind.

Man kommt sich wie ein Ausreißer vor, man hat ein schweres Herz und sehnt sich nach Rußland, denn man liebt dieses weite Land unter dem hohen Himmel, das so viel erduldet hat. So wie damals die gemordete Frau, die aus kalter Überlegung gemordete Frau aus dem Roman „Rodion Raskolnikow", so will einem jetzt das gemordete Volk, das entseelte, geschändete, verkommene Volk in seiner grenzenlosen Armut nicht aus dem Sinn.

Wie oft hatten wir in Rußland in den Büchereien der Schulen und der Sowjethäuser nach deutsch geschriebenen Büchern gestöbert, wie sie im russischen Staatsverlag erschienen: nach den Werken Lenins und Stalins, nach den Veröffentlichungen über die großen Staatsprozesse, die gegen all die vielen Kommunisten geführt worden waren, die sich einer rechten oder linken Abweichung von der Generallinie Stalins schuldig gemacht hatten. Wir wollten uns ein Bild machen, warum alles so grauenhaft verändert war, denn ich kannte ja das Land aus dem großen Krieg, und wenn ein Gefangener auch nur die schlechteste Seite eines Landes zu sehen bekommt, das, was ich an Menschen, das, was ich an Häusern gesehen, es ließ sich mit dem, was wir nun vor Augen hatten, nicht vergleichen. In den Rasttagen waren wir über diesen Büchern gesessen, aber die deutschen Übersetzungen der Arbeiten Lenins und der Aussagen in den Staatsprozessen waren genau so unverständlich, als wären sie in einer vollkommen fremden Sprache geschrieben. Alles war von einer so vielfach verschlungenen Rabulistik, von einer so unverständlichen Ausdrucksweise, daß wir es bald aufgaben, uns da durchzutasten. Nirgends zeigte sich auch nur das kleinste Licht eines menschlichen Satzes, dem man hätte folgen können. Es ging uns mit diesen deutschen Übersetzungen genau so, wie mit den Gesichtern der Gefangenen: man kann auch Sätzen die Seele nehmen, man kann alles in so eiskalten, abgezogenen, seelenlosen Begriffen darstellen, daß es jemanden, der noch ein lebendiges Herz in der Brust hat, unverständlich wird. Lenin hat viel geschrieben, ganze Reihen von Büchern standen in den Regalen. Welches immer man aufschlug, der Eindruck blieb der gleiche. Ob Stalin die vielen Werke selbst geschrieben hat, weiß ich nicht, aber er, der doch einst ein Straßenräuber war, hätte sich doch verständlicher, greifbarer, handfester ausdrücken müssen! Nichts davon. Die gleiche Rabulistik, die gleiche Fremdheit dem lebendigen Leben gegenüber. Aus allen Seiten wehte durch die unverständlichen Sätze und Begriffe der kalte Tod. Unüberbrückbar standen einander ein in elenden Hütten hausendes armes Volk und eine verbildete, bodenlose, herzlose

Digitized by Google

und lieblose geistige Schicht gegenüber. Wie je ein Wort dieser Bücher den Verstand eines einfachen Mannes erreichen sollte, war nicht zu begreifen. An das Herz, an das Gefühl, an die Ehre des Volkes war nicht ein einziges gerichtet.

Auch das Werk eines staatlich anerkannten und geförderten Dichters, dessen Namen ich nicht behalten habe, fanden wir. Da es eine Prachtausgabe mit vielen Buntbildern war, mußte dieser Mann eine gewaltige Stellung haben. Das erste Bild stellte eine Familie dar: einen Vater mit einem langen Bart in der Uniform eines Offiziers oder eines Beamten, einen schönen Mann mit einem ordentlichen Gesicht; eine freundliche und etwas bedrückte Mutter, eine sanfte Schwester, und vorne saß unser Autor, ein höchst verdrossener und übler Knabe, dessen Weiterentwicklung die anderen Bilder zeigten. Ein von Weltschmerz und Überheblichkeit geplagter Student, ein langmähniger Petersburger Dichterjüngling, ein Barrikadenredner ohne Stehkragen, ein eleganter junger Herr in den Straßen Neuyorks und ein Lümmel in Hemdsärmeln unter den Palmen Mexikos. Als Anhang war eine Weltkarte dem Werke beigegeben, die die Reisen dieses Dichters nach Amerika und Mexiko und seine Vortragsfahrten durch Rußland darstellte. Die Gedichte, die nur so von Motoren, Kolbenstößen, Dampf, Lokomotiven und ähnlichen Geräuschen des technischen Fortschrittes knatterten, waren wenig bemerkenswert. Eine Sonderstellung in der Weltliteratur nahmen wohl nur die Plakate ein, die in Farben wiedergegeben waren und deren Text dieses Originalgenie entworfen hatte. Ich übersetzte sie mir zuerst selbst, aber ich fand keinen Sinn. Ich bat unseren Dolmetscher, mir zu helfen, aber es kam wirklich nichts anderes heraus: „Mir-Zigaretten raucht jeder Sowjetbürger", „Kaukasischer Wein wärmt das Blut". Die Reklamebilder waren diesem einfallsreichen Text entsprechend. Der junge Mann hatte recht, unter den Palmen Mexikos so zuversichtlich zu lächeln.

Nein, die gedruckten Werke des heutigen Rußlands konnten uns keine Auskunft geben. Das wäre genau so, als wollte man von den tausend Gipsdenkmälern Lenins, Stalins, Molotows oder Woroschilows auf allen Plätzen, selbst der kleinsten russischen Dörfer, einen russischen Stil ablesen. Da hat eher eine Semmel einen Eigenstil, die neben tausend anderen liegt, die aus dem gleichen Backofen kommen.

Auf die Fahrt nach Weimar nahm ich mir drei bei uns erschienene Bücher über Sowjetrußland mit: Albrecht: „Der verratene Sozialismus", Salonewitsch: „Die Verlorenen" und „Die Flucht aus dem Sowjetparadies". Ich hatte das Gefühl, Zeugenaussagen zu vernehmen, die mir die reine Wahrheit sagten. Ich fand die Erklärung für vieles, was ich gesehen: warum die Menschen aus den Straflagern so furchtbar aussehen, durch welche Behandlung den Menschen die Seele herausgenommen wird. Aber bei beiden hatte ich den Eindruck, daß

Digitized by Google

sie doch nicht das Ganze sahen und daß sie Stalin nicht so ernst nahmen, wie er zu nehmen ist.

Als ich heimkehrte, griff ich wieder zu jenem großen Dichter, der mir einst einen so schweren Alb auf die Brust gelegt hatte. Nach vielen Jahren las ich wieder „Die Dämonen" von Dostojewski. Jene Verzauberung von einst wollte sich nicht einstellen. Es gelang dem Dichter nicht, mich in jene tiefe Unruhe von einst zu stürzen, seine Qualen zu meinen Qualen zu machen. Ich las das Buch nicht nur als Dichtung, ich las es als Zeugnis. Damals, vor dem großen Kriege, hatten bei uns noch alle Begriffe gewankt, war an uns allen die russische Krankheit selbst dicht genug vorbeigegangen. Die endlosen Gespräche ermüdeten mich, ich hatte ja gesehen, wohin solche Gespräche führen, denen keine Taten folgen. Ich griff zu Tolstoi, ich las Tschechow, Turgeniew, ich suchte die berühmte Stelle am Schluß von Gogols „Toten Seelen".

Wie anders klang nun dieser große Schluß:

„Jagst du nicht auch, Rußland, so dahin, wie ein keckes unerreichbares Dreigespann? Rauchend dampft unter dir der Boden; es dröhnen die Stege. Und alles bleibt zurück, weit hinter dir zurück. Wie durch ein göttliches Wunder betäubt, steht festgebannt der staunende Zuschauer. Ist es ein Blitz, der aus den Wolken zuckte? Was bedeutet diese grauenerweckende Bewegung? Und welche unbekannten Kräfte wohnen in diesen niegesehenen Rossen? Oh, ihr Rosse! Lebt ein Wirbelwind in euren Mähnen? Bebt ein wachsames Ohr euch in jeder Ader? Lauscht ihr auf ein altbekanntes Lied von oben, und spannt ihr jetzt einträchtig eure ehernen Brüste? Kaum rühren eure flüchtigen Hufe die Erde, in eine langgestreckte Linie verwandelt, und wohin stürmt das ganze gottbegeisterte Rußland? Wohin jagst du, gib Antwort! Du bleibst stumm. Wundersam ertönt der Gesang der Glöckchen. Wie von Winden zerfetzt, braust und erstarrt die Luft; alles, was auf Erden lebt und webt, fließt vorüber; und es weichen von dir, treten zur Seite und geben Raum alle anderen Staaten und Völker."

Weder Gogol noch die andern Russen wußten, wohin diese Troika jage. Daß sie ins Jagen, ins Rasen gekommen war, das ahnten sie alle. Und alle glaubten, daß durch irgendein Wunder sich alles zum Guten wenden werde. Man muß sich vor Augen halten, daß dieser große Schluß ein Fragment beschließt, in dem die Geschichte eines kleinen Betrügers und der großen russischen Korruption geschildert wird. Dieser Schluß ist im Jahre 1841 geschrieben. Im Jahre 1870 schrieb Dostojewski in Dresden seine „Dämonen". Und in ihnen steht eine Prophezeiung, die nach einem Jahrhundert Wort für Wort in Erfüllung gegangen ist.

„Alle sind Sklaven und in der Sklaverei einander gleich. In äußersten Fällen Verleumdung und Mord — aber die Hauptsache: Gleichheit! Als erstes senkt sich das Niveau der Bildung, der Wissenschaft

Digitized by Google

und der natürlichen, angeborenen Begabungen! Höheren Begabungen ist es unmöglich, nicht Despoten zu sein und stets haben sie mehr demoralisiert als Nutzen gebracht; man verjagt sie deshalb oder richtet sie hin. Cicero wird die Zunge abgeschnitten. Kopernikus werden die Augen ausgestochen, und Shakespeare wird gesteinigt. Sklaven müssen gleich sein . . . Nur eines ist noch nicht genug vorhanden in der Welt — und das ist Gehorsam. Jeder Bildungsdurst ist schon aristokratischer Trieb. Familie, Liebe — das ist gleich, schon der Wunsch nach Eigentum. Wir bringen ihn um, den Wunsch: wir verbreiten Trunksucht, Klatsch, Angeberei; wir verbreiten unerhörte Demoralisation: wir ermorden jedes Genie schon als Kind. Alles wird auf einen Nenner gebracht, vollständige Gleichheit wird durchgesetzt . . . Unentbehrlich ist nur das Unentbehrliche — das sei die Devise des Erdteiles von nun an. Aber auch Krämpfe sind notwendig; dafür werden wir sorgen, die Regenten. Sklaven müssen Regenten haben. Vollkommener Gehorsam, vollkommene Unpersönlichkeit, aber einmal in jeden dreißig Jahren gönnt Schigaleff (der Verfasser dieses Programms der Zukunft) doch einen Krampf, und dann frißt sich alles gegenseitig auf, bis zu einer gewissen Grenze natürlich nur, einzig damit das Leben nicht zu langweilig wird. Langeweile ist eine aristokratische Erfindung... Der russische Gott hat vor dem Schnaps schon die Flucht ergriffen. Das Volk ist betrunken, die Mütter sind betrunken, die Kinder sind betrunken, die Kirchen sind leer. Der Jammer ist nur, daß wir keine Zeit zum Warten haben, sonst könnten wir sie noch betrunkener werden lassen. Ein Jammer, daß wir keine Proletarier haben! Aber wir werden sie schon bekommen, wir werden schon, denn dazu führt es . . Aber ein, zwei Generationen mit unerhörter Sittenverderbnis sind jetzt unbedingt nötig: vertierte Sitten, gemeine, schändliche Sitten, so daß der Mensch sich in einen einzigen, widrigen, gemeinen Ekel verwandelt, das ist es, was nötig ist! Und dann ein bißchen ‚frisches Blut', damit er sich daran gewöhnt" („Dämonen", 2. Bd., S. 123). Das, was hier Dostojewski den Revolutionär sprechen läßt, hat sich erfüllt, ja, seine Vorausschau ist noch übertroffen worden. Das Volk mußte lernen mit weniger als mit dem Unentbehrlichen auszukommen. Die Krämpfe haben sich eingestellt, aber sie haben nicht dreißig Jahre auf sich warten lassen, in den Kellern der Tscheka, in den großen Schauprozessen, in den Gladiatorenspielen dieses Sowjetreiches hat das Leben immer in zuckendem Krampf verröchelt. Und da es in einem Bauernland wenig Proletarier gab, mußten eben die Bauern zu Proletariern werden. Und jene fleißigen Bauern, die es zu etwas gebracht hatten, wurden zu Kulaken gestempelt und mußten beim Bau der Bahnen im Norden und Süden zugrunde gehen. Die faulen, die untüchtigen Bauern aber, die übrigblieben, wurden in Zwangsarbeiter auf den Kolchosen verwandelt, und wer zur Arbeit zu spät kam, der wurde in eines der vielen, von vier Türmen und einem Stacheldraht umgrenzten Zwangsarbeiter-

Digitized by Google

lager an den Straßen geschickt. Was dort aus den Menschen geworden ist, das haben wir mit eigenen Augen gesehen.

Aber Dostojewski, dem die heilige Krankheit, die Epilepsie, den Blick geweitet, hat auch die Rolle des Judentums in diesem Vorgang der Auflösung deutlicher gesehen als Albrecht oder Solonewitsch. Uns allen war es in Rußland beim Gespräch mit den Menschen aufgefallen, daß der Jude für sie überhaupt kein Begriff mehr war, daß man ihnen allen jede Vorstellung seines Wirkens und Zerstörens genommen hatte. In seinen politischen Schriften schreibt Dostojewski:

„Meine Gegner weisen immer darauf hin, daß die Juden arm sind, und zwar überall, in Rußland nur noch ganz besonders; daß nur der kleine Wipfel dieses Volksbaumes reich ist, die Bankiers und die Könige der Börsen, von den übrigen aber fast neun Zehntel buchstäblich Bettler sind, die sich für ein Stück Brot zerreißen und Maklerdienste tun, um eine Kopeke zu erhaschen. Ja, das ist wahr, doch was sagt das schließlich? Sagt das nicht gerade, daß sogar in der Arbeit der Juden, daß sogar in ihrer ausbeutenden Tätigkeit selbst etwas Unrechtes, Unnormales, etwas Unnatürliches liegt, das seine Strafe bereits in sich trägt? Der Jude verdient durch Vermittlergeschäft, er — handelt mit fremder Arbeit! Doch all das ändert bis jetzt noch nichts an dem Gesagten: dafür erobern die reichen Juden immer mehr die Herrschaft über die Menschheit und streben immer eifriger danach, der Welt ihr jüdisches Antlitz aufzudrücken und ihr jüdisches Wesen zu verleihen. Spricht man über die Eigenschaften der Juden, so sagt man immer: auch unter ihnen gäbe es gute Menschen. Herrgott, handelt es sich etwa darum? Ich spreche doch in diesem Falle nicht von guten oder schlechten Menschen. Und gibt es nicht unter den Juden gleichfalls gute? War denn der verstorbene James Rothschild etwa ein schlechter Mensch? Ich spreche nur im allgemeinen von der jüdischen Idee, die die ganze Welt ergreift an der Stelle des ‚mißlungenen' Christentumes."

Alle großen russischen Schriftsteller des neunzehnten Jahrhunderts haben dieses Dahinrasen der russischen Troika gefühlt, aus allen sprach die Angst, alle dachten nach, wie und was noch zu retten sei. Unvermittelt bricht aus der Düsternis ihrer begründeten Schwarzseherei ein grundloser Glaube an eine Rettung der Welt durch das gewandelte russische Volk. Der stumme russische Bauer, der sich Krestjanin, das ist die ältere Form von Christjanin, Christ nennt, sollte das Wort der Erlösung sprechen, sollte dem in sich zerfallenen Westen Europas neuen Glauben bringen. Nicht nur die Russen glaubten daran, daß sie das kommende Volk seien. Auch in Grillparzers „Libussa" steht jenes Seherwort:

„Dann kommt's an euch, an euch und eure Brüder,
Der letzte Aufschwung ist's der matten Welt.
Die lang gedient, sie werden endlich herrschen,

Digitized by Google

Zwar breit und weit, allein nicht hoch und tief;
Die Kraft, entfernt von ihrem ersten Ursprung,
Wird schwächer, ist nur noch erborgte Kraft.
Doch werdet herrschen ihr und euren Namen
Als Siegel drücken auf der künft'gen Zeit."

Libussa spricht hier aus, was alle Slawophilen Rußlands im neunzehnten Jahrhundert geglaubt haben. Aber diesem leidenschaftlichen Glauben entsprachen keine Taten. Dieses Reich, das groß wie ein Weltteil geworden war und das nach den Meeren drängte, war nicht imstande, seine einfachsten inneren Fragen aus eigener Kraft zu lösen. Nirgendwo mögen die geistigen Menschen über die Zukunft so viel gesprochen haben und für die Zukunft so wenig getan haben wie in diesem Reiche. Sie wollten Europa erretten und mußten doch selbst sehen, wie sie dem Verderben entgegentaumelten. Sie haben sich von Europa ihren Staat bauen lassen, weil Peter der Große ein europäisches Rußland haben wollte, und sie haben nicht eingesehen, daß vor allem einmal das Wichtigste nicht Pläne, sondern Taten gewesen wären.

Das Menschenleben hat bei ihnen nie eine Rolle gespielt, war immer keinen Pfifferling wert. Sie haben Petersburg auf den Leichen der dort zur Sklavenarbeit zusammengetriebenen und in den Sümpfen zugrundegegangenen Bauern errichtet, sie haben die Bergwerke Sibiriens von den Kettensträflingen betreiben lassen, sie haben alle Menschen, mit denen sie nicht fertig werden konnten, auf den sibirischen Abfallhaufen geworfen, sie waren immer bereit, jeden Widerstand zu leisten und jeden Widerstand niederzuschlagen, aber für die Besserung der Übelstände zu arbeiten, dazu fehlte ihnen jede Lust.

Ihr Staat war einst von Nordgermanen gegründet worden, sie hatten das Blut der Krimgoten, sie hatten das Blut der Nordskandinavier in sich aufgenommen. Deutsche, Holländer, Schweden hatten zur Zeit Peters des Großen einen großen Teil ihrer Verwaltung geführt. Deutschland, damals uneinig und zerrissen, ohne Platz für seine Menschen, gab Kräfte über Kräfte an Rußland ab. Sie haben die pflichtgetreuen und arbeitsamen Deutschen stets zu nützen verstanden, der Dank an sie war immer nur Hohn und Spott gewesen. In ihren Gedanken und Plänen hatten die Russen alle Völker der Welt übertroffen, ja, sie hatten geglaubt, der Welt ein neues Christentum, eine neue Erlösungslehre zu bringen. Aber das, was nottat, die Forderung des Tages, das Nächstliegende und Dringendste zu tun, war ihnen nie eingefallen. Diese Anklage erhebe nicht ich, diese Anklage wird von ihren großen Dichtern immer wieder erhoben. Die christliche Erlösungslehre hat sich in die bolschewistische verwandelt, der Internationalismus Lenins in den Kommunismus in einem Lande Stalins. Nur daß dieser Kommunismus in einem Lande so stark sein sollte, daß er von Rußland aus die ganze Welt erobern konnte. Aber auch

Digitized by Google

sonst war alles beim alten geblieben. Haben nicht Europa und Amerika in der Zeit der großen Arbeitslosigkeit den Sowjets die ganze gewaltige Industrie mit ihren daheim beschäftigungslos gewordenen Ingenieuren und Monteuren aufgebaut? Haben die Sowjets mit dieser von Fremden aufgebauten Industrie nicht zu Schleuderpreisen so viel Waren auf den Markt geworfen, daß sich die Arbeitslosigkeit in den anderen Ländern nur noch steigerte? War nicht der Zeitpunkt schon herangerückt, wo sie mit unseren Maschinen und mit der Arbeit unserer Ingenieure sich gegen uns gewendet hätten?

Ich habe vorhin gesagt, daß sowohl Albrecht wie Solonewitsch ganz gehörig Stalin unterschätzt haben, weil beide ihm vorwerfen, sinnlos Menschen für den Bau von überflüssigen Industriewerken, Straßen und Kanälen geopfert zu haben. Oh, es war nicht sinnlos. Sinnlos konnte es nur scheinen, wenn man an Rußland dachte, an die Ausplünderung des Volkes, an die Armut, an den Hunger, an das Massensterben und an die Sklaverei. Sinnlos konnte es nur scheinen, wenn man das alles von der Wirtschaft, vom Wohl des eigenen Landes her ansah, sinnvoll und wohldurchdacht wird es erst, wenn man nicht an den Frieden, sondern an den Krieg denkt. Sinnlos wäre das ganze Elend und Sterben bei einem anderen Volke gewesen, das daran zugrundegegangen wäre. Rufen wir dafür wieder Dostojewski zum Zeugen: „Ich glaube, das ursprünglichste, geistige Bedürfnis des russischen Volkes ist das Bedürfnis zu leiden, ewig und unersättlich, überall und in allem. Dies Lechzen nach Leid hat es, wie mir scheint, schon von jeher in sich gehabt. Wie ein leidtragender Strom zieht es durch seine ganze Geschichte, und zwar nicht nur in Gestalt äußeren Unglücks und verschiedener Heimsuchungen, vielmehr entspringt seine Quelle dem lebendigen Herzen seines Volkes . . . Im Leid findet das russische Volk gleichsam einen Genuß . . .“

Dieser tiefsten Lust zu leiden entspricht die Lust, anderen Leiden zu bereiten. Eine gefährliche Gemütslage für ein großes Volk, dessen Entwicklung eine ununterbrochene Reihe von Krämpfen und Erschütterungen ist, dem jede Berührung mit dem so ganz anders geratenen Westen Europas Ströme von Blut und Tränen, Aufruhr und Empörung gekostet haben. Endlos wie die Ebenen des Landes sind die Anlagen der großen Dichtungen. Bruchstücke sind sie fast alle geblieben, die Schilderung des Zerfalls und der Zersetzung ist ihnen durch eine einmalige Zergliederung des Seelenlebens der Menschen geglückt, das Rettende, das Helfende, das nur zur Genesung führende wußten sie alle nicht zu sagen. In der bekannten Gegenüberstellung von Christus und dem Großinquisitor von Dostojewski schweigt Christus, der das kommende russische Volk vertritt, spricht nur der Großinquisitor, der den versteinerten Westen vertreten soll. Nun, das russische Volk hat auch das Wort nicht gefunden, aber die Bolschewiken haben den Großinquisitor in den Schatten gestellt.

Digitized by Google

All dieses ginge unser Volk nichts an, wenn wir nicht von jeher geistig und wirtschaftlich, staatlich und menschlich den Russen die unentbehrliche Ergänzung gewesen wären.

Ja, hat mich vor kurzem jemand gefragt, ich müsse doch zugeben, daß sich die Russen von allen Gegnern am besten gewehrt hätten. Das kann man zugeben, erwiderte ich. Aber unser Soldat hat ein untrügliches Gefühl für seinen Gegner, er achtet den tapferen Feind. Aber ich habe nie gehört, daß unsere Soldaten den Sowjetrussen, die sich doch oft bis zum letzten Mann und zum letzten Schuß gewehrt haben, den Preis der Tapferkeit zugebilligt hätten, den sie den anderen gerne zuerkannten. Dieses stumpfsinnige Heranwälzen immer neuer Massen, die sich zusammenschießen lassen, diese tückische Kampfweise der Partisanen aus dem Hinterhalt, das vollkommen unritterliche Wesen der Rotarmisten ist es, das unseren Soldaten einen förmlichen Ekel einflößt.

Wie ich mir dann erkläre, wurde ich weiter gefragt, wie ein so geschundenes, ausgeschossenes, verarmtes und versklavtes Volk dennoch die Kraft für einen erbitterten Widerstand aufbringe?

Das ist die Kraft und die Zähigkeit hungernder Wölfe, habe ich geantwortet, die sich auf uns stürzen. Wenn ein Volk, um die Herrschaft über die ganze Erde zu erringen, so grenzenlos geopfert hat, dann wehrt es sich eben, sieht es diesen Traum zerrinnen, bis zum letzten. Wenn es vor dem Kriege so gehungert hat, ahnt es, was es erst durch eine Niederlage wird leiden müssen. Dann ist jeder Angriff ein Ausreißen, dann gibt es nur eine Flucht, und das ist die Flucht nach vorne.

Wir haben die Sowjetsoldaten aus den Wäldern kommen gesehen, in der einen Hand die von uns abgeworfenen Zettel, die ihnen die Sinnlosigkeit des Widerstandes klarlegten, in der andern Hand das krampfhaft gehaltene Gewehr, das sie auch bei der Gefangennahme nicht hergeben wollten, weil man ihnen streng verboten hatte, die Waffe abzulegen. Was wissen denn wir, mit welchem Nachdruck dort ein Befehl gegeben wird! Vor dem Angriff erscheint ein Kommissar, läßt die Kompanie antreten, ruft drei Leute vor die Front, schießt sie über den Haufen und ruft den andern Rotarmisten zu, so werde es allen gehen, die nicht schneidig vorgehen. Vergessen wir doch nicht, was Dostojewski in seiner Prophezeiung über den vollkommenen Gehorsam gesagt hat. Ja, wir haben also auch diesmal nach unserer Heimkehr weitergelesen, um von dem Alpdruck loszukommen, den dieser Mord, kein geschriebener, kein meisterhaft geschilderter, sondern ein wirklicher Mord, auf unsere Brust gelegt hatte. Wir haben gelernt, wie lange er schon vorbereitet und wie bald er schon vorausgesagt worden war und wie dennoch niemand etwas unternommen hatte, ihn zu verhindern. Wir haben erkannt, in welcher Gefahr wir selbst geschwebt, und wir haben nicht mehr an die Russen, wir haben endlich auch an uns selber gedacht, als bei uns auch die

Digitized by Google

gleichen Menschen auftauchten, auf deren Stirnen das Zeichen der Vernichtung geschrieben stand, und wir haben klar gesehen, daß hier kein Versuch, mit Worten und Reden zu helfen, anschlagen konnte, denn hundert Jahre lang hatten die großen Dichter Rußlands versucht, dem eigenen Volke auf diese Weise zu helfen.

Wo Worte nicht heilen, wo Beschwörungen nicht helfen, muß das Eisen schneiden. Wir Deutsche sind ein seltsames Volk. Wir sorgen uns, was aus den Russen werden mag, obwohl ich noch nie gehört habe, daß sich Engländer, Amerikaner oder Russen sorgen, was aus uns werden soll. Da Rußland in seiner heutigen Form nur hätte leben können, wenn es sich weiter nach dem Westen gefressen hätte wie ein Aussatz, so wird es eben jetzt, da ihm der Führer für immer diese Möglichkeit genommen hat, nicht mehr sein.

Gedenken wir in Ehrfurcht unserer lieben, tapferen und treuen Soldaten, die endlich so geführt werden, wie sie es verdienen, und danken wir den Toten, die für uns, für das Reich und für die Freiheit der Welt gefallen sind.

Digitized by Google

Karl Rosenfelder:

Europas Ostfront in der Geschichte

Nicht ohne tiefe Bedeutung stehen am Anfang der europäischen wie auch der ostasiatischen Kultur die Mythen jener göttlichen Wesen (Ymir, Pan-ku), die aus dem Weltenchaos die Weltordnung gestalteten und in ihrer Schöpfung ewig wirkend weiterleben. Klar und unmißverständlich kündet der Mythos vom Wesen der Völker und vom Sinn ihrer Geschichte: der Gestaltung der Welt. Das Wesen der Weltgeschichte aber ist der Kampf des Genius mit den widerstrebenden ungestalteten Kräften. Ein wesentlicher Teil dieses Kampfes spielt sich an Europas Ostfront, wo die europäische Ordnung gegen die immer wieder aus den Steppen Innerasiens anbrandende Woge des Chaos verteidigt wird, und an den Grenzen des ostasiatischen Kulturbereiches ab.

Sicherung des europäischen Vorfeldes durch die Indogermanen und seine Gefährdung durch die Skythen.

Europa ist ein Kulturbegriff. Seine Abgrenzung als Erdteil ist nach Osten hin keineswegs geographisch zu bestimmen. Es war das nordrassische Indogermanentum, das die Grundlagen Europas schuf. Mit der Überlagerung der geschichtslosen Bevölkerung „Alteuropas" durch die indogermanischen Völker begann die „Artwerdung Europas". Neben vielen rein natürlichen Antrieben, wie Naturkatastrophen im Mutterland, Raumhunger und Wandertrieb, muß der den indogermanischen Völkern innewohnende Gestaltungswille ein ausschlaggebendes Moment dieser Völkerbewegung gewesen sein. Der weltweite Ausgriff der Indogermanen folgte dem „Hauptwasserstraßensystem Europas"* zwischen Nord- und Ostsee einerseits und Schwarzem und Kaspischem Meer andererseits. Dadurch erhielt die indogermanische Bewegung eine von Nordwesten nach Südosten verlaufende Richtung, die für die Geschichte Europas bestimmend geblieben ist.

Weit über das heutige Europa hinaus geriet die Welt unter indogermanischen Einfluß. Im iranischen Hochland und in der Indus- und Gangesebene gestalteten indogermanische Völker Hochkulturen, deren Glanz bis in unsere Tage leuchtet, und in Europa erwuchs als schönste Blüte dieses ersten geschichtlich erfaßbaren Indogermanenzuges die antike Kultur von Hellas und Rom. Um das Jahr 1000 v.u.Z. war der Raum vom Atlantischen bis zum Indischen Ozean unter indogermanischer

* Sanders: „Die Gestaltung Europas". Sanders stellt in diesem bedeutenden Werk die Geschichte Europas auf der geopolitischen Grundlage seines „Hauptwasserstraßensystems" dar.

Digitized by Google

Führung, und lange Zeit ist dieser großartige Kulturraum gesichert gewesen, da seine Ostflanke wehrhaft genug war, jeder Bedrohung aus den weiten östlichen Steppen zu begegnen. Die Düna-Dnjepr-Don- und Schwarzmeergebiete wurden zur Schutzzone des arischen Kerngebietes. Der Kaukasus bildete „die letzte sichere biologische, kulturelle, politische Etappe der arischen Europäer auf ihrem Vorstoß nach dem Osten" (Sanders). So hat das Indogermanentum nicht nur die Grundlagen des heutigen Europa gelegt, sondern auch das Beispiel der allein wirksamen Sicherung Europas und seiner Kultur gegeben, indem es den Ostraum vom Finnischen Meerbusen bis zum Kaspischen Meer in seinen Führungsbereich einbezog und dadurch seine rassische Heimat in Nord- und Mitteleuropa durch ein weites Vorfeld schützte.

Die weitere Entwicklung des europäischen Vorfeldes im Osten wird durch die Skythen bestimmt, von denen die persischen Geschichtsschreiber und der Grieche Herodot berichten. Es ist der Forschung noch nicht gelungen, volles Licht in die Skythenfrage zu bringen. Hans F. K. Günther ordnet die Skythen in seinem hervorragenden Werk „Die nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens" dem Sakentum ein. In beiden Fällen haben wir es mit einem Sammelbegriff für die nördlich des indoiranischen und griechischen Kulturbereiches lebenden Herrenvölker zu tun, mit denen besonders die am Nordrande des Schwarzen Meeres in blühenden Handelsstädten siedelnden Griechen, deren Handelsbeziehungen über das osteuropäische Wasserstraßensystem (Bernsteinweg) bis nach Skandinavien reichten, in enge Berührung kamen.

Der Sprache nach gehören die Skythen oder Saken dem Indogermanentum an, eine Feststellung, die auch von der Kulturgeschichte (Strzygowski) und der Rassenkunde (Günther) unterstützt wird. Aber diese Indogermanen haben die bäuerliche Lebensweise aufgegeben und sind zur nomadischen übergegangen. „Vielleicht hat leiblich wie seelisch erst ein Einschlag innerasiatischer Rasse die nach Asien vordringenden Saken nordischer Rasseherkunft der starken Umwelt angepaßt und zum Leben als Wanderhirten befähigt" (Günther). Mit der Nomadisierung, beziehungsweise Verbastardierung dieser von ihrem Artgesetz abgewichenen Indogermanen tritt etwas Entscheidendes ein: der von ihnen beherrschte Ostraum vom Dnjepr bis zum Oberlauf des Jenissei in Sibirien erhält ein doppeltes Antlitz, und der Bruch im Wesensgefüge der ursprünglich indogermanischen Skythen bleibt nicht ohne Rückwirkung auf Europa. Die im 9. und 8. Jahrhundert v. u. Z. erfolgte Reichsgründung der Skythen im Süden Osteuropas, also im Gebiet der heutigen Ukraine, darf bereits als rückläufige Bewegung angesehen werden. Als die Skythen dann bis nach Zentraleuropa vorstießen — im 5. Jahrhundert erreichten sie die Oder — hatte sich der osteuropäische Schutzraum allmählich in einen Europa bedrohenden Raum verwandelt. Ohne den Rückhalt an Europa konnte das den riesigen Ostraum durchdringende Indogermanentum seine rassische Reinheit nicht behaupten und erlag mehr oder weniger einer rassisch fremden Umwelt, von welchem Schicksal besonders die am weitesten nach Osten

Digitized by Google

vorgedrungenen Völkerschaften betroffen wurden. In den Skytheneinbrüchen sind zum ersten Male deutlich die aus dem Osten hervorbrechenden antieuropäischen Kräfte zu erkennen. Die Stoßlinie dieser Europa in Zukunft noch oft bedrohenden Kräfte traf vertikal auf die Mitte der von Nordwest nach Südost verlaufenden europäischen Lebenslinie.

Das Skythenreich erlag dem Ansturm der indogermanischen Kelten, die zwischen 900 und 200 v. u. Z. Europa beherrschten. Auch der „Keltenstrom" ergoß sich in südöstlicher Richtung bis tief nach Anatolien und Südrußland hinein, traf auf die westliche Flanke des Skythenreiches und schwächte im Verein mit den wiedererstarkten griechischen Stadtkolonien am Nordufer des Schwarzen Meeres die machtpolitische Stellung der Skythen im osteuropäischen Raum. Als dann vom Norden her die germanischen Bastarnen und Skiren, vom Südosten her die Makedonier das Skythenreich angriffen, erlag dieses nach langanhaltenden und schweren Kämpfen und schrumpfte auf die Krimsteppe und deren nähere Umgebung zusammen. Die skythische Gefahr für Europa war beseitigt.

Die Germanen übernehmen die Ostfront.

Der Keltisierung Europas folgte die Germanisierung. Diese neue Völkerwoge aus dem Norden Europas brandete in südöstlicher Richtung bis zu den Füßen des Kaukasus. Auch das europäische Vorfeld im Osten erfuhr in ihrem Verlauf eine Neugestaltung. Träger dieser Aufgabe waren die Ostgermanen, die zum ersten Male mit den Bastarnen und Skiren im russischen Steppenraum erschienen. Ihrem Ausgriff war der Aufbau einer breiten Basis im Oder- und Weichselraum vorangegangen. Auch Ostpreußen und Litauen wurden germanisch besiedelt. Die völkische Sicherung des unmittelbar vor dem Herzen Europas liegenden Ostraumes war die Voraussetzung für die kühnen Unternehmungen der Goten, durch welche diese im 3. Jahrhundert n. u. Z. Herren des Ostraumes wurden. Wie die Bastarnen und Skiren, so folgten auch die Goten der Linie Weichsel, San, Dnjestr mit einer weitausholenden Schwenkung nach rechts zum Dnjeprraum. Die wichtige Stellung an der unteren Weichsel hielten die Gepiden. Als die Goten die aus der griechischen Kolonisation hervorgegangene Monarchie von Pantikapaea (dem heutigen Kertsch) eroberten und damit in den Besitz des wichtigsten Hafen- und Handelsplatzes an der Nordküste des Schwarzen Meeres kamen, umfaßte das Großgotenreich den europäischen Ostraum von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer. In diesem Raum errichteten die Goten eines der großartigsten Wirtschafts- und Handelssysteme der Geschichte; im Besitz der Schlüsselstellungen am Schwarzen Meer und an der Ostsee, reichte ihr Einfluß handels- und kulturpolitisch von Skandinavien bis zum Kaukasus, von der unteren Wolga bis zum östlichen Mittelmeer. Da die Goten zwischen Dnjestr und Don nicht die Masse des Siedlervolkes, sondern nur die Führerschicht ausmachten, hing die Festigkeit auch dieses Reiches von der

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Verbindung mit dem gotischen Kerngebiet im unteren Weichselraum und in Ostpreußen ab. Im 4. Jahrhundert scheint diese Verbindung unterbrochen zu sein, vermutlich infolge der Ausdehnung der Slawen, deren Ursitze man im heutigen Wolhynien vermutet. Der Rückhalt des Gotenreiches an das eigentliche Europa, ohne welchen der osteuropäische Raum nicht gehalten werden kann, war verloren gegangen, und die gotische Front brach am Ende des 4. Jahrhunderts vor dem gewaltigen Hunnensturm aus Innerasien zusammen. Es schien, als ob das germanische Europa schon zu Beginn seiner neuen Gestaltung vernichtet werden würde.

Die Hunnen über Europa.

Von jeher steht der kampfumtobte Ostraum im Zeichen des „ewig währenden geschichtlichen Gegensatzes zwischen Seßhaftigkeit und Nomadentum" (Ahmad, „Kampf um leere Räume"). Immer wieder brandet die Sturmflut der Nomadenvölker Innerasiens gegen die europäische Ostfront, die den kontinentalen Siedlungsraum zu schützen hat. Einen beinahe tödlichen Angriff auf die Grundlagen Europas führten die Hunnen. Der Einbruch der Hunnen nach Europa hängt auf das engste zusammen mit den Hunnenkriegen an den Grenzen des chinesischen Reiches, die im 2. Jahrhundert n. u. Z. von den Kaisern der Han-Dynastie geführt wurden. „Damals berunruhigten die Hunnen unablässig unsere Nordgrenze, und es wurden starke Truppenverbände dort zusammengezogen" berichtet der chinesische Geschichtsschreiber Szema Ts'ien. Ein Vorläufer Dschingis Chans, der erste gewaltige Kriegsmann, den bis dahin die Steppenvölker Innerasiens hervorgebracht haben, bedrohte damals hart das chinesische Reich. Maotun, wie ihn die chinesische Überlieferung nennt, scheint auch große Teile der aus dem Indogermanentum hervorgegangenen nomadisierten Skythen unter seinen Kriegsscharen gehabt zu haben (nach O. Franke, „Geschichte des chinesischen Reiches", Bd. I). Eine Folge der dem Feind nach schweren Kämpfen beigebrachten Niederlage war die Übernahme der Seidenstraße, der Verkehrsverbindung mit dem Westen, durch die Chinesen. Das europäische und asiatische Kulturreich kamen über die zentralasiatischen Verkehrswege in unmittelbare Verbindung. Eine weitere, für Europa jedoch verhängnisvolle Folge des chinesischen Sieges war der Wechsel der Angriffsrichtung der Hunnen, die nun gegen den Westen vordrangen. Aus dem Sammelraum der Nomaden zwischen Ural und Kaspischen Meer brachen die hunnischen Reiterscharen, nachdem sie die Alanen überrannt hatten, gegen das Gotenreich Ermanarichs vor, dessen Widerstand infolge der Plötzlichkeit des Überfalles, der ungenügenden Vorbereitung und der Unmöglichkeit einer Hilfeleistung aus Europa scheiterte. Im Jahre 375 brach die germanische Ostfront zusammen, und unter Mitnahme unterworfener Germanen drang Attila, Vernichtung und Tod hinter sich lassend, bis nach Gallien und Oberitalien vor, bis es den vereinigten römisch-germanischen Kräften gelang, auf den Katalaunischen Feldern die Wucht des Steppensturmes zu

Digitized by Google

brechen. Mit Attilas Tode (453) zerfiel die hunnische Macht, die besonders Mitteleuropa verheerend getroffen und die Konsolidierung der europäischen Verhältnisse nach dem Zerfall des Römerreiches sehr erschwert hatte. Noch bevor im Osten eine neue Front errichtet werden konnte, erschienen um die Mitte des 6. Jahrhunderts die Awaren, ein den Skythen in vielem ähnliches Volk, im Donauraum, wo das Awarenreich lange Zeit ein gefährlicher Vorposten antieuropäischer Kräfte war. Es wurde von den Franken zerstört.

Die Wikinger gestalten den Ostraum.

Der Zusammenbruch der von den Goten gebildeten germanischen Front im Osten hatte einen gründlichen Wandel der völkischen und machtpolitischen Verhältnisse dieses Raumes zur Folge. Wohl hielten sich Reste der Goten, so die Krim- und Kaukasusgoten, aber die Herrschaft traten die sich nun stark ausbreitenden slawischen Völkerschaften an, die im Westen bis über die Elbe und Saale, im Süden bis zum Adriatischen, Ägäischen und Schwarzen Meer, im Osten bis zum oberen Don und unteren Dnjepr und im Norden bis zur Ostsee und dem Ilmensee vordrangen (7. Jahrhundert). Die Ausdehnung der Slawen fällt zusammen mit der Durchsetzung des gesamten Ostraumes durch das hunnische und awarische Nomadenkriegertum, dessen Reste auch nach der Vernichtung ihrer Machtstellung im Ostraum verblieben sind. Die ursprünglich rein indogermanischen Slawen erfuhren von vornherein eine verhängnisvolle Beeinflussung durch jene ostischen Kräfte. So berichtet der Geschichtsschreiber Fredegar, daß die Awaren jedes Jahr zu den Slawen kamen, um bei ihnen zu überwintern. „Dann nahmen sie ihre Weiber und Töchter." In dieser Vermischung bereitete sich bei vielen Slawenstämmen das Schicksal der Skythen vor.

So ging in dem für Europas Sicherheit so wichtigen Dnjepr-Raum die Auseinandersetzung zwischen den Mächten der Ordnung und des Chaos noch lange hin und her. Die Slawen übernahmen die Aufgabe der Goten, ohne jedoch ein widerstandsfähiges Staatswesen entwickeln zu können. Sie gerieten daher bald unter die Herrschaft des Chasarenreiches, das sich zwischen 7. und 9. Jahrhundert vom Kaspischen Meer bis zum mittleren Dnjepr ausdehnte. Über die eigentliche Struktur dieses antieuropäischen Machtgebildes, in dem die mosaische Religion Staatsreligion war, ist noch wenig bekannt. Es wurde durch das Kiewer Reich zerstört.

Das Kiewer Reich ist eine Gründung der schwedischen Wikinger (Waräger). Vom 9. bis 12. Jahrhundert hat das heidnische Nordgermanentum Skandinaviens tief in die europäischen Verhältnisse eingegriffen. Eine der folgenschwersten Wikingertaten war die Übernahme der Führung im Ostraum. Die lebhaften Beziehungen zur gegenüberliegenden Ostseeküste sind wohl nie unterbrochen worden. Jetzt wurden feste Stützpunkte an der finnischen Küste, auf den estnischen Inseln und an der Dünamündung

Digitized by Google

angelegt. Die bedeutsamste Gründung war Aldeigjuborg (heute Ladoga) an der Einmündung des Wolchow in den Ladogasee. Damit war die Schlüsselstellung des hochbedeutenden osteuropäischen Verkehrsweges Wolchow—Dnjepr in ihren Händen. Diese „Ladoga-Wikinger" sind die Begründer des „russischen Reiches"*. Der handelspolitischen Durchdringung des Ostraumes folgte die politische, der Osten wurde aufs neue zu einem wehrhaften Schutzraum Europas. Unter dem Führergeschlecht der Ruriks übernahmen die Rusj, wie die schwedischen Wikinger genannt wurden, diese Aufgabe. Sie gründeten Holmgard (Nowgorod) und Isborsk (südlich des Peipussees) im Norden und Kiew im Süden. Der Mittelpunkt des neuen Ostreiches germanischer Prägung wurde Kiew. Die Verbindung mit Europa vermittelten der Überlandweg Krakau—Lemberg—Kiew und die Kiewer Fürstentöchter, die an die europäischen Fürstenhöfe verheiratet wurden. Unter dem Fürsten Swjatoslaw versetzte das Kiewer Reich dem Chasarenreich den Todesstoß, doch konnte die alte „Völkerstraße" entlang der Nordküste des Schwarzen Meeres politisch nicht dauernd gesichert werden, da immer wieder turanische Völker, wie die Petschenegen und Kumanen (Polowzen) diesen Zugang zur europäischen Mitte besetzten.

Unmittelbar auf die Gründung Kiews erfolgte der Vorstoß nach Byzanz (907). Die klugen Oströmer machten gute Miene zum bösen Spiel und vertrugen sich nach einigen Niederlagen mit den Warägern. Lange Zeit spielten die Waräger in Byzanz eine große Rolle. Ging dadurch auch dem Ostraum viel germanisches Blut verloren, so konnte doch durch dasselbe das Leben des oströmischen Reiches um mehrere Jahrhunderte verlängert werden, und dieses seine Aufgabe der Sicherung Europas gegen die von Osten und Süden immer wieder anbrandenden antieuropäischen Kräfte erfüllen. Eine Rückwirkung der Beziehungen zwischen dem Kiewer Reich und Byzanz war die Christianisierung des Ostraumes durch byzantinische Missionare (987) unter Wladimir dem Heiligen. Damit begann eine bedeutsame religiöse und kirchliche Sonderentwicklung, die nicht wenig dazu beigetragen hat, daß der Ostraum dem eigentlichen Europa wieder entfremdet wurde.

Der Mongolensturm.

In der Folgezeit erschöpfte sich das Reich von Kiew in inneren Streitigkeiten und zerfiel schließlich in kleinere Fürstentümer. So fehlte jede Voraussetzung für einen erfolgversprechenden Widerstand, als die Mongolen unter Dschingis-Chan plötzlich in das Reich einbrachen. Auf dem mongolischen Reichstag (Kurultai) war 1206 der 44jährige Temudschin zum unbeschränkten Herrn aller Mongolen, zum Dschingis-Chan, ausgerufen worden, der die Welt dem Gesetz der Steppe zu unterwerfen trachtete. Einige Jahrzehnte lang schien es, als ob die Waage der Weltgeschichte

* Schon damals ein Vielvölkergebilde, wurde das „Russische Reich" später eine wahre Sammlung von Völkern.

Digitized by Google

der nomadischen Weltauffassung zuneigte. In unwiderstehlichen Feldzügen unterwarf Dschingis-Chan ganz Asien einschließlich des chinesischen Reiches. Nur Japan blieb durch einen „Göttersturm" vor dem Mongolenjoch bewahrt. Aber auch die Unterwerfung Europas wurde von Dschingis-Chan und seinem Nachfolger Ugedej beschlossen. Mit der ganzen Wucht ihrer weit überlegenen Kriegsführung stürmten die mongolischen Reiterheere gegen die europäische Ostflanke und rollten sie völlig auf. An der Kalka, in der Nähe des Asowschen Meeres, versuchten zwar die Kiewer Fürsten, in Verbindung mit ihren Erbfeinden, den Polowzen, den Sturm gegen Europa aufzuhalten, erlitten aber eine furchtbare Niederlage. Unbehindert konnten die Mongolen ihren Angriff auf Europa eröffnen. Unter dem Oberbefehl Batu's richtete sich der Angriff gegen Ungarn und Deutschland. Nach tapferer Gegenwehr fiel 1240 Kiew und wurde dem Erdboden gleich gemacht. Auch die aus dem Kiewer Reich hervorgegangenen Fürstentümer im Oberwolgaraum wurden zertrümmert. Furchtbarste Verheerungen wurden planmäßig angerichtet, um die Widerstandskraft durch Verbreitung von Schrecken zu lähmen. 1241 traf der Unterführer Batu's, Kaidu, bei Liegnitz in Schlesien auf das erste deutsche Heer, das trotz der noch nicht eingetroffenen böhmischen Hilfe die Schlacht annahm und sich fast bis auf den letzten Mann opferte. Vielleicht war es dieser erbitterte Widerstand, der Kaidu veranlaßte, die Schlacht mit einem in Thüringen aufmarschierten Heere zu vermeiden. In Ungarn warf sich der König Bela im gleichen Jahr auf der Heide Mohi den Mongolen entgegen und wurde völlig geschlagen. Pest wurde erobert und allein in dieser Stadt wurden 100000 Menschen umgebracht. In Siebenbürgen verteidigten die deutschen Kolonisten vergebens ihre neu erworbene Heimat. Nach der Schlacht bei Liegnitz verwüstete Kaidu Ostpreußen und warf dann seine Horden in das von Truppen entblößte Mähren.

Im Jahre 1242 versuchte Batu den europäischen Feldzug siegreich zu beenden. Infolge der Kämpfe des Papstes gegen das deutsche Kaisertum konnte die deutsche Reichsmacht nicht voll gegen die Mongolen eingesetzt werden. Diese waren bereits bis in die Umgebung Wiens und an die Adria vorgestoßen, als der plötzliche Tod Ugedej's sie aus Europa zurückrief. Das Schicksal hat Europa dieses Mal gerettet. Aber Mitteleuropa war stark geschwächt, während Westeuropa, insbesondere Frankreich und England, nicht zuletzt durch die Opfer Mitteleuropas, keinen Schaden erlitten.

Batu richtete sich dann mit seinen Mongolen in den südrussischen Steppen häuslich ein. Sarai an der Wolga wurde zum Mittelpunkt des Reiches der „Goldenen Horde", das nachhaltigen Einfluß auf das spätere Moskowitertum ausgeübt hat. Wohl hielten die Mongolen im eigenen Interesse die innerasiatischen Verkehrswege und damit die Verbindung zwischen Ostasien und Europa offen, wie besonders die berühmt gewordene Reise von Marco Polo und die Handelsbeziehungen der Republiken Venedig und Genua zeigen, aber der osteuropäische Wirtschafts- und Verkehrsraum blieb für lange Zeit der europäischen Kontrolle entzogen. Völlig unterbrochen worden sind die Verbindungen zwischen dem Westen und

Digitized by Google

dem Fernen Osten erst durch die ebenfalls aus dem innerasiatischen Steppenraum kommenden turanischen Osmanen, die nach der Bewältigung des Kaukasus das oströmische Reich zertrümmerten und dann aus südöstlicher Richtung gegen das Herz Europas vordrangen und erst vor Wien 1683 zum Rückzug gezwungen wurden. Damit waren das Mittelländische und das Schwarze Meer der europäischen Herrschaft verloren gegangen. Die von den Wikingern geschaffene europäische Ordnung im Ostraum war völlig zerstört. Eine Folge der Mongolen- und Osmanenstürme und der dadurch unterbrochenen Verkehrsverbindungen nach Ostasien ist die Wendung Europas zur See, um auf diesem Wege die Verbindung mit dem Osten wieder herzustellen. Dabei wurde durch „Zufall" Amerika entdeckt.

Die deutsch-schwedische Ostseestellung und das polnische Experiment.

Während die Mitte und der Süden des ehemaligen Kiewer Reiches in den Machtbereich der „Goldenen Horde" einbezogen waren, befestigte sich im gesamten Ostseeraum erneut der europäische Einfluß durch die Hansa, den deutschen Ritterorden, den Schwertbrüderorden und die Schweden.

An der Europäisierung des Ostseeraumes ist das Deutschtum hervorragend beteiligt. In langanhaltenden Kämpfen, deren Erbitterung durch die religiösen Gegensätze noch gesteigert wurde, sind die vorwiegend nordrassischen heidnischen Ostseeslawen, von denen Adam von Bremen sagt, daß sie vormals Wandalen hießen, in den deutschen Bereich eingegliedert worden. Die Weiterführung der Ostpolitik übernahm der Deutsche Ritterorden, den der weitblickende Hohenstaufe Friedrich II. unter der Führung Hermann von Salza's gegen die reichsfeindlichen polnisch-litauischen Pläne des Papstes im äußersten Nordosten des Reiches ansetzte (1226). Der deutsche Ordensstaat reichte von der Oder bis zum Finnischen Meerbusen und war die unmittelbare Verbindung zwischen dem deutschen Kernraum und der europäischen Ostfront. Als jedoch der Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum mit einem Siege des Papsttums und dem Untergange der Hohenstaufen endete, überließ das Reich den Orden mit seiner völkisch noch ungesicherten Basis seinem Schicksal. Über Ostpreußen hinaus fehlte die deutsche Siedlung, und so konnte der Ordensstaat seine Ostseestellung gegen Polen, Litauen und Moskau nicht behaupten. Das Deutschtum im Baltikum verlor seine Unabhängigkeit, wenn auch nicht seine kulturelle Einflußnahme auf diesen Raum. Doch wurde Preußen, das Kernland des Ordens, zur Keimzelle eines neuen Deutschen Reiches, das als Vermächtnis des Ordens die Sicherung des Ostraumes übernommen hat.

In engstem Zusammenwirken mit dem Ritterorden haben die deutschen Hansastädte den Ostraum in den deutschen Handel einbezogen. Ihre wichtigsten Niederlassungen waren Wisby auf Gotland, Königsberg, Riga, Dorpat, Reval und vor allem Nowgorod. Das wikingische Handelssystem

Digitized by Google

Ostsee—Schwarzes Meer über die Wolchow—Düna—Dnjepr-Linie wurde von ihnen wieder übernommen. Die Hansapolitik hat im Ostraum nicht nur wirtschaftliche, sondern auch kulturpolitische Bedeutung gehabt. Der Niedergang der Hansa hat seine Ursache sowohl in dem Niedergang der deutschen Reichsmacht, als auch in dem Verlust ihrer europäischen Monopolstellung durch die Entdeckung Amerikas. Auch hier zeigt sich wieder, daß die europäische Stellung im Osten nur in Verbindung mit dem Mutterland gehalten werden kann.

Der Anteil der schwedischen Wikinger an der Europäisierung des Ostseeraumes besteht in der wichtigen Pionierarbeit im Raume beiderseits des Finnischen Meerbusens bis zum Ladogasee. Das weitaus wichtigste Ergebnis dieser Unternehmungen ist die Einbeziehung der dort ansässigen finnischen Völker in den europäischen Ordnungs- und Kulturbereich. „Die altfinnischen Heldenlieder, die Kalewala-Runen, haben nach neueren Forschungen finnischer Gelehrter ihren Ursprung in einer finnisch-schwedischen Mischbevölkerung im südwestlichen Finnland und in Estland" (Rolf Nordenstreng, „Die Züge der Wikinger"). Dieser anhaltende schwedische Durchdringungsprozeß war für Europa der wertvollste Garant der Sicherheit an einem der gefährdetsten Punkte seiner Ostfront. Im 16. und 17. Jahrhundert hat Schweden dann auf diesen Grundlagen weitergebaut. Im Frieden von Stolbovo (1613) kam es in Besitz des Ingermanlandes und Kareliens, 1629 erhielt es Livland und Stützpunkte in Ostpreußen, und der Dreißigjährige Krieg brachte Pommern in seine Hand, so daß es eine Großmachtstellung um die Ostsee innehatte. Aber der Versuch, auf Grund dieser Ostseestellung den mittel- und osteuropäischen Raum unter skandinavischer Führung zu vereinigen, überstieg die Kräfte Schwedens und endete auf den Schlachtfeldern von Lützen (1632), wo Gustav Adolf fiel, und von Poltawa (1709), wo König Karl XII. gegen Peter den Großen unterlag. Wie wenig von diesem Bewußtsein einer europäischen Sendung im Osten heute in Schweden noch übrig ist, zeigt das Abseitsstehen Schwedens in einer Zeit, wo der alte finnische Freund das schwerste Opfer für die Sicherheit Skandinaviens bringt.

Ein paralleler Vorgang ist das polnische Experiment einer Beherrschung des Ostseeraumes. Ideenmäßig betrachtete sich Polen als die „Vormauer des Christentums", und nach der Reformation als die „Vormauer des Katholizismus". Polens Verhängnis war die Überschätzung seiner Möglichkeiten. Seine staatlichen Konstruktionen könnte man als politischen Größenwahn bezeichnen. Typische Beispiele hierfür sind die sogenannte Litauisch-Polnische Union (1382) und die Lubliner Union (1569). Dieser unter polnischer Führung stehende „Staatenstaat" umfaßte im 17. Jahrhundert außer dem eigentlichen Polen noch Weißruthenien, Ukraine, Ost- und Westpreußen und das Baltikum. Geopolitisch wie historisch gesehen war dieses Riesengebilde keineswegs absurd, es umfaßte zum großen Teil das alte Vorfeld Europas. Ein wesentliches Ordnungselement in diesem Raum war das deutsche Städterecht, repräsentiert durch das Magdeburger und das Lübische Recht. Dieser deutsche Einfluß auf

Digitized by Google

dem Gebiete des Rechts reichte von Nowgorod bis Charkow. Polen ist an dieser Aufgabe der Führung und Gestaltung des Ostraumes gescheitert. Es hat seine unnatürlichen, für seine Aufgaben ganz unnötigen Aufblähungen jedesmal mit der Vernichtung seiner staatlichen Existenz bezahlen müssen. Auf das polnisch-litauische Staatenwesen folgten die drei Teilungen Polens am Ende des 18. Jahrhunderts, und auf das Großpolen des Versailler Diktats der Zusammenbruch von 1939.

Moskau übernimmt das mongolische Erbe.

Die schwedisch-deutsche Stellung im Ostseeraum und das polnisch-litauische Staatswesen wurden durch das moskowitische Reich überwältigt und der ganze europäische Ostraum Zug um Zug dem europäischen Einfluß wieder entzogen. Die neue Ostmacht Moskau ging aus dem zum Kiewer Reich gehörenden nordrussischen Fürstentum Rostow-Susdal im oberen Wolgaraum hervor. Schon die Lage an der östlichen Grenze des Kiewer Reiches begünstigte eine Sonderentwicklung. Der obere Wolgaraum ist finnisch-ugrischer und turanischer Volksboden, seine völkische Struktur weist also nach dem Innern Asiens. Die spärlichen germanischen Einflüsse in diesem Raum waren nicht von nachhaltiger Wirkung. Die Wikinger begnügten sich mit der Kontrolle der Wolga-Handelsstraße, der östlichsten Verbindung zwischen Ostsee und Schwarzem Meer. Unter dem Fürsten Bogoljubski bemächtigte sich dieses nordrussische Fürstentum Nowgorods und Kiews (1169), und im Besitze dieser beiden Schwerpunkte des Kiewer Reiches nahm Bogoljubski den Großfürstentitel an. Er verlegte den Großfürstensitz aber nicht nach Kiew, sondern nach Wladimir (zwischen Moskau und Nischni-Nowgorod), was den Beginn der Enteuropäisierung des Kiewer Reiches ankündigte. Zwar vermochten die Großfürsten von Wladimir die Herrschaft über den Kiewer Raum nicht lange zu halten, aber die von ihnen eingeschlagene Politik prägte sich dem Bewußtsein ihrer Nachfolger ein und blieb für die Zukunft richtunggebend. Unter der Mongolenherrschaft zerfiel das Großfürstentum Wladimir-Susdal, an seiner Stelle entstand das Fürstentum Moskau, das die Rolle des untergegangenen Großfürstentums nun ganz im Dienste der Wolgatataren übernahm. Unter den Tatarenchanen wurden die letzten europäischen Spuren im Ostraum ausgelöscht, das Fürstentum Moskau wurde zum legitimen Erben des Mongolenreiches. „Der Oberwolgaraum, der als Bestandteil des Kiew-Nowgoroder Reiches dem europäischen System angehörte und als Großfürstentum Wladimir-Susdal eine europäisch-asiatische Zwischenstellung eingenommen hatte, wurde als Moskauer Großfürstentum Glied des asiatischen kulturpolitischen Systems" (Sanders, „Um die Gestaltung Europas"), das man besser noch als innerasiatisches System bezeichnen würde. Die antieuropäische Stellung Moskaus ist von seiner Geburtsstunde an festgelegt, sie ist seine natürliche Haltung, jede andere Haltung ist Tarnung.

Digitized by Google

Das orthodoxe Christentum wurde im Laufe der Zeit zu einem wesentlichen Faktor in der Politik des Moskauer Reiches. Frühzeitig erkannten die Fürsten von Moskau die außerordentliche Bedeutung des Metropoliten. Fürst Iwan Kalita (1328—1341) gewann zu dem Großfürstentitel auch die höchste kirchliche Würde für Moskau. Dadurch wurde dieses nicht nur zum politischen Mittelpunkt, sondern auch zum Mekka der orthodoxen Christenheit im slawischen Raum. Nach dem Falle von Konstantinopel wurde Moskau unter Iwan IV. zum „Dritten Rom" erklärt, ein Symbol eines erwachenden russischen Sendungsbewußtseins. Als bei den Unionsverhandlungen in Florenz (1439) der Metropolit von Moskau, Isidor, für die russische Orthodoxie die Union vollzogen hatte, büßte er das mit seiner Verhaftung. Eine Stärkung der kirchlich-religiösen Stellung Moskaus war die Gründung des Moskauer Patriarchats im Jahre 1589. Die russische Kirche, die bis dahin noch dem Patriarchat von Konstantinopel unterstanden hatte, wurde damit unabhängig.

Durch die Annahme des Zarentitels durch Iwan III., den die Kirche mit dem „Gottesgnadentum" ausstattete, stellten sich die Moskauer Fürsten auf die gleiche Stufe mit den Kaisern des Abendlandes. Bedeutsam war auch die Heirat Iwans IV. mit einer Nichte des letzten oströmischen Kaisers. Er führte das Byzantinische Zeremoniell ein und vollendete damit die eigentliche zaristische Autoritätsgrundlage, auch hierin sich stark gegen Europa abhebend. „Die Zaren im Kreml führten in träger gottähnlicher Unnahbarkeit das Leben orientalischer Despoten" (Walter Görlitz, „Russische Gestalten"). Der gleiche Herrscher begann auch damit, eine neue Verbindung mit Europa herzustellen, die bis heute beibehalten wurde. Er berief Handwerker, Techniker, Wissenschaftler und andere Arbeitskräfte aus dem Westen nach Moskau. Man brauchte die Hilfe Europas, um die notwendigen Voraussetzungen für die eigene Machtstellung und den Angriff auf die europäische Stellung im Ostraum zu schaffen.

Der Zerfall des Mongolenreiches, der auch die Schwächung der Wolgatataren zur Folge hatte, ermöglichte es dem Fürstentum Moskau, sich nach allen Seiten hin auszudehnen. Nach dem Tode des letzten Tatarenchans Achmet ging die Oberhoheit seines Reiches an der Wolga ohne Schwierigkeiten an den Zaren von Moskau über. Der Ausdehnung nach Süden folgte der Vormarsch an die Ostsee. Nowgorod wurde erobert und bekam die ganze Grausamkeit der Tatarennachfolger zu spüren. Fürst Cholmski begann seinen Zug gegen Nowgorod damit, „daß er mit Feuer und Schwert durch die Nowgoroder Lande zog. Die größeren Städte brannte er nieder, von den Dörfern, die er hinter sich ließ, blieben nur Aschenhaufen zurück" (Semjonow, „Die Eroberung Sibiriens"). In Nowgorod fielen 12000 Menschen dem Massaker zum Opfer. Der europäische Charakter dieser Handelsstadt wurde völlig ausgelöscht. Auch gegen Sibirien wurde der Angriff vorgetragen.

Mit Iwan IV. starb das Geschlecht der Ruriks auf dem Moskauer Thron aus. Diese „moskowitischen Nachkommen der Wikinger mit slawischem

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Blut, mit byzantinischen Idealen und mongolischer Herrschsucht" begannen ihr Werk als „Raubritter, setzten es als berechnende Gutsbesitzer fort und schlossen es als Gottgesalbte ab" (Semjonow). Das Verlöschen des seiner Art völlig entfremdeten Herrscherhauses der Rurik löste die „Zeit der Wirren" und der „falschen Zaren" aus, bis endlich in Michael Romanow, dem Sohne des damaligen Patriarchen, ein „Berufener" für den Thron gefunden wurde. Mit ihm beginnt die Dynastie Romanow. Trotz der starken deutschen Blutmischungen durch die Heiraten mit deutschen Fürstentöchtern zeigt auch dieses Geschlecht „die skythische Linie der scharfen Widersprüche", die nach Graf Soltykoff („Das doppelte Antlitz Rußlands") den „russischen Nationalcharakter" ausmacht.

Die europäische Maske des Petersburger Imperiums.

Europa steht fortan in Verteidigung gegen das sich stetig ausdehnende Zarenreich. Erst Deutschland und Österreich gelang es, sich diesem unheimlich wachsenden Druck auf Europa unter schweren Opfern und durch das diplomatische Geschick einiger großer Staatsmänner mit Erfolg entgegenzustemmen.

Die Expansionsbestrebungen der ersten Romanows erfaßten das Smolensker Gebiet und vor allem die Ukraine. Die Versuche des ukrainischen Kosakenstaates, seine Bindung an Polen wieder zu lösen, führte im Pereslawer Vertrag (1654) zu seiner Abhängigkeit von Moskau. Moskau verpflichtete sich zu militärischer Hilfe gegen Polen, das versucht hatte, die Ukraine zu polonisieren und zu katholisieren. Der Preis war der Verlust der ukrainischen Freiheit und Einheit und die Aufgabe der europäischen Sendung. Der Versuch des Hetmans Mazeppa, durch ein Bündnis mit den Schweden unter Karl XII. die Ukraine wieder unabhängig von Moskau zu machen, scheiterte auf dem Schlachtfelde von Poltawa.

Den entscheidenden Sieg bei Poltawa erfocht Peter der Große. Dieser Zar hat in der klaren Erkenntnis der kulturellen und materiellen Überlegenheit Europas die organisatorischen Maßnahmen, die technischen Machtmittel und die kulturellen Güter des Westens in den Dienst des Moskowiterreiches gestellt. Gegen alle inneren Widerstände hat er die Europäisierung Rußlands mit einer geradezu elementaren Wucht durchgesetzt, wodurch allerdings die Natur des russischen Reiches keinen Wandel erfuhr. Rußland blieb in seinem tiefsten Wesen, trotz des nach Europa „aufgestoßenen Fensters" der neuen Hauptstadt Petersburg, moskowitisch, d. h. antieuropäisch. Es zog sich nur eine Maske über, unter der es seine Ziele, vor allem die Gleichstellung mit den europäischen Völkern, leichter erreichen konnte. Europa hat sich mehr oder weniger täuschen lassen und hat immer wieder seine menschlichen und materiellen Hilfskräfte dem neuen „europäischen Partner" zur Verfügung gestellt. Nichts hat die Macht und Ausdehnung Moskaus, das immer das Herz Rußlands geblieben ist, so gefördert, wie die Verwestlichung durch Peter

Digitized by Google

den Großen, den die Sowjets in einem Großfilm als einen ihrer Vorläufer feierten.

Während durch das „Petersburger Fenster" Kultur und Technik des Westens hereinströmten, griff Peter der Große frontal die europäische Stellung an der Ostsee an. 1702 fiel die schwedische Grenzfeste Nöteburg (das heutige Schlüsselburg) am Südufer des Ladogasees, sechs Jahre später Reval und Riga, die Eckpfeiler der schwedisch-deutschen Stellung an der Ostsee, in russische Hand. Schwedens letzter großer und heldenhafter König, Karl XII., konnte trotz bedeutender Siege das Schicksal nicht mehr wenden. Ohne die Hilfe Europas reichten seine Kräfte nicht aus, und nach Poltawa sind die baltischen Länder für Schweden und Europa für lange Zeit verloren gegangen. Der Zugang zur Ostsee genügte Peter dem Großen nicht, seine Ziele gingen nach der Nordsee. Auf dem Wege dahin wurde Finnland überwältigt, und 1719/20 stießen die Russen bis in das schwedische Kernland vor. 1721 im Frieden zu Nystad kam Finnland zwar wieder an Schweden zurück, es verlor aber Ingermanland, Karelien, Estland und Livland an Rußland und damit seine Großmachtstellung im Ostseeraum. Weniger Glück hatte Peter der Große in seinem Kriege mit Byzanz, der die türkische Schwarzmeerküste in seine Gewalt bringen sollte. Aber dafür gelang es ihm im Kriege gegen Persien, Baku am Kaspischen Meer zu erobern, das später als Zentrum eines der reichsten Erdölgebiete weltgeschichtliche Bedeutung gewann.

Auch gegen Osten hat Peter der Große die russischen Grenzen vorgetrieben. Die einst gegen die Tataren kämpfenden Kosaken übernahmen jetzt im Dienste des Zaren die Eroberung Sibiriens und Zentralasiens, der Kerngebiete des Reiches Dschingis-Chans. Die Kosaken trugen die russische Macht bis an den Stillen Ozean. Schon vor Peter dem Großen war der Amur erreicht, und im russisch-chinesischen Vertrag von Nertschinsk (1689) eine erste Abgrenzung des russischen Imperiums gegen China vorgenommen worden. Zwischen 1697—1699 wurde die Halbinsel Kamtschatka, das Sprungbrett nach dem amerikanischen Kontinent, erobert. Der Deutsche Leibniz machte Peter dem Großen in einer Denkschrift den Vorschlag, eine Expedition zu entsenden, die erkunden solle, ob Asien und Amerika miteinander verbunden seien. Dieser Vorschlag fiel bei dem Zaren auf fruchtbaren Boden. Kurz vor seinem Tode bestimmte Peter der Große noch selbst den Dänen Bering, diese Aufgabe zu übernehmen. Bering gelangte über die nach ihm benannte Beringstraße nach Alaska, und 1825 kam Alaska an Rußland. Es wurde aber 1897 an die Vereinigten Staaten verkauft.

Als Peter der Große 1725 starb, hinterließ er ein Vermächtnis, das die stärkste Bedrohung Europas und Ostasiens darstellte. Unter seinen Nachfolgern griff das Zarenreich immer tiefer nach Europa hinein. Das sich in „ergreifender Treue" zu Europa tapfer wehrende Finnland ging 1808/09 an das Petersburger Imperium verloren, wahrte aber auf exponiertestem Posten seinen europäischen Charakter.

Digitized by Google

Deutschland und Österreich erstellen eine neue Ostfront.

Mit der Errichtung des preußischen Königtums 1618 durch die Vereinigung des Herzogtums Preußen mit Brandenburg, mit der Eroberung Schlesiens, der siegreichen Beendigung des Siebenjährigen Krieges und der Gebietserwerbungen bei der Teilung Polens durch Friedrich den Großen, begann Preußen den Aufbau einer neuen Ostfront. In totaler Verkennung der Bedeutung Preußens für die Sicherung Europas hat Napoleon Preußen zerschlagen. Er übersah auch die Unmöglichkeit, nach der Französischen Revolution mit allen ihren Folgen, Europa von der Peripherie her eine neue Ordnung zu geben. Das hatte zur Folge, daß Rußland als „Befreier Europas" auftreten konnte. Zum Glück für ganz Europa saß in Petersburg ein Zar, Alexander I., auf dem Throne, der ein echtes Gefühl für Europa besaß, das von zwei der größten Persönlichkeiten des damaligen Europa, der Königin Luise von Preußen und dem Reichsfreiherrn Stein in entscheidenden Augenblicken gelenkt wurde. Aber auch vom moskowitischen Geist wurde Alexander hart gedrängt. So erwog z. B. der Kanzler Woronzow in einer Denkschrift vom 5. Juni 1805 die Frage „ob man nicht ein viel dringenderes Interesse an einer Niederwerfung Preußens als am Krieg gegen Frankreich habe, um seit 100 Jahren begangene Fehler zu großen Wohlwollens gegen einen so unbequemen Nachbarn bei dieser Gelegenheit gut zu machen" (Stählin, „Geschichte Rußlands", Bd. 3). Besonders groß war die Gefahr einer Annexion Ostpreußens und der Wiedererrichtung Polens und dessen Union mit Rußland im Dezember 1812, als die Haltung Preußens noch ungeklärt war. Damals schrieb Stein an Alexander I.: „Wie verhält sich aber die Wiederherstellung Polens und dessen Union mit Rußland zu dem großen Interesse von England, Österreich und Deutschland ..., wenn man erwägt, daß alsdann die Weichsel und die Oder ohngefähr von Küstrin aus Rußlands Grenzen sein werden, daß die bedeutendsten Häfen und Flußmündungen des Baltischen Meeres in dessen Besitz kommen, daß die polnische Grenze Ungarn, Schlesien, Pommern, Neumark umfaßt und daß sie das Herz von Deutschland bedroht — — —" (nach Stählin). Diese „wilden Pläne" offenbaren die geheimsten Gedanken, die am Petersburger Hof immer lebendig geblieben waren und bei jeder günstigen Gelegenheit an die Oberfläche kamen.

Nach der Niederwerfung Napoleons war in Europa fraglos ein russisches Übergewicht vorhanden, das vor allem Metternich wieder auszugleichen suchte. Wegen der polnischen Frage wäre es auf dem Berliner Kongreß um ein Haar zum Kriege gekommen. Das schließliche Ergebnis war das „mechanistische Gleichgewichtssystem" Metternichs und die religiös verklärte Idee der „Heiligen Allianz" Alexanders. Österreich blieb dem Zarenreich gegenüber immer mißtrauisch, besonders als im 19. Jahrhundert auf dem Balkan eine neue Gefahrenzone für Europa entstand. Rußland hatte seine völkisch-religiöse Mission entdeckt: die Befreiung der slawischen Brudervölker auf dem Balkan vom türkischen Joch. Die real-

Digitized by Google

politischen Ziele dieses Kreuzzuges gegen das Osmanenreich waren Konstantinopel und das Mittelmeer. Die Stadt am Bosporus ist eine alte russische Sehnsucht. „Das Allerwesentlichste — das sind Zarigrad (Konstantinopel) und die Meerengen" schrieb 1878 der Arzt, Politiker und Mönch Leontjew (v. Bubnoff-Ehrenberg: „Östliches Christentum, Dokumente"). Das andere Ziel ist die Umklammerung Europas von Südosten. Das von Rußland angestrebte Protektorat über die Balkanslawen hätte Europa in eine tödliche Gefahr gebracht. Es hätte vom Nördlichen Eismeer bis zur Adria in einer Zange gesteckt. Der „messianisch-exaltierte Panslawismus", der bis zum Weltkrieg ganz Europa in Atem hielt, wäre am Ziel gewesen. Der Glaube an die „Heiligkeit der russischen Sendung" und die „Notwendigkeit der Bildung einer Slawenföderation von der Adria bis zum Stillen Ozean unter der Hegemonie Rußlands", mit dem die Panslawisten die russischen Seelen unaufhörlich nährten, erzeugte einen unvorstellbaren Haß gegen Europa. Besonders abgründig zeigt sich dieser Haß bei Dostojewski. Er predigte dem Volke, daß der ganzen Welt eine gewaltige Erneuerung durch den russischen Gedanken bevorstehe. „Damit sich dieses große Werk aber vollziehe, ist es notwendig, daß das politische Recht und die Oberhoheit des großrussischen Stammes über die ganze slawische Welt zur unanfechtbaren Tatsache werden" (nach Stählin). Diese „russische Sendung" mit ihren für Europa so lebensgefährlichen Aspekten machte es der österreichischen Monarchie geradezu zur europäischen Pflicht, ihre Machtstellung auf dem Balkan so weit als möglich vorzuschieben, um einen Damm gegen den sich vorbereitenden Angriff auf Europa aufzurichten. Der geniale Staatsmann Bismarck unterstützte Österreich und begegnete den unaufhörlichen Kriegsgelüsten der Panslawisten mit äußerstem Geschick. Gegen den Willen seines Kaisers schonte er Österreich im Frieden zu Nikolsburg und schmiedete später die beiden Reiche durch ein Bündnis zusammen gegen die gemeinsame Gefahr. „Durch Drohungen wurden wir gezwungen", sagte Bismarck in seiner großen Reichstagsrede vom 6. Februar 1888, „zu der von mir seit Jahrzehnten vermiedenen Option zwischen unseren beiden bisherigen Freunden* zu schreiten." Die „gefährlichen Bahnen der russischen äußeren und inneren Politik" zwangen Bismarck, die bestmöglichsten Sicherungen gegen den „russischen Freund" zu treffen.

Der „rote Zar" bereitet den Angriff auf Europa vor.

Um die letzte Jahrhundertwende erreichte das Petersburger Imperium den Gipfelpunkt seiner Ausdehnung, aber im Inneren krachte das Riesenreich in allen Fugen. Wie ein Alpdruck lastete es auf Europa und auf Ostasien, wo es mit seiner mandschurischen Bahnpolitik in den chinesischen und japanischen Lebensraum einbrach. Japan vor allem fühlte sich bedroht und trat im russisch-japanischen Kriege entschlossen der Gefahr

* Rußland und Österreich-Ungarn. Bismarck sprach in dieser Rede zum Bündnis Deutschland-Österreich.

Digitized by Google

entgegen. Wie einst die Hunnen nach ihrer Niederlage an der chinesischen Mauer sich nach Westen wandten, so warfen jetzt die Petersburger Expansionisten das Steuer nach Europa herum und entfesselten auf dem Balkan den Weltkrieg. Daß der russische Angriff auf Österreich-Deutschland ein Angriff auf Europa war, wurde im Westen aus lauter Eigennutz nicht begriffen. England verriet Europa, das die Wacht im Osten hielt, während England sich dem Aufbau seiner Weltmacht ungestört widmen konnte. In der Schlacht von Tannenberg rettete das Feldherrngenie Hindenburgs und Ludendorffs nicht nur Deutschland, sondern ganz Europa vor der russischen Hegemonie. Frankreich und England aber hinderten Deutschland und Österreich daran, nach der Niederwerfung des Zarenreiches einen neuen europäischen Schutzraum im Osten aufzurichten.

Die Siege der deutsch-österreichischen Heere im Osten von 1914/18 haben auch das Schicksal des Hauses Romanow entschieden. Von unten her drängten neue Kräfte nach. Mit einer geradezu wollüstigen Grausamkeit beseitigten sie die europäische Tünche Petersburgs, und in einer furchtbaren, unter jüdischen Vorzeichen stehenden Revolution stieg das alte Moskau wieder empor. Angesichts der von Moskau drohenden Gefahr der Weltrevolution, zwang man Deutschland und Österreich-Ungarn, die entehrenden Diktate von Versailles, St. Germain und Trianon zu unterschreiben. Zwar errichtete man in Versailles ein neues „Ordnungssystem" im Ostraum, man ließ die mit deutscher Hilfe errungene Freiheit Finnlands bestehen, weil dieses entschlossen war, seine Freiheit mit den Waffen zu verteidigen, und man entzog den baltischen Raum der Moskauer Herrschaft. Aber man wollte nicht sehen, daß die neuen Staaten nur im Schutze Deutschlands vor einem neuen Zugriff Moskaus sicher waren. Mit der großzügigen Ausstattung des polnischen Staates aber, und mit der Aufteilung Österreichs, wurde das Gegenteil einer Ordnung und Befriedung erreicht.

Es war kein Wunder, daß die neuen Machthaber im Kreml hofften, das aufs äußerste geschwächte Mitteleuropa als erste Beute der Moskauer Weltrevolution einzuheimsen. Deutschland und Italien antworteten auf den russischen Angriff von innen her mit der nationalsozialistischen und faschistischen Bewegung. Unter der Führung Adolf Hitlers und Mussolinis sind durch diese beiden revolutionären Bewegungen des sich aus sich selbst erneuernden Europas die Absichten Moskaus fast im letzten Augenblick vereitelt worden. In dem gleichen Maße aber, wie die unterirdische Wühlarbeit der Komintern scheiterte, bereitete Moskau den Krieg gegen Europa mit allen Mitteln und auf Kosten aller anderen Lebensgüter vor. Wieder mit europäischer, vor allem aber auch mit amerikanischer Hilfe, wurde eine riesige Rüstungsindustrie aufgebaut. Am Eismeer wurde eine Offensivstellung größten Ausmaßes vorbereitet, um zu gegebener Zeit die immer angestrebte Atlantikstellung zu verwirklichen. Für diese große Gefahr hatte nur das unmittelbar bedrohte Finnland, das äußerste Bollwerk Europas, offene Augen, während Schweden sich einer sträflichen Sicherheit hingab und der Wühlarbeit Moskaus unbegreiflich viel Spiel-

Digitized by Google

raum ließ. Der Raum zwischen Baikalsee, Nordsachalin und Wladiwostok wurde eine einzige gegen Japan gerichtete Operationsbasis der russischen Fernostarmee, die sich im dauernden Zustand der Mobilisation befindet. Eine gigantische Industrialisierung Sibiriens wurde durchgeführt, die Nordostpassage von Archangelsk nach Wladiwostok ausgebaut und der Ostsee—Eismeerkanal fertiggestellt. Im Hoheitsgebiete Chinas errichteten die Sowjets die Sowjet-Mongolei (Äußere Mongolei) und versuchten, auch Chinesisch-Turkestan (Sinkiang) unter ihren Einfluß zu bringen. Die Sowjet-Union war entschlossen, im „zweiten imperialistischen Krieg", wie der stehende Ausdruck in der russischen Presse lautet, ihre Armeen marschieren zu lassen, und tat ihr Möglichstes, diesen Krieg durch unterirdische Wühlarbeit an den schwächsten Stellen des am Unsinn des Versailler Diktats leidenden Europas auszulösen.

Der Gegenangriff Europas.

Im nationalsozialistischen Deutschland wurden die Absichten Rußlands von vornherein durchschaut und entsprechende Gegenmaßnahmen getroffen. Der Führer versetzte Deutschland durch die äußerste Wehrhaftmachung des Volkes in die Lage, im Verein mit Italien die Unordnung von Versailles zu beseitigen und einen Neuaufbau Europas durchzuführen. Mit dem Antikominternpakt, dem Bündnis der europäischen und ostasiatischen Ordnungsmächte, wurde die weltpolitische Waffe geschaffen, mit der jedem Angriff auf den neuen Aufbau begegnet wird. Bis an die Grenzen des Erträglichen ist der Führer dabei bestrebt gewesen, seine sich gestellte Aufgabe auf friedlichem Wege zu lösen. Eine Zeitlang schien es auch, als ob ein gesamteuropäisches Verständnis für die Notwendigkeit der von ihm getroffenen Maßnahmen vorhanden sei. Aber die Vertreter der plutokratischen angelsächsischen Staaten England und Amerika arbeiteten mit allen Mitteln gegen den Frieden und nahmen den Versuch des Führers, die Danzig- und Korridorfrage zu bereinigen, zum Anlaß, den zweiten Weltkrieg zu entfesseln. Der Wille des Führers, eine Kriegsausweitung möglichst zu verhüten, führte zum Abschluß des deutsch-russischen Freundschaftspaktes, der, wie sich nachher herausstellte, von den sowjetischen Machthabern lediglich als Zeitgewinn für die eigenen Angriffsvorbereitungen gegen Deutschland und Europa gewertet wurde. Die deutsche Kriegslage ausnützend, bemächtigte sich die Sowjet-Union, nachdem ihr ein Teil Polens nach der Liquidierung dieses Staates zugefallen war, der baltischen Staaten, Bessarabiens und der wichtigsten strategischen Punkte Finnlands. Dem Angriff auf Europa aber kam der Führer mit seinem Befehl zum Gegenangriff am 22. Juni 1941 zuvor und bewahrte dadurch Europa vor dem urständlichen anarchistischen Chaos des Ostens. Der kürzlich verstorbene russische Schriftsteller Mereschkowski sah bereits 1907 die russische Revolution voraus und prophezeite, daß ihre Folge sein werde, „daß die ganze europäische Welt in die Luft fliege". Der Feldzug im Osten hat gezeigt, daß dieser Augenblick sehr nahe war.

Digitized by Google

Es hatte sich dort ein „Aufmarsch von weltgeschichtlich einmaligen Dimensionen vollzogen", wie der Führer in seiner großen Rede am 12. Dezember 1941 sagte. In schweren Kämpfen tragen jetzt die deutschen Heere und ihre europäischen Verbündeten „jene Linie, die das Lebensbild des Westens von dem des Ostens trennt", wie der Führer die Grenze Europas im Osten bezeichnete, weit in das alte Vorfeld Europas hinein.

Digitized by Google

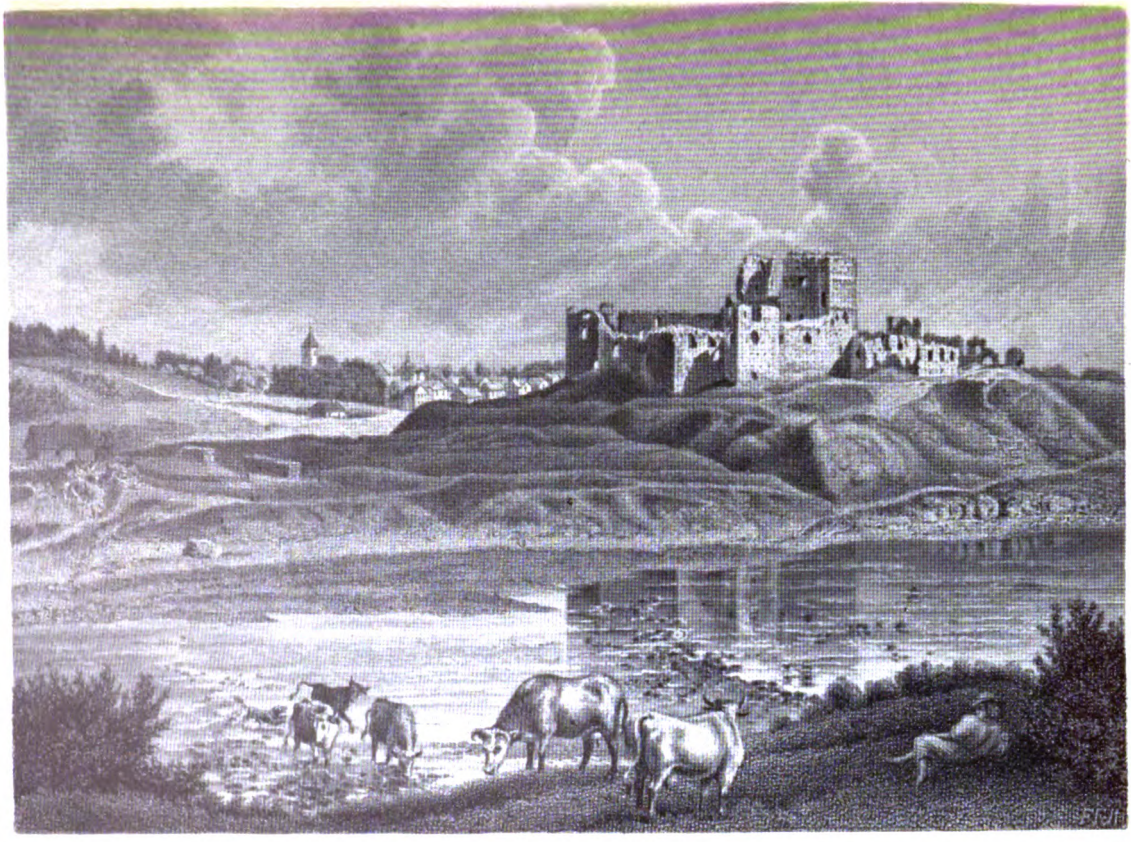
Gauleiter und Oberpräsident Hinrich Lohse:
(Reichskommissar für das Ostland)

Ostland baut auf

Als ich nach meiner Rückkehr aus dem Führerhauptquartier am 27. Juli in der Hauptstadt des früheren Freistaates Litauen, in Kauen, an die erste kleine Schar meiner Zivilverwaltung des Ostlandes die Richtlinien des Führers weitergab, empfanden mit mir wohl alle Mitarbeiter, darunter viele, die ihr Einsatzbefehl unmittelbar zuvor bei der kämpfenden Truppe erreicht hatte, den geschichtlichen Auftrag, den der Führer uns allen gestellt hatte und dessen Größe nun auch allen im Reich sichtbar geworden ist durch die Ernennung des Reichsleiters Rosenberg zum Reichsminister für die besetzten Ostgebiete und durch die Schaffung der Reichskommissariate Ostland und Ukraine. Wir, die wir wie einst die Ordensritter und Kaufleute der Hanse den Schicksalsweg großer politischer Überlieferungen vom Westen, von Schleswig-Holstein, Kiel und Lübeck aus nach Osten beschritten, empfanden doppelt die Größe und Verpflichtung unseres Auftrages. Erst wenige Wochen waren damals seit der militärischen Befreiung dieser unglücklichen Bevölkerung, die nach der englischen Kriegserklärung an Deutschland zum Spielball der Sowjets geworden war, vergangen. Noch ehe diese neuen Sowjetrepubliken zum Aufmarschgebiet gegen Deutschland fertig ausgebaut waren, kam der Entschluß des Führers der vernichtenden Absicht des Bolschewismus zuvor: nicht das bolschewistische Chaos überfiel Europa, sondern mit der deutschen Wehrmacht drang die europäische Kultur wieder in Gebiete vor, von denen der Führer kürzlich sagte, daß es dort keinen Quadratmeter gäbe, der nicht einst durch deutsche Pionierarbeit der menschlichen Kultur und Zivilisation erschlossen wurde. Europa ist wieder größer geworden, und die Grenzen der Kultur haben sich um Hunderte von Kilometern vorgeschoben. Diese Feststellung umschließt zugleich die eigentliche Aufgabe, die der Führer uns hier im Ostland gestellt hat. Es gilt, an die Stelle eines Chaos eine europäische Ordnung, an die Stelle der Zerstörung Aufbau und Kultur zu setzen.

Und dankbar empfanden wir die aufbauenden Vorarbeiten, die Wehrmacht und Organisation Todt schon in den wenigen Wochen nach den militärischen Operationen in den Feld- und Ortskommandanturen, in den Wirtschaftsinspektionen und Wirtschaftskommandos, bei der Wiederherstellung der Nachrichtenverbindungen und unendlich vielen anderen Dingen des Wiederaufbaues geleistet hatten. Wie wir in drei Abschnitten aus den Händen der Wehrmacht zunächst für das Gebiet des früheren Freistaates Litauen, dann für das ehemalige Lettland, für Weißruthenien und schließlich am 5. Dezember für das Gebiet des früheren Freistaates Estland die Zivilverwaltung übernahmen, so vollzog sich auch eine allmähliche Über-

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

führung ganzer Aufgabengebiete von der Wehrmacht an uns, wie z. B. eines Teiles der Wirtschaftsinspektion Nord in die Wirtschaftsabteilung des Reichskommissariats in Riga. Das Ostland ist heute also in seinen Kernstücken bereits von der Zivilverwaltung übernommen, während noch Teile der eroberten Sowjetgebiete östlich der früheren Baltenstaaten und Teile Weißrutheniens zum rückwärtigen Heeresgebiet gehören. Die gesamte Bevölkerung des Ostlandes dürfte sich auf etwa 18 Millionen Einwohner belaufen. Die Bevölkerungsdichte dieses Raumes ist also mit deutschen Verhältnissen verglichen außerordentlich gering. Es handelt sich im wesentlichen um landwirtschaftliche Gebiete im Norden, während in Weißruthenien die Waldbestände überwiegen. Die dortigen Waldflächen entsprechen etwa umfangmäßig der Gesamtheit der preußischen Forste. Sind so die Landwirtschaft und die Forstwirtschaft die tragenden Säulen des gesamten Wirtschaftslebens im Ostland, so ist andererseits nicht zu verkennen, daß in den früheren Baltenstaaten eine Reihe gutentwickelter Industrien verschiedenster Art vorhanden sind, die zwar durch das bolschewistische System stark gelitten haben, aber angesichts der nur kurzen Zeit der sowjetischen Herrschaft gute Ansatzpunkte für den industriellen Wiederaufbau des Ostlandes bieten.

Das Reichskommissariat Ostland ist in vier Generalbezirke eingeteilt, und zwar in die Generalbezirke Estland, Lettland, Litauen und Weißruthenien. Mit Ausnahme der Gebiete im Osten des Reichskommissariats, die vorläufig noch zum rückwärtigen Heeresgebiet gehören, ist, wie gesagt, die Zivilverwaltung überall von uns übernommen worden. An der Spitze der Generalbezirke stehen die Generalkommissare: Staatsrat Dr. Drechsler als Generalkommissar in Riga für den Generalbezirk Lettland, Generalkommissar Litzmann in Reval für den Generalbezirk Estland, Generalkommissar Dr. von Renteln in Kauen für den Generalbezirk Litauen und Gauleiter Kube als Generalkommissar in Minsk für den Generalbezirk Weißruthenien. Die Generalbezirke sind wiederum in Kreisgebiete unterteilt. An ihrer Spitze stehen die Gebietskommissare. Der Generalbezirk Lettland setzt sich zusammen aus den Kreisgebieten Riga-Stadt, Riga-Land, Mitau, Libau, Wolmar, Dünaburg und Weliki-Luki; der Generalbezirk Litauen aus Kauen-Stadt, Kauen-Land, Wilna-Stadt, Wilna-Land, Schaulen und Ponewesch; im Generalbezirk Weißruthenien sind 39 Kreisgebiete in den Hauptgebieten Minsk, Baranwitsch, Mogilew, Witebsk und Smolensk zusammengefaßt. Innerhalb des gesamten Ostlandes hat sich Riga als Sitz meiner Dienststelle zu dem großen politischen und verwaltungsmäßigen Mittelpunkt entwickelt; weiter befinden sich an Zivildienststellen in Riga der Generalkommissar, die Gebietskommissare Riga-Stadt, Riga-Land, der Generalpostkommissar und nun seit kurzem auch die Haupteisenbahndirektion Nord. So ist die alte deutsche Hansestadt und Hauptstadt des früheren Freistaates Lettland über ihre frühere Bedeutung weit hinausgewachsen und dürfte in jeder Weise eine ungeahnte Aufwärtsentwicklung auch als verkehrsmäßiger Mittelpunkt der östlichen Ostsee nach Beendigung der militärischen Operationen im Osten haben.

Digitized by Google

Für die weitere politische, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung des Ostlandes gilt der Grundsatz eines organischen Wachsens. Wir hüten uns, die Dinge zu überstürzen und beseitigen schrittweise erst dann alte und überlebte Einrichtungen, wenn wir Neues und Besseres an die Stelle zu setzen haben. Viele der bisherigen Gesetze haben deshalb ihre Gültigkeit behalten, soweit sie nicht den veränderten Verhältnissen widersprechen und deshalb durch besondere Anordnungen meiner Dienststelle oder der Generalkommissare abgelöst werden mußten. Die Mehrzahl der neuerlassenen Anordnungen hatte lediglich die endgültige Liquidierung des bolschewistischen Systems zum Ziel. Im übrigen nehmen die einheimischen Behörden überall an der Verwaltungsarbeit aktiv teil. Unsere deutsche Verwaltung gibt die politische Zielsetzung und führt die Oberaufsicht. Diese Zusammenarbeit vollzieht sich durchweg in den angenehmsten Formen. So wird gewährleistet, daß die Verwaltung ihre Arbeit auf die großen Gegenwartsaufgaben ausrichtet. Die einheimische Bevölkerung ist mit ihrer eigenen Verwaltung von der festen Überzeugung durchdrungen, daß im Vordergrund aller Maßnahmen zunächst der Gedanke an eine rasche und endgültige Niederringung des gemeinsamen Feindes, des Bolschewismus, stehen muß. Mit um so größerem Verständnis nimmt die Bevölkerung alle Maßnahmen auf, die in erster Linie den dringendsten wirtschaftlichen Notwendigkeiten gerecht werden und ist auch zugleich davon überzeugt, daß die eigenen Interessen nur insoweit berücksichtigt werden können, als die vordringlichen Belange der Kriegführung dies zulassen.

Die einheimische Bevölkerung hat auch ihre eigene Gerichtsbarkeit behalten, daneben sind bei den Generalkommissaren deutsche Sondergerichte für bestimmte Delikte eingerichtet, während bei meiner Dienststelle ein deutsches Obergericht geschaffen wurde. Die erste Sitzung des deutschen Obergerichts in Riga zeigte schon durch ihr erstes Urteil den Willen der deutschen Verwaltung, mit dem gefährlichen und gewohnheitsmäßigen Verbrechertum auch im Ostland aufzuräumen, um das Land und seine Bevölkerung in Zukunft vor solchen Schädlingen der Gemeinschaft zu schützen, um dadurch zugleich auch eine der Voraussetzungen für die Gesundung der Wirtschaft und für den Wiederaufbau zu schaffen. Dies ist nur dann möglich, wenn die Achtung vor dem Anderen und die Achtung vor dem Eigentum der Gemeinschaft und des einzelnen schnell und rücksichtslos wiederhergestellt wird. Unter der Bolschewistenherrschaft wurde jede persönliche Initiative, jeder Drang zur Mehrleistung, um dadurch bessere Lebensbedingungen zu schaffen, im Keim erstickt. Bis auf wenige Ausnahmen wurden sämtliche Wirtschaftsunternehmungen verstaatlicht, gleichgültig, ob es sich um Fabriken, Handwerksbetriebe, Einzelhandelsgeschäfte, Bauernhöfe oder Schiffe handelte. Es wurden Trusts, Kombinate, Artelle und Staatshandelsunternehmungen gebildet, in denen die früher auf privatwirtschaftlicher Grundlage arbeitenden gesunden Einzelunternehmungen zusammengeschlossen wurden. Man würde fehlgehen, nun anzunehmen, daß diese Trusts von großen, hierzu geeigneten

Digitized by Google

Wirtschaftsführern geleitet wurden. Im Gegenteil. Diese Zusammenschlüsse entwickelten sich zu nichts anderem als zu Ausbeutungsobjekten der Sowjets, um daraus die erforderlichen Gelder für die Aufrüstung zu ziehen. Die aufgeschwemmten Verwaltungen dieser Trusts ließen jede straffe Geschäftsführung vermissen und entwickelten sich immer mehr zu toten und geistlosen Staatsbuchhaltungen. In der Führung der Einzelbetriebe wurde jede eigene Initiative erstickt. An der Stelle früherer Unternehmer, Kaufleute, Bauern und Handwerker, deren ganzes Trachten auf eine Weiterentwicklung des Betriebes gerichtet war, und so zu einer ständigen Produktionssteigerung für die Gemeinschaft und für eine Verbesserung des Lebensstandards des einzelnen führte, standen nun Angestellte der Trusts, Kombinate, Artelle und Staatshandelsunternehmungen oder wie diese Zusammenschlüsse auch heißen mochten, so daß schon nach einem Jahr Sowjetherrschaft ein katastrophaler wirtschaftlicher Rückgang festzustellen war. Gleichgültig, ob es sich um den Verwalter eines größeren Industrieunternehmens oder um den Geschäftsführer eines Blumenladens handelte, es wurde ihm ein Monatsgehalt von 400—1000 Rubel (etwa 40 bis 100 RM.) gezahlt. Diese schwerfällige Organisation, die jeder Wirtschaftsauffassung eines europäischen Kulturstaates Hohn spricht, konnte nicht von heute auf morgen abgebaut werden, da die Zahl der Betriebe, die in die bolschewistischen Zusammenschlüsse hineingezwängt wurden, in die Hunderttausende geht. Um wirtschaftliche Erschütterungen zu vermeiden, mußte der Abbau stufenweise erfolgen. Als Ziel schwebt uns eine autoritär geführte Wirtschaft mit persönlicher Unternehmerinitiative vor, wobei die Verwaltung durch ihren lenkenden Einfluß die Vordringlichkeit der Kriegsaufgaben und die zukünftige Einordnung der Ostlandwirtschaft in die europäische Gesamtwirtschaft berücksichtigt. Es versteht sich von selbst, daß man in den früheren Baltenländern anders vorgehen muß, als in Weißruthenien. Die rassischen und politischen Grundlagen sind hier völlig anders als dort. Die Bevölkerung der früheren Freistaaten Estland, Lettland und Litauen ist in starkem Maße nordisch bestimmt, und es gibt daher Persönlichkeiten mit Unternehmereigenschaften, die in der Wirtschaft und Technik führend eingesetzt werden können. Zudem sind diese Gebiete nur ein Jahr lang der Bolschewistenherrschaft ausgeliefert gewesen, während in Weißruthenien mit einer Bevölkerung gerechnet werden muß, die fast 25 Jahre vom Bolschewismus durchsetzt worden ist. Wenn somit im Norden eine Zusammenarbeit mit der einheimischen Bevölkerung in der Wirtschaftsführung sich anbahnt, kann in Weißruthenien mit einer solchen Entwicklung zunächst noch nicht gerechnet werden.

Die ersten einschneidenden Maßnahmen zur Rückführung der Wirtschaft in europäische Formen galten bewußt der Landwirtschaft, die nun einmal das Rückgrat der gesamten Ostlandwirtschaft darstellt. Den Bauern wurde der ihnen von den Bolschewisten fortgenommene Grund und Boden mit dem erforderlichen Inventar zur Eigenbewirtschaftung zurückgegeben. Die Bauern, die von den Bolschewisten ihrer Höfe beraubt wurden, mußten, wenn sie überhaupt als Verwalter des Hofes im Rahmen der Kolchose

Digitized by Google

dagelassen wurden, jedes Interesse an einer Verbesserung des Betriebes, an einer Steigerung des Bodenertrages durch Anwendung von Kunstdünger, an einer Steigerung der Milch- und Buttererzeugung verlieren. Um den Bauern wieder einen Anreiz zur Ertragssteigerung zu geben, galt deshalb auch die erste Maßnahme auf dem Gebiete der Preisbildung den landwirtschaftlichen Erzeugnissen. Der Bauer ist heute in der Lage, Kapital zu bilden, um zu gegebener Zeit landwirtschaftliche Maschinen anzuschaffen und Kunstdünger zu kaufen. Er kann schon heute die erforderlichen Reparaturen und Erweiterungsbauten vornehmen lassen. Dem Handwerk, der Kleinindustrie und dem Einzelhandel wurde ebenfalls mit größter Beschleunigung geholfen. Das Handwerk und die Kleinindustrie, denen durch die Nationalisierung ihre Betriebe geraubt worden waren, erhalten das Eigentumsrecht an ihren Produktionsmitteln und Warenvorräten zurück, während den Einzelhändlern Eigentumsrecht an Inventar und an den Warenvorräten übertragen wird. Konnte bisher auch eine eigentumsmäßige Übertragung der Gesamtbetriebe in diesem Gewerbezweige noch nicht vorgenommen werden, so erfolgt doch jetzt die Bewirtschaftung dieser Geschäfte auf eigene Rechnung, so daß der erste Schritt zur Privatisierung auch hier getan ist. Mit einer grundlegenden Anordnung über den Wirtschaftsaufbau im Ostland und der Schaffung einer Wirtschaftskammer Ostland sind weitere wichtige Maßnahmen getroffen worden, um eine Ordnung in allen Wirtschaftszweigen sicherzustellen. Es würde zu weit führen, auf alle Einzelheiten dieses allmählichen Gesundungsprozesses einzugehen.

In der gesamten Aufbauarbeit findet die Technik ein weites Arbeitsgebiet vor. Die militärischen Operationen des Krieges im Osten haben die Wichtigkeit des Straßenverkehrs im Ostland sichtbar vor Augen geführt. Es ist selbstverständlich, daß diese militärischen Notwendigkeiten auch in nächster Zeit noch alle Maßnahmen auf dem Gebiete des Straßen- und Brückenbaues beherrschen müssen. Um den Austausch lebenswichtiger Güter zwischen dem Osten und dem Reich über Schiene, Straße oder Schiff sicherzustellen, ist außer dem Ausbau des Eisenbahnnetzes die Schaffung guter Durchgangsstraßen, die schnelle Fahrgeschwindigkeiten zulassen, und der Ausbau der Häfen notwendig. Wichtige Vorarbeiten auf diesem Gebiet sind bereits von der Organisation Todt in vorbildlicher und überraschend schneller Weise geleistet worden. Die Rollbahnen der Wehrmacht haben sich als die Hauptadern des Verkehrsnetzes, von denen die deutsche Zivilverwaltung wird ausgehen müssen, bewährt. Es kommt jetzt im Winter darauf an, die wichtigsten Straßen gemeinsam mit der OT. auch bei stärksten Schneefällen offenzuhalten, um den Nachschub für die Wehrmacht sicherzustellen und darüberhinaus die lebensnotwendigen Verbindungen zwischen den wichtigsten Städten der Ostlandwirtschaft aufrechtzuerhalten.

Den Wasserstraßen kommt deshalb eine besondere Bedeutung zu, weil sie die landgebundenen Transportmittel entlasten und ergänzen können. Ihnen wird in erster Linie die wirtschaftliche Erschließung des sowjeti-

Digitized by Google

schen Hinterlandes mit dem Ostseeraum und die Heranführung seiner Güter an die Ostseehäfen zukommen. Die Wasserstraßen selbst werden durch umfangreiche Ausbaumaßnahmen zu leistungsfähigen Verkehrsträgern ausgebaut werden können. Hand in Hand damit wird der Ausbau der Häfen gehen müssen, der schon in bezug auf Riga, Libau und Windau energisch von der Zivilverwaltung und der Kriegsmarine in Angriff genommen worden ist. Auch Reval, dessen Hafen unter den bolschewistischen Zerstörungen stark gelitten hat, dürfte nach Beendigung der Feindseligkeiten in der Ostsee schnell wieder in der Lage sein, den wichtigsten Anforderungen des seewärtigen Güterumschlages gerecht zu werden. Es versteht sich, daß die technische Entwicklung der Häfen den verkehrspolitischen Notwendigkeiten, die sich aus der Stellung des Ostlandes zum Großdeutschen Reich und zu den übrigen Ostseeländern ergibt, angepaßt sein muß.

Mit dem Ausbau der Wasserstraßen wird die Gewinnung der Wasserkräfte für das Ostland eine erhöhte Bedeutung erlangen, da noch ungeheure Mengen der „weißen Kohle" ungenutzt liegen. Memel, Düna, Narwa werden vor allen Dingen die Träger dieser Kraftgewinnung werden und in den nächsten Jahren vermutlich in der Energieversorgung der Ostlandwirtschaft eine große Rolle spielen, da die Kohlenversorgung noch auf Jahre hinaus durch die Verknappung des Schiffsraumes und anderer Transportmittel vermutlich beeinträchtigt sein wird.

Große technische Aufgaben stehen zur Erhöhung der landwirtschaftlichen Produktion bevor. Großzügige wasserwirtschaftliche Maßnahmen werden die Voraussetzung für die Durchführung umfangreicher Meliorationen und Ödlandkultivierungen bilden. Hierdurch werden wir eine intensivere Bodennutzung und eine beträchtliche Steigerung der Erträge erzielen. Ein umfassender wasserwirtschaftlicher Generalplan, der das ganze Ostland umfaßt, wird der Ausgangspunkt dieser großzügigen Aktion sein. Zusammen mit einer systematischen Entwicklung einer Spezialindustrie für landwirtschaftliche Maschinen und einer starken Förderung der Düngemitteleinfuhr, gegebenenfalls durch Kreditgewährung auf genossenschaftlicher Basis, wird auch hier ein wirkungsvoller Ansatzpunkt zu durchgreifenden agrarpolitischen Maßnahmen, die nicht nur eine Intensivierung der Bodennutzung zum Ziele hat, sondern auch von starken ethischen und bevölkerungspolitischen Gesichtspunkten getragen ist, geschaffen. So erwachsen der Technik in vielseitigster Hinsicht in Planung und Ausführung Aufgaben von größtem Ausmaße. Mit dem Ausbau einer bodenständigen Industrie, die sich vor einer starken Zusammenballung in großen Zentren hüten wird, vielmehr eine gesunde Auflockerung unter Ausnutzung der gegebenen Standortbedingungen suchen wird, steht das Problem des Städtebaues ebenso wichtig neben der Notwendigkeit, für ein gesundes Wohnen auf dem Lande und stilvolles Bauen im Geiste unserer Zeit zu sorgen. Allen Aufgaben voran steht der Wiederaufbau der zerstörten Städte und Dörfer, der einheimischen wie deutschen Architekten dankbare und große Aufgaben in der Neugestaltung des Gesichtes dieser

Digitized by Google

Landschaft bietet, die so reich ist an ehernen Zeugen deutscher Bauherren. Der zu erwartende Bevölkerungszuwachs, vor allem in den Hafenstädten des Ostlandes, erfordert sehr bald eine umfassende Städteplanung. Bei Berücksichtigung der dringendsten wirtschaftlichen Erfordernisse wird aber in den Städten des Ostlandes eine Hauptaufgabe die sein, jenes Bild zu erhalten und zu vertiefen, das durch die Hanse und die Ordensritter geprägt wurde und durch alle Stürme der Jahrhunderte trotz so mancher Zerstörung durch den Bolschewismus auf uns überliefert worden ist. Neben diesen alten und nun bald hinzukommenden neuen Zeugen deutschen Bauwesens werden die Bauten im überlieferten lettischen, estnischen und litauischen Volksstil stehen, ebenso wie manches repräsentative Bauwerk eines großen einheimischen Architekten, auf dessen loyale Mitarbeit stets gern zurückgegriffen werden wird. Die einheitliche Bauplanung wird in einer solchen Zusammenarbeit keine Kompromisse einzugehen brauchen, sondern durchaus in der Gesamtheit ein einheitliches Bauschaffen planen und durchführen können, wenn nicht die trennenden, sondern die verbindenden Bauelemente zwischen unserer deutschen und jener einheimischen Baugesinnung gesucht und gefunden werden. Ihnen allen gemeinsam ist in gewissem Sinne ein nordischer Baustil, den zurückzugewinnen und der Landschaft und dem Städtebild des Ostlandes wiederzugeben, eine der vornehmsten Pflichten des bei uns wirkenden Architekten unserer Zeit sein wird. Wie jeder Neubau des Ostlandes, jedes neue Haus oder jede wiederhergestellte Brücke ein überzeugendes Sinnbild für den gemeinsamen Aufbauwillen des Ostlandes ist, so drückt sich die Abkehr vom Bolschewismus doppelt kraß auf allen Gebieten des Kulturlebens aus.

Bibliotheken und Schulen wurden wieder von jenem Fremdkörper befreit, mit dem die Bolschewisten alle kulturellen Einrichtungen in erstaunlich kurzer Zeit durchsetzt hatten. Nach dieser politisch-weltanschaulichen Säuberung wurde als vordringlichste Aufgabe der Wiederaufbau des lettischen Schulwesens in Angriff genommen. Mit einem völlig neubeschafften Schulbücherbestand konnten schon im Herbst die meisten Grundschulen wiedereröffnet werden. Gymnasien und Fachschulen folgten. Selbst das Universitätsleben hat namentlich dank dem energischen Eingreifen des Generalkommissars in Riga wieder begonnen. Die medizinischen und technischen Fakultäten der Universität in Riga arbeiten wieder, Vorlesungen, Übungen und Prüfungen werden wieder abgehalten. Auch die alte Universität in Dorpat wird bald wieder ihre Pforten öffnen. Es versteht sich von selbst, daß der deutschen Sprache überall wieder größtes Interesse entgegengebracht wird. Die in allen Städten stattfindenden Deutschkurse sind meistens überfüllt und man kann erwarten, daß bei der Sprachbegabung und der in fast allen Kreisen der einheimischen Bevölkerung noch vorhandenen Vertrautheit mit dem Deutschen die deutsche Sprache schnell wieder jene Stellung einnehmen wird, die ihr als Weltsprache und führende Sprache des Ostseeraumes zukommt.

Auch auf dem Gebiete des Museums- und Bibliothekwesens geht der Aufbau vorwärts. Die bolschewistische Brandstiftung in der Altstadt Rigas

Digitized by Google

hat leider auch die Stadtbibliothek betroffen, so daß unersetzliche Handschriften und alte Drucke verlorengegangen sind. Es gilt jetzt, alle erhaltengebliebenen Kunst- und Buchschätze aus ihren Verstecken, durch die manche Kostbarkeit vor dem Zugriff der Sowjets verschont geblieben ist, hervorzuholen, sie wieder systematisch zu sammeln und allmählich der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Glücklicherweise blieb die Altstadt Revals mit allen Kulturdenkmälern unversehrt erhalten, sie ist somit unvergängliches Zeugnis einer hansischen Städtegründung im Ostland. Reval mit seinen trutzigen Mauern und Türmen und Narwa mit seiner Hermannsfeste sind für uns die Symbole wehrhafter Kampfbereitschaft gegen die ewige Gefahr des Ostens. Sie sprechen zu uns eine eherne Sprache und künden mit den Ruinen der deutschen Ordensburgen, die von Ostpreußen bis zur Narwa sinnbildlich und geographisch die Verbreitung deutscher Pionier- und Kulturarbeit umreißen, von vergangenen Jahrhunderten, von deutscher Geschichte im Ostseeraum, von Kämpfen, von Siegen und auch von Niederlagen. Die Deutschen des Ostens können stolz auf ihre Vergangenheit sein, da sie nur gering an Zahl Geschicke lenkten, Geschichte gestalteten und eine Wacht hielten — bis sie der Führer ins Reich zurückrief. Bei aller Würdigung dieser geschichtlichen Leistungen, die in der baltischen Tradition von Jahrhunderten begründet liegen, wollen wir nicht die estnische, lettische und litauische Eigenleistung verkennen. Sie mag unterschiedlich sein und sie mag in den Jahren politischer Eigenstaatlichkeit manche Irrwege gegangen sein. Wir erkennen trotzdem die Leistung an, wo sie gesund und kräftig ist, mag sie uns nun in altüberlieferter Volkskunst, im Volkslied, in der Literatur, im Bauwerk, in der Wirtschaft oder wo sonst immer entgegentreten. Wir finden viele verwandte Züge in allen Lebensäußerungen wieder und dies bestärkt uns in dem Gefühl, daß der gemeinsame und vom Schicksal aufgezwungene Kampf gegen den Bolschewismus eine Gemeinschaft zusammenfügen muß, die zu ihrem Teil ein Stück neues Europa bauen will. Wir wissen heute noch nicht, wie im einzelnen das neue Europa aussehen wird. Wir wissen, daß es noch großer gemeinsamer Anstrengungen bedarf, den Bolschewismus niederzuringen und den Westen zum Frieden zu zwingen, so daß Europa ein für allemal in Frieden sein Aufbauwerk vollziehen kann.

So fällt dem Ostland für den Endsieg Europas eine Aufgabe zu, die weit über sein Eigenleben hinausgeht. Es wird sich als ein politisch einheitlich geführter Bestandteil des neuen Europa einfügen in die große Kampffront unseres Erdteils und seine ganze wirtschaftliche und seelische Kraft einsetzen für den großen letzten Waffengang, zu dem die jungen Völker zur Sicherung ihrer Lebensrechte gegen eine jüdisch-bolschewistische Welt des Hasses, der Mißgunst und Verwesung angetreten sind.

Digitized by Google

Dr. Friedrich Alexander Redlich:

Volkskunst und Brauchtum der Völker im Ostland

Wenn man in das Gebiet des Ostlandes die Völker einbezieht, die zwischen der Südküste des Finnischen Meerbusens und der ehemals polnisch-litauischen Grenze seit Jahrhunderten siedeln, und das ostwärts davon gelagerte Weißruthenien hinzurechnet, das im Norden an den großrussischen Siedlungsraum reicht, dann ahnt man bei diesem umfassenden Blick auf die Karte, welche Mannigfaltigkeit sich im Leben dieser Völker ausprägen muß, wie sich an den Berührungspunkten dieser Siedlungsgruppen schroffe Gegensätze zeigen und andrerseits Mischzonen gegenseitiger Beeinflussung entstehen mußten. Im Norden wohnen die finno-ugrischen Esten mit dem ehemals weitverbreiteten Reihendorf, das im Osten in russischer Nachbarschaft und estnisch-russischer Mischsiedlung noch heutigentags als langgestrecktes an der Straße liegendes Dorf sichtbar ist. Der jetzt im estnischen Gebiet vorherrschende Einzelhof ist für die lettische Siedlung charakteristisch, während im Westen in den estländischen Küstengebieten schwedisch beeinflußte Haufendörfer liegen. Das im äußersten Norden und Osten Estlands vorherrschende russische Straßendorf schiebt sich im Osten in einer südlichen Fortsetzung bis in das lettische und litauische Siedlungsgebiet hinein. Der für Letten und Litauer charakteristische Einzelhof („Gesinde") wurde in Litauen auf Veranlassung des ehemals herrschenden Polentums häufig durch die Dorfsiedlung abgelöst.

Der Unterschied zwischen Ost und West zeigt sich auch im Hausbau, dessen ursprünglichen und entwickelteren Formen hier nicht nachgegangen werden kann (Rauchstube usw.). Dem russischen Bauernhaus an der Ostgrenze mit seinem reichen Schmuck an Giebel, Tür und Fensterumrahmung steht im Westen des Gebietes ein Wohnhaus gegenüber, dem bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts fast alle Verzierungen außen und innen fehlten. Bei Esten, Letten und Litauern fielen in früherer Zeit die besonders in den westlichen Gebieten stark verbreiteten Giebelbretter auf, die nordisch-germanischen Einfluß zeigen (Pferde- und Vogelköpfe). Sie sind auch jetzt noch gelegentlich anzutreffen. Der Osten kennt dagegen eine andere, überladenere, phantastische Ornamentik (Abb. 1—3).

Es fällt auf, daß der Westen in den von den Männern gefertigten Holzarbeiten eine bessere Technik und einen entwickelteren Schönheitssinn aufweist als der Osten. Dazu gehören zum Beispiel Gegenstände, die man zu Festlichkeiten benutzt und die man außerhalb des Hauses zeigt, wie hölzerne Bierkannen, Brauttruhen, Brautschachteln, Sättel, Kummethölzer

Digitized by Google

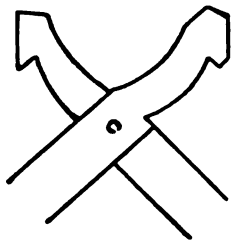


Abb. 1: Giebelbretter Estland, Harrien.

und verschiedene Minnegaben. Holzschnitt und Brandmusterverzierungen finden sich in gleicher Weise bei Esten, Letten und Litauern, nur daß die Ornamente im einzelnen voneinander abweichen, wobei die indogermanischen Letten und Litauer größere Gemeinsamkeiten aufweisen, während die ugro-finnischen, aber nordisch durchsetzten Esten davon stärker abweichen. Die estnischen Muster zeigen vielfach in geometrischen Figuren Punkte, Kreise, Kreuze usw., die bei gleichmäßiger Flächenfüllung u. a. zu Kreisen und Vierecken zusammengefügt werden. Häufiger als auf Holzgegenständen tritt auf Geweben ein eingewirktes Schlingenviereck auf. Drudenfüße bzw. Achtecke gelten auch jetzt noch gelegentlich als Zauberzeichen. So legt man ein Waschbleuel mit dem Drudenfuß auf die im Zuber liegende Wäsche, damit der Skratt (Drache) sie nicht stiehlt. Auf den estländischen Inseln tritt in geringerem Maße auch ein Rankenornament auf, das neben tier- und menschenähnlichem Zierwerk im Westen des Festlandes und auf den zum Teil schwedisch besiedelten Inseln ein germanisches Gepräge verrät (Abb. 4). Sehen wir von den eben noch schwedischen Dörfern ab, die nicht zahlreich sind, so hieß es z. B. noch vor einigen Jahrzehnten, daß die estisierten Schweden auf der Halbinsel Sworbe der Insel Ösel in ihrer Sommertracht viel Ähnlichkeit mit der Volkstracht der Dalarner Mädchen von Falun hätten.

Das Ornament der Letten und Litauer zeigt in den Textilien der Frauen und den Holzarbeiten der Männer Muster, die in dieser Ausprägung und Verbreitung den Esten trotz ihrer nordischen Blutbeimischung nicht eigen sind. Das Hakenkreuz kommt bei den Esten fraglos im Zusammenhang mit ihrer ursprünglich rein ugro-finnischen Herkunft verhältnismäßig selten vor. Wir finden es zum Beispiel im Westen im Kreise Pernau. Litauer und besonders Letten kennen es dagegen schon seit vorgeschichtlicher Zeit bis in die Gegenwart hinein in einer wunderbar fortdauernden stetigen Häufigkeit mit mannigfacher Abwandlung der Form als Sonnenzeichen, jetzt auch auf Erzeugnissen des Kunsthandwerks, ob es sich nun um ornamentale Ausstattung von Gebrauchsgegenständen oder alte und im Laufe der Jahrhunderte abgewandelte Muster auf Trachtenstücken handelt. Diese gehen im wesentlichen auf eine alte Überlieferung zurück (Abb. 5—8).

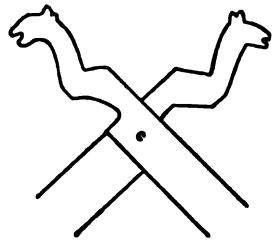


Abb. 2: Giebelbretter Westkurland, Rutzau.

Den Sinn für das Althergebrachte zeigt der Lette in seiner Volkstracht. In den letzten Jahrzehnten drohte sie auszusterben. Von einer Männertracht sah man fast nichts mehr, und auch die wirklich getragene weibliche Tracht

Digitized by Google

war nur noch in wenigen Gegenden tatsächlich vorhanden. Auf Grund einer sorgfältigen Durchsuchung alter Bestände und eingehender Forschung gelang es in den letzten zwanzig Jahren das Verständnis für die Volkstracht neu zu erwecken und schließlich auch dahin auszurichten, daß man die Eigenarten der einzelnen Trachtengegenden tunlichst nicht verständnislos durcheinanderwerfen sollte. In weitem Umfange nahm der Städter — das gilt auch für Esten und Litauer — und besonders die Frau in der Stadt, die Volkstracht auf, die in ihrer Eigenartigkeit und Urwüchsigkeit eine Angelegenheit des bäuerlichen Menschen ist. Als solche war sie nicht eine Sache der Mode und des guten Tones gewesen wie für den Städter, sondern ein Ausdruck naturhafter Verbundenheit mit der Umgebung. Flachs und Wolle, die weiße, schwarze und graue Farbtöne erlaubte, ebenso Hede als Stoff für die Arbeitskleidung und die nicht sichtbaren Kleidungsstücke boten sich dem bäuerlichen Menschen gleichsam von selbst an, und mit Hilfe naturechter Färbemittel und dem Verweben der bunten Fäden ergaben sich dann die echten volkstümlichen Farbtöne und Muster, die auf eine alte Überlieferung zurückgehen. Eine echte Volkskunst war am Werke. Man setzt noch heutigentags im äußersten Westkurland seine bäuerliche Ehre darein, mit dem Schatz der überkommenen Ornamente beim Weben, Stricken und Sticken auch eine persönliche künstlerische Note nicht zu vergessen. In Farbenwahl, Muster und Form der Kleidungsstücke setzen die Völker des Ostlandes sich ihrer Eigenart entsprechend voneinander ab. Der vorwiegend weiße Ton der weißruthenischen Tracht, die in diesem Jahrhundert auch bunte Schattierungen annahm, wirkte zum Beispiel auf die Kleidung der Hochletten in Lettgallen, oder, in großen Zügen gesehen, weben in den ehemals mit ugro-finnischen Volksteilen durchsetzten Gebieten die Lettinnen einen von oben nach unten gestreiften Rock in dunklen Farbtönen, während der Stoff von ihnen sonst kariert gehalten wird, wobei sie die helleren Farben bevorzugen. In dem bekannten westkurländischen Rutzau wiederum verrät ein roter Farbton trotz des überwiegend lettischen Gutes, das ihn trägt, eine slawische Beimischung.

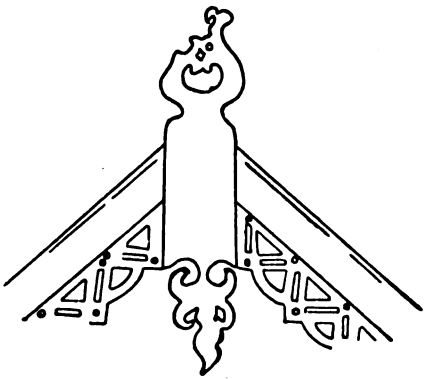


Abb. 3: Alter, östlich beeinflußter Holzgiebel eines Wohnhauses, Lettgallen.

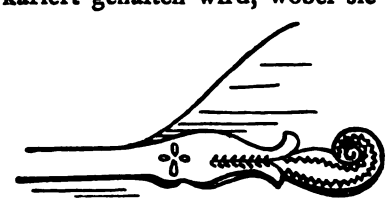


Abb. 4: Bettverzierung auf der schwedisch besiedelten Insel Runö.

Tracht und Brauchtum stehen in einer engen Wechselwirkung. Tracht ohne festes Brauchtum ist nicht denkbar, ob es sich nun um Arbeit oder Feier handelt. Mädchen und Frau un-

Digitized by Google

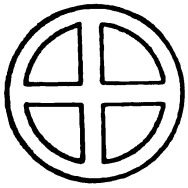


Abb. 5:
Ausgeschnittenes Hakenkreuz auf litauischer Spindel

terscheiden sich im Trachtenzubehör. Schürze und Haube sind das Kennzeichen der verheirateten estnischen Frau; der Kranz ist ein Zeichen des Jungfrauenstandes, und damit gewinnen die Hochzeitsschürze und die Brauthaube, auf der Insel Mohn mit Perlen, Flitter und Schellen benäht, ihre besondere Bedeutung. Die uralte Anschauung, daß die Braut zur Hochzeit ihrem künftigen Gatten verhüllt zugeführt werden muß, ist noch im Raume des Ostlandes anzutreffen. So war vor nicht allzu langer Zeit im Osten des von Esten bewohnten Landes das Gesicht der Braut während der Brautfahrt mit einem großen Umlegetuche verhüllt, und auf dem Haupt trug sie die nur zu dieser Gelegenheit übliche Schafsfellmütze. Im Hause des Bräutigams hob früher der Freiwerber mit der Schwertspitze das Tuch vom Gesicht der Braut. Bis über den Ausgang des Weltkrieges hinaus war es auch bei den an das Ostland grenzenden Großrussen üblich, während der Trauzeremonie das Gesicht der Braut mit einem Tuch zu verdecken. Nach dem feierlichen Umgang um das Herdfeuer verband man in Litauen der jungen Braut die Augen und führte sie dann durch das Haus und die Nebengebäude. Es sind auch im heutigen Brauch noch Andeutungen dafür vorhanden, daß der Litauer früher die Raubehe kannte. So tragen jetzt noch mancherorts in Litauen die jungen Burschen in symbolischer Bedeutung Gegenstände im Scherz gewaltsam fort, wenn die Braut sich im Elternhause verabschiedet. Man versperrt auch einem jüngeren Priester den Weg, ähnlich wie die Letten dem Hochzeitszuge den Weg versperrten, um die Brauträuber aufzuhalten oder nach einer Bewirtung dem Hochzeitszuge den Weg freizugeben. Noch kürzlich war es um Dünaburg üblich, daß der junge Bauernbursche seine Auserwählte, die mit den Ihren an einem bestimmten Wintertage in die Stadt gekommen, im Schlitten aus der Stadt entführte und in jagender Fahrt auf dem gefrorenen Flusse davonfuhr. Der Scheinraub erinnert an die alte Zeit, als Verlobung und Hochzeit wie bei unseren germanischen Vorfahren eins waren, bevor die christliche Trennung von Verlobung und Hochzeit sich durchsetzte. Daß der Scheinraub in Dünaburg im Winter vor sich ging, ist kein Zufall, denn die Sitte, die Hochzeit im Herbst oder im Mittwinter zu feiern, scheint eine alte indogermanische Überlieferung zu sein.

Außerhalb der Familien- und Sippenfeste hat sich alter Brauch im Kreislaufe des Jahres ebenfalls erhalten und sein nordisches Gepräge bewahrt. Wenn in Großdeutschland die Feuer zur Sommersonnenwende aufflammen, die Sonnenräder von den Bergen rollen, dann leuchtet der Schein aus dem Ostland herüber, in Litauen spärlich und zaghaft, im lettischen und estnischen Siedlungsgebiet in hellen und zahlreichen

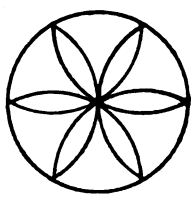


Abb. 6:
Schnitzmuster auf lettischer Spindel, Lettgallen.

Digitized by Google

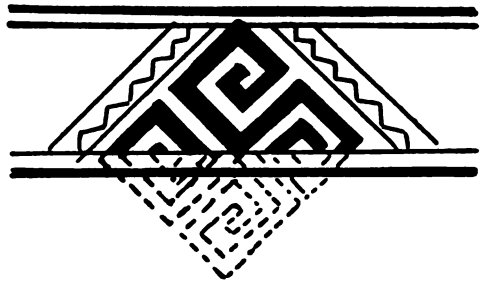


Abb. 7: Lettisches Ornamentband auf einem Kleidungsstück, ein auf die Hälfte geteiltes Sonnenzeichen.

Feuern. Unter dem Einfluß der katholischen Geistlichkeit ist in Litauen der Brauch soweit zurückgedrängt, daß nur noch in einigen Gegenden am Abend der Sonnenwende junge Burschen ein geteertes Wagenrad erhöht aufrichten und in Brand setzen, während von Letten und Esten Teertonnen oder Scheiterhaufen mit prasselnd aufflammenden Hölzern und grünem Holz am sogenannten Johanniabend für die Sonnwendfeuer verwandt werden. Unermüdlich singen die bekränzten lettischen Burschen und Mädchen, Männer und Frauen im Wechselgesang ihre zahlreichen Sonnwendlieder, die Lihgolieder. Sie werden so nach dem in den Gesängen wiederkehrenden Freudenausruf Lihgo genannt, der ein Jauchzen und Frohlocken und gleichzeitig ein Hin- und Herschwanken bedeutet, das manche Deuter mit der Sonnenbewegung in Verbindung bringen wollen. An der lettisch-estnischen Sprachgrenze greifen die Lihgolieder auch auf das estnische Gebiet über. Die Johannifeier ist für den Letten ein Fest der Fruchtbarkeit, das fraglos auf indogermanische Wurzeln zurückgeht, wenn auch die Art der heutigen Feuer durchaus auf einen jüngeren norddeutschen Einfluß hindeuten dürfte. Daneben kennt der Lette hier und da wie der Litauer zur Sommersonnenwende das erhöht an einem Baume angebrachte brennende Rad.

Der deutsche Einfluß ist aus dem baltischen Gebiet nicht wegzudenken, selbst wenn man von der deutsch geprägten Kulturlandschaft absehen will, die in Litauen weniger in Erscheinung tritt, geschweige denn in den östlichen Gebieten des Ostlandes, weil diese Landstriche nur kurze Zeit oder überhaupt nicht unter dem Einfluß deutscher Leistung gestanden haben. Ein deutliches Zeichen für einen deutschen brauchtümlichen Einfluß in jüngster Vergangenheit ist der Weihnachtsbaum zur Zeit der Wintersonnenwende. Noch im 17. Jahrhundert zogen die Letten zur Wintersonnenwende einen Block unter Lärmen umher, um ihn schließlich zu verbrennen — für einen Teil der slawischen Völker ist dieser Brauch als germanisch beeinflußt nachgewiesen. Jedoch erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hat sich der Weihnachtsbaum bei den Letten und Esten langsam eingebürgert, nachdem die Deutschen des Landes im gleichen Jahrhundert zur Weihnacht den Brauch, einen Weihnachtsbaum aufzustellen, angenommen hatten. Die bei den Letten gelegentlich geübte Sitte, sich am Lichterbaum ein Licht auszuwählen, um fest-

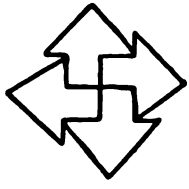


Abb. 8: Vom Hakenkreuz abgeleitete Hausmarke, Westestland, Kr. Pernau.

Digitized by Google

zustellen, wer am ehesten sterben werde, ist in dieser Form eine junge Erscheinung. Wessen Licht am Baume zuerst verlöscht, der muß als erster sterben.

Wie der grüne Baum im Winter ein Zeichen des Lebens ist, das sich in alter Weise mit dem steigenden Jahr wieder tausendfältig verjüngt, so sind diese Völker des Ostlandes durch ihre Volkskunst mit ihrer Sitte und mit ihrem Brauch in alten Zeiten zu Hause, in denen die indogermanischen Völker einander viel näher standen als heute, aber gleichzeitig erweist sich, wie mit jedem neuen Jahresring, mit den neuen Jahrzehnten und Jahrhunderten aus dem Alten abgewandelt Neues ersteht, das aus ureigensten Säften wächst, in seiner heutigen Ausprägung jedoch ohne die aufgepfropften Reiser aus dem nordisch-germanischen Kulturkreise nicht denkbar wäre — das Ganze ein naturhaftes Wachsen.

Digitized by Google

Prof. Onni Okkonen:

Der karelische Einschlag im Kunstleben Finnlands

Manche Länder haben unter ihren Provinzen ein sogenanntes „kleines Vaterland", das entweder wegen seines ethnographischen oder geistigen Charakters oder nur wegen seiner Naturschönheit eine Sonderstellung im Leben des in Frage kommenden Volkes einnimmt. Eine solche Bedeutung hat Umbrien für Italien, die Provence für Frankreich — für den skandinavischen Kulturkreis denken wir z. B. an Värmland. In Finnland nimmt Karelien, das sogar außerhalb der Landesgrenzen als das Land der Volkslieder und der großartigen, romantisch-ursprünglichen Landschaftsbilder bekannt ist, eine ähnliche Stellung ein. Karelien hat einen besonders starken Einfluß auf das finnische Kulturleben und auf die nationale Erweckung gehabt, es hat der „finnischen Renaissance" eine suggestive Kraft gegeben und wurde zum geistigen Fundament für das künstlerische Schaffen. In diesem Sinne ist Karelien immer ein einheitliches Ganzes für Finnland gewesen; die Teile Kareliens — Ostkarelien und Ingermanland, von denen der erstgenannte wieder in Aunus im Süden und das sogenannte Vienagebiet am Weißen Meer im Norden, zerfällt —, die sich außerhalb der finnischen Grenzen befanden, haben, was die Romantik betrifft, sogar mehr zu geben vermocht als das eigentliche Grenzkarelien innerhalb der finnischen Grenzen, und zwar auf Grund ihrer ethnographisch-folkloristischen Eigenart, vielleicht hatte man sie auch um so lieber, weil sie ein verlorenes „fernes Land" waren, und man träumte davon, daß sie eines Tages wieder ein Teil von „Groß-Finnland" werden sollten.

Vertreter Ostkareliens, dem Lande jenseits der Grenze, traten zum erstenmal vor die literarische Öffentlichkeit Skandinaviens in Runebergs „Elchjägern" als herumziehende Händler, — „russische Hausierer" —, lebhafte und lebenslustige Typen. Einige dieser Archangelsker waren ernsterer Beachtung wert. Nach ihrem Vortrag zeichnete Z. Topelius der Ältere bemerkenswerte alte Volkslieder auf und Elias Lönnrot unternahm — nachdem er Provinzialarzt in Kajana geworden war — seine ergiebigen folkloristischen Sammlerreisen in die karelischen Dörfer in der Nähe des Weißen Meeres, die sich nach und nach als eine wahre Goldgrube für das Gebiet der Volksdichtung offenbarten. Es ist ja bekannt, daß gerade die Volksepen aus diesen Gegenden eine Grundlage abgaben für die Zusammenstellung des Kalevala, so daß Lönnrot der ersten Auflage den Namen „Kalevala oder alte karelische Volkslieder über das Schicksal des finnischen Volkes in früheren Zeiten" gab. Einen wichtigen Anteil machten auch die Volksdichtungen in Grenzkarelien und die in Ingermanland aufgezeichneten tragischen Kullervogesänge aus. In dem großen Sammelwerk Suomen kansan vanhat runot (Die alten Dichtungen des

Digitized by Google

finnischen Volkes) — das 38 Bände umfaßt — macht der auf karelischem Gebiet eingesammelte Stoff den Hauptteil aus.

Durch das Kalevala hat das Karelische in unerhört großem Maße auf die moderne finnische Kultur und ihre charakteristischen Züge eingewirkt. Von dem früheren Schicksal oder der ursprünglichen Form der Kalevalalieder — manche Bestandteile leitet man nun aus Westfinnland und aus skandinavischen Kultureinflüssen her —, kann man sagen, was man will, die Gedichte sind jedenfalls in der Form, in der sie der Nachwelt erhalten blieben, von der karelischen Phantasie geprägt. Das karelische Naturell hat die Volkslieder umgewandelt, ihnen etwas von seinem schwärmerischen Geist und seiner Empfindsamkeit eingegeben und die mythischen Gestalten mit seinem eigenen lebendigen menschlichen Inhalt, seiner Freude, seinem Leid, erfüllt. Unter den Männern sind z. B. der selbstbewußte alte Wäinämöinen und der muntere Lemminkäinen, unter den Frauen Aine und Lemminkäinens Mutter im tiefsten Sinne karelische Idealgestalten, für die man noch heute unter dem Landvolk in Wirklichkeit Gegenstücke findet.

Eine interessante Frage schon seit der Veröffentlichung des Epos ist es auch gewesen, wie die halb heroisch-mythischen, halb modern-realistischen Bilder zu dem heutigen karelischen Verhalten und der Wirklichkeit stehen. Kann man in Karelien — unter Berücksichtigung der nivellierenden Einwirkung späterer geschichtlicher Perioden — eine Spur „kalevalabetonter" Vergangenheit finden? Schon Lönnrot faßte die Sache so, daß die Welt der karelischen Runensänger und die kulturelle Auffassung in den Gedichten einander ergänzen und erklären. Die alten Runensänger, die in Weißmeerkarelien (Viena) meistenteils stattliche, bärtige Greise waren, glaubten, etwas besonders Würdiges und Achtunggebietendes zu tun, wenn sie ihre Lieder wie etwas, das zu den feierlichen Zeremonien des Stammes gehörte, vortrugen. Die alten karelischen Runensängerinnen — die bekannteste war wohl Larin Paraske — haben die Volksliedersammler in Erstaunen gesetzt durch ihren aristokratischen Charakter und ihr herzliches Auftreten. Darum konnte schon Lönnrot von dem karelischen Stamm sagen, daß ihm, mehr als den übrigen Finnen, eine aus der Vorzeit ererbte äußere Bildung eigen ist, damit meinte er gerade die sogenannten Kalevalatraditionen.

Es ist natürlich, daß eine Landschaft und ein Stamm, die durch die Dichtung und die nationalen Ideen eine solche Bedeutung für Finnland erlangten, auch die nationalen, künstlerischen Interessen auf sich zogen. Auch Kareliens Naturschönheit wurde im übrigen Finnland bekannt und zog besonders Maler an. Die Tondichter hatten eine romantische Vorstellung von Karelien als „dem reichen Heimatland des Gesanges". So bemerken wir von 1840—1880 vor allem auf dem Gebiet der bildenden Kunst begeisterte Versuche, Kareliens ethnographische Eigenheiten und schönen Landschaften zu „erobern" — sicherlich anfangs noch mit ziemlich schlechtem Resultat, denn die Entfernung war weit und die technischen Voraussetzungen der Künstler gering. Die Ausbeute beschränkte

Digitized by Google

sich meist auf Trachtenschilderungen und Veduten und außerdem auf einige Bilder aus dem Volksleben; „das Karelische" darin war recht unbedeutend. Aber schon R. W. Ekman versuchte, karelische Wirklichkeitsschilderungen mit Phantasiebildern aus den Kalevalaliedern auf eine Weise zu verschmelzen, die zu ihrer Zeit eine naive Begeisterung, später aber eine scharfe Kritik hervorriefen.

Unter den Malern hat z. B. B. Severin Falkman ein Interesse für das spezifisch Karelische in dem Vorwort zu seinem mit Zeichnungen illustrierten Buch „Eine Woche im Gasthaus von Siitola" bewiesen; er beurteilt die Karelier noch ungefähr so wie Lönnrot. Er spricht von der eigentümlichen Alltagskultur, die bis in unsere Tage an den Ufern des schnellfließenden Vuoksi gedeiht, und deren Spuren uns seiner Meinung nach ein Bild von den fernen Zeiten geben, als die alten Sänger Kalevalas ihre Lieder schufen. Das Künstlerische wird bei ihm durch Volkstypen und ethnographische Einzelheiten wiedergegeben — eine schaffende Gesamtauffassung fehlt immer noch.

Am Ende der achtziger und zu Beginn der neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts erreicht das ästhetische Interesse für Karelien seine Reifeperiode. Anfangs ist eine Zeit, die der junge Axel Gallén in seinen Aufzeichnungen „den Vorfrühling der finnischen Kunst" nennt. An dieser Renaissance, in der das Schönheitsempfinden der Vorzeit mit der neuzeitlichen Kultur in bemerkenswerter Weise verschmolz, hat Karelien den Hauptanteil, so daß Professor Yrjö Hirn diese Kulturströmung als Karelianismus bezeichnen konnte. Karelien gibt den ästhetischen Anschauungen ein konkretes Grund- und Wirklichkeitsgefühl, das Kalevala verleiht ihnen einen romantischen Schimmer und ideellen Umfang. Mehrere Kunstzweige unterstützen einander bei der Entwicklung; besonders leistet die Musik der Malerei diesen Dienst. An Galléns Seite steht der junge Jean Sibelius und der Orchesterleiter der ganzen Bewegung ist in gewissem Sinne Robert Kajanus, dessen Einfluß sich sowohl auf die Musik als auch auf die bildende Kunst erstreckt. Die Berührung mit Karelien — bis nach Ostkarelien — wird durch die Forschungs- oder richtiger gesagt, durch die Pilgerfahrten der Künstler erreicht, denn auf ein eingehenderes Studium der Alltagswirklichkeiten erstreckten sich diese Reisen nicht. Vor dem Jahre 1890 ist Karelien eine Art Eingeborenenreich, oder ein fernes Tahiti; für die Kulturkreise der Hauptstadt ist die Runensängerin Larin Paraske, die Pastor Neovius in Borgå zu sich gerufen hatte, um seine schon früher in Ingermanland begonnenen Volksliederaufzeichnungen abschließen zu können, die tief bewunderte Vertreterin Kareliens.

Daß dieser Karelianismus die finnische Kunst befruchten konnte, beruht darauf, daß wirkliche Künstler, vor allem die jungen Genies Gallén und Sibelius, die Pioniere in der heimischen wie in der allgemein-europäischen Kunstentwicklung waren, ihn in sich aufnahmen. In der Malerei begann die Entwicklung mit dem Pariser Realismus, aber die symbolistischen Ideen, die Bewunderung für das italienische Mittelalter und das Streben

Digitized by Google

Gallén-Kallela:
Kullervo zieht in
den Streit

Gallén-Kallela:
Der Brudermörder

Digitized by Google

Lennart Segerstrale: Pietà des Meeres

Gallén-Kallela:
Lemminkäinens Mutter

Digitized by Google

Wäino Aaltonen: Die Schaukel, Bronzerelief zum Aleksis-Kiwi-Denkmal

Cawen, Alvar: Holzflößer

Digitized by Google

Albert Edelfelt: Altes karelisches Weib

Gallén-Kallela:
Selbstbildnis

Digitized by Google

nach einer Synthese trugen bald dazu bei, eine monumentalere Auffassung und einen dekorativeren Stil zu schaffen. Karelien bedeutete nunmehr nicht nur ethnographische Einzelheiten, Trachten, Typen, Dinge; es wurde nun in einem neuen, höheren und vertieften Sinne aufgefaßt. Es war in enger Verbindung mit dem Kalevala ein suggestives, allgemein bekanntes Motiv, an dessen künstlerischer Behandlung die persönlichen Gefühle, vor allem das persönliche Leiden einen großen Anteil hatten. Das ist zumindest in Sibelius Musik das leitende Motiv, z. B. in der Kareliasuite. Galléns künstlerisches Ziel dagegen scheint oft ein wirklicher Renaissancegedanke gewesen zu sein: er scheint danach gestrebt zu haben, mit Hilfe suggestiver Züge, die ihm aus der Vorzeit erstanden, eine Kunst zu schaffen, die wie eine neue Offenbarung ist — aber die möglicherweise in Finnlands Vorzeit bestanden haben k o n n t e, wenn die Wechselfälle der Geschichte andere gewesen wären. Karelien ist damit also eine allgemeine Inspirationsquelle; auf eine neugierige Frage nach näheren Einzelheiten begnügte sich Gallén einmal damit zu antworten: „Seitdem ich in Karelien war, bemerkt man in meinem Schaffen karelischen Einfluß."

Von den derzeitigen karelischen Ideen in der Bildhauerkunst erhalten wir das beste Bild aus den Aufzeichnungen, die der schwedische Künstler Graf L o u i s S p a r r e während seiner Reise mit dem finnischen Bildhauer E m i l W i k s t r ö m nach Weißmeer-Karelien im Jahre 1891 machte. Diese Aufzeichnungen mit den dazugehörigen Illustrationen gab Sparre 1930 heraus in seinem Buch „Bei den Nachkommen des Kalevalavolkes", einem interessanten Dokument für die Geschichte des Karelianismus. Sparre hatte in Paris die Bekanntschaft Galléns gemacht und er war von dessen Erneuerungsideen beeindruckt worden, er hatte auch selber die Absicht, Kalevalamotive zu malen, wenn auch dieser Gedanke nicht über die Materialsammlung hinauskam. Ein Ausländer, ein Künstler, den enge Bande mit Finnland verknüpfen, sieht auf seiner Reise Kareliens Natur in schönster Sommerbeleuchtung. Karelien liegt für ihn in romantischer Ferne, wo die letzten Reste der Vorzeit und Europas Mittelalter sich noch lebendig erhalten haben. Die kalevalabetonte Milieustimmung, die ihre konkreten ethnographischen Stützpunkte hat, vereinigt sich bei ihm mit dem Gefühl für die Schönheit der karelischen Landschaft und ihre märchenhafte Erhabenheit. Einige von Sparres Zeichnungen legen Zeugnis davon ab, daß er während seiner Reise Stoff für eine kalevala-karelische Bildwelt fand.

Auf ganz realistischem Boden stand um 1880 und zu Beginn der neunziger Jahre A l b e r t E d e l f e l t in seinen Schilderungen karelischer Motive. Es sind ihrer nicht viele, aber sie sind um so bemerkenswerter. Edelfelts klassisch gebildeter, französisch verfeinerter Geist hat uns darin von einem echten Edelmann und von einem geborenen Meister geschaffene Bilddokumente von der karelischen Frau gegeben. Das Bild „Frauen aus Ruoholax auf dem Kirchenhügel" will sein Motiv in alltäglich unverschönerter Form wiedergeben, aber auch hier findet man sogar einen Zug vornehmer Würde bei den Menschentypen. Ein vorzügliches Modell fand

Digitized by Google

Edelfelt in der Runensängerin Larin Paraske, als sie in Borgå zu Besuch war und von der wir — aus einem Bruchstück eines Klageliedes — wissen, daß sie ehrfurchtsvoll dieses große Künstlergenie bewunderte. Besonders schön ist das Bild, wo Paraske auf einem Stein auf der Wiese sitzt; in ihrer Volkstracht ist sie eine besonders geeignete Vertreterin ihres Stammes, aristokratisch und menschlich in ihrem Wesen. Hier haben wir ein Bild vor uns, in dem das trefflich zum Ausdruck kommt, was viele Volksliedersammler in ihren Anmerkungen zu sagen wußten.

Auch Gallén steht als Maler zu Beginn der neunziger Jahre in seiner Aino noch auf dem Standpunkt der realistischen Clairvoyance. Aber es ist bei ihm eine zarte Märchenstimmung hinzugekommen, die das auf karelischer Wirklichkeit aufgebaute Bild idealisiert. Das Streben nach dem Heroischen, das die Kalevalalieder kennzeichnet, führte Gallén in der Mitte des Jahrzehnts zu einer synthetischen dekorativen Stilisierung, wofür folgende große Kalevalabilder den Beweis liefern: „Joukahainen stellt Wäinämöinen eine Falle", „Der Brudermörder" und „Lemminkäinens Mutter". Das Karelische hat, worauf wir bereits hingewiesen haben, diesen Werken den Stoff geliefert in bezug auf Tracht, Bewaffnung und ähnliches, aber wichtiger ist das undefinierbare Zusammenwirken von karelischem Naturell und Kalevalageist. Hier merken wir, wie wichtig das Vorhandensein eines lebenden, wirklichen Hintergrundes für den Künstler war, aber wir sind ihm gleichzeitig dankbar dafür, daß er sich nicht zu sehr davon gefangennehmen ließ, sondern dem Kunstwerk das Gepräge seines eigenen Geisteslebens zu geben vermochte.

Neben Gallén und auf seinen Spuren sind andere Künstler von dem Karelischen beeinflußt worden, z. B. Eero Järnefelt in seinen Paraske-Bildern und der „Landschaft von Koli aus gesehen", sowie Pekka Halonen mit seinen karelischen Einödlandschaften und seinen Figurenkompositionen, unter denen z. B. „Die Wegebauer in Karelien" in ihrer Komposition wie ein riesengroßes Metopenbild wirken — als Hintergrund für die Figurengruppen sieht man eine gewaltige Waldlandschaft mit einem Einödsee, der im Hintergrund hervorglänzt. Pekka Halonen ist einer der wichtigsten Vertreter des karelischbetonten Geistes, er war auch in Ostfinnland zu Hause und durch manche Bande mit Karelien verknüpft.

Der Karelianismus hat seither seinen befruchtenden Einfluß auf das Kulturleben in Finnland ausgeübt, sowohl durch Motive und Impulse als auch dadurch, daß sich sein Geist in den schaffenden Kräften der finnischen Kunst widerspiegelt. Er ist jedoch selber weniger produktiv gewesen, d. h. wenige Künstler entstammen direkt dem karelischen Gebiet. Eine rein karelische Richtung in der Kunst ist bisher noch ein Zukunftstraum. Die Möglichkeit dieser Verwirklichung kommt als beständige Hoffnung in dem karelischen Nationallied zum Ausdruck:

„Wenn der große Tag erscheinet,
Der das Glück dem Lande bringt,
Heller Jubelsang vereinet
In Karelien wieder klingt."

Digitized by Google

Kleine Kulturberichte

Rassenseelenkunde und Kulturgeschichte

Es ist immer wieder einmal notwendig, daran zu erinnern, daß die Wissenschaft nicht zu dem Zweck betrieben wird, die Welt zu zergliedern in eine unendliche Zahl von Einzelmerkmalen, sondern, daß die Analyse an den individuellen Einzelobjekten vorgenommen wird, um mit Hilfe der gefundenen gemeinsamen Merkmale zusammenfassen zu können zu großen Gruppen. Das Ideal jeder Wissenschaft war von jeher ein die gefundenen Merkmalsgruppen zusammenfassendes System. Versuche systematischer Zusammenschau haben daher in der Wissenschaftsgeschichte immer wieder die Zeiten analytischer Merkmalssuche und Aufgliederung unterbrochen. Die gefundenen Systeme werden dann freilich von der gesamten Wissenschaft einer scharfen Kritik unterzogen, Unstimmigkeiten mit dem zugrundegelegten oder unberücksichtigten Tatsachenbestand werden aufgewiesen, neue Tatsachengruppen in kritischer Zerstörerfreude aufgesucht und durch Forschung gewonnen oder wenigstens neue Forschungsgebiete postuliert, bis schließlich durch diesen allseitigen Widerspruch das System zersetzt und entwertet liegenbleibt und seine Grundgedanken Stoff für ein nun die störenden Gedanken und Tatsachengruppen umbauendes neues System bilden dürfen.

Es gehört Mut dazu, ein System zu fassen und zusammenzubauen und seiner Zeit vorzulegen, ein Mut, der in absterbenden Bildungsperioden und Kulturkreisen zu fehlen pflegt. Der Mut zur Systembildung und der fröhliche allseitig bis in die fernsten Gebiete befruchtende Kampf in Angriff und in der Verteidigung solcher Geistestaten wird dadurch zum Kennzeichen geistiger Leistungsfähigkeit und Gesundheit für Epochen und Völker.

Auch die Wissenschaft der Rassenkunde und besonders der Rassenseelenkunde darf nicht mißverstanden werden, als sollte sie die Bevölkerungen Deutschlands, Europas oder der Welt zergliedern und ihre völkisch-sprachlich-politischen Einheitlichkeiten aufspalten in viele rassisch unzusammenhängende, merkmalsunterschiedene Splitter. Ein solches Mißverständnis wäre in mehr als einer Beziehung sogar in seinen Auswirkungen als gefährlich zu betrachten. Aber auf der anderen Seite befand sich die Rassenkunde bis heute im Stadium des Aufsuchens der Merkmale. Die weitere analytische Arbeit ist auch nach der Wissenschaftssituation hier und heute unvermeidlich und notwendig. Die Merkmalssuche und Aufgliederung ist sogar nicht genügend fortgeschritten, besonders die Rassenseelenkunde hat trotz einzelner begeisterter und erfolgreicher Forschungsarbeiten noch zu wenig eindeutig aufweisbare weltweite Rassenmerkmale zutage gebracht.

Aber doch liegen heute schon zwei grundsätzlich verschiedene Systemversuche vor.

Der erste liegt in vielen Einzelzusammenfassungen und Bemerkungen der Forscher verschiedenster Richtungen und Fächer vor und ist offenbar weit verbreitet: er will die Verschiedenheit der rassischen Merkmalsträger dadurch erklären, daß eine Vermischung merkmalverschiedener Rassen angenommen wird. Die Bevölkerung der einzelnen Länder Europas wird dadurch zersprengt in viele Einzelbestandteile, die Völker werden historisch gewordene Rassenkonglomerate. Die schönen Gedanken des deutschen Volkes als eines im Vergleich zu den romanischen und slawischen Völkern unvermischten „Urvolkes" (Fichte) und der „raza italiana" würden bei Annahme dieser Vermischungstheorie aufgegeben werden müssen. Politisch, weltanschaulich, aber auch gesellschaftlich und bevölkerungspolitisch, schließlich ganz persönlich für Lebensgestaltung der einzelnen könnte diese Zersetzung unseres Volkserlebnisses nicht ohne tiefwirkende Folgen sein. Kein Wunder, daß sich in den letzten Jahren ein für eine junge lebensprühende Wissenschaft typi-

Digitized by Google

scher Meinungskampf über diese Vermischungstheorie von allen Seiten erhob.

Nun legt ein junger, in den vorangegangenen Jahren schon sehr fruchtbarer Schriftsteller nach medizinischen, anthropologischen, psychologischen, bevölkerungspolitischen und kulturgeschichtlichen Vorarbeiten ein neues System der Rassenkunde vor, einen neuen großartigen Versuch der systematischen Zusammenschau*.

Keiter geht, und das ist ganz besonders erfreulich, ganz offen vor. Er gibt uns seine gesamten Denkgrundlagen und -richtungen zusammengefaßt in einem besonderen ersten Band. Hier zeigt Keiter, mit welch erstaunlicher, ungewöhnlicher Zielstrebigkeit er die Grundlagen aller Wissenschaft, nicht nur seiner Wissenschaft durchdacht hat. Entschlossen wählt er seinen einseitigen Standpunkt, und mutig teilt er dem Leser seine Wahl mit. Nichts bleibt dabei in nebelhafter Unbestimmtheit. Er wählt eine realistische Philosophie, eine positivistische nach Comte gefaßte Wissenschaftslehre (voir pour prévoir, Bd. I, S. 23), eine behavioristische Psychologie usw.

Er wünscht sich und sucht darum: Ausdrucksformen sowohl der Rassenseele wie der Kultur, die klar aufweisbar, die zählbar und zahlenmäßig vergleichbar, und die in ihren Kausalverknüpfungen möglichst übersehbar sind. Eine Mensch-Kultur-Beziehung ist seiner Ansicht nach dann kennzeichnend für eine Bevölkerung, „wenn sie statistisch in dieser Bevölkerung wesentlich häufiger oder seltener vorkommt als in anderen Bevölkerungen". Eine solche Eigentümlichkeit ist volks- und rassenkundlich bedeutsam, „wenn sich besondere Fähigkeiten oder besondere Bedürfnisse darin aussprechen können" (Bd. I, S. 262 ff.). Dabei werden wir „viel öfter mit verschiedenen Graden der Kulturfähigkeit oder Kulturneigung zu tun haben, als mit der absoluten Unfähigkeit einer Rasse zu einer bestimmten Kulturleistung" (Bd. I, S. 267).

Die erste Stufe der Forschungsarbeit ist eine Erhebung der Volkseigenart aus zählbaren Kultureinzelheiten, die den Volkscharakter erschließen. Erst sollen also Häufigkeitsunterschiede bestimmter Wesensarten und Verhaltensweisen „bei den Menschen verschiedener Bevölkerungen" aufgedeckt werden. Es ergeben sich dann nach einem aufgestellten „Untersuchungsschema" (Bd. I, S. 268 ff.), das nach

- Allgemeinen Voraussetzungen (geographische Eigentümlichkeiten, Bevölkerungszahlen, Bevölkerungsdichte),
- rassenbiologischen Verhältnissen (Merkmale und Geschichte),
- absolutem Reichtum der Kultur (Elementenzahl und Stückzahl, vgl. die Arbeiten Scheidts!),
- Adoptionsdefizit (d. h. Zahl und Art der von Nachbarn bekannten, aber nicht übernommenen Güter),
- relativem Reichtum der Kulturen (reichliche oder knappe Besetzung einzelner Kulturseiten),
- Vollkommenheitsvergleich zweier Kulturen

fragt, „Kulturbilanzen", die einen Vergleich zwischen Kulturen möglich machen, d. h. eben die methodische Aufweisung von „Häufigkeitsunterschieden bestimmter Wesensarten und Verhaltensweisen" nach den einzelnen Fragen des „Untersuchungsschemas" gestatten. An Vergleichsgesichtspunkten ergeben sich dann u. a. Gestaltungsgrad der Kulturgüter (insbesondere der technischen Leistungen!), Grad der Umweltnutzung (Ausnützung der Rohstoffe des Heimatraumes), Ausrechnung der Überlegenheit für den Fall des friedlichen oder kriegerischen Zusammentreffens, subjektive Vollkommenheitsmeinung, Ausdrucks- und Stilähnlichkeit der Güter, Neuschöpfungsbilanz der Bevölkerungen (d. h. Gehalt an neuartigen Leistungen!); dazu tritt die Verwendung direkter Charakterangaben der Forscher und Reisenden über Völker und Kulturen.

Bezeichnend ist, daß der Zählvergleich des Gestaltungsgrades der Kulturgüter am Anfang und der Vergleich der Neuschöpfungen am Ende steht.

Die Kulturgeschichte wird verwendet als ein „Naturexperiment zur Rassenseelenkunde". Kulturbilanzen sind die

* Friedrich Keiter: „Rasse und Kultur". Eine Kulturbilanz der Menschenrassen als Weg zur Rassenseelenkunde. Stuttgart 1938. Ferdinand-Enke-Verlag. 1. Band: Allgemeine Kulturbiologie, 2. Band: Vorzeitrassen und Naturvölker, 3. Band: Hochkultur und Rasse.

Digitized by Google

wissenschaftliche Auswertung dieses Naturexperiments und müssen deshalb streng methodisch vorgenommen werden, besonders die Ergebnisse müssen sorgfältig gewogen werden, wenn Falschurteile vermieden werden sollen. Oft werden nur Korrelationsunterschiede festgestellt werden können, die aber auf alle Fälle wichtig sind.

Viele ähnlich liegende, aber jeweils in einzelnen oder doch in wenigen Grundlagen etwa nach Zeit oder Ort (Entwicklungsstufe oder Schicksal) abgewandelte Fälle müssen herangezogen werden (sogenannte „Vielfachfälle"!). Beweise liefern die kleinwüchsigen zwerghaften Rassen in Afrika, Indien, Melanesien usw., die trotz vollkommen verschiedener Geschichte, Nachbarschaft, Klima und Wohnort doch weitgehend gemeinsame kulturelle Besonderheiten zeigen. „Es ist nicht zufällig, wo eine Kultur entsteht, es ist nicht zufällig, daß sie von einer Rasse festgehalten wird" (Bd. I, S. 290).

Keiter hofft, daß auf diese Weise der Forschung die Kulturgeschichte auf Erblichkeiten des Kulturverhaltens schließen lasse. Die Korrelation zwischen körperlichen und kulturellen (also rassenseelischen) Merkmalen tritt dabei ganz ans Ende der Überlegungen, da (nach Mendel) „die einzelnen Anlagen und Merkmale großenteils unabhängig voneinander vererbt werden", und infolgedessen „körperliche und seelische Rassenzüge großenteils getrennte Erbschicksale haben werden". Es wäre ein Fehler, wenn „die Frage nach Rasse und Kultur auf die Fragen nach der geographischen Korrelation körperlicher und kultureller Merkmale verengt" würde.

Dabei wird immer wieder dringend gewarnt vor überschneller Gesetzbildung und pseudologischer Verknüpfung lediglich zusammen vorgefundener Merkmale. Aber „aus vielen der kulturbiologisch gewonnenen „Verdachtsmomente" soll „verläßliche rassenseelenkundliche Erkenntnis werden".

Einem so ausführlichen — und das darf gesagt werden —, jedem Wissenschaftler, auch wenn er sich Keiters Standpunkt nicht anschließt, lehrreichen ersten Band folgen die beiden paradigmatischen Bände. Sie stellen lediglich Anwendungen des im ersten Band geforderten „Untersuchungsschemas" dar und wollen keine allseitige Behandlung des Stoffes bieten.

Dabei gibt der zweite Band Anlaß zur Vertiefung in die Probleme der Vorzeitrassen und der heutigen Naturvölker. Die Anwendung des Untersuchungsschemas auf die vorgeschichtlichen Völker trifft auf große Schwierigkeiten, da das dazu nötige breite Tatsachenmaterial der Kultureinzelheiten fehlt. Die Frage nach der Kulturfähigkeit der Alteuropäer gibt Gelegenheit zum Kulturvergleich, und Keiter zeigt an diesem Beispiel in interessanter Weise, was auch unter so beengten Umständen seine Methode leisten kann. Die Untersuchung der Rassenzwerge der verschiedenen Weltgegenden verläuft erwartungsgemäß interessant und aufschlußreich. Dagegen sind die „Kulturbilanzen" der „Neger", „der Indianer", der „Melanesier" etwas schematisch und kurz geraten. Immerhin ist über die verwendbare Literatur berichtet und das in ihr für diese Betrachtungsweise vorhandene Material beigezogen. Es ist auch der Nachweis gelungen, daß das Keitersche Vorgehen wirklich imstande ist, Beobachtungen und Tatsachen der Volkscharaktere zu deuten und zu einer Gruppierung kulturbiologischer Art zu verwenden. Ebenso ist der Nachweis erbpsychologischer Zusammenhänge zwischen Anlage und Kulturleistung der Völker geglückt. Besonders ins Auge fällt, daß Keiter grundsätzlich die großen Weltgegenden zusammenfaßt und in ihnen gemeinsame Stilmerkmale und Ausdrucksfärbungen der Kultur feststellt, die nicht, oder wie Keiter sagt, „nur mit großen Schwierigkeiten als kulturhistorisch bedingt verständlich gemacht werden können", daß also „an der Kulturdifferenzierung der Menschheit erbbedingte Veranlagungsunterschiede mitwirken.

Der dritte Band gibt, nachdem die eigentliche Aufweisung der Brauchbarkeit der Keiterschen Fragestellung und seines Lösungsvorschlages schon im zweiten erbracht ist, die Anwendung auf die Hochkulturrassen. Hier ist es nun nicht mehr nötig, die Methode immer wieder durchzuexerzieren. Keiter liefert hier in reicher Ausführung und ge-

Digitized by Google

wandter immer packender Darstellung Besprechungen der Hochkulturen Europas, Indiens, Chinas in ihren Einzelausgestaltungen zeitlicher, räumlicher und stofflicher Art. Es ist dabei eine so erstaunliche Fülle von Material aus der gesamten Literatur zusammengetragen, daß im einzelnen eine Nachprüfung ganz unmöglich ist. Immer wieder fallen geistvolle Lichter Keiterscher Betrachtung auf die fortlaufend dargestellten Tatsachen. In umfangreicher Zusammenfassung nimmt Keiter noch einmal Stellung zu allen angeschlagenen Fragen und zeigt nun seine einfache, vielleicht allzu einfache Lösung vor: eine gradweise Abstufung der Rassenveranlagung von einer von Europa bis Australien reichenden Mittellinie nach rechts und nach links, nach Asien und nach Afrika zu. Im Anschluß an Weinerts Großgliederung der Menschheit nach Menschenrassen (Bd. III, S. 438) gibt Keiter ein Schema der Völker der Menschheit nach Rassenzonen der „mittleren Linie", der „linken Seitenlinie" und der „rechten Seitenlinie" in langen Merkmalskatalogen.

Diese geographische Stufenreihe der „Rassen" ist der wichtigste Vorschlag Keiters zur Vereinfachung und Klärung der Rassenunterschiede, der eigentlich neue Gedanke und das organisierende Prinzip des ganzen Werkes, „der Versuch einer rassenseelischen Systematik" (Bd. III, S. 438), der Gesamtmenschheit. Es ist geschöpft aus dem „polaren Gegensatz von Mongoliden und Negriden" ... „auf psychologischem Gebiet". Die „mittlere Linie" ist „für viele Leistungsweisen die optimale Mitte", und die farbaufgehellte Bevölkerung Europas ist „der progressive Pol der mittleren Linie" (Bd III, S. 440). Er findet schließlich sechs Generalnenner, in denen die Eigentümlichkeiten der Völker „zumeist" polar schwanken:

Klimaanpassung (tropisch bis eisnah),
hormonale Abstimmung (maskulin bis feminin),
Welterleben (augenhaft — ohrenhaft),
Motorik (derbkräftig bis feinzart),
Gehirnentwicklung (primitiv bis progressiv) = Begabungshöhe,
soziale Differenzierung (vielpolig bis vorwiegend am Ort)
(Bd III, S. 445).

Die mit Weinerts Gliederung übereinstimmende „mittlere Linie" findet sich in den Generalnennern „hormonale Abstimmung", „Welterleben" und „Begabung", die für die Rassendifferenzierung die wichtigsten sind (vgl. die Kärtchen III, S. 444 ff.).

Nach diesem Überblick über die in Keiters Werk niedergelegten Anschauungen und Forschungsergebnisse seien noch zwei Wissenschaftseinrichtungen angeführt, die Keiter bekämpft: die „wertphilosophische", die „geisteswissenschaftliche", voreilige Objektivierung von Antriebserlebnissen (Bd. I, S. 55 ff. und S. 258 ff.) und speziell auf dem Gebiet der Rassenbiologie: die „Überbesetzung der rassensystematischen Lehre", die Aufspaltung in allzuviele Unter- und Sonderrassen, besonders für Europa. Keiter will zur einfachen Intuition Gobineaus zurückkehren und sie erbbiologisch unterbauen.

Neben vielen gelegentlichen Anregungen erläßt Keiter zwei große Aufrufe, den einen für die Wissenschaft „zur lebensgerechten Kulturforschung", die nach Keiterschen Prinzipien vorgehend „eine Theorie des volkspolitischen, wirtschaftspolitischen und kulturpolitischen Handelns des neuen Deutschlands abgeben" könne, einen zweiten am Schluß des ganzen Werkes für das deutsche Volk zu mutigem Kinderreichtum der Familien, „daß du nicht aus einfachem Mangel an Menschen und an Eliten an der Schwelle deiner reichsten Zukunft verhungerst"!

Bei der großen Fülle von Stoff, die in dem Keiterschen Werk behandelt ist, bei der Unzahl von Autoren verschiedenster Richtungen, deren Forschungsergebnisse und Ansichten verwertet sind, ist es wahrscheinlich, daß sich einzelne Formulierungen, Ableitungen und Zusammenfassungen Keiters auf die Dauer nicht halten lassen können, wenn Spezialkenner sich zu Wort melden. Aber das kann den Wert des Ganzen nicht schmälern.

Keiter hat uns ein mutiges Werk geschenkt. Nun kann das fröhliche Leben der Wissenschaft neu beginnen in Widerspruch und Kritik, in Zustimmung und Bestätigung, aber auch in Nacheiferung und Mitarbeit.

Dr. K. Seiler.

Digitized by Google

Filmschau

Der Film ist aus den Jahrmarktsbuden in die großen Kinopaläste gewandert, aus grausigen Melodramen ist eine künstlerische Schau des bewegten Bildes gewachsen und aus derben Clownspäßen und einem sittsam herumhupfenden „Elfenreigen" ist der Unterhaltungs- und der Revuefilm geworden. Trotzdem sich der Film seit den ersten Kaleidoskopen merkbar entwickelt hat, haftet ihm, zum mindesten in der Anschauung des Publikums noch immer etwas von der Atmosphäre des Jahrmarkts an, wo die Schaulustigen nicht genug bekommen konnten von unerreichbaren Ländern und Genüssen, Spannungen und Gefahren. Der ernsthafte Filmstoff hat sich zu Problemstellungen durchgerungen, die der Flimmerkiste so fremd waren wie die Kunst überhaupt, zu der der Film gefunden hat. So beschränkt sich dieser letzte Rest von Jahrmarktsbudenherrlichkeit auf den Abenteuer-, den Kriminal- und den Unterhaltungsfilm.

Der Film hatte erkannt, wie weit über alles Wirkliche hinaus die Technik führen konnte und so konnte sich die Phantasie der Kamera nicht genug tun, dem verzauberten Publikum alle Herrlichkeiten des Lebens immer wieder vorzuführen. Eine spielerische Handlung, die den Denkapparat des Zuschauers gar nicht beanspruchte, wiegende Palmen, ein Schloß an der Riviera, Herren grundsätzlich nur im Frack, Damen in wunderbaren Abendkleidern oder höchstens noch in ebenso wunderbaren Morgenröcken, Hausbar, Musik, Mond über der Lagune und die Traumfabrik war fertig. Diese Traumfabrik hat nun zwar allerhand mit dem Jahrmarkt, aber gar nichts mit dem Begriff des Films zu tun, wie wir ihn anstreben.

Niemand verlangt von dem Unterhaltungsfilm, der zwei Stunden froh und leicht machen soll, daß er künstlerische Gesetze erfülle, daß er auf jeden Fall unter dem Vorzeichen große Filmkunst zu stehen habe; wohl aber kann man von ihm verlangen, daß er den Erfordernissen der Kleinkunst genüge. Und dazu gehört eine Handlung, die nicht durch rauschende Abendkleider zu ersetzen ist, ein Dialog, der Gedanken aufzuweisen hat und eine freie Kamera, die das Spiel beschwingt macht, ihm Lichter aufsetzt und zu ihrem Teil durch eigenwillige Überblendungen, Bildausschnitte und Szenenwechsel dem Lustspiel seine Eigenart gibt.

„Das andere Ich" unter der Spielleitung Liebeneiners war solch ein Lustspielfilm, wie wir ihn öfter sehen möchten (Das andere Ich, Spielleitung Wolfgang Liebeneiner, Drehbuch: Heinrich Spoerl). Da war einmal ein Mädchen. Tagsüber hieß es Lena und nachts Magda. Nachts arbeitete es als Werksekretärin und tags als Zeichnerin. Und alles in einem Betrieb. Und dann kam noch die Liebe dazwischen. Sie wußte ja, wen sie liebte. Aber er? Das richtige oder das andere Ich? Das Mädchen Magdalena spielte Hilde Krahl und den Mann und Ingenieur Mathias Wieman. Zwei richtige Menschen spielten diese fröhliche Geschichte, sie redeten eine erfrischend natürliche Sprache und lebten in einer normalen Welt von Zeichensaal und möbliertem Zimmer.

Dieser Film zeigte ganz klar, daß der gute Unterhaltungsfilm getrost auch einmal auf die Flimmeratmosphäre verzichten kann, ja daß er gerade aus einer wirklich realistischen Welt seine besten Effekte herausholt, weil das Künstlerische — und diesen Begriff kann man auf den guten Unterhaltungsfilm durchaus anwenden — zwar über dem Realen steht, aber aus ihm hervorgeht. Liebeneiner ließ Szene auf Szene in beschwingtem Rhythmus einander folgen, er sah überall die filmischen Möglichkeiten der Handlung und ließ die Kamera bewußt mitspielen. Als Beispiel bleibe nicht unerwähnt die zart und angedeutet gespielte Liebesszene auf der kleinen Insel, die die Kamera mit dem Bild des Käfers, der Blumen und Gräser wie mit einem kleinen Gedicht einleitete.

In die äußere Nähe der „Traumfabrik" rückt dagegen ein anderer Film mit dem Titel: „Was geschah in dieser Nacht?" (Spielleitung: Theo Lingen, Drehbuch: Johann Vasztary und Nikolaus Asztalos). Allerdings sind die Abendkleider — sie sind wirklich Träume — gerechtfertigt, denn die Handlung spielt nur abends, bzw., wie der Titel sagt, nachts. Es geht natürlich um die Liebe, um Ohrfeigen, vertauschte Schlaftabletten, Krach und schließlich und endlich

Digitized by Google

große Versöhnung. Das Milieu ist bombastisch — Spiegel, Polster, Hausbars, Gänsebraten, Diener (Theo Lingen) und Zofen. Was den Film aber erträglich macht ist die flott und sehr lustig gespielte Handlung und das schauspielerische Können der beteiligten Personen. Er ist anspruchslos, aber er bittet nicht um Entschuldigung für seine Anspruchslosigkeit, er macht aus dem Nichts eine kleine, schillernde und recht vergnüglich anzusehende Seifenblase.

Anspruchsvoller, wenn auch nicht im Titel, tritt der Film „Leichte Muse" auf (Spielleitung: Arthur Maria Rabenalt, Drehbuch: Kurt Heuser). Er spielt in der Zeit, da Berlin begann, sich in eine Metropole zu verwandeln. Die Schlager Walter Kollos, die er für und um Berlin geschrieben hat, beherrschen den Film, dem als Handlung das Leben eines Komponisten zugrunde gelegt ist. Es wird getanzt und gesungen und es erscheinen auch ernsthaftere Dinge wie Gerichtsvollzieher und eine sehr leichtfertige Dame, die den Komponisten, dem der Erfolg ein bißchen zu Kopf gestiegen ist, vom Pfade der Guten ablenkt. Aber mit dem wachsenden Alter des Komponisten und dem bei diesem Lebenswandel unausbleiblichen Bankrott kehrt er reumütig zurück und das fernere Lebensglück scheint gesichert.

In Wien spielt der Film „Wir bitten zum Tanz". Der Erfolg ist durch die Namen Hans Mosers und Paul Hörbigers klar, ab er ist mehr als ein bloßer Publikumserfolg, er ist in der charmanten Spielfolge, dem leichten Dialog, den fröhlichen und komischen Situationen wirkliche Kleinkunst. Wichtig für das ganze Stück ist Hans Moser, der diesmal keine Type geschaffen hat, sondern einen Menschen vor uns hinstellt, einen sonderlichen Junggesellen, der seine Abneigungen hat, die ihm keiner nehmen kann und bei dem durch alle Brummigkeit die Güte und Weisheit des Alternden hindurchleuchtet. Es geht da um die Rivalität zweier Tanzschulen, von denen jede einzelne für sich zum Tanz bitten möchte — die eine leitet mit Würde Moser und die andere mit Grazie Hörbiger —, bis durch eine etwas verzwickte Liebesgeschichte sich alle Entzweiung in einen fröhlichen Plural auflöst: Wir bitten zum Tanz.

An den vielerlei Unterhaltungsfilmen, die es gibt, wird klar, daß sowohl Jahrmarkt wie Traumfabrik des Films noch lange nicht ausgestorben sind, daß sich noch oft die Handlung von einer einzigen kleinen Idee nährt und mit Hilfe der dem Film in unendlicher Reihe zur Verfügung stehenden technischen Mittel über die obligaten zwei Stunden hin ausgedehnt wird. Es wird aber auch klar, daß dies Überbleibsel einer Vergangenheit sind und daß sich der Unterhaltungsfilm zur kultivierten Kleinkunst hin entwickelt, die auf bloße Requisiten verzichten kann und dafür gute Unterhaltung bietet.

Dr. Nausikaa Fischer.

Schrifttumsschau

Das Hauptamt Schrifttumspflege in der Dienststelle des Reichsleiters Alfred Rosenberg veranstaltete seine 8. Arbeitstagung als Kriegsarbeitstagung in Berlin am 21. und 22. November in kleinerem Rahmen unter dem Thema: „Gedanken zur Neuordnung Europas in der europäischen Literatur." In weitfassenden Referaten wurde diese Themenstellung zunächst im Bereich des französischen, dann des flämischen, belgischen und holländischen Schrifttums untersucht und schließlich die Frage, wie sich England und Amerika eine Neuordnung Europas vorstellen, durch Heranziehung zahlreicher Stimmen aus der gegnerischen Presse beantwortet. In Verbindung mit dieser Arbeitstagung fand in der Berliner Universität die alljährliche Kulturtagung des Deutschen Gemeindetages statt, auf der nach einer richtungweisenden Rede des Reichsleiters Rosenberg der Volkspreis der Deutschen Gemeinden und Gemeindeverbände für Deutsche Dichtung zur Verteilung gelangte. Diese Auszeichnung fiel an Berchtold Gierer für dessen Roman „Geschlechter am See" sowie an Karl Götz für das volksdeutsche Buch „Die große Heimkehr". Am zweiten Tage fanden Arbeitsbesprechungen der Berliner Lektoren statt, in deren Rahmen Dienstleiter Hagemeyer ein grundlegendes Referat über Fragen des politischen Mittlertums am deutschen Schrifttum hielt.

Digitized by Google

Die dritte große Sammelaktion der „Büchersammlung der NSDAP. für die deutsche Wehrmacht", die vom Hauptamt Schrifttumspflege durchgeführt und für die Dauer des Krieges als ständige Einrichtung beibehalten wird, erlebte in den letzten Wochen ihren Höhepunkt. — Die von der gleichen Dienststelle veranstaltete Ausstellung „Europas Schicksalskampf im Osten", die erstmalig auf dem Reichsparteitag von 1938 gezeigt worden war, wurde unter der Schirmherrschaft des Marschalls Kvaternik und des deutschen Gesandten, SA.-Obergruppenführer Kasche, in Agram, der Hauptstadt Kroatiens, als Wanderausstellung eröffnet. An den Eröffnungsfeierlichkeiten nahmen führende deutsche, italienische und kroatische Persönlichkeiten des Staatslebens teil. Die Eröffnungsansprache hielt Dienstleiter Hagemeyer.

In der Technischen Hochschule zu Berlin wurde eine große Buch- und Dokumentenschau „Deutsche Wissenschaft im Kampf um Reich und Lebensraum" mit einem Festakt eröffnet, auf dem Ministerialdirigent Haegert, der Leiter der Abteilung Schrifttum im Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda, sowie Professor Dr. Ritterbusch vom Reichserziehungsministerium, der Leiter des Kriegseinsatzes der deutschen Geisteswissenschaften, sprachen.

In Berlin fand ferner die Verleihung des Hans-Schemm-Preises, der in diesem Jahre mit dem Hilf-mit-Preis zu einer Einheit verschmolzen worden war, an das Buch von Günter Prien „Mein Weg nach Scapa Flow" sowie an die volksdeutsche Schriftstellerin Erika Müller-Hennig für ihr Jugendbuchschaffen statt. Der Rheinische Literaturpreis 1941 fiel an den niederrheinischen Erzähler Wilhelm Schmidtbonn.

Der Paul-Zsolnay-Verlag, Wien und Berlin, ging in den Besitz des Verlagsbuchhändlers Karl Heinrich Bischoff über, der unter dem Schriftstellernamen Veit Bürkle bekannt geworden ist. In Garmisch-Partenkirchen verstarb im 76. Lebensjahre Geheimrat Dr. h. c. Heinrich Stalling, der Seniorchef der Gerhard Stalling AG.-Verlagsbuchhandlung in Oldenburg. Der bekannte Berliner Druckereibesitzer und Verleger Wilhelm Limpert feierte seinen 50. Geburtstag. Bernd Isemann, ein Dichter des Elsaß, wurde 60 Jahre alt.

Auf Wunsch der Hoffmann-von-Fallersleben-Gesellschaft übernahm Gauleiter Telschow deren Schirmherrschaft.

Überall da, wo das Büchereiwesen infolge der Kriegseinwirkungen stark gelitten hat, ist man heute bemüht, die gelichteten Bestände aufzufüllen. So wurden auf Anordnung des Chefs der Zivilverwaltung in Lothringen, Gauleiter und Reichsstatthalter Joseph Bürckel, 100 000 neue Bücher für die lothringischen Volksbüchereien beschafft. Eine wertvolle Hilfe wurde auch den spanischen Bibliotheken von deutscher Seite zuteil. 2000 deutsche Bücher, die in einer Ausstellung „Das deutsche Buch der Gegenwart" im Haag gezeigt wurden, erhielten die Niederlande von Reichsminister Dr. Goebbels zum Geschenk.

Finnland ersetzte durch Sammelaktionen im eigenen Lande die Bücherbestände von 350 Bibliotheken, die in den wiedereroberten finnischen Grenzgebieten während der Zeit der Sowjetherrschaft und durch Kampfeinwirkungen zerstört worden waren. Der große finnische Deutschenfreund, Professor Johannes Oehquist, der sich als Kulturkämpfer große Verdienste um die geistige Zusammenführung Finnlands und Deutschlands erworben hat, wurde anläßlich seines 80. Geburtstages ebenso eingehend in der Presse gewürdigt wie Maila Talvio, die „Mutter Finnlands" zu ihrem 70. Geburtstag. Mit dem Aleksis-Kiwi-Preis wurde der finnische Dichter Larin Kyösti ausgezeichnet, der als Lyriker, Dramatiker und Erzähler hervorgetreten ist. — Knut Hamsun, der allzeit treue Freund Deutschlands und Norwegens größter lebender Dichter, bekannte sich in der Osloer Presse rückhaltlos für seinen Landsmann Quisling, zu einer völligen Abkehr von England und zu einem neuen Europa unter deutscher Führung.

In Belgrad wurde eine Freimaurerausstellung mit Unterstützung deutscher Stellen gezeigt, in deren fünf Abteilungen die Themen: „Freimaurerei, Judentum, Komintern, Sowjetunion und Viktoria" behandelt wurden. — In bulgarischer Sprache erscheinen zur Zeit in Sofia Umdichtungen von Schillers Wer-

Digitized by Google

ken. — Auf dem Büchermarkt des Protektorates erschien eine Nachdichtung des Nibelungenliedes von V. Antara in tschechischer Sprache.

Der Duce veröffentlichte ein neues Buch „Ich spreche mit Bruno", das dem Andenken seines Anfang August dieses Jahres gefallenen Sohnes Bruno gewidmet ist.

In Biarritz verstarb im Alter von 77 Jahren der bekannte ehemalige Professor für deutsche Sprache und Literatur an der Pariser Sorbonne, Henri Lichtenberger, dessen Lebenswerk der vertieften Erkenntnis deutscher Geistesart gegolten hatte. — Der Große Literaturpreis der Académie Française fiel in diesem Jahre an den Schriftsteller Gabriel Faurs für seine Romane und Reisebeschreibungen. Den französischen Romanpreis erhielt M. Roger.

Die Kgl. Flämische Akademie für Sprache und Schrifttum errichtete einen neuen flämischen Kunstpreis, den Guido-Gezelle-Preis.

Abgeschlossen am 15. Dezember 1941

Dr. Bernhard Payr.

Kritik der Zeit

Politisches Tagebuch

1. Über den Heroismus des Japaners.

Charakter- und Lebensbewährung von Menschen und Völker sind — wie wir wissen — von ihren Rassewerten abhängig. Diese Erkenntnis, ein Stück der nationalsozialistischen Weltanschauung, hat die Besinnung des deutschen Volkes auf seine Rasse- und Charaktereigenschaften wecken helfen und ihm ein neues Wertbewußtsein geschenkt, das sich in diesem Krieg so überaus vielfältig als kämpferischer Lebenswille offenbart.

Diese neue Lebensanschauung bringt es mit sich, daß wir anderen Rassen und Völkern gegenüber klarer und ehrlicher urteilen, als es die bisher verkündeten verschwommenen Menschheitsideale ermöglichten.

Mit dem Eintritt der Japaner in den Krieg ist das Augenmerk des deutschen Volkes auf die Kampffähigkeit und Tüchtigkeit des japanischen Soldaten gelenkt worden. Schon in den ersten Tagen hat er große Schlachten geschlagen, deren Erfolge ihre Ursachen in der rassischen Grundhaltung des Japanertums finden. Der Japaner unterscheidet sich vom Deutschen und Italiener durch zahlreiche Rassewerte; der Appell aber an die gleichen Charakterwerte hat ein gleich geartetes geschichtliches Bewußtsein geweckt, ein Bewußtsein, das eine völlige Umgestaltung der bisherigen Weltordnung mit sich bringen wird.

Die Grundhaltung des japanischen Volkes ist heroisch. Dieses starke und stolze Krieger- und Bauernvolk hat in dem Schwertadel der Samurai, dessen männliche und soldatische Härte und spartanisch einfache Lebensweise, dessen Selbstzucht und Gefühlsbeherrschung zusammen mit der Opferbereitschaft des eigenen Lebens für das Gemeinsame die Synthese eines Lebenswillens gefunden.

Viele Züge dieses Samurai-Standes, z. B. der Ruhm des Kriegertodes als höchstes Ziel eines kämpfenden Menschen, erinnern an unsere germanische Überlieferung. Manches aber entstand aus einem Wertbewußtsein, das außerhalb unserer germanisch-nordischen Lebensauffassung steht und unter Beweis stellt, wie eine andere schöpferische und gestaltende Rassekraft auch die hohen Werte des Charakters und der Haltung anders entwickelt. So ist für uns die Auffassung des Samurai, jede seiner Niederlagen, die bis in die kleinste Sphäre des Lebens hineinreichen kann, mit dem Freitod als Ehrentod zu besiegeln, nicht gegeben. Ebenso liegt außerhalb des germanischen Bewußtseins die göttliche Verehrung, die dem Tenno zuteil wird, und viele Äußerungen der Religion des Shinto, der japanischen Staatsreligion, deren Grundhaltung aber in der Verehrung der Ahnenreihe und

Digitized by Google

der Geschlechterfolge bei uns verwandte Klänge wachruft. „So ist in Japan allein der Kaiser der lebendige Gott", schreibt der Schriftsteller Omatschi.

Die Geschlossenheit und Standfestigkeit des japanischen Volkes wird durch die nun schon über 2000 Jahre wirksame Einheit des Kaisertums, des Volkes und des Landes bestimmt. Der einzelne Mensch, der Japaner, ist in diese Autorität der Tradition eingefügt und durch diese Werte an das Ganze gebunden. Durch den Ahnenkult steht Vergangenheit neben Gegenwart. Das hat auch zu einem anderen Geschichtsbild als dem europäischen geführt. Man kann dieses Geschichtsbild zeitlos nennen. In der Vorstellungswelt der Japaner zerfällt die Geschichte in zahlreiche Abschnitte, deren Dauer entweder von der Regierungszeit der verschiedenen Kaiser oder von besonderen Ereignissen bestimmt wird. Der Japaner kennt und verehrt die Großen seiner Geschichte nicht weniger als wir, aber er tritt ihnen durch eine andere Betrachtungsweise gegenüber, durch ein Geschichtsbild ohne fortlaufende Entwicklung. Man kann sagen — wie es unlängst in einem Aufsatz getan wurde —, daß die Japaner ihre Geschichte als ein Panorama sehen, d. h. sie sehen alle Ereignisse der Vergangenheit in der gleichen Ebene, wie die Ereignisse der Gegenwart, während wir Geschichte als fließende Entwicklung sehen. Dieses Bewußtsein der „Allgegenwart der Geschichte" geht soweit, daß man immer wieder erleben kann, wie in manchen Gegenden örtliche Helden und Göttergestalten, die in Schreinen oder Tempeln verehrt werden, heute so lebensnah den Menschen vor Augen stehen, als seien sie gestern noch unter ihnen gewesen, trotzdem manchmal zwischen den Menschen von heute und dem Wirken dieser Helden 500 oder 1000 Jahre liegen.

Dieses Geschichtsbewußtsein ist ohne Zweifel für die Konzentration der japanischen Lebenskraft von großer Bedeutung. Es ist ein wichtiger Bestandteil der Weltanschauung Japans.

Es wäre ein zu großes Unterfangen, im Rahmen dieses Tagebuches eine völlige Wertung der japanischen Charakterhaltung und des sich daraus ergebenden Soldatentums zu geben. Das ist auch nicht der Sinn dieser Zeilen, sondern es soll hier nur an einigen wenigen Äußerungen der Versuch unternommen werden, zu zeigen, wie eine anders geartete Rassenseele Charakterwerte, gleichklingend den unsrigen, herausgebildet hat, so daß ihr bei aller unterschiedlichen Erlebnisfähigkeit unsere Hochachtung in diesem Kampf der Völker zuteil wird.

2. Houston Stewart Chamberlain

Wenn wir heute auf das Lebenswerk dieses großen Sehers der nationalsozialistischen Neuordnung zurückblicken, dessen 15. Todestages wir am 9. Januar gedachten, dann können wir feststellen, daß dieses Werk in seiner Wirkung und Ausstrahlungskraft uns noch sehr viel zu sagen hat.

Chamberlain hat zum ersten Male in umfassender Schau ein Bild der Geschichte und Kultur entworfen, das fern jener sogenannten Menschheitsideale steht und in der völkischen Eigenart und damit mitten in der Wirklichkeit des geschichtlichen Lebens wurzelt. Er erkannte das tiefe Wirken des Blutes und der Rasse im Leben der Völker. Mit seinen „Grundlagen des 19. Jahrhunderts" hat er daher ein Bekenntnis zu den unauslöschlichen Werten der nordischen Rasse abgelegt, ein Bekenntnis, das um so weitreichender ist, als es in einer Zeit ausgesprochen wurde, die allen diesen Fragen sehr fremd gegenüberstand. „Als ob die gesamte Geschichte nicht da wäre um zu zeigen, wie die Persönlichkeit und Rasse auf das Engste zusammenhängten, wie die Art der Persönlichkeit durch die Art ihrer Rasse bestimmt wird, und die Macht der Persönlichkeit an gewisse Bedingungen ihres Blutes geknüpft ist!" Das ist der Grundgedanke seines neuen geschichtlichen Bildes, das er mit meisterhafter Weite des Blickes zur Darstellung bringt. Mit Ernst und unbestechlicher Wahrheitsliebe kämpft er sich zu einem Bewußtsein des Deutschtums durch, das ihm als die große Antithese erscheint, die einmal die zerstörende, wahllose Rassenmischung, das Völkerchaos, an dem die Kultur des Altertums zugrunde ging, überwinden wird. Er bemüht sich daher unabläßlich, dem Deutschen einen neuen Glauben an sich selbst zu predigen. „Die deutsche Revolution . . . wird von innen heraus

Digitized by Google

erfolgen müssen, so daß, wenn auch ein Altes fällt, ein Neues vollkommen fertig dasteht: das ist das Verfahren der organischen Natur." Chamberlains geschichtliche Grundanschauung und seine politische Überzeugung sind nicht voneinander zu trennen. So sieht er in dem Weltkrieg aus seinem Wissen um die unabänderliche Gesetzmäßigkeit des Völkerlebens von Anfang an ein weltanschauliches Ringen, einen Kampf der Gesinnungen. „... der Kampf, in dem wir jetzt seit etwa 20 Jahren stehen, und in dem wir voraussichtlich noch lange stehen werden, ist im letzten Grunde ein Kampf der Seelen und insofern zugleich ein Kampf der Ideale."

Er gehört zu einem der wenigen weitsichtigen Denker, die von Anfang an den Engländer als schärfsten Gegenpol zum Deutschen erkannten. In seinen Kriegsaufsätzen hat er immer wieder dem kämpfenden Deutschland zugerufen, keinen Augenblick an der abgrundtiefen Feindschaft Englands zu zweifeln und diesen Krieg als die größte Auseinandersetzung zwischen Deutschland und England aufzufassen. „Der wahre Todfeind ist England, weil England allein auf Hegemonie zusteuert, d. h. auf die Oberherrschaft über die ganze Welt."

Sein Vertrauen auf die Wiedergeburt des deutschen Volkes war so groß, daß es auch durch den Zusammenbruch und die Hemmungslosigkeiten der Nachkriegszeit nicht erschüttert werden konnte. Wenn er auch den Tag der deutschen Erneuerung, auf den er sein Leben lang hoffte, nicht mehr sehen durfte — er starb im Jahre 1927 —, so hat ihn doch das Schicksal in seinen letzten Lebensjahren noch an die Seite des Führers gebracht, durch dessen Willen und Glauben dann die germanische Wiedergeburt herbeigeführt wurde. In einem Brief aus dem Jahre 1923 schreibt er an Adolf Hitler: „Mein Glaube an das Deutschtum hat nicht einen Augenblick gewankt, jedoch hat mein Hoffen — ich gestehe es — eine tiefe Ebbe erreicht. Sie haben den Zustand meiner Seele mit einem Schlage umgewandelt. Daß Deutschland in der Stunde seiner höchsten Not sich einen Hitler gebiert, das bezeugt sein Lebendigsein ..."

Diese prophetischen Sätze sind nicht allein ein Bekenntnis zu Deutschland und seinen ewigen Werten, sondern zugleich ein Bekenntnis an die Unvergänglichkeit des Werkes der großen Persönlichkeit und ihrer einmaligen geschichtlichen Sendung, das noch einmal zum Ausdruck kommt in seinem Aufsatz zum Geburtstag des Führers, 1924: „Das ist das Großartige an Hitler: sein Mut! Die Zivilcourage besitzt er in überschwänglichem Maße ... Hitler spricht kein Wort, um das ihm nicht ernst wäre ... Goethe sagt einmal: ‚Man glaubt nicht, in welcher Hochburg der Mann wohnt, dem es immer ernst ist um die Sache.' In solch einer Hochburg wohnt Hitler. Endlich einmal der Mann, der meint, was er sagt, und was er meint ist überall so tief als wahr und so einfach als tief ... Ein großer Vereinfacher, das gehört zu seiner Wahrhaftigkeit, zu seinem Mute, zu seinem Ernste, zu seiner Liebe ... Dieser Mann hat gewirkt wie ein Gottessegen, die Herzen aufrichtend, die Augen auf klar erblickte Ziele öffnend, die Fähigkeit zu Liebe und Entrüstung entfachend, den Mut und die Entschlossenheit stählend. Aber wir haben ihn noch bitter notwendig: Gott, der ihn uns geschenkt hat, möge ihn uns noch viele Jahre bewahren zum Segen für das deutsche Vaterland!"

3. Roosevelt und der Grand Orient.

Der Freimaurer und Kriegshetzer Roosevelt hat, wie die französische Zeitschrift „Gringoire" auf Grund einwandfreier Unterlagen, die sich in den Archiven der Grand Orient-Loge fanden, mitteilt, über diese Freimaurerorganisation sich wiederholt bemüht, den Krieg in Europa so schnell wie möglich zu entfachen. Dokumente beweisen, daß Roosevelt schon im Jahre 1936 sich mit allem Nachdruck gegen die Erstarkung des neuen Deutschlands gewandt hat.

Interessant sind die Dokumente, die während der Tage von München, 1938, vorgefunden wurden und die zeigen, daß Roosevelt mit Hilfe einer Intervention eine Klärung der europäischen Probleme — wie im Münchener Abkommen beschlossen wurde — hinterging.

Im Januar 1939 war der damals in Washington weilende Botschafter Bullitt mit neuen Instruktionen nach Paris ge-

Digitized by Google

kommen und setzte sich sofort mit den führenden Männern der Loge in Verbindung, um mit ihnen, wie aus verschiedenen Aufforderungen des Großmeisters der Loge, Groussier, hervorgeht, für die Einberufung einer internationalen Konferenz einzutreten, die sich ausschließlich gegen das neue Deutschland richten sollte. Das dürfte die Ursache für das Telegramm Roosevelts an den Führer und den Duce gewesen sein, sich jeder Aktivität gegen eine Anzahl namentlich aufgeführter Staaten in Europa zu enthalten. Am 28. April wies der Führer diese anmaßende Forderung des Präsidenten der Vereinigten Staaten zurück. Am 25. Mai sprach Bullitt erneut bei führenden Vertretern dieser Loge vor und erklärte, daß Roosevelt unter allen Umständen entschlossen sei, „einer drohenden Verständigung Hitlers mit den europäischen Demokratien mit allen Mitteln entgegenzutreten, um die bestehende Weltordnung aufrechtzuerhalten". Gleichzeitig übergab Bullitt eine Botschaft Roosevelts an den Grand Orient, in der er hervorhob, daß er gegebenenfalls der von Hitler drohenden Gewalt zuvorkommen werde und versprach ausdrücklich allen Nationen die volle moralische und materielle Unterstützung der USA., wenn sie sich gegen einen neuen Versuch der Aussöhnung mit Hitler stellen würden.

Diese Dokumente sind sehr aufschlußreich. Sie offenbaren nicht allein die ja nun aller Welt bekannten Kriegsabsichten des Präsidenten Roosevelt, sondern zeigen wieder einmal an einem sehr typischen Beispiel, wie sehr die internationale Freimaurerei ein Machtinstrument der britisch-amerikanischen Politik ist.

Karlheinz Rüdiger.

„Der unmögliche Krieg mit Japan"

Wir bringen nachstehend einige Ausführungen von Major George Fielding Eliot, die der amerikanischen Zeitschrift „American Mercury" vom September 1938 entnommen sind. In diesem ersten Teil untersucht Major Eliot die Möglichkeiten eines japanischen Angriffs auf die USA., wobei man berücksichtigen muß, daß seit Abfassung dieses Artikels die beiderseitigen Streitkräfte verstärkt worden sind. In einem zweiten Teil werden wir zeigen, wie sich Eliot — und mit ihm wohl das Weiße Haus, das kein weises Haus ist — nun den Krieg der USA. gegen Japan (1938!) dachte. Die Übersetzung besorgte unser Mitarbeiter Fritz Peuckert.

„In erster Linie würde ein Angriff Japans auf die USA. gegen die amerikanischen Besitzungen und Streitkräfte in leichter Reichweite für Japan gerichtet sein. Das wären die Philippinen, Guam, die Asienflotte und die zwei Marine-Organisationen in China."

„Unsere militärischen Streitkräfte auf den Philippinen umfassen ungefähr 11 000 Offiziere und Mannschaften. Der Hafen von Manila ist geschützt durch die starke und wohlbefestigte Inselfestung von Corregidor. Die Luftstreitkräfte bestehen aus drei Geschwadern. Außerdem ist vorhanden die Armee des neuen philippinischen Staatswesens, die aus etwa 8000 Offizieren und Mannschaften besteht, die unvollständig ausgerüstet und nur knapp mit Artillerie und Flugzeugen versehen ist. Unsere Asienflotte besteht aus einem schweren Kreuzer, einem leichten Kreuzer, vier Kanonenbooten, dreizehn Zerstörern (von Weltkriegsjahrgängen), sechs Unterseebooten und sieben zugeteilten Hilfsschiffen — plus sechs kleinen Kanonenbooten für Patrouillendienst in chinesischen Gewässern. Sie besitzt insgesamt acht Flugzeuge. Die nächsten Verstärkungen findet sie auf den Hawaii-Inseln in etwa 4800 Seemeilen Entfernung."

„Gegenüber diesen Seestreitkräften ist die Stärke der japanischen Flotte natürlich überwältigend. Ihre erste und zweite Flotte, welche zusammen sämtliche zehn Schlachtschiffe und den größten Teil der modernen Kreuzer, Zerstörer und Flugzeugträger ausmachen, sind im Chinakonflikt nur wenig in Aktion getreten (außer den Flugzeugen von den Flugzeugträgern) und stehen bereit zum unmittelbaren Eingreifen — außer den gerade in Überholung begriffenen Schiffen. Was die für eine Invasion auf Luzon verfügbaren militärischen Streitkräfte betrifft, so würde ihre Stärke von der jeweils augenblicklichen Lage auf dem Festlande abhängen. Die japanische

Digitized by Google

Beanspruchung in China und an der russischen Grenze ist eine schwere, wenn jedoch die russische Lage nicht wirklich drohend wird, dann können wahrscheinlich 50 000 Mann guter Truppen (= drei Divisionen) dafür freigemacht werden."

„Es ist kaum zu bezweifeln, daß eine solche japanische Streitmacht eine Landung auf Luzon erzwingen könnte — wahrscheinlich an zwei oder mehreren Punkten —, daß sie die amerikanisch-philippinischen Streitkräfte schlagen und, was von unsern Garnisonen in der Festung Corregidor verblieben ist, hochnehmen würden, bevor irgendeine mögliche Hilfe eintrifft."

„Guam mit seiner spärlichen Garnison sowie die 150 Marinesoldaten in Schanghai und die 500 in Peiping und Tientsin würden nicht in der Lage sein, wirkungsvoll einzugreifen.

„Das Gros der amerikanischen Flotte mit der Basis in Hawaii würde somit bald nach Ausbruch der Feindseligkeiten sich ohne einen Stützpunkt im westlichen Pazifik befinden. Der Aktionsradius einer modernen Flotte beträgt ungefähr 2500 Seemeilen, der allerdings drastisch reduziert werden müßte, wenn es sich um Gefechte oder Manöver von großer Eile handelt. Nun wären die Japaner für den Augenblick ziemlich sicher in ihren neuen Eroberungen und könnten sich überlegen, was für weitere Schritte zu unternehmen wären, um Amerika anzugreifen."

„Aber nun würde unmittelbar der Faktor der Entfernung von entscheidender Bedeutung werden. Denn geradeso wie die amerikanische Flotte keine Flottenbasis im Westpazifik besitzt, ebensowenig besitzt die japanische Flotte einen im Ostpazifik. Ihre am weitesten vorgeschobene Stellung befindet sich auf den Marshallinseln, etwa 2500 Seemeilen südöstlich von Yokohama und ungefähr 2000 Seemeilen westsüdwestlich von Hawaii, etwas mehr als 4000 Seemeilen von San Francisca und gut über 6000 Seemeilen von Panama entfernt. Nach Norden zu trennen ungefähr 1000 Seemeilen die äußerste der japanischen Kurilen von Attu, der vordersten Insel unserer Aleutenkette; aber die Entfernung von der japanischen Marinebasis in Ominato bis Dutsch Harbor in Unalaska beträgt mehr als das Doppelte davon."

„In Pearl Harbor auf den Hawaii-Inseln besitzen wir eine erstklassige Marinebasis, mit Aufdockungsmöglichkeiten für die äußerste Schiffsgröße; die artilleristische und Minen-Verteidigung ist von furchtbarer Stärke. Dort befindet sich eine Garnison von einigen 21 000 Offizieren und Mannschaften der regulären Armee, mit etwa 500 Marinesoldaten und einer Nationalgarde von 1800 Mann. Die Luftflotte (die baldigst vergrößert werden soll) umfaßt sechs Armeegeschwader und sechs Geschwader von Marinepatrouillenflugzeugen. Hier gibt es eine gutausgerüstete U-Boot-Basis mit sechzehn U-Booten und vier zugeteilten Zerstörern. So stellt Hawaii eine sichere Basis für Operationen der USA.-Flotte dar, die im Besitz der Mahanschen Qualifikationen der Stärke, Position und Hilfsquellen ist. Ihre Schwächung durch überseeischen Angriff wäre eine umfangreiche Operation, die völlig abhinge von der dortigen Seebeherrschung. Aber in anbetracht dessen, daß die japanische Flotte der Aufgabe der Aufrechterhaltung dieser Seebeherrschung (innerhalb des Operationsradius unserer Flotte von Hawaii aus) nicht gewachsen ist, bedeutet ein japanischer Angriff auf Hawaii eine strategische Unmöglichkeit."

„Und da Hawaii jede transpazifische Bewegungslinie von Japan in der Richtung auf unsere pazifische Küste hin beherrscht, so tritt ein ernsthafter japanischer Angriff darauf, d. h. eine Invasion, ins Bereich der Unsinnigkeit zurück."

„Die Errichtung einer Luft- und U-Boot-Basis mit entsprechender Verteidigung in Alaska wird die nördliche Route für einen japanischen Vorstoß verschließen, da diese sich als ein Vorposten der Hauptbasis in Hawaii auswirken muß. Diese Aufgabe ist jetzt in Angriff genommen worden. Nach dem Süden hin ist Panama natürlich gut außer Reichweite für irgendeinen japanischen Gewaltangriff. Die Kanalzone ist machtvoll verteidigt sowohl an der atlantischen wie an der pazifischen Küste. Sie besitzt eine Garnison von 11 000 Mann (die umgehend von den USA. aus verstärkt werden könnte), eine Luftflotte von sieben Armeegeschwadern und drei Geschwadern von Marinepatrouillenflugzeugen, und eine U-Boot-Basis."

Digitized by Google

„So betrachtet kommt ein Angriff auf die USA. selbst, oder auf Hawaii, oder auf Panama für Japan solange nicht in Frage, als es nicht in der Lage ist, die Seeüberlegenheit in den Gewässern, in denen die größeren Operationen vor sich gehen müßten, aufrechtzuerhalten."

„Die gegenwärtige Gefechtsstärke unserer Flotte, wie wir sie oben für die pazifischen Gewässer festgestellt haben (einschl. der kürzlich an der Ostküste gebauten und im Augenblick zur Flotte hinzustoßenden Schiffe) ist um etwa 50 Prozent größer als die Maximalstärke der Japaner dagegen aufbringen könnte. Wenn man die Vorteile hinzufügt, die sich ableiten aus der Nähe zur Basis, aus der Verwendung von an der Küste stationierten Flugzeugen, und aus der völligen Vertrautheit mit den geographischen, hydrographischen und meteorologischen Verhältnissen auf dem Schauplatz der Operationen, dann heißt es nicht zuviel sagen, wenn man behauptet, daß innerhalb des Bereiches unserer Basen unsere Überlegenheit wie zwei zu eins stehen würde, und daß jeglicher Versuch der japanischen Flotte, in unsere von uns kontrollierten Gewässer einzudringen, unweigerlich enden müßte mit dem Verlust der japanischen Flotte ohne einen Vorteil dafür."

Die Haltung Schwedens im Kampf gegen den Bolschewismus

Für Schweden sind seit alten Zeiten die Russen eine Schreckvision wie für das alte deutsche Reich die Türken. Die Geschichte des Reichs und die des skandinavischen Nordens haben eine gemeinsame Idee: Kampf gegen Osten. Der Schicksalsweg des Nordens geht gegen Rußland. Das Reich und Skandinavien haben sich in dieser Aufgabe nie zu gemeinsamer Tat gefunden. So konnte dem Norden nie ein endgültiger Sieg werden. Das Reich kämpfte im Osten um seinen Lebensraum und schützte ihn. Es stritt für seine Existenz. Der Norden hat seinen volkspolitischen Lebensraum nie über Skandinavien hinaus auszudehnen brauchen. Aber er hatte einen dauernden Verteidigungskampf gegen die Angriffe aus dem Osten zu führen. Er kämpfte ebenso um sein Leben wie das Reich.

Der wehrhafte Streiter gegen das Vordringen des riesigen russischen Reiches war Schweden-Finnland. Beide wehrten in gemeinsamen Kämpfen als einheitliches Reich bis 1809 russische Übergriffe ab, die nach westskandinavischen Häfen und der Einverleibung einer seefahrenden Bevölkerung in das russische Reich strebten Der Osten suchte das Weltmeer. Das war auch das sowjetische Ziel der letzten Stöße gegen Finnland. Der Angriff auf Europa sollte vielleicht einmal von der skandinavischen Flanke her erfolgen. An der Ostsee war zum ersten Male in der Geschichte, die dieses Meer umspielt, die Sowjet-Union als siedelnde Macht aufgetreten. Die Entsendung der Bolschewisten in die von Finnland abgetretenen karelischen Gebiete kündigten ein weltgeschichtliches Ereignis von größter Tragweite an. Die Sowjet-Union drohte, sich an der Ostsee siedlungsmäßig festzusetzen. Damit war die Einheit des germanischen Meeres zerstört.

Dem asiatischen Angriff auf Europa stellte sich das Großdeutsche Reich entschlossen entgegen. Europa stand unter der Führung des deutschen Volkes auf gegen den Bolschewismus. Eine Front der europäischen Kulturvölker bildete sich. Nur wenige europäische Mächte hielten sich dem Entscheidungskampf fern und führten Gründe der Objektivität und der striktesten Neutralität dafür an.

Schweden, das seit der Wikingerzeit eine energische Ostpolitik (wenn auch manchmal unterbrochen) führen mußte und damit bis zu den Tagen Karls XII. Ruhm an seine Fahnen heftete, erwog die Gründe, die zum Kriege zwischen den Sowjets und Deutschland führten. Dabei wurde betont, daß Deutschland diesen Krieg führt, um eine europäische Einheit um sich zu errichten. (Svenska Dagbladet, 23. 6.) Als Deutschland und Finnland mit dem Ersuchen an Schweden herantraten, den Durchmarsch einer deutschen Division von Norwegen über schwedisches Gebiet nach Finnland zu gestatten, genehmigte die schwedische Regierung nach Anhörung des Reichstags in Geheimsitzung diese gemeinsame deutsch-finnische Forderung. In einem Kommuniqué vom 25. 6. wird dem schwedischen Volke beruhigende Mitteilung davon gemacht und Schwedens Stel-

Digitized by Google

lung in dieser Auseinandersetzung festgelegt: „In der Lage, die durch den jetzt zwischen Deutschland und der Sowjetunion ausgebrochenen Krieg entstanden ist, wird Schweden unbeirrt sein Bestreben verfolgen, seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu wahren und sich außerhalb kriegerischer Konflikte zu halten. Die neue Lage hat uns indessen vor bestimmte besondere Fragen gestellt. — So wurde von finnischer und deutscher Seite ein Antrag um die Genehmigung gestellt, eine auf eine Division begrenzte Truppe von Norwegen nach Finnland auf schwedischen Eisenbahnen zu überführen. Die Regierung hat nach Anhörung des Reichstages genehmigt, daß das für unter die schwedische Souveränität sichernden Formen geschehen dürfte."

Dazu nahm die Presse ausführlich Stellung. Das Regierungsorgan „Socialdemokraten" schreibt am 26. 6.: „Wenn es nicht Finnland gewesen wäre, das dies zu seinem Schutz erbat, wäre es sicher schwer gewesen, zuzustimmen. Auch wenn unsere Genehmigungen als eine Abweichung vom traditionellen Neutralitätsbegriff bezeichnet werden können, so bedeuten sie nicht, daß wir eine Unze unseres Neutralitätswillens verloren hätten." Das Blatt der schwedischen Konservativen „Svenska Dagbladet", 26. 6., betont, daß Schweden nur so handelte, um Finnland eine Sicherheit zu gewähren.

Gerade diese Haltung ist typisch für die Auffassung des Kampfes gegen den Bolschewismus: Finnland, dem Brudervolk im Norden, will man ein wenig Hilfe angedeihen lassen, aber gegen den Bolschewismus wird kein Finger gerührt.

In sämtlichen Pressekommentaren kommt zum Ausdruck, daß die Genehmigung des Durchfahrtsrechts für deutsche Truppen durch Schweden von den Grundsätzen einer strikten Neutralität abweicht. Es wird jedoch immer wieder betont, daß es sich nur um eine einmalige Erlaubnis handelt, die die schwedische Souveränität nicht beschränkt und auch für die Zukunft keine Einschränkung der eigenen Bewegungsfreiheit bedeutet. Außerdem werden verschiedene andere Punkte gestreift wie etwa die Kommunistenfrage. („Helsingborgs Dagblad" — Rechtspartei — fordert das Verbot der Kommunisten.) Der wichtigste aber ist der: nur nicht für eine Seite Partei ergreifen! Dazu spricht sich das syndikalistische Blatt „Arbetaren" ganz deutlich aus: „Eine Politik zu führen, die dem Lande gestattet, außerhalb des Krieges zu bleiben, ist ohne Zweifel der Wunsch des schwedischen Volkes ... Soviel ist indessen sicher, daß das schwedische Volk nicht auf der Seite der Achsenmächte in den Krieg hineingezogen werden will." Dieser Ansicht schließt sich das schwedische Regierungsorgan „Socialdemokraten", 27. 6., mit den Worten an: „Das ist sicher auch die bestimmte Meinung der großen Mehrzahl des schwedischen Volkes."

Eine kleine Provinzzeitung drückt sich recht drastisch aus und umreißt dabei den schwedischen Standpunkt am treffendsten. „Smålands Folkblad" wendet sich gegen die, die eine Parteinahme „im Kampf zwischen Europa und Asien" fordern: „Es ist Veranlassung gegeben, sich klar und deutlich davon loszusagen, daß der Umstand, daß Sowjetrußland in den Krieg hineingekommen ist, einen Grund für Schweden bilden kann, sich in das Spiel der Großmächte einzumischen. Der Kommunismus ist in Schweden nicht beliebt. Aber das ist der Nationalsozialismus auch nicht ... Wir dürfen nicht vergessen, daß der Kampf im Osten zwischen zwei Diktaturen vor sich geht, die gleich wenig Respekt vor den Selbständigkeitsbestrebungen eines Kleinstaates haben."

Das Blatt der Sozialdemokraten in Göteborg „Ny Tid" fürchtet ganz im Hintergrund für die Selbständigkeit Finnlands: „Es kann allerdings diskutiert werden, wieweit die finnische Regierung selbständig auftreten kann, seitdem ein Teil des Landes von deutschen Truppen besetzt ist; aber sicher ist, daß Finnland sich in einer schweren Situation befindet ... Finnland ist auch heute einer südlichen Bedrohung ausgesetzt."

In verschiedenen Pressekommentaren wurde eine endgültige Stellungnahme der Regierung über das ausgegebene Kommuniqué hinaus gefordert. Diese erfolgte am 29. 6. durch den Ministerpräsidenten und Vorsitzenden der Sozialdemokratischen Partei und den Kultusminister und Vorsitzenden der Rechtspartei, also die

Digitized by Google

AUT-LASSEM

Digitized by Google

Digitized by Google

Führer der beiden größten Parteien. Es wurde betont, daß Schweden in dem Konflikt zwischen den Großmächten nicht Partei ergriffen habe (der Ministerpräsident Hansson laut „Socialdemokraten", 30. 6.) und daß die Vermehrung und Verstärkung der schwedischen Verteidigungskraft jetzt wichtiger denn je sei (Kultusminister Bagge laut „Svenska Dagbladet", 30. 6.). Diese beiden Punkte kennzeichnen die schwedische Politik deutlich genug. Sie werden auch in den Pressekommentaren zu den Reden immer wieder herausgearbeitet; hierin ist sich die gesamte Presse einig wie selten.

Die einzige Kritik an der Haltung der Regierung wird von der nationalen Opposition geübt. „Nationell Tidning", 5. 7., kritisiert in der Hauptsache folgendes: „Während des vorigen finnischen Krieges wurde als Grund gegen die Hilfe für das kämpfende Finnland angeführt, daß Deutschland derartige Aktionen mißbilligen würde. Wir haben niemals daran geglaubt. Dieser Grund erscheint jetzt unwahrscheinlicher als früher. Und jetzt sollen wir Finnland wieder nicht helfen, obwohl Deutschland das gern sehen würde. Das wirft ein Blitzlicht auf den Geist des Regimes. Untätigkeit um jeden Preis ist seine Losung . . . Jeder Mann wird zu Hause gebraucht, ist der Grund, den Herr Hansson anführt. Aber gegen wen? Gegen innere Feinde? Sicherlich nicht... Gegen Deutschlands Streitkräfte? Das dürfte in dieser Lage undenkbar sein . . ."

Während die Presse der Parteien der Sammlungsregierung die Politik der Regierung unterstützt und den gleichen schwächlichen und unentschlossenen Standpunkt einnimmt, tritt die allerdings sehr kleine nationale Opposition, die parteimäßig zu einem Teil nicht gebunden ist und zum anderen Teil in der Svensk Socialistisk Samling (SSS), der schwedischen nationalsozialistischen Partei (Lindholmbewegung), steht, für eine klare Entscheidung und Eintritt in den Kampf Europas gegen den Bolschewismus ein. Rütger Essén, der bekannte schwedische Politiker, äußert sich in „Nationell Tidning", 28. 6.: „Wir haben nur einen Weg zu beschreiten. Die Wahl gilt nur der Tatsache, diesen Weg als Vasallenstaat oder als freies und verantwortungsbewußtes Volk einzuschlagen." Die Mitkämpfer dieses nationalbewußten Mannes wissen, worum es geht: „Die Zukunft des Nordens ist in diesen Stunden von der Stärke der deutschen Waffen abhängig und den Fähigkeiten der nordischen Staatsführungen, das Vertrauen Deutschlands als eines ehrlichen und respektierten Freundes zu gewinnen und zu erhalten." („Nationell Tidning", 28. 6.)

Das nationale Wochenblatt „Sverige Fritt", 11. 7., bezeichnet es als Schimpf und Schande für uns alle, daß wir nicht am Kampf Finnlands gegen die Barbarei des Ostens teilnehmen. Der Umstand, daß es Finnland gelungen ist, Hilfe von unserem südlichen Nachbarland zu bekommen, befreit uns nicht von unserer selbstverständlichen und historischen Verpflichtung, in Waffenbrüderschaft an der Seite Finnlands zu stehen[1].

Im Gegensatz zur schwedischen Systempresse traten zwei größere Blätter „Stockholms-Tidningen" und „Aftonbladet" (beide Torsten Kreuger, einem Bruder von Ivar Kreuger, gehörig) für eine aktive Hilfeleistung auf wirtschaftlichem und militärischem Gebiet gegenüber Finnland ein. Sie forderten die Entsendung von Freiwilligen. Dagegen wendet sich wieder das Regierungsorgan als Sprecher der gesamten Meute: „Wir haben gesagt, daß diese Frage jetzt anders gelagert ist als das vorige Mal, dadurch, daß Finnland augenblicklich die Unterstützung der stärksten Militärmacht Europas hat . . . Die Wirklichkeit ist, daß eine schwedische militärische Hilfe für Finnland augenblicklich keine größere praktische Bedeutung haben kann." Die sozialdemokratische „Arbetet" in Malmö vertritt einen wahrhaft auffallenden Standpunkt in der Freiwilligenfrage: „Die ganze Welt hat den Eindruck, daß die russische Kriegsmacht der deutschen gegenüber ziemlich hilflos ist. Die finnische Armee konnte sich die Russen im vorigen Krieg allein vom Leibe halten. Durch deutsche Truppen verstärkt, bedarf sie kaum unserer Hilfe.

[1] Die Resonanz der nationalen Wochenblätter in Schweden ist ziemlich gering. Hinzu kommt, daß die Gruppen der nationalen Opposition untereinander nicht einig sind. So kann diesen Stimmen keine große Bedeutung beigemessen werden. Sie sind hier herangezogen, um zu zeigen, daß nicht die gesamte Presse einer Meinung ist. Doch ist der Kern der Gruppen gut und zuverlässig.

Digitized by Google

An der Front im Süden treten an der Seite der deutschen Truppen Slowaken, Ungarn und Rumänen auf ... In dieser Lage wäre ein schwedischer Eintritt in den Krieg nicht ein Zeichen von Mut, sondern von einer außerordentlichen Feigheit." (Sperrung v. Vf.)

Trotz der Gegnerschaft der offiziellen Stellen und der in der Presse vertretenen Meinung haben sich nationale Schweden gefunden, die sich freiwillig an die Seite der kämpfenden Finnen stellen und bereit sind, ihr Leben für die europäische Kultur gegen den asiatischen Bolschewismus in die Waagschale zu werfen. Verschiedene Organisationen haben die Organisierung der Finnlandhilfe in die Hand genommen. Die Leitung des Vereins „Försvarsfrämjandet" hat gleich zu Beginn des Kampfes die Frage der Freiwilligenhilfe für Finnland zu fördern versucht. Eine Abordnung des Vereins wurde beim Ministerpräsidenten vorstellig, konnte jedoch wegen der negativen Antwort des Ministerpräsidenten nichts weiter unternehmen. Die schwedisch-finnischen Gesellschaften haben verschiedene Sammelaktionen eingeleitet und damit einige Erfolge erzielt. Verschiedene Zeitungen haben Mitteilungen darüber veröffentlicht, daß Freiwillige für Finnland Aufklärung über Einstellungsbedingungen im Freiwilligenbüro in der finnischen Gesandtschaft erhalten können. Laut „Svenska Dagbladet", 6. 7., hatten sich bis dahin etwa 500 schwedische Freiwillige gemeldet, wovon die ersten vier bereits in Helsinki eingetroffen waren. Die gesamten reichsschwedischen Freiwilligen bilden eine Einheit in der finnischen Front. Zunächst wurde ein reichsschwedischer Zug aufgestellt, der nach und nach verstärkt werden soll. Ende August hatten sich etwa 1500 Freiwillige gemeldet. Jetzt liegt ein Bataillon schwedischer Freiwilliger vor Hangö.

Fast die gesamte schwedische Jugend ist in diesem Krieg nicht bereit, freiwillig an der Seite der finnischen Brüder zu kämpfen. Die sozialdemokratische Jugend ist scharf gegen Deutschland eingestellt und lehnt es deswegen ab, sich an die Seite Finnlands zu stellen, weil das nationalsozialistische Deutschland dann noch leichter siegen könnte. Die sozialdemokratischen Jugendführer in Stockholm gaben eine Entschließung bekannt (abgedruckt in „Socialdemokraten", 3. 7.), in der es heißt: „Wir wollen es als unsere Auffassung aussprechen, daß die große Kraftmessung zwischen Deutschland und der Sowjetunion nur ein Glied im deutschen Krieg gegen das englische Imperium ist und daß deswegen unsere Unterstützung für Deutschland oder deutsche Bundesgenossen, moralisch oder materiell, eine Parteinahme für den Krieg des Nationalsozialismus gegen die Demokratie ist ... Jede Maßnahme aktiver Unterstützung für Finnland bedeutet in diesem Augenblick das Aufgeben der schwedischen Neutralität und einen Schritt näher zur Teilnahme Schwedens am Krieg auf deutscher Seite. Das bedeutet auch einen Schlag in den Rücken gegenüber unserem norwegischen Brudervolk."

Diese sozialdemokratischen Jugendführer der Stockholmer Distrikte betrachten den Kampf Europas gegen den Bolschewismus als einen Krieg gegen die Demokratie! Die schwedische Jugend scheint wahrhaftig auf einem anderen Stern zu leben, sonst dürfte man ihr andere Ideale zutrauen, als eine Lanze für den demokratischen Bolschewismus zu brechen! Eine Jugend, die die Geschichte ihres Vaterlandes in das Gegenteil verkehrt und einer ruhmreichen Tradition mit Verachtung begegnet, kann nicht in der Lage sein, Leistungen zu vollbringen. Sie sollte wenigstens auf die Lorbeeren ihrer Ahnen schauen und nicht mit Füssen darauf herumtreten. Eine solche Jugend ist eines germanischen Volkes unwürdig.

Die Jugend der Rechtspartei schreibt in ihrer Zeitschrift „Ungsvensk Lösen" laut „Socialdemokraten", 4. 7.: „Daß der Schritt, den die Regierung mit der deutschen Transitierung tat, bedeutet, daß man einen Schuß gegen die psychische Widerstandskraft in diesem Lande abgeschossen hat, ist ein gefährlicher und ein falscher Glaube. Es wäre das Gleiche, als wenn man glaubte, daß dem Schweden die Fähigkeit, in politischen Dingen real zu denken, fehlt."

Hat man hier vielleicht das Problem erkannt? Auch diese „Jungschweden" gehen sicheren Schrittes an der Wirklichkeit vorbei. Es ist schon so, daß „dem Schweden die Fähigkeit, in politischen

Digitized by Google

Dingen real zu denken, fehlt"! Die Stimme der Jugend drückt den Willen der Zukunft aus. Nach dieser Stimme ist Schweden keine Zukunft beschieden. Schweden hat sich bisher der europäischen Gemeinschaft nicht würdig erwiesen. Dem demokratischen Schweden mögen die Worte gelten, die Lagarde den Deutschen nach der Reichsgründung zurief: „Denkt daran, daß man nicht in ein neues Zeitalter treten kann, ohne ein neues Ideal." In der historisten Stunde der Einheit Europas hat Schweden den Weg zu diesem Europa nicht gefunden. Am liebsten würde man es sehen, wenn keine der kriegführenden Mächte siegt, wie es der Verteidigungsminister Sköld auch einmal ausgesprochen hat. Wenn aber doch ein Volk siegen sollte, würde das offizielle Schweden lieber einem siegenden England zujubeln, um seine kapitalistischen und wirtschaftlichen Interessen, die im Fahrwasser des alten Liberalismus segeln, weiter wahrnehmen zu können. Daß dies aber auch den Sieg des Bolschewismus einschließt, hat man in Schweden nicht begriffen.

Die Neuordnung Europas vollzieht sich unter der Führung Adolf Hitlers. Deutschland hat die europäische Front gebildet und führt sie von Sieg zu Sieg. Das kann auch Schweden nicht übersehen.

Dr. Heinz Krüger.

Ecke der Schriftleitung

Die vier Kunstblätter dieses Heftes zeigen Landschaftsbilder des Ostlandes nach alten Stahlstichen. Die Vorlagen sind dem dreibändigen Werk *„Album baltischer Ansichten"* von Wilhelm Siegfried Stavenhagen, Mitau 1867, entnommen, das uns unser langjähriger Mitarbeiter, Herr Waldemar Hastmann, freundlichst zur Verfügung stellte. —

In der Buchbesprechung „Zur Geschichte der Ostmark" von Friedrich Kostkampf in der Dezemberfolge ist auf S. 72 bei der Erwähnung der Bücher von Tumler „Der Soldateneid" und Jelusich „Der Traum vom Reich" versehentlich die Reihenfolge der Abschnitte vertauscht worden, was aufmerksamen Lesern sicher nicht entgangen ist. —

Die nächste Folge erscheint als Doppelnummer Februar-März. E. A.

Digitized by Google

Das Buch

„Brauch und Sinnbild"

Eugen Fehrle zum 60. Geburtstag gewidmet von seinen Schülern und Freunden. Herausgegeben von Ferd. Herrmann und Wolfgang Treutlein. — 291 S. Text, 133 Abb. auf 50 Tafeln. 1940. Kommissionsverlag Südwestdeutsche Druck- und Verlagsgesellschaft m. b. H., Karlsruhe.

Zu der vorzüglich gedruckten und reich mit Bildern ausgestatteten Festschrift für Eugen Fehrle vereinigt sich die stattliche Zahl von 25 verschiedenen Beiträgen. Im allgemeinen wird der durch den Titel „Brauch und Sinnbild" gegebene Rahmen eingehalten, der nach dem Geleitworte des Buches darum gewählt wurde, weil „ein Großteil der Bemühungen des Jubilars der Klärung der Beziehungen und des Wesens dieser beiden Erscheinungsformen, insbesondere im germanisch-deutschen Bereiche, galt". Vom Hauptthema weicht neben den Beiträgen, die sich, dem Wesen des Buches als Festschrift gemäß, mit der Person Fehrles und mit seinem Wirken befassen, einer der wertvollsten Aufsätze des ganzen Buches ab: Hermann Phleps geht in seiner Arbeit über „Ostgermanische Spuren im Gefüge des westgermanischen, alemannischen Ständerwerkes" einem altgermanischen Einschlage innerhalb der deutschen Volkskultur nach. Mit Recht betont er die Bedeutung der Überlieferung im Bauschaffen und stellt Wesensmerkmale fest, die den Nord- und Ostgermanen einerseits, den Westgermanen anderseits eigentümlich sind. Während bei den Erstgenannten die Grundlage der Wand eine Schwelle bildet, auf der Eck- und Zwischenständer ruhen, greifen bei den Westgermanen die für die Konstruktion wesentlichen Gefügeteile als Pfosten in die Erde ein oder aber sie bedürfen als auf Stein ruhende Ständer nicht der Schwelle. Phleps stellt nun fest, daß die für die Ostgermanen bezeichnende Aufstülpung sich in deutlichen Spuren im alemannischen Siedlungsgebiete, nördlich, südlich und südwestlich vom Bodensee findet. Diese Bauart unterscheidet sich wesentlich von dem sonst bei den Alemannen üblichen westgermanischen Ständerwerke und wird wohl mit Recht auf ostgermanische Vermittlung zurückgeführt.

Soweit sich die einzelnen Beiträge den Hauptthemen „Brauch" und „Sinnbild" der Festschrift zuordnen lassen, ist die Spannweite der vertretenen Auffassungen sehr groß und der Wert der Aufsätze sehr verschieden. Wenn die Sinnbildforschung ihrer Aufgabe gerecht werden soll, an der Erforschung des Wesens der deutschen Volkskultur teilzunehmen, muß sie von haltlosen Phantastereien befreit werden, die sich gerade auf diesem Gebiete zum Schaden jedes ernsten Strebens immer noch breit machen. Diesem Ziele dient der besonnene Aufsatz Friedrich Pfisters über „Bild und Sinnbild". Pfister versucht eine straffe Begriffsbildung und will vor allem die unmittelbare Darstellung des Gemeinten nicht als „Sinnbild" gelten lassen. Als Aufgabe der Forschung bezeichnet er es, die ursprüngliche Bedeutung der Sinnzeichen, ihre Bedeutungsgeschichte und ihre Gebrauchsmöglichkeiten festzustellen. Als Hilfsmittel nennt er die Beobachtung der Gestalt der Zeichen und die Verfolgung ihrer bildlichen und literarischen Überlieferung. Im übrigen will er unmittelbare Bilder, wie den Baum, vom „Sinnbilde" streng scheiden und vertritt die Auffassung, daß es der größten Umsicht bedürfe, wenn man Bilder und Zeichen in bestimmten Fällen ihrer Anwendung als Sinnbilder feststellen wolle. Pfister bricht grundsätzlich mit der Auffassung, die Darstellung des Rades sei als Sinnbild der Sonne anzusehen. Er stellt fest, daß das Rad kein ursprüngliches Symbol der Sonne ist, und erledigt damit einen nicht nur bei Laien, sondern leider auch in der Wissenschaft verbreiteten schädlichen Aberglauben. Wenn er freilich mittelbar die Beziehung doch herstellt und meint, das Umziehen des Rades solle die Bewegung der Sonne wieder in Gang bringen, so weist er den einer in einzelnen Vertretern allerdings früh nachweisbaren Fremdschicht zugehörigen Analogiezauber zu Unrecht dem germanischen Erbe zu. Damit ist ein Haupt-

Digitized by Google

mangel der Arbeit berührt, nämlich der Verzicht auf die Frage nach der letzten Herkunft der einzelnen Erscheinungen.

Wichtige Feststellungen zeichnen auch den Beitrag Ferdinand Herrmanns über „Brauch und Sinnbild im Bereich volkskundlich-ethnologischer Fragestellung" aus. Hier wird endlich einmal mit klaren Worten der immer noch beliebte Vergleich der Volkskultur mit „primitiven" Erscheinungen grundsätzlich abgelehnt und die Erforschung der seelischen Artung der Völker gefordert. Wichtig ist auch der Hinweis darauf, daß sie sogenannten Primitiverscheinungen, aus denen man lange Zeit auf Primitiven und Kulturvölkern gemeinsame, allgemein menschliche Wesensgrundlagen geschlossen hatte, weit weniger bei wirklichen Primitiven als bei Kultur- und Halbkulturvölkern zu finden seien.

Dennoch kann der Aufsatz nicht nach jeder Richtung hin als fördernd bezeichnet werden. Ein wesentlicher Rückschritt hinter die von Pfister vorgetragene Auffassung liegt schon darin, daß Rad und Wirbel einfach als Sinnbilder der Sonne bezeichnet werden, und wenn als Beweis dafür angeführt wird, in der römischen Antike finde sich „in der die Sonne darstellenden Scheibe häufig noch der Gott eingezeichnet", so verkennt der Verfasser, daß es sich dabei um sehr verwickelte Verhältnisse handelt und daß derartige Darstellungen aus dem Bereich der vielschichtigen Antike nicht als Belege für ursprüngliche Vorstellungen angesehen werden dürfen.

Otto Höfler hat in seinem Aufsatze „Cangrande von Verona und das Hundesymbol der Langobarden" aufs neue seine wissenschaftlich nun doch wohl, u. a. auch durch die Ausführungen Rankes in der „Niedd. Zs. für Volkskunde" (1940), erledigten Behauptungen von kultischen Geheimbünden, von „Verwandelungskulten" bei den Germanen zu stützen versucht. Seiner Arbeit kann das Verdienst zugebilligt werden, auf den Namen und das im Zusammenhange mit diesem berühmten Geschlechte auftretende Hundesymbol verwiesen zu haben. Auch sein Hinweis darauf, daß die verbreiteten Sagen von der Hundegeburt auch bei den Langobarden belegt sind, und daß demnach auf germanische Wurzeln der mit den Cangrandes verbundenen Vorstellungen geschlossen werden dürfe, verdient Beachtung und vor allem nähere Untersuchung. Statt dieser, die auch die Frage erörtern müßte, in welchem Zusammenhange die Sage von der Hundegeburt mit den Cangrandes steht — die Verbindung selbst wird durch die von Höfler S. 104 angeführten Verse erwiesen —, werden die längst als haltlos erkannten Auffassungen des Verfassers über die Verwandelungskulte wiederholt und „verwandlungskultische Vorstellungen" als Grundlage angesprochen. Wie sehr Höfler hiebei den Boden unter den Füßen verliert, zeigen seine Ausführungen über Thorir Hund, der, obwohl ein durch seine Hundemaske unverwundbarer „Dämonenkrieger", mächtig und angesehen gewesen sei. Erst der späteren Geschichtschreibung habe das Verständnis für das „Kultkriegertum" gefehlt, worauf Höfler die bekannte, ganz allgemein und ausnahmslos sich äußernde Verachtung des Berserkertumes zurückführt. Die einzige Stütze für alle diese Behauptungen ist der Glaube an Thorirs Unverwundbarkeit; die quellenmäßige Begründung dieser Eigenschaft durch Finnenzauber, die für ihn unbrauchbar ist, erklärt Höfler einfach als sekundär und stellt willkürlich ganz andere Zusammenhänge her. Auch für Wodan-Odin wird behauptet, daß er „in Hundegestalt gedacht werden" konnte, obwohl hiefür jede Grundlage fehlt. So muß der Versuch, die mit dem Geschlechte der Cangrandes verbundenen Vorstellungen als Beleg für angebliche Verwandelungskulte zu erweisen, als durchwegs mißlungen bezeichnet werden.

Auch dem Aufsatze von Otto Huth über „Das Torsinnbild und die Durchzugsbräuche der Germanen" fehlt die tragfähige Grundlage. Huth spricht vom „Sonnentore", für den es nirgends einen Beleg gibt, und die Bedeutung des Tores von den altdeutschen Quellen an bis zur lebendigen Volksüberlieferung wird nicht beachtet. Der von Huth als Tatsache in Anspruch genommene „germanische doppeltorige Kultbau" ist ein reines Phantasiegebilde. Bezeichnend ist, daß Huth z. B. die angebliche Sage von der Kirche zu Frauwüllesheim, die ursprünglich ein „Heidentempel" gewesen sein soll, und von dem „Götzenbilde" (!), an dem man die Kranken vorbeigefahren habe, um sie

Digitized by Google

zu heilen, ernst nimmt. — Wohin der von Höfler und Huth eingeschlagene Weg schließlich führt, zeigt der Beitrag Scheltemas „Das Kammerfensterl", der überhaupt nicht mehr ernst genommen werden kann.

Otto Lauffer stellt in seinem Aufsatze „Wunderbäume und Wunschbäume im Schrifttume und in der bildenden Kunst" verschiedenen Stoff über das behandelte Gebiet zusammen, beachtet aber nicht, daß die Quelle dieser Darstellungen die unpersönliche, volkstümliche Überlieferungswelt ist und beschließt seine Ausführungen mit der Behauptung, bei allen seinen Untersuchungen über den Baum habe er den Lebensbaum nicht finden können. Diese vergebliche Mühe ist um so mehr zu bedauern, als einiges Nachschlagen in den bekanntesten Märchensammlungen sie ebenso überflüssig gemacht hätte (Grimm Nr. 17, 121) wie die Beachtung neuer Veröffentlichungen (so des von Zenker-Starzacher bekanntgemachten Märchens vom Senavogel, Carinthia 1939, Heft 2), ganz abgeschen von den Ausführungen Karls v. Spieß über den Lebensbaum und seine Belege in der „Deutschen Volkskunde", 1939, S. 20ff.).

Georg Stuhlfauth handelt über „Neuschöpfungen christlicher Sinnbilder". Der Aufsatz setzt mit der Feststellung ein, daß die Masse der christlichen Sinnbilder übernommenes oder entsprechend umgedeutetes Gut sind. Der Verfasser glaubt aber dennoch, solcher christlicher Sinnbilder habhaft werden zu können, die nicht übernommen, sondern von der christlichen Kunst und Kirche selbst in ihren verschiedenen Zeitaltern gestaltet worden seien. Aber was er anführt, wie das Anastasiaskreuz, das Evangelistensymbol, Jessebaum und Einhornjagd, die Darstellungen von Christus in der Kelter, gehen alle mittelbar oder unmittelbar auf außerchristliche Vorbilder und Vorstellungen zurück, soferne man nicht den Ersatz des Baumes durch das Kreuz, wie er häufig belegt ist, als „Neuschöpfung" bezeichnen will. Anderes, wie die Darstellungen Christi als Apotheker, wird man kaum als Sinnbilder bezeichnen können, und wieder für anderes, wie für die Darstellungen des Auges Gottes im Dreieck verweist der Verfasser selbst auf vorchristliche Grundlagen, deren bloße Vereinigung man wieder nicht als „Neuschöpfung" bezeichnen darf. Dieses Ergebnis läßt zusammen mit einer Reihe gewichtiger Tatsachen die Antwort auf die Frage des Verfassers vorauswissen, welches wohl das nächste Sinnbild sein werde, das die christliche Kunst aus sich heraus darbiete.

Neben diesen Aufsätzen, deren grundsätzliche Stellungnahme eine eingehendere Betrachtung rechtfertigt, aus der doch wohl auch hervorgeht, wie verschiedenartig der Kreis im einzelnen ist, der sich hier zu gemeinsamer Ehrung Fehrles zusammengefunden hat, bietet eine Reihe weiterer Beiträge Arbeiten vor allem mit stofflichen Angaben über verschiedene Gebiete der Volkskunde, denen der Leser mit Dank mancherlei Anregungen entnehmen wird.

Dr. Edmund Mudrak.

Nippon — ein Überblick

Der Krieg im Pazifik, den Japan mit einem kaum erwarteten, kühnen Angriffsgeist führt, verstärkt das Interesse des deutschen Volkes an seinem fernöstlichen Partner im Kampf um die Neuordnung der Welt. Das von der japanischen Nachrichtenagentur Nippon Dempo Tsushinsha, Tokio, herausgegebene Sammelwerk *„Nippon — ein Überblick"* entspricht daher dem dringenden Bedürfnis nach einer Darstellung der Grundlagen, Leistungen, Mittel und Ziele des japanischen Volkes und Staates. Die zahlreichen Beiträge dieses 600 Seiten starken und reich bebilderten Werkes sind durchweg von japanischen Fachleuten verfaßt. Vorangestellt ist ein Überblick über das kaiserliche Haus, das Herz des japanischen Reiches. Es folgt dann eine kurze Schilderung der japanischen Geschichte und der geographischen Struktur dieses eigenartigen Raumgebildes. Der zweite Hauptteil enthält eine Fülle von Beiträgen aus dem Problemkreis Staat und Politik. Im vierten Teil werden Landschaft, Industrie und das kulturelle Leben behandelt. Dieses Sammelwerk ist ein Gegenstück zu dem bereits früher in Japan erschienenen Buch: Doitsu-Taikan, „Deutschland — ein Überblick". Beide Werke haben die Aufgabe, das gegenseitige Verständnis zu fördern.

Digitized by Google

Ein bedeutsames Buch aus japanischer Feder in deutscher Sprache über Japans Kultur und Tradition erschien im Verlag Walter de Gruyter u. Co., Berlin, unter dem Titel: *„West-östliche Begegnung"* (Preis RM. 6,—). Der Verfasser, Junyu Kitayama, unternimmt das Wagnis, durch einen Vergleich zwischen östlicher und westlicher Geisteswelt die Arteigenheit und Besonderheit der japanischen Kultur verständlich zu machen. Er dringt dabei zu den tiefsten Fragen des Ostens und Westens vor und versucht vor allem, den weltanschaulichen Grundton der europäischen und ostasiatischen Kultur zu erfassen. Für den Westen kommt er dabei zu dem Ergebnis, daß der westliche Mensch durch Analyse und Zerspaltung des Seins an den Rand des Unterganges gekommen sei. Auf seine Ausführungen über die Lage der westlichen Kultur soll einmal an anderer Stelle ausführlich eingegangen werden, da sie symptomatisch erscheinen für die Beurteilung des Westens durch den Osten. Erwähnt sei noch die ausgezeichnete Deutlichmachung des Wesens der japanischen Kultur an Hand der Dichtung, Malerei und Religiosität, sowie die aufschlußreiche Abhandlung über die chinesische Geistigkeit und ihre Einflußnahme auf das japanische Leben.

Die für das japanische Leben so bedeutsame Zen-Lehre, der in Ostasien entwickelten Form des Buddhismus, wird von D. T. Suzuki in *„Zen und die Kultur Japans"* (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Preis RM. 8,50) für Europäer eingehend und verständlich erklärt. Suzuki ist selbst Zen-Prister und Professor der buddhistischen Hochschule in Kyoto. Zen bedeutet Medidation und hat das japanische Wesen durch und durch geformt. Ursprünglich eine höchst eigentümliche Schöpfung des chinesischen Geistes, ist die Zen-Lehre im 13. Jahrhundert nach Japan gekommen, wo sie der japanische Genius aufnahm und neu gestaltete. So wurde neben Shinto (Ahnenkult) Zen die Voraussetzung für die machtvolle japanische Reichsentwicklung. Das von dem bekannten Ostasienkenner Professor Otto Fischer aus dem Englischen übersetzte und hervorragend eingeleitete Buch vermag uns gerade jetzt in mancher Hinsicht Schlüssel zum Verlauf des Krieges im Pazifik zu sein. Die Lektüre dieses Buches erfordert allerdings vom Leser einige Selbstzucht und Einfühlungsvermögen.

Der beste Kenner der pazifischen Probleme in Deutschland ist der bekannte Professor Karl Haushofer. Es ist sein Verdienst, wenn weite Kreise in Deutschland eine Vorstellung vom pazifischen Raum und seinen Problemen haben. Von jeher trat Haushofer für eine deutsch-japanische Zusammenarbeit ein. Nun legt er ein neues Buch über den japanischen Reichsbau vor. Es ist unter dem Titel *„Japan baut sein Reich"* im Zeitgeschichte-Verlag, Berlin (Preis RM. 8,50), erschienen. Aus seinem umfangreichen Wissen und seinen zahlreichen eigenen Beobachtungen und Erfahrungen schöpfend, hat Haushofer hier ein eingehendes geschichtliches und politisches Werk über Werden und Grundlagen des japanischen Reiches geschaffen, dessen Gegenwartsbedeutung nicht erst unterstrichen zu werden braucht. Überholt ist allerdings seine Wertung der Sowjetunion im gegenwärtigen Kräftespiel der Welt, die Haushofer noch auf Grund des inzwischen durch die Machthaber im Kremel heimtückisch sabotierten Freundschaftspaktes vorgenommen hat. Wie immer, so hat Haushofer auch diesmal sein Buch mit einem vorbildlich ausgewählten Karten- und Bildmaterial versehen.

In der I. G. Cotta'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart erschien das erste japanische Kriegsbuch in deutscher Sprache (*„Weizen und Soldaten"*) von Ashihei Hino (Preis RM. 7,80). Hino ist der Verfasser der erfolgreichsten Kriegsbücher in Japan. Das vorliegende, in die deutsche Sprache übersetzte Buch „Weizen und Soldaten" enthält seine Erlebnisse als Unteroffizier an der chinesischen Front in Form von Kriegsbriefen, Aufzeichnungen und Tagebüchern. In diesem schlichten Bericht ist die ganze Mühsal des japanischen Feldzuges und das Heldentum des namenlosen Soldaten in der endlosen Weite der chinesischen Ebene aufgezeigt. Der japanische Landser hat sich mit den Büchern Hinos selbst das schönste Denkmal gesetzt.

„Japan sucht die Lösung des Chinakonfliktes im Großasien-Gedanken und strebt auf dieser Grundlage nach dem

Digitized by Google

Aufbau einer neuen Welt im Fernen Osten. Der Schöpfer dieser politischen Idee aber ist Mitsuru Toyama, der sein ganzes Leben dem Gedanken: „Asien den Asiaten" gewidmet hat. Es ist nur natürlich, daß Japan in ihm die Seele des neuen Asiens sieht und alle Hoffnungen auf ihn sammelt. Keiner kann ermessen, welch ungeheuren Einfluß dieser heute 86jährige Mann auf die Geschicke des Landes ausübt, und tatsächlich weiß es niemand, weil Toyama nie in den Vordergrund tritt. Sein ganzes Leben hindurch hielt er sich im Hintergrund, heute wie in der Vergangenheit. Er ist ein Mann ohne Amt, ohne Titel, ohne Reichtum, und ist doch der seelische Führer des neuen Japans." So kennzeichnet Seizo Kimase in seinem kürzlich erschienenen Buch *„Mitsuru Toyama kämpft für Großasien"* (Zinnen-Verlag, München, Preis RM. 7,50) eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten des heutigen Japan. Es ist ein großes Verdienst des japanischen Verfassers, der selbst die Abfassung in deutscher Sprache vornahm, Deutschland mit dieser für Japan so bedeutsamen Persönlichkeit bekanntzumachen. Er schildert in seinem Buch die bedeutsamsten Phasen der jüngsten japanischen Geschichte und das Verdienst, das Mitsura Toyama dabei hatte. Die am Schluß gebrachten Worte Toyamas gehören zu den bedeutsamsten Gedanken der Menschengeschichte.

Eine eingehende wissenschaftliche Behandlung des japanischen Familiensystems enthält Heft 6 der vom japanischen Institut in Berlin herausgegebenen „Sammlung orientalischer Arbeiten": Arno Bose: *„Das japanische Familiensystem"* (Verlag Otto Harrassowitz, Leipzig, Preis RM. 8,—). Die Entwicklung der Familie in Japan wird durch eine immer stärkere Individualisierung bestimmt. Durch die Berührung Japans mit dem Westen wurde das Bedürfnis nach einer Entfaltung der Persönlichkeitsrechte hervorgerufen. Der Staat ist jedoch bemüht, diese Entwicklung so zu lenken, daß die besonders durch die Familie gegebene Gemeinschaftsbindung nicht zerstört wird. Diesen für die Zukunft Japans so bedeutsamen Fragenkreis beleuchtet der Verfasser nach der staats- und familienrechtlichen Seite und vermag so einen guten Einblick in die gegenwärtige schwierige Lage der japanischen Rechtsentwicklung zu geben.

Die Entwicklung der Kampflage in Ostasien und die Verlagerung ihres Schwergewichtes nach dem Pazifik und dem Südchinesischen Meer hat die Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit von dem innerasiatischen Spannungsraum abgelenkt. Begünstigt wird diese Ablenkung noch durch den augenblicklichen Stillstand der nach außen hin sichtbaren Auseinandersetzung um das *„Gelbe Vorfeld"*, wie W. Heissig sein aufschlußreiches Buch über die geopolitische und wehrpolitische Lage der nördlichen Grenzländer Chinas nennt. (Verlag Kurt Vohwinkel, Berlin, Preis RM. 9,—). Es handelt sich bei diesen nördlichen Grenzländern Chinas (Chinesisch-Turkestan und Mongolei) um den Überschneidungsraum europäischer und asiatischer kontinentalpolitischer Interessen. Es geht den vier Großmächten China, Sowjetunion, England (Indien) und Japan um die Sicherung eines strategisch-politischen Vorfeldes. China wertet Chinesisch-Turkestan und die Mongolei als den lebenswichtigen Schutzraum seiner Kultur vor der innerasiatischen Nomadenwelt. Es sucht daher diesen Raum zu befrieden und durch ein stetes Vortreiben seiner Siedler und Kolonisten langsam aber sicher in den chinesischen Kulturbereich einzubeziehen. England will durch eine Einflußnahme auf dieses gelbe Vorfeld vor allem sein indisches Kaiserreich sichern. Die Sowjetunion hat mit der tatsächlichen Beherrschung der Außenmongolei den Zugang zu seinem sibirischen Industriebecken verriegelt. Endlich versucht Japan seit seinem Einmarsch in China das Mongolenproblem zu seinen Gunsten zu lösen, um so seine großasiatischen Pläne vor Überraschungen aus dem Innern Asiens zu schützen. Diesen sich überall überschneidenden Großmachtsinteressen im Innern Asiens stehen die Unabhängigkeitsbestrebungen der mohammedanischen Turkmenen und lamaistischen Mongolen gegenüber. So entspann sich in diesem Raum ein unaufhörlicher, meist unterirdischer Krieg voll dramatischer Wendungen. Es handelt sich vielleicht hier um den, politisch gesehen, abenteuerlichsten Kampfraum der Erde. Heissig hat den nicht leichten Versuch

Digitized by Google

unternommen, dieses kaum entwirrbare politische Kräftespiel in seinem zeitlichen Ablauf übersichtlich zu machen. Es ist ihm dies in hervorragender Weise gelungen, und sein Buch kann als eines der besten unter dem neuesten geopolitischen Schrifttum bezeichnet werden.

Der lange und harte Krieg Japans mit China hat oft die Frage hervorgerufen, was China die Möglichkeit gibt, so langen und kaum zu überwindenden Widerstand zu leisten. Neben der Tatsache, daß der chinesische Mensch seine kriegerischen Tugenden wiedergefunden hat, ist es der Raum, der Japans bewährte Soldaten vor große Schwierigkeiten stellt. Nirgends ist der Begriff vom „Raum als Waffe" so angebracht wie in China. Einen Begriff von diesem einzigartigen Raumgebilde der Erde, von Chinas Natur- und Kulturlandschaft, gibt uns ein Bildband *„Chinaflug"*, der im Atlantis-Verlag, Berlin (Preis RM. 7,50) herausgekommen ist. Geleitwort und Bilder stammen von dem bekannten deutschen Verkehrsflieger Wulf-Diether Graf zu Castell. Über jedes Lob erhabene Aufnahmen erschlossen zum Teil bisher völlig unbekannte Landschaften des weiten chinesischen Raumes und vermitteln einen unvergeßlichen Eindruck von dessen Einmaligkeit und Vielgestaltigkeit. Das Geleitwort berichtet uns von den Pionierleistungen der Deutschen Lufthansa bei der flugtechnischen Erschließung des Inneren Chinas.

Die in dieser Besprechung genannten Bücher zeigen erneut, auf welchem erfreulichen Hochstand das deutsche Schrifttum über Ostasien sich befindet. Es ist ein Verdienst der Verfasser wie der Herausgeber, daß dem deutschen Volk mit diesem Schrifttum die Möglichkeit gegeben ist, sich ein gründliches und zuverlässiges Bild über die ostasiatischen Verhältnisse im Fernen Osten zu machen.

Karl Rosenfelder.

„Ewiges Deutschland"

Zum viertenmal gibt das Winterhilfswerk des Deutschen Volkes nun sein deutsches Hausbuch („Ewiges Deutschland", Jahresband 1942, Verlag Georg Westermann, Preis RM. 3,—) heraus, und von Jahrgang zu Jahrgang gewinnt man deutlicher die Überzeugung, daß es seinen Namen zu recht führt, daß hier wirklich aus Quellen des deutschen Wesens geschöpft wird, die unversieglich sind in noch so vielen Jahrgängen. Der neue Jahrgang 1942, der sich äußerlich durch einen etwas freundlicheren Einband und Schutzumschlag und reiche Illustrationen von Ernst v. Dombrowski auszeichnet, ist nicht ganz so ausschließlich dem Kriege gewidmet wie der vorige, aber von dem Ringen unserer Zeit ist auch das Gesicht jedes Monats geprägt. Überhaupt hat dies deutsche Hausbuch sein Teil Verdienst daran, daß die Monate wieder einen eigenen Charakter gewinnen und auch der Stadtmensch nicht mehr so über die Zeit hinweglebt wie früher.

Besonders reichhaltig ist in diesem Band die Lyrik vertreten. Mancher, der sonst keine Zeit zu haben meint, gönnt sich vielleicht eine besinnliche Minute, erlauscht Quellen, an denen er sonst achtlos vorüberging. Natürlich steht daneben ein bunter Wechsel von Novellen, Skizzen, Berichten, nichts anspruchsvoll, aber alles aus der Tiefe deutschen Lebens und Schaffens. Man staunt immer von neuem, wie gut sich doch eigentlich Pole Poppenspäler und die Kriegsbriefe deutscher Frauen vertragen, wie harmonisch Mörickes Historie von der schönen Lau neben einer Rede des Führers steht.

Rufer und Vorkämpfer des deutschen Volkstums standen über den Monaten des vergangenen Jahres, diesmal sind es die großen Baumeister der deutschen Vergangenheit mit Bild und Lebensabriß, die jeden Monat einleiten. Wenn das „Ewige Deutschland" in allen Bildungsschichten immer mehr an Boden gewinnt, so gibt es keinen, und mag er noch so belesen oder noch so buchungewohnt sein, der nicht Gewinn davon hätte.

Dr. Elisabeth Achterberg-v. Pusch.

„Briefe von Dunkelmännern"

Das Vergnügen, die geschmeidige Klinge des Spotts und der Ironie meisterhafte Stöße und Paraden führen zu

Digitized by Google

sehen, die Freude an Satiren und Spottschriften, sie sind wohl jedem Menschen mit Geist und Humor eigen. Und wenn zu diesen beiden noch ein gewisses Maß an historischem Sinn und Wissen tritt, dann sind alle Voraussetzungen für die genußreiche Lektüre eines Buches gegeben, das wie des seligen Freiherrn von Knigge „Über den Umgang mit Menschen" viel genannt, aber nur selten gelesen wird.

Die *„Epistolae obscurorum virorum"* eine scharf-satirische und bissige Streitschrift aus dem Kreise junger Humanisten, in dem sich Crotus Rubeanus, Ulrich von Hutten u. a. um den alten Mutianus Rufus scharten, richteten sich gegen jene Vertreter der Spätscholastik, die in diesen „Briefen" auftreten. Der aus scheinbar so geringfügigem und persönlichem Anlaß entstandene bekannte Streit zwischen den Dominikanern, Jakob von Hogstraten, Ortwinus Gratius und dem getauften Juden Pfefferkorn mit ihrem Anhang gegen Reuchlin und den gesamten Humanismus, auf den näher einzugehen hier kein Grund gegeben ist, stellt bekanntlich ein Vorgefecht jener größeren Auseinandersetzung zwischen zwei geistigen Welten dar, die in der Reformation nur einen vorläufigen Abschluß fand. In diesem größeren Zusammenhang gesehen sind diese fingierten Briefe der Scholastiker ein Denkmal einer weltgeschichtlichen geistigen Bewegung, das zu kennen schon von der Sache her alle Veranlassung besteht; das um so mehr, als wir in diesem im barbarischsten „Küchenlatein" verfaßten Buche eine der ältesten und köstlichsten Proben deutschen Humors und Spotts vor uns haben. Da das verderbte Mönchslatein jener Zeit heute für den Ungeübten keineswegs leicht lesbar ist, darf man die Übersetzung dieser köstlichen Briefe durch „Jodocum Plaßmann, Magister der freien Künste und demütigen, wenngleich unwürdigen Doktor der Philosophie" (Nordland-Verlag, Berlin 1940) begrüßen. Das schön ausgestattete Buch bietet neben Text und Anmerkungen eine Probe des Urtextes und in der Einleitung eine knappe, aber ausreichende Einführung in die sachlichen und historischen Voraussetzungen zum Verständnis des Inhalts. Der sprachlichen Form des Urtextes vom Neuhochdeutschen unserer Zeit her gerecht zu werden, hat der Übersetzer selbst als nicht gut möglich erkannt. Man kann aber seinem Text die Anerkennung nicht versagen, daß er dem Geist und — soweit das möglich ist — der Form des Originals angemessen ist.

Nur kleine Geister werden an den Derbheiten und der vielfach recht weitgehenden Offenherzigkeit des Textes einen historisch nicht zulässigen Anstoß nehmen. Eine andere Frage aber ist es, ob dieses Buch überhaupt einer Illustration, und wenn, ob einer so groben bedurfte.

Eine weitere Ausgabe des gleichen Buches war die Folge von Kurt Eggers ausgedehnter Beschäftigung mit Hutten. Er bietet unter dem Schlagwort „Hutten — einmal anders!" eine kleine Auswahl (Ulrich von Hutten, Crotus Rubeanus u. a., *„Dunkelmännerbriefe"*, Schwarzhäupter-Verlag, Leipzig 1939, RM. 2,50). Hauptanliegen dieser Auswahl ist es, die „goldene Frechheit" der „jungen Aktivisten" gegen die verkommene Welt der Spätscholastik ins rechte Licht zu setzen. Den einzelnen Briefen sind jeweils einige einführende Sätze vorangestellt, die jedoch weniger sachlich einführen als ihres Verfassers Stellungnahme gegen die Dunkelmänner von einst und jetzt verkünden, für die er sich von den Verfassern des „Epistolae" legitimieren läßt.

Die Stimme Huttens und seiner Kampfgefährten, ihr zeitüberdauernder Humor und Spott klingt rein aus der erstgenannten Ausgabe. Wer die „Briefe der Dunkelmänner" für die Gegenwart angerichtet bevorzugt, dem wird die zweite Fassung genügen.

Dr. Heinz Oeppert.

Aus der Kampfzeit der Ostmark

Manchmal spricht aus einem schmalen Bändchen mehr die Stimme der Zeit, als dies eine nachträglich gestaltete, umfassende Darstellung zu tun vermag. Die Aufsätze der vorliegenden Sammlung (Hans Berner: *„Der Weg geht weiter"*. Eine Sammlung von Aufsätzen aus den Jahren 1935—1938. Verlag Wilh. Frick,

Digitized by Google

Wien) sind mit jener gläubigen Inbrunst und zähen Verbissenheit geschrieben, wie sie für alle Zukunft als Merkmal des ostmärkischen Freiheitskampfes gegen den Dollfuß-Schuschnigg-Staat gelten werden. Das verleiht ihnen, die einst namenlos in Flugblättern, im bekannten illegalen „Österreichischen Beobachter" oder in außerösterreichischen Zeitungen erschienen sind, den bleibenden Wert, als eine Stimme jener unsichtbaren und doch so starken Front, die erst im März 1938 wieder in das helle Licht des Tages treten konnte. Es sind, dem Wesen des Kampfes gerade in der Ostmark entsprechend, zwei Begriffe, die immer wieder im Mittelpunkt der Betrachtungen stehen: der entschlossene sozialistische Gemeinschaftswille und die deutsche Glaubensfrage.

Seit der Niederschrift der Aufsätze und ihrem Erscheinen sind nun schon Jahre vergangen, aber damals wie heute bilden Kampf und Glaube die Voraussetzung und Gewähr unseres Sieges. Das bringt uns die gesammelten Aufsätze auch heute noch nahe und gibt ihnen als Zeugnisse eines siegreich beendeten Kampfes Bedeutung auch für unsere Zeit.

Dr. Karl Ruprecht.

Erzählungen

Vier Erzählungen liegen vor mir; vier Geschichten aus der Frühe und der Mitte des Lebens, die zart und heiter, traurig und verhalten von kleinen Geschehnissen berichten. Aber sind es wirklich kleine Geschehnisse? Das zögernde Aufbrechen eines Menschendaseins ins Licht, das Umkehren aus einer sicheren Begrenzung des Lebens in die heitere Unsicherheit der Jugend, die plötzliche Bewährung, die in jedem Augenblick gefordert werden kann oder das Heraufwachsen der anderen Welt, der hintergründigen, unheimlichen, die unfaßbar hinter den faßbaren Dingen des Tages steht? Sind es nicht vielmehr die eigentlichen, die wichtigen Geschehnisse, die nur äußerlich am Rande des Erlebens sind, den inneren Strom unseres Lebens aber tief und schwer machen und ihm die eigentliche Richtung geben? Nicht mit Worten entscheiden dies die Dichter; die Gestaltung, die nicht einmal durchgehend Schicksalhaftes formt, die nur den Wegen des Menschlichen nachgeht, spricht allein.

Ein kleiner Junge geht über eine Dorfstraße, er geht und er denkt und es begegnet ihm dies und das: er heißt Bastian, und Willi Steinborn hat eine Geschichte über ihn geschrieben. (W. Steinborn: *„Bastian"*, Verlag Langen-Müller, RM. 3,50.) Eine Geschichte ohne Höhepunkte, ohne Verflechtungen und Lösungen, ohne Schicksal; er ist kein überaus bemerkenswerter Junge, der Bastian; er geht durch seine Tage, er erlebt seine kleinen Freuden, seine kleinen Sünden und Ängste; und auch die Sprache, in der von ihm erzählt wird, läuft unbedenklich und keineswegs geformt ihren Weg mit den krausen und geraden Gedanken des jungen Bastian. Aus dem Allerlei der Tage, aus dem Ungefähr der kindlichen Erlebnisse formt sich ein Bild aus einem jungen Leben, schlägt eine Seele die Augen auf. Nirgends ist ein alles wissender überlegener Erwachsenenstandpunkt; es ist dem Dichter gelungen, jeden, der dem kleinen Bastian folgt, in die vergangene Welt zurückzuführen, da auch ihn das Dasein jeden Tag neu anblickte, und darum folgt man Bastian gerne durch seine Welt, die uns so lebendig ansieht wie den Knaben, die Dorfstraße, den Laden, die Schule, Bach und Baum und Mutter und Vater. Wie ein schmerzlicher Ausblick schließt das Buch mit der ersten großen Erschütterung des Knaben vor dem ewigen Geheimnis des Lebens und des Todes, dessen Erkenntnis ihm noch verschlossen bleibt, von dem er aber schon erschauernd ahnt, daß er ihm einmal wird gegenübertreten müssen.

Da ist ein anderes Buch, in dem diese Bewährung vor dem Tode gefordert wird, in dem zwei Knaben erschütternd und schmerzvoll ihre Jugend hinter sich lassen müssen, der eine, indem er vor dem Tode besteht, und der andere, der sich das Leben wählen muß. Es ist das erste Werk Alfred Böttchers: *„Sprung ins Kattegat"* (Verlag Langen-Müller, RM. 2,50) und fast könnte man es nicht glauben, daß dies das Erstlingswerk eines jungen Dichters sei, so streng und überlegen geformt ist die Erzählung, so klar und zuchtvoll die Spra-

Digitized by Google

che, so erschütternd das Erlebnis des Buches. Zwei Jungen sind auf einer unbeschwerten Ferienfahrt am Meer; aus dem Scherz fröhlicher Sommertage bricht plötzlich die dunkle Gewalt des Schicksals; sie treibt den einen in einem langen und furchtbaren Kampfe mit den Wellen des Kattegats dem Tode zu und den anderen in Schuld und Schmerz dem Leben, dem er, aus seiner leichten Jugend herausgerissen, als ein bebend Erwachender gegenübersteht. Böttcher läßt einen Mann von dem Sprung ins Kattegat erzählen, der schon wissend genug ist, um die Verwirrungen der Jungen, die ratlos im Sinnlosen des Schicksals stehen, sorgsam an die rechte Stelle zu rücken, aber noch nicht so alt geworden ist, um nicht zutiefst von dem wilden Opfermut der Jugend, von ihrer Maßlosigkeit und ihrem Ende erschüttert zu sein. So ordnet sich seine Erzählung von selbst unter eine höhere Lebensordnung ein, die den Tod als wechselnde Form des Lebens in sich einbezieht. Ein Dichter spricht von der armen Menschennot und von dem immerwährendem Überwinden der Not das aus einem starken Herzen kommt und es ist uns mehr gegeben als das Stoffliche der Erzählung, mehr als die Schönheit der Form, es ist uns manchmal als spräche das Leben selbst.

Aus ganz verschiedenen Lebenskreisen sind die acht Erzählungen von Georg Britting, die unter dem Titel *„Der Schneckenweg"* vereinigt sind. Sei es in der Geschichte von „Valentin und Veronika", im „Flüchtling" oder der „Base aus Bayern", überall ist ein Augen-Blick, eine Stunde oder eine Erkenntnis gestaltet, in der das Leben zu sich selber erwacht, in dem plötzlich aus dem erschütterten Herzen das Schicksal hervorbricht. Das Schicksal ist geformt mit der Meisterschaft, die nur die Mitte des Lebens gibt; aus einer vollkommenen Beherrschung aller technischen Mittel wächst die Schönheit der Sprache, die überlegene Formung des Stoffes, die aus einer auf kleinen Raum zusammengedrängten Erzählung manchmal beinahe eine klassische Novelle macht. Die Erzählungen führen durch alles Menschliche, durch die Liebe, den Haß und den Tod, sie rühren an die dunkle Wand, die hinter allem steht, an das Unwägbare, das nur wenigen und nur selten sichtbar wird. Den dunklen Tönen gesellen sich die hellen und aus ihnen erhebt sich die wunderbare Melodie des Lebens, die uns ein wirklicher Dichter spielt.

In die wunderbare Melodie des Lebens ist manches beschwingte Lied, manches heitere Scherzo gestreut; und eines von dieser Art bringt uns Erwin Wittstock mit seinem fröhlichen Buch aus Ungarn *„Der Hochzeitsschmuck"*. (Verlag Langen-Müller, RM. 3,80.) Herr Brecht fühlt sich alt, aber noch nicht so alt, daß ihm das Altwerden nicht Kummer machte. Und so beschließt er eine Fahrt nach der Jugend, eine Fahrt zu seinem einstmals immer frohen ungarischen Kriegskameraden Gyuri. Dort hat er, der zu einem Erlebnis ausgezogen war, gleich eine ganze Menge; ein Kind wird geboren und ein Schmuck, ein wertvoller alter Hochzeitsschmuck, der Fruchtbarkeit und Segen bringt, ist plötzlich nicht mehr da. Zigeuner spielen, Wein wird getrunken. ein Abenteuer wird bestanden und es klärt sich zum Schluß alles in ein heiteres Lächeln auf. Das heitere Lächeln liegt über dem ganzen Buch, über den herrlichen Gestalten, dem Präsidenten der Hochgebirgsjagdgesellschaft, dem Polizeihauptmann und vielen anderen, über den ganzen breit ausgemalten Aufregungen und Erlebnissen um den Hochzeitsschmuck. Es ist echter Humor, der uns an diesem Buche freut, der aus der Sicherheit und Unantastbarkeit des Lebensgrundes wächst und aus ihm seine leuchtende Kraft erhält.

Dieser Humor, der nichts mit Esprit, mit Witz und Komik zu tun hat, ist eine wesentlich deutsche Eigenschaft. Das Heitere wächst aus dem Tragischen und oft hat es noch in der gelösten Fröhlichkeit ein zwiespältiges Gesicht. Unsere großen Dichter haben diesen Humor gekannt und er klingt in ihren großen und kleinen Werken immer wieder auf.

Günther Stöve hat ein fröhliches Buch zusammengestellt und nennt es *„Aus vergnügter Feder"*. (Gauverlag Bayrische Ostmark RM. 3.20.) Heiteres von ernsten Dichtern. Darin ist allerhand Frohes und Schalkhaftes zusammengetragen von Hans Sachs über Goethe und Lessing, Wieland

Digitized by Google

und Grabbe, Schiller, Storm und allen anderen, deren Namen in den Schulen ehrfürchtig auswendig gelernt werden und die sich hier auf einmal von einer höchst unernsten und sehr sympathischen Seite zeigen. Anekdoten, Geschichten und Gedichte stehen nebeneinander und jedes einzelne ist ein Meisterstück und zusammen ergeben sie ein Buch, das man immer wieder mit Freude zur Hand nimmt. Dr. Nausikaa Fischer.

Italien im Buch

S. E. Alessandro Pavolini: *„Die Lichter des Dorjes"*. Erzählungen. Aus dem Italienischen übertragen von Werner von der Schulenburg. Verlag Rütten & Loening, Potsdam 1940.

Es war eine gewiß verdienstvolle Aufgabe, die Werner von der Schulenburg übernahm, als er die Erzählungen Pavolinis auf dessen Wunsch ins Deutsche übertrug.

Pavolini, der an dem Marsch auf Rom teilgenommen hat und seit dem 31. Oktober 1939 Minister für Volkskultur in Italien ist, entnimmt den Stoff seiner Erzählungen nicht nur dem politischen und soldatischen, sondern auch dem sportlichen und privaten Leben. Sein Werk, das er in vier Tage eingeteilt hat — jedem Tag sind wiederum vier Erzählungen zugewiesen —, führt den Leser an die italienische Volksseele heran, gleich ob sie sich in dem jungen Faschisten, in dem Sportler oder in dem Italiener außerhalb der Landesgrenzen offenbart. Die Sprache, die durchaus dem Geist des neuen Italien entspricht, ist von dem Übersetzer so wiedergegeben worden, daß das Lesen des Werkes neben den anderen Vorzügen, die es bietet, schon von diesem Gesichtspunkt aus lohnend ist.

Tia Celletti: *„Drei Zeiten"*. Roman. Ins Deutsche übertragen von Charlotte Sauer. Verlag Wilhelm Heyne, Dresden 1940.

Die Autorin, die uns in ihrem Roman durch drei Generationen führt, läßt uns den Aufstieg einer italienischen Familie miterleben. Die enge Verknüpfung des Einzelschicksals mit dem Schicksal des Vaterlandes und dem Schicksal des Volkes wird von der Verfasserin deutlich herausgestellt; die politischen Verhältnisse Italiens von den achziger Jahren bis zum Abessinienkrieg bilden den Hintergrund. Drei Frauengestalten, jede eine andere Generation verkörpernd, stehen im Mittelpunkt des Interesses. Besonders fesselnd ist der Weg Teresas dargestellt, die als Sechzehnjährige ihrem Mann, Simone Vigliano, nach Afrika folgt, da das politisch ohnmächtige Italien der achtziger Jahre ihnen nur Not und Elend bieten kann. Wenn auch Marta, die Tochter Simones und Teresas, über das bäuerliche Milieu, dem ihre Eltern entstammen, hinauswächst und sie schließlich als Arztfrau ihrem Mann in die Weltstadt Paris folgt, so vermag sie doch niemals in dem fremden Land Wurzeln zu schlagen oder gar ihr italienisches Blut zu verleugnen. Ihre Tochter Simonetta, die bei Ausbruch des Weltkrieges neun Jahre alt ist, reift durch den Krieg und die Nachkriegsereignisse schneller heran. Schon früh bricht sich bei ihr, der Enkelin Simone Viglianos, die Erkenntnis Bahn, daß „der Wille, sich durchzusetzen, das Entscheidende ist, der Wille, in der Zukunft sich einen Platz zu erobern"; ihr höchstes Ziel ist es, die Lebensgefährtin eines Mannes zu werden, der in den Kolonien sein Aufgabengebiet erblickt.

Aber nicht nur die drei Hauptgestalten des Buches, sondern auch die vielen anderen Personen, denen wir begegnen, sind trefflich gezeichnet, kurzum, hier liegt ein Buch vor, zu dem man immer wieder gern greift. Daß dieser Roman in unsere Sprache übertragen wurde, ist sehr zu begrüßen, zumal er uns Deutsche nicht nur mit dem Kolonialproblem Italiens vertraut macht, sondern uns darüber hinaus einen guten Einblick in italienisches Fühlen und Denken gewährt.

Giovanni Verga: *„Sizilianische Fischer"*. (Die Familie Malavoglia.) Roman. Ins Deutsche übertragen von Charlotte Sauer. Wilhelm Heyne Verlag in Dresden, 1940.

Giovanni Verga, der uns in Deutschland hauptsächlich durch die Dramatisierung seiner Novelle „Cavalleria Rusticana" bekannt ist, ist der Schöpfer zweier großen Romane, von denen der eine, „I Malavoglia", in deutscher Übertragung vorliegt. Verga, der der bedeu-

Digitized by Google

tendste Vertreter der veristischen Schule ist, die trotz ihrer italienischen Eigenart doch in Zusammenhang mit dem französischen Naturalismus steht, hat in den Mittelpunkt dieses Romans den Niedergang einer sizilianischen Fischerfamilie gestellt. Daneben läßt er die Bewohner eines ganzen Dorfes auftreten und macht uns auf vorzügliche Weise mit ihrer Lebensart und ihrer Gedankenwelt vertraut. Der originelle Stil Vergas macht die Übertragung in eine andere Sprache zu einer besonders heiklen Aufgabe, die sich nicht ganz befriedigend lösen läßt. Die Tatsache aber, daß Giovanni Verga einer der größten Romanschriftsteller Italiens ist und es daher verdient, auch als solcher in Deutschland bekannter zu werden, rechtfertigt immerhin die Übertragung in unsere Sprache, wenn sie auch begreiflicherweise dem Original nicht völlig gerecht werden kann.

Richard Weiser: *„Feuer und Schwert über Dante"*. Roman. (Hans Horst Kreisel, Verlagsbuchhandlung. Leipzig 1940.)

Dante als Romanfigur — dieser Gedanke mag zunächst etwas befremdend anmuten und nicht mit Unrecht, denn der große Florentiner läßt sich ja schließlich nur in seinem Werke erleben. Jedoch hat der Verfasser weder die dichterische Leistung Dantes noch die Gestalt Beatrices in den Mittelpunkt des Romans gestellt, sondern — wie ja der Titel schon besagt — das politische Geschick Dantes, das in der Verbannung gipfelte, aus der er nie mehr zurückkehren sollte. Der Autor hat es in hervorragender Weise verstanden, den Leser in die politischen Verhältnisse der Stadt Florenz zur Zeit Dantes einzuführen, die vor allen Dingen durch den Parteienhaß bestimmt waren, der zu harten Kämpfen innerhalb und außerhalb der Tore von Florenz führte. Der Leser erlebt sowohl das diplomatische Spiel des päpstlichen Hofes, der die Stadt am Arno dem Kirchenstaat einverleiben will, als auch das mißlungene Unternehmen Heinrichs VII., des deutschen Kaisers aus dem Hause Luxemburg, von dem sich Dante Rettung für das unglückliche Italien und für seine eigene Person versprochen hatte. Der Verfasser beschränkt sich aber nicht darauf, nur das politische Wirken Dantes aufzuzeigen; so sieht z. B. der Leser den Dichter auch im Freundes- und Familienkreise, er erfährt von der Begegnung mit Beatrice und erhält Kenntnis von Dantes dichterischem Schaffen, jedoch ist die Darstellung all dieser persönlichen Dinge in angemessenen Grenzen gehalten. Besonders deutlich und eindrucksvoll ist in dem Buche Weisers veranschaulicht, wie das Schicksal des einzelnen Menschen — und selbst wenn es sich um das Schicksal eines großen Menschen wie Dante handelt — letzten Endes doch von dem Schicksal des Vaterlandes abhängig ist.

Wenn auch der vorliegende Roman nicht immer befriedigt, so ist er doch sehr geeignet, Dante weiteren Kreisen näher zu bringen und zur Beschäftigung mit dem Werke dieses großen italienischen Dichters anzuregen.

„Cavour". Ein Schauspiel von Benito Mussolini und Giovacchino Forzano. Übersetzung und Einführung von Werner von der Schulenburg. Verlag Broscheck & Co., Hamburg.

Am Vorabend des Einmarsches der deutschen Truppen in Holland, am 9. Mai 1941, erlebte das Schauspiel „Cavour" (Villafranca) im Staatstheater Berlin seine deutsche Uraufführung.

Die Übersetzung in unsere Sprache, die Werner von der Schulenburg besorgt hat, ist vor Jahresfrist als Buch erschienen. Zwei Aufsätze des Übersetzers sind vorangestellt; während der eine den Leser mit der historischen Situation Italiens und mit der Persönlichkeit und der Leistung Cavours vertraut macht, befaßt sich der andere mit Mussolini, wobei von der Schulenburg den Duce als Dramatiker würdigt, gleichzeitig aber auch seinen schriftstellerischen und künstlerischen Werdegang aufzeigt.

Das Erscheinen dieses Buches — das übrigens auch einige Bildtafeln enthält, darunter das Faksimile einer Szene des „Cavour" von der Hand des Duce — ermöglicht all denjenigen, die das Drama nicht auf der Bühne erleben konnten, es lesend kennen zu lernen und sich zu vergegenwärtigen, welchen Anteil Mussolini an dem geistigen Schaffen des heutigen Italien hat.

Digitized by Google

Theodor Bohner: *„Mit den Augen des Italieners"*. Felix Meiner, Verlag. Leipzig 1940.

Theodor Bohner, der selbst mehrere Jahre in Rom tätig war, legt hier ein umfassendes Buch vor, das man, zumal es die Gegenwartsprobleme Italiens verständlich macht, mit größtem Interesse liest. Bohner schildert den italienischen Menschen, sein Wesen und seine Gewohnheiten, er macht den Leser mit dem italienischen Raum, mit seiner Lage und seiner Struktur bekannt; er entrollt ein Bild der Geschichte Italiens von ihren Anfängen bis in die jüngste Gegenwart und bietet schließlich im 4. Kapitel eine volkspolitische und nationalökonomische Übersicht. Der Verfasser schließt, wie er es selbst nennt, mit einem kleinen Baedeker, der durch die achtzehn historischen Landschaften Italiens führt.

Das Buch Bohners vermag wesentlich zur genaueren Kenntnis des befreundeten Italien beizutragen; jedoch darf bei der Lektüre nie außer acht gelassen werden, was besonders für den historischen Abschnitt gilt, in dem gar manche Darstellungen anfechtbar sind, daß der Verfasser den italienischen Standpunkt wiedergibt und es seine Absicht ist, „den Deutschen zu helfen, Italien mit den Augen des Italieners zu sehen".

Dr. Irmgard Grimm.

Die Kunst der Langobarden in Italien

So rege die Literatur der Vorgeschichte sich an der germanischen Renaissance unserer Tage beteiligte, um so zurückhaltender hat sich die Kunstgeschichtsschreibung verhalten. Und doch fiele ihr die große Aufgabe zu, die verstreuten Hinweise auf germanische Kunsteinflüsse und das zahlreiche Material germanischen Formengutes zu bearbeiten, um die nicht geringen germanischen Einflüsse auf die Bildung und Entwicklung der Kunstformen darzulegen und entwicklungsgeschichtlich aufzurollen.

Daher ist Emerich Schaffran: *„Die Kunst der Langobarden in Italien"* (Verlag Diederichs, Jena; Preis RM. 9,50) eines der Bücher, die das Schrifttum uns schon lange schuldig war.

Vor einigen Jahren hat Schaffran eine populäre Geschichte der Langobarden herausgebracht; aufbauend auf der geschichtlichen Entwicklung dieses Volkes, folgt er ihren Wanderwegen und vorübergehenden Wohnsitzen in Westungarn und dem Wiener Becken (dort treten um 530 neben den zeitlich frühen Funden einfacher bäuerlicher Keramik Fibeln und Riemenzungen auf, das heißt also, daß die bäuerliche Zusammensetzung des Volkes sich in eine kriegerische wandelt) bis nach Italien, wo sich ihre politische Machtstellung und kulturelle Höhe erfüllte.

Vom langobardischen Flechtband spricht die Kunstgeschichte schon lange, die Funde nordischer Tierornamente in Ungarn und Italien werden auch den Langobarden zuerkannt, die das eigene nordische Stilempfinden ihrer skandinavischen Urheimat reiner bewahrt hatten als die Goten, die während ihres Aufenthaltes am Schwarzen Meere das Eindringen östlich-skythischen Kunstsinnes nicht zu hindern vermocht hatten; aber von langobardischen Bauten, von bedeutenden bildhauerischen Werken werden viele Kunstfreunde erstmalig durch dieses Buch erfahren.

Das Wichtige des Buches ist, daß erstmalig eine ziemlich lückenlose Aufstellung und Beschreibung der den Langobarden zugeschriebenen Kunstdenkmäler gegeben wird. Im Gegensatz zu den Goten, dem mit Italien am innigsten verknüpften Germanenstamm, die sich stets nur als Wahrer und Pfleger römischer Kultur und Kunst betrachteten und bis auf Theoderichs Grabmal keine Kunst nordischen Gepräges hervorgebracht haben, wollen und schaffen die Langobarden bewußt in Politik, Lebensweise und Kunst Neues und Eigenes. In Verbindung damit können wir beobachten, daß sie sich auch rassisch deutlich von den Römern bis in ihre Spätzeit scheiden.

Im Frühjahr 568 betreten die Langobarden kriegerisch und eroberungsfreudig italienischen Boden. Aus dem 7. Jahrhundert schon zählt Schaffran an die dreißig belegbare Bauten auf, von denen einige Unterkirchen, Krypten, erhalten sind. Schaffran wirft die Frage auf, ob

Digitized by Google

diese Kryptenanlagen langobardisch sind oder einer neuen Nordwelle durch die missionierenden irischen Kelten, die sog. Schottenmönche, entstammen und von den Langobarden artverbunden weiter entwickelt wurden. 602 kam der heilige Columban nach Italien und gründete dort unter langobardischem Schutz das Kloster Bobbio. Das Geheimnisvolle, Mystische, das jene unterirdischen Kulträume vermitteln, entspricht ganz der Gefühlswelt des irischen christlichen Kultes, in dem vielleicht keltischer Druidenkult seinen Niederschlag fand. Auch sprechen äußerliche Beobachtungen eine nicht unwichtige Rolle: Kryptenanlagen treten gleichzeitig auch nördlich der Alpen auf und lassen den Missionsweg der Iren verfolgen, angefangen vom Alpengebiet, wo Columban an der alten Paßstraße des Stilfser Joches, vor seinem Eintritt in Italien, die alte Diözese Chur begründete. Über „irische Gründungen" und „Schottenklöster" sei hier eine grundsätzliche Erklärung für die beiden oft irreführenden Benennungen gegeben: unter dem Namen Scotti waren die irischen Kelten den Römern zuerst bekannt. Irländer = Scotti waren die Missionsträger. Das heutige Schottland erhält diesen Namen erst im 13. Jahrhundert lange nach der irischen Eroberung. Sein alter Name war Caldonien.

Obwohl an Strzygowskischen Erkenntnissen gebildet, versucht Schaffran eigene Wege zu gehen und sieht in vielem, was Strzygowski als im indogermanischen Iran gebildetes Gut feststellt, in Form und Sinnbild nur germanisch altnordische Einflüsse. Strzygowskis Zeugen für die Bildung eines indogermanischen Kulturkreises im Osten liegen vor der Langobardenzeit; ihre Ausstrahlungen waren durch die von Ägypten kommende Christianisierung bereits in Italien und selbst bis zum Norden vorgedrungen. Hinter Schaffrans folkloristischen Erwägungen steht kein Geringerer als Karl von Spieß. Mit unendlichem Fleiß zusammengetragen, gut orientiert und gut gesehen sind Schaffrans Darstellungen. Vor allem gut gesehen sind seine Auseinandersetzungen über das berühmte Tempietto Langobardo in Cividale mit seinen Stuckreliefs. Schaffrans Begründung der Entstehungszeit der Stuckfiguren in Verbindung mit dem Einziehen des Kreuzgewölbes, das nur gleichzeitig mit diesen entstanden sein kann, weil die räumliche Anordnung der Figuren wohl abgewägt auf den Ansatz des Gewölbes Rücksicht nimmt, erscheint so stichhaltig, daß damit wohl das Richtige getroffen scheint.

Viele andere Denkmäler möchte man noch heranziehen, Denkmäler, die teilweise erstmalig im deutschen Schrifttum erscheinen —, heranziehen auch die von Schaffran berührten Auswirkungen und Weiterbildungen dieser Kunst und ihre Ausstrahlungen zum Norden.

Es ist ein Buch, das Kunstfreunde und Wissenschaft dankbar empfangen werden, und das, wie der Verfasser bescheiden in seiner Einleitung sagt, eine Darstellung „der Kunst der Langobarden in Italien" nicht aber eine „Kunstgeschichte der Langobarden" sein will.

Möge es für die Fachwissenschaft Veranlassung werden uns endlich die „Kunstgeschichte der germanischen Völker" von der Völkerwanderungszeit an zu schenken.

Dr. Elisabeth Hohmann.

Herausgeber: Reichsleiter Alfred Rosenberg, Berlin / Hauptschriftleiter: Dr. Eberhard Achterberg, Berlin Verantwortlich für Kunstbeilagen: Robert Scholz, Berlin Anzeigen: Georg Kienle, München / Anschrift der Schriftleitung: Berlin-Charlottenburg 2, Bismarckstr. 1; Fernruf 11.0022 / Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., München 22, Thierschstr. 11 Bezug durch die Postanstalt und jede Buchhandlung; Bezugspreis vierteljährlich RM. 3,60 ohne Bestellgeld; Einzelnummer RM. 1,20 / Anzeigenpreise laut aufliegendem Tarif Nr. 5 / Druck: J. G. Weiß'sche Buchdruckerei, München / Für nicht angeforderte Manuskripte wird keine Haftung übernommen.

Digitized by Google

Nationalsozialistische Monatshefte

Zentrale politische und kulturelle Zeitschrift der NSDAP.
Herausgeber Alfred Rosenberg

Heft 143/44 Februar/März 1942 13. Jahrg.

Ruth Köhler-Irrgang:

Ehe und Familie - schöpferischer Lebensgrund des Volkes

Deutsche Ehe und deutsche Familie hat es immer gegeben, solange deutsches Volk gelebt hat. Man kann ihre Geschichte schreiben, d. h. ihre verschiedenen äußeren Erscheinungsformen im Lauf der Jahrhunderte aufzeigen, Schicksale beschwören, unter denen sie gestanden haben, Meinungen wiedergeben, die über ihren Wert geäußert worden sind. Und man wird am Schluß seiner Ausführungen mit Erstaunen feststellen müssen, daß man gar nicht die Geschichte der deutschen Ehe und Familie schrieb. Sondern man beschrieb ihre äußeren Formen, stellte ihre Schicksale dar und sammelte Äußerungen und Ansichten zum Thema. Aber über den Kern gab es keine Geschichte zu schreiben, weil er ein Unwandelbares ist, etwas, das unabdingbar zum deutschen Wesen gehört, etwas, das man als geschichtslos bezeichnen kann, wenn man einer Erscheinung Geschichtslosigkeit zuschreiben will, die nicht Produkt einer Entwicklung, sondern Wesen schlechthin ist.

Gewiß können Menschen kommen und sagen: Was ist das für ein Widersinn! Ist da nicht ein gewaltiger Unterschied zwischen dem, was uns das hohe Mittelalter über Ehe und Familie berichtet und dem, was die Reformationszeit davon sagt? Ist da nicht eine Kluft zwischen den Auffassungen der Romantik und denen, die die Wende vom 19. und 20. Jahrhundert gehabt hat? Die Auffassungen, die einer Zeit, einem Stil, einem bestimmten Lebensgefühl zugeordnet sind, mögen verschieden sein, nicht aber das Tragende in den Ehen und Familien, aus denen jeweils deutsches Volkstum am gesundesten und blühendsten wuchs.

Wo nimmt nun aber jenes deutsche Menschentum seinen Ausgang, dem wir uns zuwenden? An die Maße der Zeit, die für uns Gültigkeit besitzen,

Digitized by Google

ist es nicht gebunden. Es ist nicht gebunden an die Epochen, die wir mit unserem geschichtlichen Bewußtsein erfassen. Es ist eingebettet in den Strom des Blutes, der von Ewigkeiten her auf uns zukommt, uns selbst gebiert, uns eine Zeitlang auf seiner Oberfläche dahinträgt und uns wieder in sich einsaugt, um uns davonzuführen, neuen Ausformungen zu. Es hat keinen Sinn, einen Streit darüber zu beginnen, wo der Begriff der Deutschheit zum erstenmal auftaucht. Es hat nur Sinn, ihr Wesen dort aufzufangen und es unseren Tagen fruchtbar zu machen, wo immer sie sich im Licht der Geschichte zeigt.

Germanisches Volkstum zeigt in Ehe und Familie zuerst das, was in Zukunft im deutschen Bereich als Inbegriff des Familienlebens empfunden wird. Ein Tacitus spricht davon und trägt mit Notwendigkeit fremde Blickrichtung und Schau in seinen Bericht. Brauchtum und Sage wispern davon, erzählen viel, bleiben aber doch undeutlich, von manchem später darübergebreiteten Fremdgut verdeckt. Rechtsquellen sagen etliches aus, vermögen aber nur gedeutet zu werden, wenn den Notwendigkeiten und Auffassungen Rechnung getragen wird, unter denen sie entstanden. Genaueren Einblick gewährt die Welt des alten Nordens, die am längsten und auch in der äußeren Form unverändertsten das Bild des germanischen Lebens in seiner Eigenart bewahrt hat. Im Lebensraum der Saga und bis zu einem gewissen Grade auch in dem der eddischen Überlieferungen treten uns die drei Komponenten des menschlichen Lebens — Mann, Weib und Kind — in ihrer reinsten germanischen Erscheinungsform entgegen.

Die landläufigen Betrachtungen der Eheformen und des sich notwendig aus ihnen ergebenden Gesichts der Familien erschöpfen sich in Untersuchungen über das Schwergewicht, das in ihnen den einzelnen Geschlechtern zukommt. Man hat sich viel um die Erkenntnis der Stellung bemüht, die die Frau in Ehe und Familie gehabt hat oder noch hat. Man hat von dorther die Sittlichkeit der Ehen, den kulturellen Hochstand der Familien zu werten versucht. Aus eigenen Kampf- oder Abwehrstellungen heraus, die die Untersuchenden einnahmen, wurde manches Vorurteil und manches Mißverständnis in die Debatten hineingetragen. Eine Überwertung des Geschlechterproblems unserer Tage und seine Übertragung auf Zeiten, in denen man von ihm noch nichts wußte oder sich seiner doch auf keinen Fall bewußt war, taten ein übriges, um zu Verkennungen und Spannungen zu führen, die einer Klärung der Dinge im Wege standen.

Die Meinung war allgemein geworden, das Geschlechterproblem sei von Ewigkeiten her mit dem menschlichen Schicksal verbunden, man könne ihm in allen Zeiten, Räumen und Kulturen der Erde nachspüren. Man suchte es auch in der germanischen Welt, wandte Gedankengänge unserer Tage auf Einrichtungen der Frühe an und beurteilte sie dementsprechend. Man übersah darüber vollkommen, daß im Beginn dieser Frühe nicht Adam, Eva und der Sündenfall, sondern — nach der Vorstellung unserer Altvorderen — das zu einem Schicksal im gleichen Augenblick erschaffene Menschenpaar gestanden hatte. Man kann die Dinge auch anders umschreiben und fragen: wohin gehören im germanischen Raum Ehe und Familie? In den Bereich des

Digitized by Google

Privaten oder den der Gemeinschaft? Das heißt, sind sie ein Tummelplatz, auf dem sich die Brachialgewalt des Mannes und — seien wir großzügig — sein höheres Gehirngewicht die Oberhand erkämpfen oder unter Umständen auch Weibes List und Schönheit den Sieg davontragen und auf dem der schließlich geschlossene Friede mit dem fragwürdigen Wort „Glück" zu umreißen ist? Oder hat im Anbeginn dieser Ehen und Familien etwas anderes gestanden, etwa ein miteinander zu erfüllender Dienst an der Gemeinschaft?

Im Laufe der letzten Jahre ist diese zweite Frage für den germanischen Lebensbereich durch eine Vielzahl von wissenschaftlichen Untersuchungen bejaht worden. Das Zustandekommen der Ehen als Folge gelassener Erwägungen mit dem prüfenden Blick auf die Sippen, die ihr Blut durch sie mischen sollten, wurde begriffen. Der Sinn wirtschaftlicher Sicherungen, die nicht zuletzt Frau und Haus zugute kamen, wurde erfaßt. Erkannt wurden die Gründe der Zucht und stolzen Verhaltenheit, die dazu führten, mit den Worten der Liebe sparsam umzugehen, so daß sie auch in unseren Quellen wenig erscheinen. Als ein Höhepunkt von Gefühlsäußerungen berührt den Sagaleser bereits der beglückte Ausruf einer jungen Magd:

„Jetzt freut mich der Sonnenschein und der Südwind. Sörli reitet in den Hof."

Die kurze Strophe, die das Mädchen sagt, ist wie ein Vogelruf, hell und schnell auffliegend und verflatternd. Aber das kurze, liebesseelige Bekenntnis muß zurückstehen, bis sich hinter Sippenrat und vorsichtig wägendem Beschluß das Tor zur Gemeinschaft mit dem geliebten Mann auftut. Der Mann ist nach Sitte und Brauch nicht viel ungebundener. Fügsam richten sich die Söhne Njals nach den Ehewahlen ihres besonnenen Vaters. Der junge Olaf Feilan findet die bescheidenen und doch vor dem Ansehen seiner Sippe so stolzen Worte, mit denen er den Heiratsvorschlag beantwortet, den ihm die Großmutter und Sippenführerin Unn unterbreitet:

„... ich will nur eine Frau nehmen, die weder dein Gut noch dein Ansehen mindert."

Gut und Ansehen der alten Unn sind ihm zugleich die der Sippe und decken sich mit deren Ehre. Keiner Ehe aber winkt Gedeihen, die nicht der Ehre der Sippen zuträglich wäre. Nicht Braut und Bräutigam stehen im Mittelpunkt des Interesses, sondern die gesamten Sippenzugehörigen, die Lebenden, die Abgeschiedenen und die Zukünftigen. Die ungeheure Verantwortung wird deutlich, mit der an die Schließung einer Ehe herangegangen wurde. Das persönliche Glück des Augenblickes hatte vor ihr zu schweigen.

Wir haben Parallelen dazu im bäuerlichen Bereich unserer Zeit. Der reiche und geachtete Bauer will seine Tochter nicht dem Sohn des Kümmerlings geben. Art soll zu Art. Er will Enkel seiner eigenen Tüchtigkeit und Lebenskraft heranwachsen sehen. Es sei zugegeben, daß sich in unseren Verhältnissen mancher Eigensinn, Engstirnigkeit und Geldstolz hinter solcher Haltung bergen können. Aber die Tatsache, daß sich eine breite,

Digitized by Google

vielgelesene Unterhaltungsliteratur um die Jahrhundertwende immer wieder solchen Vorwürfen mit einer sentimentalen Sympathie für den armen Schlucker, der das reiche Mädel nicht haben sollte, zuwandte, weist doch einen gehörigen Mangel an Instinkt aus. Bei den Eheschließungen des alten Germaniens wurde Besitz als Tüchtigkeit gewertet. Dabei verstand man sehr wohl, Reichtum aus Arbeit und kämpferischer Bewährung von solchem aus händlerischem Geist und kleinlicher Gesinnung zu unterscheiden. Ein reicher Mann, der sein Vermögen nicht herrenmäßig verwertet, wird „der Armselige" genannt.

Diese besonnen und verantwortungsvoll geschlossenen Ehen wurden in der Regel glücklich. Der Sagachronist berichtet fast formelhaft wieder und wieder, daß Mann und Weib erst in der Ehe die rechte Liebe zueinander fassen, jene Liebe, deren Sinn das Kind, die Nachkommenschaft ist.

In den Ehen der Saga wachsen viele Kinder heran. Aber selbstverständlich wird dieser Segen des Schicksals doch nicht hingenommen.

„Vorsichtig fliegt, dem die Freunde fehlen!"

meint der alternde Egil und denkt dabei der dahingegangenen Söhne. Stolz wird die Vielzahl der Kinder in den Genealogien aufgeführt. Aber allzu stark fühlen sich Mann und Frau unter dem gleichen Schicksal, als daß ausbleibender Kindersegen etwa der Frau zur Last gelegt würde. Die Erzählung vom Aechter Gisli und seiner tapferen Gefährtin weist aus, daß das Leben und seine ehrenhafte und vorbildliche Führung allein den Nachruhm der Menschen begründen kann.

Gewollte Kinderlosigkeit in unserem Sinne ist unbekannt. Das Aussetzen Neugeborener erlaubt nur die äußerste Not und wird auch dann noch abfällig beurteilt. Das Kind, das seinen Namen bekommen hat, ist Teil der Sippe und als solches heilig wie sie. Früh wird es in ihr Schicksal eingeführt. Zeitig wachsen Knaben wie Mädchen in die Verantwortung der Erwachsenen hinein und werden zu ihrer Ehre erzogen.

Viel wird gesprochen vom nordischen Vaterrecht. Und oft wird es mißverstanden. Juristisch läßt sich das germanische Vaterrecht in den nordischen Quellen wie auch in den Rechtsquellen der Stämme auf dem Kontinent zweifellos nachweisen. Jedoch ist es keineswegs mit Männerrecht zu verwechseln. Man darf vielleicht behaupten, daß sich das in den Sagas und in den eddischen Überlieferungen dargestellte Vaterrecht unweigerlich als Elternrecht auswirken muß. Der germanische Mann, dem die willensstarke, die verantwortungsbewußte, ratkluge und redegewandte Frau — d. h. das weibliche Gegenspiel seiner selbst — zur Mutter seiner Kinder als die geeignetste erschien, konnte auf diese ihre Eigenschaften auch in der Ehe nicht verzichten. Sie blieb dort der skǫrungr mikill, die große Persönlichkeit, die Frau, die sich mikilmannliga, d. h. großzügig und entschlossen benahm, die margkunnandi, d. h. dem Übersinnlichen verbunden sich zeigte und von den Mitmenschen als skýr, also klar, verständig empfunden wurde. Im übrigen erwartete sie die entsprechenden Eigenschaften auch beim Manne und die Saga kennt Fälle, in denen sie sich von ihm scheidet, weil er sich

Digitized by Google

lütil-menni, also unbedeutend und feige aufführt. Mann und Frau stellen solche Forderungen nicht um ihrer selbst, sondern um der Sippen willen, denen sie zugehören. Und um dieser Sippen willen erziehen sie die Kinder im gleichen Sinne.

Der Tag des alten Germaniens war ein betont bäuerlicher. Hausvater und Hausmutter gaben ihm das Gepräge. Der Söhne Mannhaftigkeit, der Töchter gute Art empfingen aus ihrer Gemeinsamkeit Vorbild, Zucht und Urteil. Die Waffe spielte dabei eine hervorragende Rolle. Und ihre Ehre war auch der Frau nicht fremd. Wohl schloß sich der waffenreife Sohn einem Kriegerverband, einer Schiffsgemeinschaft, einer Gefolgschaft an. Aber den Hintergrund seiner Ausfahrt bildete der heimatliche Herd. Und erst dann entarteten Wikingerverband und Männerbund, als ihnen die Heimkehr verlegt war und für die Anerkennung ihrer Waffentaten nicht mehr die Gemeinsamkeit der Eltern, sondern nur noch der Waffengenosse in Frage kam.

Die Gemeinschaft von Vater, Mutter und Kindern, mit ihrer Bezogenheit auf Sippe, Stamm und Volk ist das, was auch im späteren deutschen Bereich als „gute Familie" angesprochen werden darf. Sie ist die Keimzelle von Volk und Staat. Auch anderwärts ist die Zweisamkeit von Mann und Weib, deren Folgen nun einmal Kinder zu sein pflegen, Grundlage des staatlichen Verbandes. Aber es gehört nicht unbedingt dazu, daß Eltern und Kinder jenen in sich ruhenden Kern des Volkslebens bilden, der in seiner Eigenart bereits Wesensausdruck des Volkes ist, um einen Staat zu bilden. Die Sowjets halten einen Staat am Leben und bei recht beachtlicher Aktivität, der doch keinerlei Wert auf Pflege und Erhaltung der Familie legt. Das Miteinander von Mann und Weib bedeutet ihm nicht mehr als eine Brutgemeinschaft, deren Ergebnis vom Staate je nachdem aufgefangen und zu seinen Zwecken erzogen oder auch vernachlässigt und zwischen Zufall und Elend vergeudet wird. Volkstum entsteht so nicht. Es wird vielmehr jeweils das Material bereitgestellt, um einen Raum, der von Vater- und Mutterliebe leer ist, für das Gedeihen einer dünnen Führerschicht zu erhalten und zu verteidigen. Es handelt sich dabei um die letzte Folgerung eines Systems, das mit einer Rationalisierung des gesamten Lebens Mann und Weib als Vater und Mutter auslöscht. An ihre Stelle setzt es einen Menschheitsbrei, der das köstliche Bekenntnis: „Wir aber leben!" auf seine kümmerliche und stumpfe Existenz nicht anwenden darf.

Der deutsche Mensch aber muß sich darüber klar werden, daß eine Bolschewisierung seines Wesens überall dort einsetzt, wo Ehe und Familie in Gefahr geraten. Diese Gefahr taucht für deutsches Volkstum in der Geschichte heute nicht zum ersten Male auf. Zwei Momente sind von jeher in diesem Zusammenhang von Bedeutung gewesen: 1. Ein weltanschaulicher Einbruch in die Grundlagen von Ehe und Familie. 2. Eine wirtschaftliche Umstellung, die ihre Lebensauswirkungen berührt und verändert.

Auf die erste der genannten Gefahren traf germanisches Volkstum bei der Begegnung mit der Kirche. Man hat später immer wieder behauptet, daß erst das Christentum dem germanischen Menschen zu Persönlichkeits-

Digitized by Google

werten geholfen, bzw. solche Werte in die Sphäre des Bewußten gerückt habe. Man kann so etwas nur behaupten, wenn man vom germanischen Ethos wenig weiß, der auf einer Wechselwirkung von Persönlichkeit und Gemeinschaft beruht. Allerdings erfuhr die Persönlichkeit durch die Kirche eine Beeinflussung insofern, als ihre Beziehungen zu Sippe und Blut gelöst, zum mindesten aber zugunsten einer individuellen Seligkeit in den Hintergrund geschoben wurde. Die Bindung zur Sippe wurde abgelöst durch die zu Kirche und Christenheit. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß es eine ganze Reihe von kirchlichen Einrichtungen zur Stützung von Ehe und Familie gibt und gab. Es waren und bleiben Institutionen, die nicht aus dem Blut der Menschen gewachsen waren, sondern ihnen durch den Priester als den Vertreter einer internationalen Macht nahegebracht wurden. Das Primat des Blutes als vornehmste menschliche Bindung wurde gebrochen. Was man an Anerkennung von Blut und Familie bestehen ließ und notgedrungen — schon um der äußeren Ordnung zu dienen — auch pflegte, war aus einem orientalischen Ethos gewachsen, dessen männerrechtliches, nicht vaterrechtliches Wissen vom Weibe als der Mutter aller Sünden von nun an im Widerstreit mit einem gesunden Gedeihen der Geschlechter im Volk lag. Auch die Gottesmutter, die schließlich einiges von den Fehlgriffen der alten Eva wieder gutzumachen hatte, konnte jenen Kampf zwischen den Geschlechtern nicht aufhalten, der in dem Augenblick begann, als nordisches und orientalisches Lebensgefühl miteinander Blutschande trieben. Von nun an gab es ein Geschlechterproblem im germanisch-deutschen Raum, eine Unsicherheit des Gefühls und des Rechtes, die sich durch Jahrhunderte hinzog. Im kontinentalen Bereich fand sie ihren bekanntesten Ausdruck in der Ungeordnetheit und Zügellosigkeit der Merowingerzeit. Ganz zur Ruhe ist sie nie gekommen und findet immer da ihren Niederschlag, wo um Wert und Recht von Mann und Weib gestritten und gerechnet wird. Und immer da wird sie überwältigt und zum Schweigen gebracht, wo Mann und Frau aus dem gesund gebliebenen Rhythmus ihres Blutes zu der göttlichen Ordnung deutschen Menschenlebens zurückfinden, die ihre Krönung darin findet, Eltern zu sein und deutsche Zukunft zu hegen.

Ein sittlicher Niedergang erstaunlichen Ausmaßes ist überall da zu beobachten, wo die beiden Lebensströme Germaniens und des durch Rom repräsentierten Orients aufeinanderstoßen. Daß er in verhältnismäßig kurzer Zeit überwunden wurde und eine Neuordnung des sittlichen Gefühls sich durchsetzte, entsprach der Kraft des germanischen Menschentums, das diese Neuordnung herbeiführte. Ehe und Familie waren vielleicht erschüttert, in ihrem Bestand und Wesen jedoch nicht gebrochen worden. Wir wissen wenig vom Leben der breiten Massen im frühen und fortschreitenden Mittelalter. Wenn wir nach den Höhen blicken, den Königen und Königinnen, bemächtigt sich unser leicht der Verdacht, ihre Lebensäußerungen möchten für das Volk nicht verbindlich sein. Solche Vorsicht ist jedoch in einer Zeit nicht vonnöten, in der der Boden das Antlitz des gesamten Volkes prägt und der bäuerliche Mensch zugleich der königliche ist. Die Einheit des Lebens ist noch vollkommen. Langsam erst beginnen sich soziale Gliede-

Digitized by Google

rungen zu zeigen. Sehr langsam wird das deutsche Dasein ein differenzierteres, gewinnen besondere Tätigkeiten, die sich vom Tagewerk des Bauern lösen, eine Bedeutung. Der Handwerker, der bisher Knecht auf dem Hof gewesen war, löst sich von der Scholle. Es löst sich auch die Führung von dem Boden, aus dem sie wuchs. Als vorläufig dünne, dem Reich noch verbundene Isolierschicht schiebt sich die Geistlichkeit zwischen Führung und Volk. Noch aber bleibt das Gefüge von Ehe und Familie gesund. Trotz der durchaus zu beobachtenden Abwertung des weiblichen Prinzips im Volk wird die alte verantwortungsgetragene Zweisamkeit von Mann und Frau gelebt, mit dem Blick nicht allein auf die eigene leibliche Nachkommenschaft, sondern darüber hinaus auf die Beziehungen zu Stamm und Volk. Es ist kein Zufälliges, daß gerade die dem Boden noch stark zugewandte deutsche Frühe die Frau an der Seite deutscher Könige und Kaiser als consors regni kennt. Vom Grundsätzlichen her gesehen ist sie als die Genossin des Reiches mehr als die selbständige Regentin, die sie wohl auch zu sein vermag, wenn das Schicksal es so fügt. Nicht, daß sie auch vermag, wessen ein Mann fähig ist, geht uns so sehr an wie die Tatsache, daß sie auf jeden Fall an seiner Seite das Reich, d. h. die Verantwortung für das deutsche Leben auf dem Herzen trägt. Das zeigt, daß sie die engen und unzulänglichen Grenzen, die ihr die Kirche zuwies, als die ihren nicht erkannte, sondern bei aller übrigen Frömmigkeit, Demut und Gebundenheit, die den Menschen jener Zeit kennzeichnet, über sie hinauslebte, ihrem Blute folgend.

Weitgehend läßt das fortschreitende Mittelalter den Raum unbeschadet, in dem Ehen sich entfalten, Familien sich entwickeln konnten. Er gewinnt zwar in den sich mählich entwickelnden Städten ein anderes Gesicht. Aber eines ist wichtig. Das Dach bleibt das gleiche, gemeinsame, das die Familie schützt. Im nämlichen Hause verläuft in der Regel der Arbeitstag des Mannes, schließt sich der Pflichtenkreis der Frau, wachen und sorgen Eltern, gedeihen und freuen sich die Kinder. Man weiß voneinander. Und dieses voneinander Wissen wehrt fremdem Denken und Gefühl den Eingang. Wohl zahlt das Volk mit seinem Blute der Kirche Tribut in den Klöstern, in denen ungezählte Lebensströme versiegen. Wohl gewinnt der ehelose Priester verderblichen, reichsfremden Einfluß, vermag sich dann und wann auch zwischen Mann und Frau zu stellen. Wohl macht sich durch Jahrhunderte immer wieder eine tragische Verwirrung des Gefühls geltend, wie sie sich in den Hexenprozessen darstellt. Das Leben steht in der Furcht vor Sünde und Vergehen, wie die Kirche sie kennt. Aber es nimmt sich auch sein Recht. Der Hausvater, der im Vollgefühl eigener Kraft und Leistung steht, sieht in der Hausmutter keineswegs das Spiegelbild der Mutter aller Sünden. Sie ist ihm die Mutter seiner Kinder, auf die er stolz ist, die Arbeitsame, Getreue, die Sorgende und noch immer Ratkluge. Denn sie hat auch Teil an seiner Last, kennt als Meistersfrau sein Gewerk, dem sie die Lehrbuben behütet und zurechtstutzt, sitzt als Weib des Kaufherrn in dem verglasten Gemach, von dem aus sie über Diele, Speicher und Haustor aufmerksamen Auges Ein- und Ausgang von Menschen und Waren beobachtet.

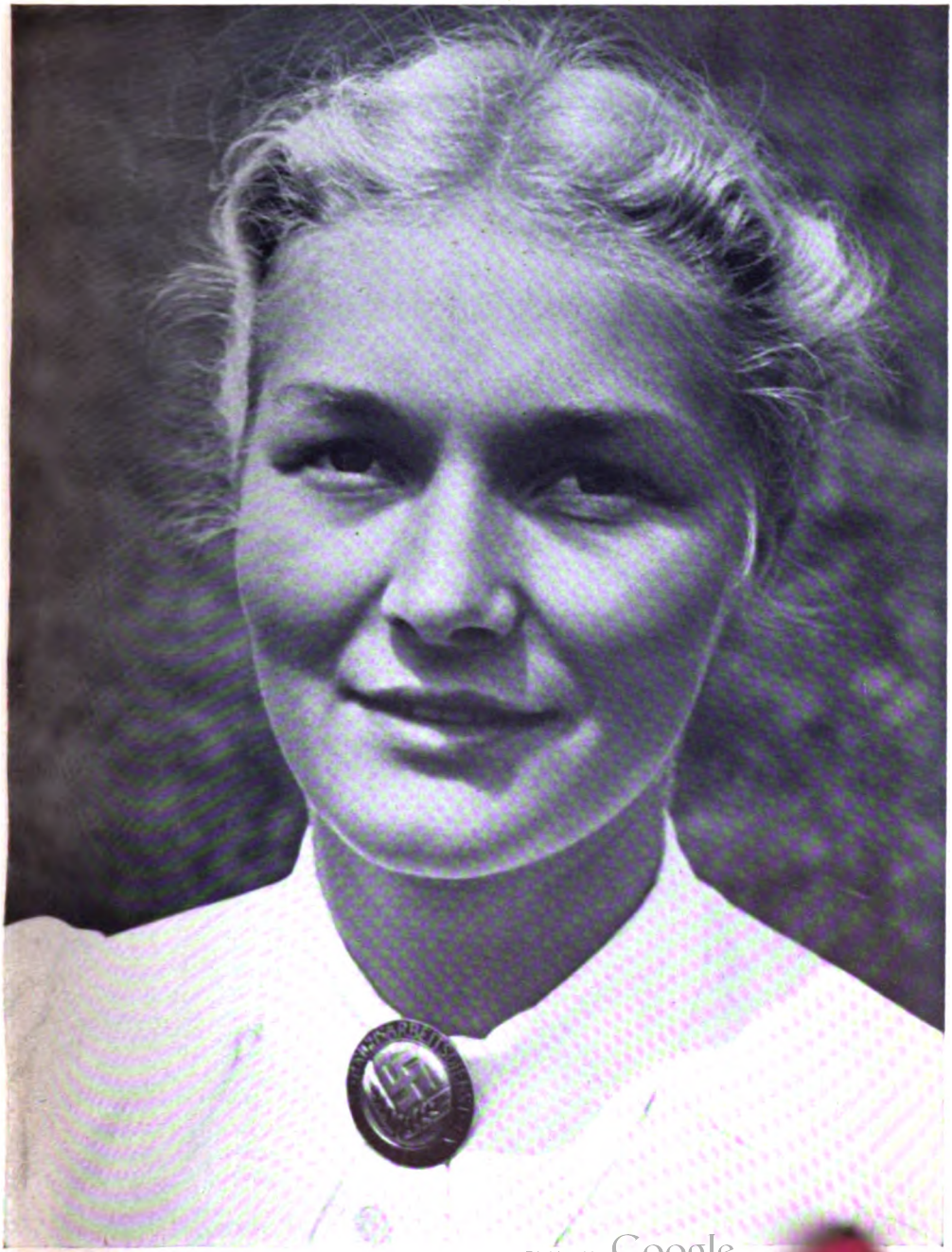
Digitized by Google

In ihrer Hand liegt die Sorge für eine Vielzahl von Menschen, für deren Kleidung, Nahrung und Wohlergehen sie verantwortlich ist. Von ihrer Artung nicht weniger als von der des Mannes hängt die Zucht der Kinder, die Botmäßigkeit des Gesindes ab, von ihrer hausfraulichen Tüchtigkeit die Bestellung und Widerstandsfähigkeit des Hauses in Zeiten der Not, bei den vielen Fehden und Belagerungen, die das Mittelalter kennt. Aus dem Schoß dieser gefestigten Zelle Familie, deren Kern die Eltern waren, erneuerte sich das Volk nach den vielen Pest- und Kriegskatastrophen. Die Pest des 14. Jahrhunderts soll Europa allein in zwei Jahren 25 Millionen seiner Einwohnerschaft gekostet haben. Freilich ist das diesbezügliche Quellenmaterial unübersichtlich. Aber auch in späterer Zeit hatten solche physiologischen Einbrüche in den Volkskörper ihre Schrecken keineswegs verloren. Sie behielten sie bis in die Neuzeit hinein. Zählte man doch zwischen 1400 und 1500 einundvierzig, im darauffolgenden Jahrhundert dreißig Pestjahre. Aufgeholt wurden die Einbußen dieser Epidemien durch den Lebenswillen der Familien, d. h. die Einsatzbereitschaft der Mütter und die Sorgefreudigkeit der Väter. Wenn man auch diese Fruchtbarkeit als eine rein biologische Reaktion auf Seuchen- und Kriegszeiten werten will, die an den Willen ihrer Träger nicht gebunden ist, so stimmt doch nachdenklich, daß Kinderreichtum niemals als Last, immer als Segen geachtet wurde. Das geschah auch dann, wenn er mit einer verhältnismäßig frühen Sterblichkeit der Eltern und einer alles Erdenleid bezeugenden Endgestalt bezahlt werden mußte, wie sie uns aus dem Bilde anschaut, das Albrecht Dürer von seiner alten Mutter malte. Es war nicht allein ein christliches Gesetz, das die Menschen dabei hielt, ihre Lebensaufgabe also opfervoll bis an das Ende zu führen. Es war göttlicher Auftrag schlechthin, den sie im Blute spürten, dem sie sich beugten, den sie erfüllten, Ehrfurcht vor dem Leben. Er wurde erfüllt von Vätern und Müttern auf Schlössern und Burgen, in den schmalen Häusern der Städte, auf den breiten Höfen und in den engen Hütten des flachen Landes. Man sollte die Einbuße, die deutsches Leben durch den blutfremden Geist der Kirche erlitten hat, niemals unterschätzen. Auch im Volksglauben mischen sich ihre Meinungen mit artrechten Vorstellungen widerspruchsvoll genug. Nur war dieses deutsche Leben in den Ehen und Familien des Volkes stärker als die Kirche, so daß es letzten Schaden nicht nahm.

Mit dem Fortschreiten der Zeit aber bahnten sich, je länger um so stärker, Vorgänge an, die den Lebensraum der Familien verschoben. Das hatte mit der Loslösung des Handwerkers vom bäuerlichen Grund bereits begonnen. Gewisse Tätigkeiten und Fertigkeiten gehörten nun nicht mehr zu dem, was auf dem Bauernhof unter dem wachsamen und sachkundigen Auge von Hausvater und Hausmutter geschafft werden mußte. Wohl spannen die Frauen nach wie vor ihre Garne aus Wolle und Flachs. Aber der Leineweber, der Wollwirker übernahmen die Anfertigung der Gewandstoffe. Irdenes Geschirr, das in der Frühe auf dem Hof selbst hergestellt wurde, fertigte nun der Töpfer. Der Tischler nahm Maß zu Schrank, Bett und letztem Schragen. Das Eisen bearbeitete der Schmied, das Zinn der Zinngießer. Noch war freilich der Wirkungsraum der Hausfrau groß genug, daß

Digitized by Google

Mädel von heute, Mütter von morgen



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

sie sich als Herrin zu fühlen vermochte. Noch wurden im Haus eine Unmenge an Gegenständen des täglichen Bedarfes erzeugt. Noch blieb des Mannes Wirkungsstätte dem Hause verbunden, die Einheit des Lebens gewahrt. Die Fragen, die die Allgemeinheit berührten, wurden noch im Schoße der Familie erörtert. Kinder und Gesinde hatten freilich keine Meinung. Aber manches verständige Frauenwort mag über die Rede des Mannes in den Ratsversammlungen der Städte gehört worden sein. Wenn die Frau auch nicht ratsfähig war, war sie doch auch nicht ratsfern. Sie kannte die Männer, mit denen ihr Eheherr Umgang pflog. Charaktere, Zusammenhänge wirtschaftlicher und politischer Art waren noch überschaubar.

Die großen Fragen der Zeit waren Fragen, die alle angingen. Man denke an die Unruhe der Bauernbewegung, an die seelischen Erschütterungen der Reformationszeit. Sie ergriffen nicht etwelche Gemeinschaften von kampfgewillten oder ratpflegenden Männern, sondern sie wurden vom gesamten Volk getragen, in den Hütten und Häusern, den Kammern und Stuben umstritten und verfochten. Die heranwachsenden Kinder nahmen Partei wie Väter und Mütter. Die Fragen, die die Gemüter erregten, waren Lebensfragen schlechthin. Sie gingen jeden an, ergriffen nicht nur die äußere Form seines Daseins, hatten nicht nur ein wirtschaftliches oder machtpolitisches Gesicht, sondern zugleich einen religiösen Gehalt. Der Weg zwischen dem Herrgott und dem Reich, den unter den deutschen Dächern Männer und Frauen mit der gleichen inneren Besessenheit hin und wieder gingen, war ein unmittelbarer. Er ließ kein Ausweichen in die Sonderstellung privaten Lebens zu. Er war unentrinnbar und rückte — auch wenn partikularistische Bestrebungen sich auswirkten — jenes Bewußtsein der Deutschheit in den Mittelpunkt, das für Rom untragbarer und gefährlicher war als irgendwelches Rütteln an seinen Dogmen, die es zur Not — und in diesem Falle nicht zum erstenmal — hätte modifizieren können. So wurde die Gegenreformation letzten Endes ein Kampf gegen die deutsche Familie, die Trägerin der revolutionären Gedanken gewesen war. Und wenn man ihren Höhepunkt, den Dreißigjährigen Krieg betrachtet, muß man zugeben, daß er der Familie die Hauptlast auf die Schultern legte. Und sie war es wiederum, die nach Beendigung des Krieges den Ausgleich für die der Deutschheit geschlagenen Wunden zu schaffen hatte und ihn schaffte.

Sie war es darüber hinaus jedoch auch, die den Gedanken vom Reich bewahrte, der den Führern der zahllosen Kleinstaaten, die der Frieden von Münster und Osnabrück verewigt hatte, durchaus nicht gegenwärtig war und als stützenswert keineswegs erschien. Vor allem aber wahrte sie eines: sich selbst.

Zwar gewann der äußere Lebensstil, vor allem in den gebildeten Ständen, eine gewisse Steifheit und Feierlichkeit. Eine Kluft schien zwischen Eltern und Kindern zu bestehen, über die umständliche Anreden und Grußformen nur leicht verletzliche Stege warfen. Auch Frau und Mann begegneten sich förmlicher und gemessener. Der Hausherr bemerkte es nicht ungern, wenn man in ihm den Vielgestrengen, den Absoluten und leicht Gefürchteten sah. Überschätzen darf man diese Lebensformen freilich nicht. Sie waren nicht

Digitized by Google

die des ganzen Volkes, sondern die gewisser Schichten, die sich nach dem Stil Frankreichs und dem der Höfe ausrichteten. Auch damals, in den Tagen des Absolutismus und der Aufklärung waren Adel und Bürgertum nur ein Teil des Volkes. Ihre Lebensformen mögen vom Kultur- und Geistesgeschichtlichen her als typisch empfunden werden. Hinter ihnen aber standen erst die ungezählten Familien im Volk, die seinen wahren Lebensgrund ausmachten und bei denen das Zueinander von Mann und Frau einfach und der Weg zu den Kindern unmittelbar und herzlich war. Noch immer bildete die Familie im Volk eine unzerlegte Einheit, in der Arbeit unter einem Dach vereint.

Freilich ist es aufschlußreich, die Meinungen über die Frau zu verfolgen, in denen sich der Geist der verschiedenen Epochen seit den Tagen eines Simplizius Simplizissimus spiegelt. Es ist amüsant, zu beobachten, daß auch aufgeklärte Köpfe wie der eines Bassus, der um 1770 schrieb, noch von Zweifeln gequält werden, die römische Priester zwischen den Synoden von Masson und Tyrnau bewegten, Zweifeln nämlich daran, ob ein Weib wahrhaft ein Mensch sei oder nicht. Es sind das kulturgeschichtliche Scherze. Auf das Leben der Frauen im Volk haben sie keinen Einfluß gehabt. Und gottlob war die Mehrzahl der ihnen zugeordneten Männer nicht „gebildet" genug, um von solchen Fragen überhaupt etwas zu ahnen. Sie erlebten die Menschlichkeit ihrer Ehefrauen und Mütter und waren von ihr erfüllt wie von der eigenen. Man darf überhaupt den Begriff des Kulturgeschichtlichen, soweit er sich mit den Lebensäußerungen der geistigen Schichten eines Volkes verbindet, nicht überwerten, wenn man einen Einblick in Ehe und Familie als schöpferischen Lebensgrund des Volkes gewinnen will. Goethe als Mensch und sein Werk bedeuten für das Volk unschätzbare Werte. Sein Familienleben steht dazu in keinerlei Verhältnis. Frau von Stein mag eine geistvolle Persönlichkeit und ihre Wirkung auf Goethe eine starke gewesen sein. Ihre Ehe war nicht mehr als ein konventionelles Nebeneinander, das uns kaum angeht. Ihre Familie hatte nur geringe Bedeutung, auch wenn man in Rechnung zieht, daß Frau von Stein siebenmal Mutter geworden ist. Mutter war sie vorwiegend im biologischen Sinne. Der Raum um sie war nicht warm.

Die stärkere Persönlichkeitsbildung, die Idealismus und Romantik der Frau zuerkannt haben, gewannen freilich für die Entwicklung des deutschen Frauentums entscheidende Bedeutung. Aber zur Zeit von Idealismus und Romantik sind die tragenden deutschen Ehen nicht mit den Namen eines Friedrich Wilhelm Schlegel, dem Verfasser der „Lucinde", auch nicht mit dem eines Schleiermacher oder einer Caroline Schelling verbunden. Da wo die Romantik in den verschiedenen von ihr diskutierten Eheformen nicht mehr erblickte als die Erfüllungsmöglichkeit, die Persönlichkeitsentwicklung einzelner, sah sie vorbei am Sinn der Ehe, der Familie, und schob einen luftleeren Raum zwischen die einzelnen und das Leben.

Freilich spüren wir beglückt, daß dieser Zeitraum auch andere Möglichkeiten kennt. Wir atmen dankbar die Atmosphäre der „schönen Familie", die uns aus dem Briefwechsel Wilhelms und Carolines von Humboldt ent-

Digitized by Google

gegenströmt. Aber der aufmerksame Leser erfühlt auch die Gefahren, die selbst diese Familie bedrohen und die nur gebannt werden, weil ihr Blut und die Bildungselemente der Zeit eine glückliche Harmonie miteinander eingehen. Caroline rät Humboldt im März 1810, dieser kritischen Zeit, den preußischen Dienst nicht zu verlassen. Sie will aus Neapel, wo sie aus Gesundheitsgründen weilt, zu ihm zurückkehren, zum Teil auch, weil sie es für eine „Pflicht" hält, die jüngeren Kinder „nicht der Deutschheit zu entziehen". In der Entscheidungsfreiheit allein, Kinder deutsch oder nicht deutsch, dem Deutschtum zum mindesten entfremdet zu erziehen, leuchtet die Gefährdung auf. Aber ganz entfernt war auch der typische Romantiker, als den wir Jean Paul z. B. wohl ansprechen können, vom Wesensgrund der Familie nicht. Es könnte sonst kaum geschehen, daß er, der ein verläßlicher Hausvater gewiß nicht gewesen ist, über den Vatergedanken Worte findet, wie sie schöner kaum gedacht werden können.

„Das heimliche häusliche Wort, das der Vater seinen Kindern sagt, wird nicht vernommen von der Zeit; aber wie in Schallgewölben wird es an den fernen Enden laut und von der Nachwelt gehört."

Es ist freilich kein Wunder, daß in den Gedankengängen von Idealismus und Romantik die Familie keinen betont breiten Raum einnimmt. Man hatte sie ja noch. Man konnte auf sie zurückgreifen als auf eine warme, sichere Geborgenheit. Man war ihr als ausgesprochener Gemeinschaftsform weniger zugewandt als der Neuentwicklung der deutschen Eigenpersönlichkeit. Die großen Erzieher der Zeit haben freilich um sie gewußt. Ein Pestalozzi sieht in ihr die Ausgangsstätte seines Erziehungswerkes. Der bewußten Einwirkung des Erziehers habe die unbewußte der Familie zur Seite zu stehen. Und ein Fröbel nennt die Familie „eine hohe Lebenserscheinung". Er läßt sie selber sprechen:

„Ein Menschendreiklang bin ich; mich selbst im Dreiklang als Einklang vernehmend und so als Einheit meiner selbst mir bewußt werdend."

In jenen Tagen der Romantik aber, in denen die Entfaltung und die Lebensäußerung des einzelnen so wesentlich waren, nahm eine Entwicklung ihren Ausgang, die von ebensoviel Lobpreisungen wie Haßausbrüchen, von ebensoviel menschlicher Genugtuung wie tiefstem Leid begleitet worden ist: die Industrialisierung. Die Lehren des Klassenkampfes, wie sie ein Karl Marx in die Welt schrie, haben in ihr eine Perfidie der besitzenden Stände gesehen. Sie war und ist nichts anderes als ein Schicksal, das falsch und unzulänglich begriffen nicht gemeistert zu werden vermochte. So wirkte es zersetzend und gefährdend, wo es Segen zu spenden imstande gewesen wäre.

Die ungeheure Bewegung, in die das Wirtschaftsleben durch die Einführung von Maschinen auf allen Gebieten der Produktion geriet, belastete die Menschen in einem nie gekannten Maße. Sie steigerte die Ansprüche an Produktion und Ertrag, stellte wirtschaftliche Interessen in den Mittelpunkt allen Denkens und ordnete ihnen jede gesunde menschliche Wohlfahrt unter. Sie wurde wohl hier und da als Last empfunden. Aber man sah keinen Aus-

Digitized by Google

weg und man gedieh zu nichts weiter als zu stöhnenden Feststellungen, wie sie Georg Brandes von sich gab:

> *„Wo soll der Mann bei der immer zunehmenden Erweiterung der Geschäfte die Zeit hernehmen, die von ihm die Pflichten der Menschheit, die Namen Gatte, Vater, Hausherr, Freund, erfordern? Glaubt ihr, daß es ein so Leichtes sei, diese Pflichten zu erfüllen; daß dazu die Augenblicke, wo man nur wegen der gänzlichen Abspannung müßig ist und nach Erholung seufzt, tauglich sind? Doch es ist so weit gekommen in unseren dienerreichen Zeiten, bei unserm statistischen Unwesen, daß der Mensch als Mensch nichts mehr ist, daß man von demjenigen, der die erwähnten Pflichten der Menschheit aufs vollkommenste, aufs ausgedehnteste erfüllen würde, keinen Anstand öffentlich zu sagen nehme, er sei unnütz, er produziere nichts."*

Brandes zeigt hier mit aller Deutlichkeit die Problematik des Mannes auf, der durch seine Geschäfte aus dem Hause gezogen wird, des Vaters, der durch das Wirtschaftsleben aus dem Gefüge der Familie herausgebrochen wird. Eingriffe weltanschaulicher Natur haben Ehe und Familie — wenn auch nicht zur Gänze — so doch hinlänglich auf der Grundlage des gesunden Blutes überwunden. Hier erfolgt ein anderer, gefährlicherer Abbruch, den sie zu überstehen haben.

Der Mann aber, der aus Brandes stöhnt, ist der Wirtschaftsführer, der Unternehmer, der Geschäftsmann. Der weitere Kreis der Beteiligten, der der Arbeiter, Arbeiterinnen, der in die Fabriken gesperrten Kinder bleibt noch stumm. Aber sie leiden um ein Vielfaches. Und ihre Ehen, ihre Familien stehen vor dem Abgrund. Nicht allein der Vater ist aus der Gemeinschaft gelöst, weil er in fremdem Haus, in der oft weit entfernten Werkhalle seinem langen Arbeitstag obliegen muß. Sein schmaler und unsicherer Verdienst zwingt auch die Mutter und die halbwüchsigen Kinder in die Fron der Maschine.

Und das geschah nicht allein in den großen Städten. Es geschah überall da, wo Geld zu machen war, wo Bodenschätze, Holzbestand, günstige Verkehrsverhältnisse die Anlage von Fabriken begünstigten. Die politischen Folgen der damit verbundenen Mißstände waren die Arbeiter- und die Frauenbewegung. Denn die Industrialisierung hatte auch die Hauswirtschaft in ihren Bann gezogen und wirkte sich damit in allen Schichten des Volkes aus. Die Entwicklung der Arbeiter- und der Frauenbewegung zu umreißen ist nicht Aufgabe dieses Aufsatzes. Sie hatten beide ihre tiefe Berechtigung. Und sie haben beide Schuld auf sich geladen. Im Beginn der Frauenbewegung war das Bewußtsein vom Niedergang der Familie sehr deutlich. Die Sorge galt nicht dem Einzelmenschen allein, sondern der Gemeinschaft, dem ganzen Volke. Und wenn man auch die Frau in den Mittelpunkt seiner Bemühungen stellte und stellen mußte, so geschah das doch nicht nur um ihrer selbst, sondern auch um ihrer Familien willen. Persönlichkeiten wie Luise Otto-Peters, Henriette Schrader-Breymann, Helene Lange ist ein starkes nationales Verantwortlichkeitsgefühl nicht ab-

Digitized by Google

zusprechen. Sie sahen, wie Ehen und Familien verkümmerten. Sie sahen, wie der Haushalt sich verengte, wo er nicht zerbrach, sahen wie eine Vielzahl seiner Befugnisse und Obliegenheiten von der Industrie übernommen wurden, so daß weibliche Kraft auf ihrem eigensten Gebiet brach lag, während sie auf einem ihr wesensfremden — in den Fabriken — vernichtet wurde. Sie erspürten auch das Wehrloswerden der Haushalte. Denn die Hausfrauen verloren Fertigkeiten und Fähigkeiten, die sie nicht mehr übten. Die Luft des scheinbar größer und herrlicher werdenden Vaterlandes wurde über seiner Kernzelle, der Familie, eng, stickig, oft auch verdorben.

Hier suchte man Wandel zu schaffen, indem man Gesetze anstrebte, die Frauen und Kinder vor dem härtesten Zugriff der Industrie schützten, die sich bergend vor die werdende Mutter stellten. Auf der anderen Seite war man bestrebt, der Frau hauswirtschaftliche Kenntnisse zu vermitteln, die ihr die brüchig gewordene Familie nicht ohne weiteres zukommen lassen konnte. Man bahnte bessere Schul- und Fortbildungsmöglichkeiten an, öffnete der Frau Berufe und Ausbildungsstätten.

Aber an dem einen Fehler in dem großen nationalen Getriebe, der Ursache aller Unordnung, allen Leides war, sah man schließlich doch vorbei, daß nämlich das Ich vor das Wir getreten war, daß die Wohlfahrt einzelner Klassen, einzelner Menschen auch, die des Ganzen in Frage zu stellen vermochte. Die Gesinnung, die das zustande brachte, nennt man Liberalismus. Ihr erlag ein ganzes Volk. Und auch die edelsten und selbstlosesten Bestrebungen wurden von ihr aufgesogen, wesenlos gemacht.

Die jüdische Gedankenwelt des Klassenkampfes beanspruchte Treue und Hingabefähigkeit der Arbeiterbevölkerung, und einer breiten Strömung der Frauenbewegung stand schließlich die Frau als Einzelwesen und ihre Förderung im Mittelpunkt des Interesses.

Im Hintergrund all dieser Kämpfe und Bestrebungen, all der lauten Debatten des Tages, kämpfte die deutsche Ehe, die deutsche Familie. Sie kämpften instinktmäßig, wie sich Organismus, Art, Blut gegen die Zersetzung wehren. Es wäre falsch, wollte man über die vielen guten Ehen im Volk hinwegsehen, die keinen Geschlechterkampf, kein Macht- und Geltungsstreben im Bereich ihrer Liebe aufkommen ließen. Und es wäre unredlich, wollte man des warmen seelischen Raumes vergessen, den noch immer Hunderttausende von Familien der jungen Generation bereithielten in allen Schichten, Kreisen und Klassen des Volkes.

Nicht aus Klassenkampf und Geschlechterhader, sondern aus dieser seelischen Kraftquelle und schönen menschlichen Geborgenheit brach im August 1914 ein Volk auf in seinen Kampf um Ehre und Freiheit, zogen die jungen Freiwilligenscharen in das Feuer von Langemarck und die Verteidiger des deutschen Ostens in die Tannenbergschlacht und von dort weiter in den Heldenkampf der nächsten vier Jahre. Um den Zusammenbruch von 1918 aufzuhalten war die deutsche Familie freilich nicht mehr hart und widerstandsfähig genug. Immerhin überstand ihre Zähigkeit, ihr durch keine Demagogie zu brechender Lebenswille die jüdisch-demokratische Flut der Systemzeit. Und noch immer war sie fähig, den Grund für

Digitized by Google

das Neue, Rettende und Gute abzugeben, den Boden für den Nationalsozialismus, der Mann, Weib und Kind in ihrer ewigen Ordnung wieder zueinander stellte.

Die gesunde Ehe und die gesicherte Familie sind die Grundlagen, auf denen das neue Reich ruht. Mann und Frau in ihrer gemeinsamen Sorge um das Reich, dem gemeinsamen Streben für seine Wohlfahrt und Sicherheit sind die Eltern des jungen Geschlechtes, das morgen sein Träger sein wird. Freilich ist dieser Kampf hart, in dem das deutsche Volk heute steht und vieles an seinen äußeren Formen erscheint der Familie nicht zuträglich. Der Vater an der Front, die Mutter in Dienst und Fabrik — wo bleibt da das Dach über der Jugend?

Es ist ein Unterschied, ob im Krieg alle Kräfte des Volkes angespannt und für die gemeinsame Zukunft eingesetzt werden oder ob in langen Friedenszeiten ein Teil der Bevölkerung für den Gewinn des anderen ausgebeutet wird. Es ist ein Unterschied, ob man in einem mißlichen Zustand eine Form des Kampfes sieht, die zu überwinden ist, oder ob dieser Zustand lediglich einzelnen Kreisen bequem und zu deren Nutzen verewigt werden soll. Jedes Opfer, das heute an den Fronten des Krieges gebracht wird, wird getragen von Vaterliebe, auch dort, wo Sohn und Tochter noch nicht geboren sind. Und jegliche Frauenleistung, mag sie getan und gefordert werden, wo immer sie wolle, kommt aus mütterlichem Grund. Ihr gemeinsames Ziel ist deutsche Zukunft.

Digitized by Google

Der Gedanke an Dich ist mir bei allem öffentlichen Handeln ganz anders gegenwärtig, als es die meisten Menschen begreifen. Und es ist mir eine der erhebendsten und unentbehrlichsten Seiten im Verhältnis zwischen Mann und Frau, daß sie die stille Befestigerin und Lenkerin nicht der bestimmten Handlung, aber der Gesinnungen und des Geistes des Mannes ist. Es ist dies zugleich etwas, das vollkommen ewig ist, nicht durch entflohene Jugend entführt, nicht durch Gewohnheit geschwächt, nicht durch das Leben zerstreut werden kann. Es ist das, worin sich die Gefühle jeder Lage wie in einem Brennpunkt wieder sammeln, und worauf am Ende allein die beruhigende Überzeugung beruhen kann, daß auch der Tod unvermögend wäre, zu vernichten, was diese innigste und edelste Berührung der Gemüter geschaffen hat.

Wilhelm von Humboldt an seine Frau Caroline
Freiburg, den 31. Dezember 1813

Digitized by Google

Dr. Else Vorwerck:

Leistungssteigerung und Rationalisierung in der Hauswirtschaft

Die Gegenwart stellt uns jeden Tag aufs neue vor die Forderung höchsten Fraueneinsatzes. Dabei wird zwangsläufig immer wieder die Frage nach der rationellsten Arbeitsgestaltung und der sinnvollen Verteilung der Kräfte zur Erörterung kommen. Erkennt man, wie schon jetzt mitten im Krieg eine Fülle von Aufgaben für die Nachkriegszeit sich abzeichnet, so erhält das Problem des Einsatzes der deutschen Frau für ihr Volk für längere Dauer grundsätzliche Bedeutung.

Wie kann die gesteigerte Berufstätigkeit der verheirateten Frau und Mutter in Einklang gebracht werden mit ihren hauswirtschaftlichen Verpflichtungen?

Wie können auch und gerade kinderreiche Mütter Zeit und Kraft finden, um ohne ausreichende Hilfskräfte über die reinen Hausarbeiten hinaus ihren geistig-seelischen Führungs- und Erziehungsaufgaben gerecht zu werden?

Wie kann bei der erhöhten Belastung nicht nur die Teilnahme der Frauen an den Gemeinschaftsveranstaltungen des Volkes erreicht, sondern auch die schöpferische Auswirkung ihrer reichen mütterlichen Werte für das Volksganze gewährleistet werden?

Diese drei Fragen verdienen ernsthafte Beachtung aller verantwortlichen Stellen. Im Nachfolgenden sollen die Möglichkeiten einer Entlastung der Frau in ihren hauswirtschaftlichen Aufgaben oder richtiger die Wege zu einer rationellen Gestaltung und damit Leistungssteigerung der Hauswirtschaft untersucht werden. Dazu sei zunächst eine Darstellung des Umfangs der hauswirtschaftlichen Leistung, sowie der aus der besonderen Funktion des Familienhaushalts sich ergebenden Lebensnotwendigkeiten vorausgeschickt.

Nach der Volks- und Berufszählung 1939 leben 92,8% der deutschen Menschen in Familiengemeinschaften, 3% leben alleinstehend und 4,2% in Anstaltshaushaltungen. Die Lebensform des deutschen Volkes ist also gekennzeichnet durch das Bestehen einer Millionenzahl (20,937 Mill.) von Familienhaushalten, in denen im wesentlichen die Lebensbedürfnisse der deutschen Menschen ihre Befriedigung finden. Ernährung, Kleidung, Wohnung, aber auch Ruhe, Erholung und Unterhaltung, kurz die tägliche Regeneration seiner Leistungsfähigkeit findet der Mensch im Familienhaushalt. Damit ist zugleich die „volkswirtschaftliche Leistung" der Familienhaushalte gekennzeichnet. Der höchste Wert der Volkswirtschaft ist Leistungsfähigkeit und Leistungsfreude ihrer Menschen. Sie von Kind auf all-

Digitized by Google

mählich großzuziehen und im Erwachsenen täglich zu erneuern ist die „produktive Leistung" der Haushalte. Leistungsträger sind die hauswirtschaftlich tätigen Frauen. Es wird oft übersehen, daß an der wirtschaftlichen Gesamtleistung der Frauen der hauswirtschaftliche Kräfteeinsatz bei weitem den allergrößten Anteil überhaupt hat, auch in der modernen Zeit, ja sogar noch jetzt im Kriege mit seinem gewaltigen Fraueneinsatz für Rüstung, Verkehr, Handel usw. Nach der Arbeitsbucherhebung von 1940 ist die Gruppe der hauswirtschaftlichen Berufe (Hausgehilfinnen, Aufwarte-, Reinemache- und Waschfrauen, Pflichtjahrmädchen, Hausangestellte wie Hauswirtschaftsleiterinnen, Hausdamen usw.) die größte der weiblichen Berufsgruppen überhaupt und umfaßt 28% der berufstätigen Frauen. Rechnet man zu diesen in der Hauswirtschaft beschäftigten Berufstätigen die in der Landwirtschaft tätigen Frauen (Berufstätige und mithelfende Familienangehörige) hinzu, da ja auch bei diesen ein wesentlicher Teil ihrer Arbeit hauswirtschaftlich im weiteren Sinne ist, so ergibt sich, daß über 50% der weiblichen Berufsarbeit in der Haus- und Landwirtschaft geschieht. Um ein Gesamtbild der hauswirtschaftlichen Leistung zu erhalten, müssen aber hierzu noch die Kräfte der selbständigen (also nicht berufstätigen) Hausfrauen in den über 15 Millionen städtischen Haushalten gerechnet werden. Von diesen wären allerdings etwa drei bis vier Millionen nur als beschränkt hauswirtschaftlich tätig zu werten, da sie neben der Versorgung ihres Familienhaushaltes noch einem außerhäuslichen Beruf nachgehen.

Selbst bei vorsichtigster Berechnung bleibt die Tatsache bestehen, daß das absolute Schwergewicht des Fraueneinsatzes in der hauswirtschaftlichen Arbeit liegt. Während man nun früher die Hauswirtschaft für das gewaltige Kräftereservoir hielt, aus dem immer erneut Frauen für den Einsatz in der gewerblichen Wirtschaft und im Handel oder auch in der Kriegswirtschaft herausgeholt werden könnten, ist nunmehr die Einsicht vorhanden, daß diesem Entzug hauswirtschaftlicher Kräfte eine Grenze gesetzt ist. Allerdings treten die Folgen des hauswirtschaftlichen Kräftemangels nicht sofort in Erscheinung. Die rein handwerklichen, technischen Arbeitsvorgänge lassen sich sogar bis auf ein Minimum an täglicher Koch-, Reinemache- und Ausbesserungsarbeit reduzieren. Aber die Vernachlässigung der in die Haushaltführung unlösbar einbezogenen, betreuenden, pflegenden, erziehenden Arbeit muß eine allmähliche Schädigung von Gesundheit, Leistungsfähigkeit und charakterlichen Werten zur Folge haben. Damit aber wäre Sinn und Wert der hauswirtschaftlichen Leistung überhaupt in Frage gestellt. Wenn sich die Ernährung in Sättigung erschöpfte, oder Wohnen gleichbedeutend mit Schlafstelle wäre, und wenn Erziehung ohne das Erlebnis einer geordneten Familiengemeinschaft möglich wäre, dann könnte man auf die hauswirtschaftliche Leistung überhaupt verzichten. Dann wäre es rationeller, Massenspeisungen vorzunehmen, Massenquartiere und große Erziehungsanstalten einzurichten!

Aus dieser Überlegung erhellt, daß die hauswirtschaftliche Leistung nicht mit den in anderen wirtschaftlichen Berufen gültigen Maßstäben gemessen werden kann. Vielmehr liegt ihre Besonderheit darin, daß ihre Zielsetzung

Digitized by Google

unwirtschaftlicher, oder auch „überwirtschaftlicher" Art ist. Ihre Wirkungen sind nicht auf einen wirtschaftlichen Zweck abgestellt, sondern stehen unmittelbar im Dienste des lebendigen Lebens. Die Hauswirtschaft hat damit eine Schlüsselstellung innerhalb der Volkswirtschaft. Nirgends findet die nationalsozialistische Anschauung von der dienenden Einordnung wirtschaftlicher Verrichtungen und Vorgänge in die Forderungen des natürlichen Lebens von Mensch und Volk eine so deutliche Verkörperung wie im Familienhaushalt. Die überwirtschaftliche Zielsetzung leuchtet unmittelbar durch alle hauswirtschaftlichen Einzelarbeiten hindurch. Die Bereitung der Nahrung dient der Erhaltung von Gesundheit, Wachstum und Leistungsfähigkeit. Die Sorge für die Kleidung umfaßt den gesundheitlichen Schutz und die Hygiene des Körpers ebenso wie Zweckmäßigkeit im Interesse der arbeitsmäßigen, beruflichen Förderung und Schönheit im Interesse einer Selbstsicherheit des Auftretens. Die Gestaltung der Wohnung zum Heim gewährleistet nicht nur „das Dach über dem Kopf", sondern auch Entspannung und Gemütlichkeit.

Demnach sind die hauswirtschaftlichen Arbeiten wie Kochen, Nähen, Waschen usw. nicht einzeln gesondert zu werten, sondern immer nach ihrem Erfolg für die Gesamtzielsetzung. Nicht die Summe der Fähigkeiten etwa einer perfekten Köchin, einer erstklassigen Schneiderin, einer ausgebildeten Innenarchitektin usw. machen die gute Hausfrau aus, sondern die sinnvolle Anwendung einer Fülle von Einzelkenntnissen im Rahmen des hauswirtschaftlich Möglichen und für das Wohl der Familie Notwendigen.

Die Haushaltführung ist also eine Gesamtfunktion innerhalb der Volkswirtschaft. Sollen Veränderungen oder Verbesserungen innerhalb des Haushalts vorgenommen werden, so kann das mit Erfolg nur bei genauer Kenntnis der inneren Zusammenhänge dieser Gesamtfunktion geschehen. Als Gegenbeispiele lassen sich insbesondere mancherlei Versuche auf dem Gebiet der Technisierung anführen. Im Gaststättenbetrieb oder in der Großwäscherei bewährte Maschinen sind nicht deshalb schon für den Haushalt geeignet, weil sie etwa auf kleinere Kapazität gebaut werden. Wieviel Kleingeräte liegen unbenutzt in Haushalten herum, weil sie trotz aller technischen Vollkommenheit eben durch jedesmaliges Montieren und nachträgliches Auseinandernehmen und Reinigen insgesamt mehr Zeit beanspruchen, als die Verrichtung mit bloßer Hand, ohne Anwendung des Geräts ausmachen würde. Je nach Haushaltgrößen und Haushalttypen sind auch wieder verschieden große und verschiedenartige technische Erleichterungen am zweckmäßigsten. In keinem Fall darf hier eine Technisierung um der Technik willen einsetzen. Vielmehr muß auch die Technisierung der Steigerung der Gesamtfunktion untergeordnet werden.

Will man nun also eine Steigerung der Gesamtfunktion erreichen — und man muß es, wie eingangs dargelegt wurde —, so genügen nicht zusammenhanglose Einzelaktionen, sondern es bedarf einer Gesamtplanung, die sich mit den Möglichkeiten der Technik ebenso wie mit den Grenzen der Technik im Haushalt und zugleich mit der Sorge um die menschlichen Hilfskräfte im Haushalt befaßt.

Digitized by Google

Voraussetzung der Gesamtplanung ist die Kenntnis der inneren Gesetzmäßigkeiten der Familienhaushalte, die im Rahmen einer „Wirtschaftslehre des Haushalts" noch gründlicher Erforschung bedürfen. Das Deutsche Frauenwerk arbeitet in seiner eigens dafür errichteten „Reichsstelle für hauswirtschaftliche Forschungs- und Versuchsarbeit" laufend an diesen Fragen. Zum Beispiel werden auf Grund exakt durchgeführter Haushaltbeobachtungen Verbrauchs- und Aufwandsuntersuchungen gemacht, Bestandserhebungen über Einsatz von Maschinen, Geräten, Arbeitszeitstudien usw.

Darüber hinaus muß die Gesamtplanung von vier Seiten an die Frage der hauswirtschaftlichen Bestlösung herangehen:

1. Jede Arbeitsverbesserung wird immer wesentlich von den Kenntnissen und dem Können des arbeitenden Menschen abhängen. Man soll nun nicht glauben, daß hauswirtschaftliches Können den Mädchen erblich in die Wiege gelegt und durch Aufwachsen im Bereich des mütterlichen Haushalts auf die notwendige Höhe gebracht wird. Gerade der moderne Haushalt, zumal der städtische mit seinen natur- und produktionsfernen Versorgungsbedingungen verlangt über die praktische Erfahrung und Übung hinaus eine ganze Menge theoretischer Kenntnisse. Angefangen von der Ernährungslehre, über die textilen Kenntnisse und die Warenkunde überhaupt bis zu den Kenntnissen der sorgsamen Haushaltpflege und Gerätehandhabung gibt es viel Wissensstoff, der zum Rüstzeug der Hausfrau gehört. Eine ordentliche hauswirtschaftliche Ausbildung für jedes Mädel und eine laufende hauswirtschaftliche Beratung der Erwachsenen ist daher unerläßlich. Elternhaus, Schule, Pflichtjahr und Lehrhaushalt geben die Gelegenheit zu gründlicher Ausbildung. Eine große Zahl von Beratungsstellen, die Einrichtungen der Siedlerfrauenberatung, Zehntausende von Kursen und Schaukochen jährlich, hauswirtschaftliche Ausstellungen und Fachvorträge des Deutschen Frauenwerkes stehen im Dienste der hauswirtschaftlichen Beratung.

2. Zu den hauswirtschaftlichen Kenntnissen muß aber auch eine entsprechende Wertung der hauswirtschaftlichen Arbeit und eine bewußte familien- und volksverpflichtete Haltung der Frauen kommen. Immer noch hat der Fortschrittsgedanke im Haushalt nicht genügend Boden gefunden. Wie oft wird die Anschaffung eines arbeitserleichternden Geräts zurückgestellt zugunsten einer im Rahmen der Gesamtfunktion der Familie vielleicht viel weniger wichtigen Anschaffung, wie z. B. eines festlichen Kleidungsstückes oder auch eines vergänglichen Ausstattungsgegenstandes.

Den richtigen Maßstab für die eigene Haushaltführung zu finden, ist wichtig. Jede Frau muß ein sicheres Urteil darüber haben, was sie der Gesundheit und Erziehung ihrer Kinder und damit zugleich der Volksgesundheit und dem charakterlichen Wert der nächsten Generation schuldig ist. Ohne diese Haltung ist keine Gewähr für die richtige Anwendung der hauswirtschaftlichen Kenntnisse gegeben. Diese Haltung ist aber nur auf dem Wege der Erziehung zu erreichen. Das stärkste Mittel der Erziehung wird hier das Vorbild der Mutter sein müssen. Erlebnis und Erfahrung in der

Digitized by Google

Umgebung eines fremden Haushalts (z. B. im Pflichtjahr, Arbeitsdienst usw.) und in der politischen Gemeinschaft sollten die Haltung bestärken und festigen.

3. Die technischen Bedingungen nehmen einen großen Raum in der Gesamtplanung für die Hauswirtschaft ein. Der Anfang aller technischen Verbesserungen liegt schon bei der Bauplanung und Grundrißgestaltung der Wohnung. Zweckmäßige Raumausmaße, richtige Lage der Räume zueinander, günstige Lage zu den Himmelsrichtungen und ausreichende Abstellräume bestimmen bereits stark den Lebens- und Arbeitsablauf in der Wohnung. Wichtig sind dann weiter: überlegte Anlage von Türen und Fenstern, Installationen von Wasser und Energie im nötigen Ausmaß und an der richtigen Stelle, praktischer Fußbodenbelag und Wandbekleidung. Es gilt dann, auf die Anbringung guter Öfen und Herde, Spül- und Ausgußbecken in richtiger Lage zueinander und richtiger Höhe montiert, zu achten, sowie auf die Notwendigkeit, für Kleinwäschen (Windelwäsche usw.) entsprechendes Gerät in der Wohnung vorzusehen, dazu Gemeinschaftsanlagen für die große Wäsche, Müllbeseitigung usw.

Die schon jetzt im Kriege begonnenen Vorarbeiten für den sozialen Wohnungsbau geben Gelegenheit, alle wichtigen Gesichtspunkte in die Planung mit aufzunehmen. Das Deutsche Frauenwerk hat sich bei diesen Vorarbeiten mit den umfangreichen Erfahrungen aus seiner hauswirtschaftlichen und wohnungspflegerischen Beratungsarbeit laufend eingeschaltet. Frauen aller Berufs- und Einkommensgruppen beteiligen sich mit großer Aktivität an der Beantwortung einschlägiger Fragestellungen.

Über die Bauplanung hinaus ist aber vor allem die Ausstattung des Haushalts mit arbeitserleichterndem Gerät für die Rationalisierung der Hausarbeit entscheidend. Gerade auf diesem Gebiet hat der Markt ein buntes und unübersichtliches Bild gezeigt. Haben doch die große Zahl der Haushalte und die äußerst mangelhafte Vorbildung der Frauen in bezug auf Waren- und Gerätekunde viele geschäftstüchtige Leute zur Erfindung, zur Herstellung und zum Vertrieb unzweckmäßiger Haushaltsgegenstände verleitet. Die ausgezeichneten Erzeugnisse guter Firmen hätten einen stärkeren Eingang in die Haushalte finden können, wenn nicht der Reinfall mit allen möglichen unzulänglichen Geräten — u. a. auf Ausstellungen mit lauten Anpreisungen vertrieben — dem Gedanken der Technik und des Fortschritts immer wieder entgegengearbeitet hätte. Der Wunsch nach Güte- oder Prüfzeichen zum Schutze des Verbrauchers ist daher immer wieder aufgetaucht. Wenn nun auch der Krieg durch die außerordentliche Drosselung gerade dieser Produktion eine Räumung der Bestände zur Folge hatte, so ist doch gerade im Hinblick auf den gestauten Bedarf für die Nachkriegszeit eine Bereinigung des Marktes oder richtiger eine planvolle Lenkung der Produktion vorzubereiten. Zunächst handelt es sich um die ungefähre Feststellung des Bedarfs, sodann um eine Rangordnung nach der Vordringlichkeit der Haus- und Küchengeräte. Schließlich aber kommt es darauf an, zur Arbeitserleichterung gerade für die große Masse der Haushalte bestimmte „Volksgeräte" in großer Menge und äußerster Preiswürdig-

Digitized by Google

keit herzustellen. Demnach wäre eine Typisierung anzustreben, die aber keinesfalls zur Entwicklung von Einheitsgeräten führen dürfte. Gerade die Mannigfaltigkeit der Haushalttypen und Haushaltgrößen verlangt ein gewisses Sortiment. Beim Arbeitsgerät kann allerdings von jedem individuellen Formensinn unabhängig allein die Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit zum Maßstab genommen werden. Weitgehende Normung ist vor allem im Hinblick auf die Ersatzbeschaffung erwünscht. Wegen eines fehlenden Deckels darf nicht der ganze Topf wertlos und unbrauchbar werden. Entsprechendes trifft für Nähmaschinenteile usw. zu. Das privatwirtschaftliche oder richtiger hauswirtschaftliche Interesse ist daran ebenso groß wie das volkswirtschaftliche Interesse der Rohstoffersparnis.

An solcher Typisierung und Normung dürften Industrie, Handel und Verbraucherschaft gleich stark interessiert sein. Die Industrie würde den Vorteil viel breiteren Absatzes haben, beim Handel könnte die übergroße Reichhaltigkeit des Sortiments vermieden werden, und der Haushalt würde zu angemessenem Preise in den Besitz brauchbarer Geräte kommen. Voraussetzung ist natürlich eine Gemeinschaftsarbeit dieser Gruppen, die vor allem eine Einigung über Mindestanforderung an Qualität und Brauchbarkeit und über Höchstpreis der Geräte herbeiführen müßte. Entscheidenden Anteil an Vorberatung und Prüfung wird die Hauswirtschaft haben müssen, da sie die Leidtragende jeder schlechten Produktion und die Nutznießerin jeden guten Gerätes ist.

Wieweit Normungsbestrebungen oder Gütevorschriften auch auf Gegenstände des Wohnbedarfs wie Möbel, Gardinenstangen, aber auch Eßgeschirr anzuwenden sind, mag als Grenzfrage vorerst noch dahingestellt bleiben. Daß z. B. Kaffeekannen auch aus edelstem Porzellan Tüllen haben, die einwandfreies Gießen nicht möglich machen, sollte ja vielleicht verboten werden können!

Eine Reihe von Einzelarbeiten sind hier schon geleistet worden, sowohl von seiten der Wirtschaftsgruppen, als auch von seiten des Deutschen Frauenwerkes, sowie vom Heimstättenamt der DAF., aber auch vom Reichskuratorium für Wirtschaftlichkeit, dem Normenausschuß, dem Reichsausschuß für Lieferbedingungen usw. Zum Zwecke einer Gesamtplanung und Zusammenfassung all dieser Bestrebungen, also gewissermaßen zur „Rationalisierung der Rationalisierung" wurde im November 1941 ein Reichsausschuß für Hauswirtschaft beim Reichskuratorium für Wirtschaftlichkeit gegründet.

Der Erfolg aller dieser Technisierung wird zu guter Letzt von der Steigerung des technischen Verständnisses der Hausfrau und von ihrer Kenntnis über die Handhabung und Pflege der Geräte abhängen. Technisches Verständnis und Kenntnisse zu wecken und zu fördern, fällt als besondere Beratungsaufgabe dem Deutschen Frauenwerk und zugleich den hauswirtschaftlichen Schulen zu.

Es wäre nun völlig verfehlt, zu glauben, die Technik sei das Allheilmittel für die Leistungssteigerung der Hauswirtschaft. Nirgends im Wirtschaftsleben ist der Technisierung eine so enge Grenze gesetzt wie in der

Digitized by Google

Hauswirtschaft. Man braucht dabei durchaus nicht der romantischen Auffassung zu sein, daß ein Haushalt die Gemütlichkeit verlöre, wenn an Stelle des Staubwedels der Staubsauger in Aktion tritt, oder daß die Hausfrau den fraulichen Charme verlöre, wenn sie sich mit Arbeitsplan und Haushaltsbuchführung beschäftigen müßte! Es gibt schon eine Fülle von technischen Möglichkeiten, die der Frau mehr Kraft und Zeit erübrigen helfen, um gerade ihren geistigen und gestalterischen Aufgaben in der Familie nachzukommen. Die Grenze der Technisierung aber ist überall da, wo es sich um die Versorgung des Lebendigen unmittelbar handelt. Wohl kann die Windelwäsche durch Waschmittel und Waschgerät weitestgehend mechanisiert werden. Aber das Aus- und Einwickeln des Säuglings kann der Menschenhand nie abgenommen werden. Wohl kann die kompletteste Badeeinrichtung vorhanden sein. Aber ohne das energische mütterliche Handanlegen wird der Junge nie zur Sauberkeit gewöhnt werden. Wohl kann der Staubsauger mit seinen Spezialteilen die Reinigung des Schreibtisches erleichtern. Aber daß der Hausherr die gewohnte, persönlich individuell gestaltete Ordnung findet, dazu ist das persönliche Eingreifen der Frau unerläßlich.

Ein gutes Beispiel für die unterschiedlichen Grenzen der Technisierung bietet die Landwirtschaft. Je mehr man unmittelbar mit Mensch und Tier, also mit dem lebendigen Leben zu tun hat, um so weniger Arbeit kann einem die Technik abnehmen. Daher ist die Feldarbeit, die dem Bauern zufällt, schon viel weitgehender technisiert, als die Haus- und Stallarbeit, die der Bäuerin zufällt. Daher ist auch die Bäuerin im allgemeinen der Arbeitszeit nach erheblich stärker belastet als der Bauer.

4. Die Haushalte werden also nie durch technische Rationalisierung in dem Maße Arbeitskräfte freimachen können, wie die Wirtschaftsbetriebe. Die Frage der menschlichen Hilfskräfte ist daher im hauswirtschaftlichen Bereich von ganz besonderer Bedeutung. Eine Bestlösung kann also — insbesondere im Hinblick auf den erwünschten Kinderreichtum — nur gefunden werden, wenn der Heranziehung von ausreichenden Hilfskräften stärkste Beachtung gezollt wird.

Es handelt sich dabei um systematische Nachwuchslenkung und vernünftige Berufspolitik ebenso wie um sinnvolle Verteilung der Kräfte insgesamt und um richtigen Arbeitseinsatz im einzelnen Haushalt.

Eine große Chance für die Nachwuchsgewinnung ist das Pflichtjahr. Von seinem Erfolg hängt es ab, ob das Mädel Neigung bekommt, in einen hauswirtschaftlichen Beruf hineinzugehen, oder ob es der Hauswirtschaft am Ende des Jahres „erleichtert" den Rücken kehrt. Die Größe der Verantwortung kann den Hausfrauen nicht eindringlich genug klargemacht werden. Von ihrem Vorbild, von ihrem „Bekenntnis zum familiengebundenen Leben" hängt das Urteil des Mädels über die hauswirtschaftliche Arbeit ab. Leider verhindert oft auch die allzu besorgte Mutter des Pflichtjahrmädels und leider ebenso oft die unverständliche Einstellung des Vaters einen erfolgreichen Verlauf dieses Anlern- und Erziehungsjahres. Bei Eltern ebenso wie bei Hausfrauen eine einsichtsvolle Haltung zu erreichen, strebt

Digitized by Google

das Deutsche Frauenwerk durch seine Hausbesuche und durch Eltern- und Hausfrauenabende an.

Um den hauswirtschaftlichen Beruf auf die Dauer anziehend zu gestalten, bedarf es einer großzügigen und weitsichtigen Berufspolitik. Eine berufspolitische Notwendigkeit ist vor allem die Herausstellung eines Berufszieles, zu dem eine geordnete Berufsausbildung führt. Jeder Jugendliche hat heute ein Recht auf Berufsausbildung und Aufstiegsmöglichkeit. Und schließlich muß sich auch in der Hauswirtschaft wieder der Leistungsgedanke durchsetzen. Hauswirtschaft will gekonnt sein und ist auch „gelernte Arbeit". Auch der Lohngestaltung wird die Leistung zugrundegelegt werden müssen. Es geht nicht an, Hauswirtschaft als ungelernte oder höchstens angelernte Arbeit zu betrachten und schon Jugendlichen höchste Löhne zu zahlen.

Die Lücke in der Ausbildung wurde durch die inzwischen auch staatlich anerkannte zweijährige hauswirtschaftliche Lehre (im Familienhaushalt) geschlossen. Die am Abschluß der Lehrzeit abgelegte Prüfung stellt nicht nur den Nachweis einer bestimmten Leistungsfähigkeit dar, sondern gibt auch die Möglichkeit weiteren Berufsaufstiegs.

Der Erfolg der Lehrausbildung hängt zu einem Teil natürlich auch von der Lehrfrauenbefähigung der Hausfrau und von der Geeignetheit des Haushalts ab. Es findet daher sowohl eine vorherige Überprüfung der Lehrhaushalte als auch eine laufende Beratung und Fortbildung der Lehrfrauen durch das Deutsche Frauenwerk statt. Die Anzahl der Lehrverhältnisse hat in wenigen Jahren schnell zugenommen.

Da bis 1948 die nachrückenden Schulentlassenenjahrgänge immer noch abnehmen und da zugleich die Beanspruchung des Nachwuchses durch Gewerbe und Handel voraussichtlich sehr stark sein wird, muß noch für längere Zeit mit einer sehr knappen Zahl von hauswirtschaftlichen Hilfskräften gerechnet werden. Um so wichtiger ist die sinnvolle Verteilung der Hilfskräfte. Ein Blick in die Statistik (Volks- und Berufszählung 1939) zeigt, daß von einer sinnvollen Verteilung bisher keine Rede sein konnte. Als hauptsächlich entscheidendes Merkmal für die Vordringlichkeit eines Hausgehilfinneneinsatzes dürfte wohl die Kinderzahl gelten. Trotzdem entfielen 1939 auf die Kleinhaushaltungen mit 2—4 Personen mehr als die Hälfte (53%) aller Haushaltungen mit Hausangestellten. Demnach hatte also der überwiegende Teil der Hausangestellten nur 1—3 Personen zu betreuen. Erst bei den sechsköpfigen Haushalten ist anzunehmen, daß ein größerer Teil drei Kinder unter 14 Jahren hat. In sechsköpfigen Haushalten handelt es sich aber um einen Einsatz von nur etwas über 4% der Hausgehilfinnen überhaupt!

Die 1941 staatlich ausgesetzte Ausstattungsprämie für Hausgehilfinnen, die mindestens vier Jahre im kinderreichen Haushalt arbeiten, dürfte hier eine gewisse Regulierung bewirken.

Bei aller Anerkennung der verschiedenartigen Struktur der Haushalte (pflegebedürftige Personen, berufstätige Mütter) wird doch auch der Hinweis auf die kameradschaftliche Gesinnung der Hausfrauen untereinander

Digitized by Google

immer wieder wichtig sein. In die arbeitsreichsten Haushalte gehören die leistungsfähigsten Hausgehilfinnen, in die weniger schwierigen die Pflichtjahrmädel, und mancher Haushalt wird sich gut auch mit Halbtagsmädchen oder Stundenfrauen behelfen können.

Nicht außer acht lassen darf man schließlich auch die Frage des zweckmäßigen Einsatzes der einzelnen Hilfskraft im Haushalt. Die Aufstellung eines Planes für die Tages-, Wochen- und Jahresarbeit und die sinnvolle Aufeinanderfolge der Arbeiten gewährleisten erst ein reibungsloses Zusammenarbeiten zwischen Hausfrau und Hausgehilfin. Es sollte zu denken geben, daß ein überwiegender Teil der Klagen von Hausgehilfinnen darin besteht, daß sie von der Hausfrau „immer hin- und herkommandiert" werden! Mehr System in der Arbeit und etwas mehr Großzügigkeit bei der Hausfrau wird bei der Gehilfin mehr eigene Initiative und damit größere Arbeitsfreude zur Folge haben. Gute Schulung der Hausgehilfinnen auch in bezug auf Haltung und Erkenntnis der Bedeutung ihrer Arbeit für Familie und Volk ist von der anderen Seite her die Voraussetzung für gute Zusammenarbeit im Haushalt.

◆

Wenn so die Frage der Bestlösung in der Hauswirtschaft von den verschiedensten Seiten beleuchtet wurde, tritt klar zutage, daß es sich hier um ein Zentralproblem des Fraueneinsatzes, aber auch des Volkslebens handelt, das von den verschiedensten Seiten angegangen werden muß, jedoch immer unter völlig einheitlicher Zielsetzung. Der Wert der hauswirtschaftlichen Leistung liegt in den von den handwerklichen Verrichtungen nicht zu trennenden „überwirtschaftlichen" Funktionen der Frau. Reichen Zeit und Kraft nur für die äußerst notwendigen technischen Verrichtungen hin, so verliert damit die hauswirtschaftliche Leistung als solche ihren Sinn und die Gefahr der „bolschewistischen" Lösung, der kollektiven Entwicklung ist gegeben. Die Erkenntnis dieser Gefahr verpflichtet zum Handeln im Sinne obiger Gesamtplanung. Dabei wird der Erfolg um so größer sein, je besser staatliche Maßnahmen und technische Entwicklungen einerseits und Beratungs- und Erziehungsarbeit andererseits Hand in Hand arbeiten. Es geht um die deutschen Familien und damit um die Zukunft des deutschen Volkes.

Digitized by Google

Waltraut Zilius-Falkenberg:

Aufgaben der Frau in der gegenwärtigen deutschen Kulturarbeit

Über den Anteil der Frauen am Kulturleben des deutschen Volkes in der Vergangenheit und über Pflicht und Anspruch, die sich daraus für Gegenwart und Zukunft herleiten lassen, ist von sehr verschiedenen Standpunkten aus schon viel gesagt und geschrieben worden — hauptsächlich in den letzten fünfzig Jahren, seit der Zeit also, wo dieses große und ganz unbestreitbare Mitschöpfertum der Frau merkwürdig verdorrte und versandete. Jahrhunderte um Jahrhunderte hatte es gelebt und sich wirkend entfaltet, je selbstverständlicher und reicher, desto weniger berufen und benannt. Erst als seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts die weitgehende Inhaltslosigkeit des weiblichen Lebens bei den Frauen selbst die Gegenbewegung reifen ließ, begann auch über diesen Punkt das lebhafte Streitgespräch. Es zeigte sich dabei deutlich die Doppelgesichtigkeit, die das Wort „Kultur" bis heute behalten hat. Mit allem Recht wird darunter zunächst der gesamte Umkreis der Lebensäußerungen eines Menschen, ebenso eines Volkes, seine leiblichen, geistigen und seelischen Eigenschaften und Leistungen begriffen — und, gerade im Hinblick auf das Ringen um das wahre Gesicht artechten deutschen Frauentums, hat etwa eine Helene Lange es immer wieder gültig ausgesprochen, daß nie aus der Vereinzelung der Lebenskräfte, sondern nur aus ihrer innigen Verschmelzung ein vollwertiges Menschentum sich entwickeln und auf das Prädikat „kulturtragend" Anspruch erheben könne. Auf der anderen Seite aber sind von jeher mit dem Begriff Kultur jene Gebiete gemeint gewesen, die ausschließlich oder doch vornehmlich das Gemüt, die Seele, das Gefühl anrufen, über die Ahnung, die Phantasie, das Unbewußte ihren Ausdruck suchen — vor allem also künstlerisches Werk in jeder Form. Die Verengung des Gesamtbegriffes Kultur auf diese bestimmten Gebiete ist weiter nicht anzufechten und wird immer solange ohne Schaden bestehen, als diese über das Innere des Menschen lebende Welt in starker Berührung und in Austausch bleibt mit den beiden anderen großen Lebenskräften: mit Leib und Geist. Wie denn auch diese ihre wirkliche Erfüllung nur finden können bei dauerndem Mitschwingen der Seele. Das Auseinanderfallen dieser naturgewollten Einheit haben wir in den Jahrzehnten vor dem Krieg und in der Nachkriegszeit in aller nur gewünschten Deutlichkeit erlebt. In dem hier zur Frage stehenden kulturell-künstlerischen Sektor öffnete das Loslösen aus dem Gesamtzusammenhang der menschlichen Kräfte jenen Tür und Tor, die ohne Anerkennung irgendwelcher Verpflichtung überindividueller Art sich eine abseitige Welt eigener Prägung errichteten, in Schöngeisterei oder Empfindsamkeit, in blassem Ästhetentum oder unkontrollierter Seelenpflege, ja nicht selten in ausgesprochener Entartung ein „Leben der Kultur" zu führen glaubten.

Digitized by Google

Wohl gab es auch in jener Zeit eine Anzahl Kunstschaffender anderer Haltung, sie wurden aber so stark überdeckt, daß sie nicht deutlich genug in den Gesichtskreis des Volkes traten. Damals entstand das Wort, die Kunst sei „unpolitisch" und gemeint war damit eben ihre gänzliche Beziehungslosigkeit zu notwendigen Aufgaben der völkischen Gegenwart. Die einen legten sich dieses Prädikat zu wie eine besondere Auszeichnung, den andern aber, die mitten in der Härte der Wirklichkeit standen, war es der Urteilsspruch über eine Haltung und Gesinnung, die sich mit den Begriffen Disziplin, Tat, Wille, Zucht nicht mehr vereinigen ließ, und daher für einen praktischen Neuaufbau überhaupt unbrauchbar erschien.

Diese schädliche Absonderung der seelischen Welt von den übrigen Lebenskräften hat sich immer wieder als sehr gefährliche Einbruchstelle in einen neuen Erziehungswillen gerade der Frauen erwiesen. Seiner ganzen natürlichen Beschaffenheit nach lebt der weibliche Mensch ja viel ausgesprochener als der Mann aus dem Gefühlsmäßigen und hat zu inneren Vorgängen oft einen überraschend unverstellten Weg. Aus dieser besonderen fraulichen Anlage holten sich die Gegner der Frauenbewegung ihre Argumente. Sie wiesen die Forderung nach körperlicher Ertüchtigung und geistiger Ausbildung der Frau als entartet weit und entrüstet von sich, überließen ihr aber desto freigebiger eben jene seelischen Gebiete. Da sie aber diese sogenannte innere Welt ganz und gar isolierten, ihr insbesondere jede Berührung mit dem Geistigen versagten, mußte aus dieser ursprünglich fraulichen Kraft eine Schwäche, mußte aus Gefühl Gefühlsduselei und aus Innerlichkeit Sentimentalität werden. Die meisten Frauen waren wachsam genug, dies zu erkennen, und sie bekämpften diese Einstellung, aus der ja gerade der unwürdige Zustand der Verniedlichung und Verkitschung weiblichen Wesens entstanden war, als eine der feindlichsten. Viele allerdings auch, damals wie heute, fallen diesen oft recht geschickt vorgebrachten und auf das „echte und ewig Weibliche" hin getarnten Reden immer noch zum Opfer, ohne zu merken, daß es eine Kränkung der großen und tapferen Seele gerade der deutschen Frau bedeutet, sie in solcher Weise verbiegen zu wollen. Aus dieser Einstellung entspringt auch heute noch viel von dem, was unter dem Motto „für die Frau" auf allen Gebieten geredet, gespielt, gesungen, gesendet wird. Man möchte es oft nicht glauben, kann es aber gleichwohl immer wieder erleben, in welchem Maße Frauen, die eben jetzt in Kriegszeiten einen so unerschrockenen und tapferen Tag leben und sich so stark erweisen dem Notwendigen und dem Schicksal gegenüber — in welchem Maße sie für ihre Mußestunde und ihren Feierabend zum Seichten und Minderwertigen greifen. Es wird im folgenden davon die Rede sein, wie wir dies zu wandeln hoffen — eines aber ist sicher: möge keiner glauben, Frauen, die die „Beseelung" in Permanenz darstellen und vor lauter Gefühlen keinen klaren Gedanken fassen können, seien besonders weiblich oder besonders deutsch oder gar besonders nationalsozialistisch. Das letzte sicher am wenigsten! Denn gerade der Nationalsozialismus hat jenem Zustand des unverpflichteten seelischen Treibens ein Ende gemacht, Kunst und Kultur mit zum Teil hartem aber gesundem Griff wieder zu den

Digitized by Google

konkreten Aufgaben der Nation in Beziehung gesetzt, sie aus der unpolitischen Sphäre herausgehoben. Allerdings: um dieses Wort von der Kunst und Kultur als politischem Faktor war vor und nach der Machtübernahme viel Wirrnis entstanden. Um dieses Wortes willen fürchteten die einen für die Größe des Gewordenen, für die Welt Dürers, Bachs, Goethes — verfochten andere fanatisch den Gedanken, zu altgermanischen Kulturformen zurückkehren zu müssen und meinten Dritte, nur noch das Marschlied und die Militärmusik als „politische" Kunst gelten lassen zu können. Es brauchte der ersten Kulturrede des Führers auf dem Reichsparteitag 1933, es brauchte mancher seiner weiteren klärenden Aussagen in der darauffolgenden Zeit, um das Gewölk, das um diese Frage lagerte, zu teilen, bis schließlich jeder begriff, daß „Kunst und Kultur die stolzeste Verteidigung des deutschen Volkes" und damit eine „politische Lebensmacht" darstellten. Damit ist — mögen auch immer wieder andere Aufgaben augenblicklich vordringlich sein — auf die letzten Ziele hin gesehen, die Kunst geadelt als die höchste Mission des Volkes, ja, dieses Volk hat nur dann das Recht, Schild und Schwert zu schmieden, wenn sie dazu dienen, dem Wachsen und Gedeihen dieser edelsten Kräfte einer Nation Schutz und Freiheit zu gewähren.

Befreiend und befruchtend wirkten diese Worte, sie zeigten ein Inbild auf von großer und schöner Klarheit. Dies Inbild nun aber aus dem Reich der Sehnsucht und des Heißerstrebten in die Wirklichkeit herabzuzwingen, Kunst und Kultur also in diesem neuen Reich wirklich so zu beheimaten, daß von ihr her ins ganze Volk unmittelbare Lebensstrahlen dringen — das war die ungeheuer schwere Aufgabe. Sie ist heute nicht leichter. Es erhob sich, gerade auf diese Führerworte hin, alsbald eine Flutwelle sogenannter kultureller Aufgaben mit einer großen Zahl von Menschen am Werk. Eines aber war dabei nicht zu erwarten: daß dem guten Willen und der Einsicht in die Notwendigkeit dieser Arbeit das Wissen um die Wege, die zum Ziel hin einzuschlagen waren, immer gleichlief. Der weitaus größte Teil derer, die in der Lässigkeit der Vor- und in der Wirrnis der Nachkriegszeit aufgewachsen waren, hatte sich gerade auf kulturellem Gebiet den Wertmesser für Schein und Sein nicht bewahren können. Auf vielen völkischen Arbeitsgebieten ist heute die Wirklichkeit dem Ideal nahegerückt — hier aber, so erleben wir immer wieder, geht der Kampf zwischen gestern und morgen unvermindert weiter. Wertvollste Überlieferung steht gegen schlechtes Vergangene, echtes Neue gegen falsche Konjunktur, wahres Zukünftige will sich durchringen, gutes Gewesene wiedererweckt werden. Gegner aller Herkunft tarnen sich hier am geschicktesten, Mut und Feigheit, Tiefe und Oberfläche, Totes und Lebendiges stehen seltsam gegeneinander, nebeneinander, ja verquicken und vermengen sich. Diesen Kampf um das, „was deutsch sei", müssen wir gewinnen. Und wenn die deutsche Frau gerade hier wieder ihr ganz eigenes Wort sprechen will, zu dem sie nach Anlage und Erbe befähigt ist, so muß sie diesen Kampf an der Seite des Mannes mitkämpfen. Ihre Waffen aber wird sie nur dann sicher und sinnvoll führen, wenn sie sich über einige wesentliche Probleme, die das

Digitized by Google

gegenwärtige kulturelle Leben aufweist, grundsätzlich klar geworden ist und eine bestimmte Blickstellung erreicht hat.

Wer sich heute im breiten Publikum aufmerksam umhört, stößt gerade in Fragen der Kunst und Kultur auf eine merkwürdige Art der Passivität. Der einzelne fühlt sich der Verantwortung für diese Dinge weitgehend enthoben und begründet dies meist so: der heutige Künstler ist verpflichtet, nur Gutes zu schaffen, denn mit großem Nachdruck wird von oben her immer wieder betont, daß seine größere Begabung ihm auch die größere Verantwortung auferlege, die dahin geht, dem deutschen Volksgenossen nur das Wertvolle und wahrhaft Schöne zu schenken. Das Schlechte ist ausgeschaltet und alle Künste, Theater und Film, Musik und Baukunst, Funk und Literatur werden von oben her so sehr gestützt, ja geleitet und bestimmt, daß ohne eigenes Für oder Wider, ohne Kritik und Selbstüberlegung alles wahllos angenommen werden kann, was über diese Wege ans Volk gelangt. Ein abwegiges und gefährliches Mißverständnis, dem meist sofort ein zweites entspringt: jedes künstlerische Werk, das sich nicht dem ersten schnellen Zugriff erschließt, nicht gleich und ohne weiteres zu begreifen ist, kann nicht „lebensnah", nicht „volksverbunden" sein und daher ruhig zur Seite geschoben werden. Mit allem Nachdruck ist einer solchen Ansicht entgegenzutreten. Wohl ist der Kunstschaffende zur besonderen Leistung verpflichtet, aber gerade wenn er Hohes und Höchstes schafft, muß der, dem es gilt, ihm auf dem Wege entgegenkommen. Zur echten Kunst kann ich nie gelangen ohne großes und liebendes eigenes Bemühen. Und damit zunächst ist der Aufnehmende zu ganzer Aktivität aufgerufen.

Was nun die Leitung der Kunst von oben betrifft, so ist zweierlei geschehen: das eindeutig Schädliche wurde ausgeschieden und durch eine Reihe von Maßnahmen dafür Sorge getragen, daß das Weiterbestehende nicht nur einer vermögenden Schicht, sondern möglichst allen Deutschen vermittelt werden kann (Volksempfänger, verbilligte Bücher usw.). Dieses Weiterbestehende lebt aber nach wie vor in tausenderlei Gestalt, denn die Wünsche und Bedürfnisse des Volkes sind ungeheuer verschieden, eine Tatsache, der diese Einrichtungen — gerade in der jetzigen harten Zeit der Arbeit und Anstrengung — Rechnung tragen müssen. Die Frage aber ist nun, wonach aus all dem Dargebotenen die Masse des deutschen Publikums greift, nach dem Kostbaren oder dem Leichten, dem Stärkenden oder dem Betäubenden. Darum geht es, und somit liegt auch hier die Verantwortung für das künftige Gesicht der Kultur mindestens so sehr beim Empfangenden als beim Künstler. Diese Wünsche des Publikums nun in eine bestimmte Richtung zwingen zu wollen, wäre fruchtlos — sie auf das Echte und Tragfähige von innen her hinzuwandeln, ist der einzig mögliche Weg.

Mit dieser Erkenntnis nun, daß der Empfangende voll mit aufgerufen ist, sind wir, so scheint uns, an das Herzstück der Frage gekommen, inwiefern die Frau, so oder so, am kulturellen Leben ihres Volkes aufs stärkste beteiligt ist. Denn Empfangen, Aufnehmen, Zuhören, Insich-einlassen sind ja Fähigkeiten, die sie von Natur aus besitzt. Daher ist sie immer ein unwegdenkbarer Teil des künstlerischen Publikums gewesen — nachgewiesen

Digitized by Google

ist, daß weit über die Hälfte der Theater- und Konzertbesucher, der Leserschaft der Bibliotheken usw. Frauen sind. Wonach die Frau greift, greift in weitem Maß das Volk — und aus der Welt und der Atmosphäre, aus der sie lebt, werden die genährt, die mit ihr leben: immer das Kind, oft auch der Mann, die Familie, der engere und weitere Kreis. Und so geht es heute entscheidend nicht so sehr um Fragen, wie etwa die, ob die Frau künstlerisch schöpferisch sei oder nicht. Daß sie es ist, hat sie einst und jetzt immer bewiesen — und ob diese Kraft bei Frauen nicht so häufig ist wie bei Männern und weshalb auf dem einen Gebiet mehr und dem andern gar nicht, das sind vielleicht dankbare Themen zu geistreichen Diskussionen, letztlich aber doch müssige Überlegungen. Unbestritten ebenso ist ihre ungeheure Bedeutung als Nachschöpferin und Mittlerin des Werkes, und nicht minder groß ist die Wirkungskraft jener Frauen, die zwar nicht selbst künstlerisch tätig, dieser Welt aber von innen her so sehr verbunden sind, daß sie Künstler an sich ziehen, Anregungen geben, Impulse vermitteln, Begabungen erkennen und fördern und ihr Haus und ihren Kreis zu einem lebenspendenden Mittelpunkt kulturellen Wirkens zu machen vermögen. Dies war die historische Aufgabe, die die Zeit der Klassik und Romantik den Frauen stellte — sie haben sie bewundernswert gelöst, und es wird diese Menschen immer wieder geben, ein ebenso schmaler Sektor wie die Erstgenannten.

Die einmalige historische Aufgabe unserer Zeit auf diesem Gebiet ist eine andere: die nämlich, den deutschen Frauen insgesamt, nicht nur einer kleinen Auswahl, einen Impuls zu geben, der in ihnen die Sehnsucht zum Besten weckt, der sie unterscheiden lehrt zwischen dem Goldglanz des Echten und dem Flimmer der Halbware, der sie, so wollen wir es einmal nennen, zu schöpferisch Empfangenden macht. Die Frauen insgesamt — dabei denken wir an die Bäuerin, die ein solch wichtiges Stück kulturellen Volksgutes zu bewahren hat — an die Arbeiterin, besonders die der Großstadt, die gerade auf diesem Gebiet wegzuführen ist aus „einer fehlgeleiteten und überreizten Wunschwelt und zurück zu den echten Bedürfnissen". Insbesondere aber denken wir an die Frau des Bürgertums, denn in diesen Häusern zumeist hatte ja die merkwürdige Verbiegung und Verkümmerung des weiblichen Wesens seine Stätte. Der Durchschnittsfrau bürgerlichen Standes in den letzten 50 Jahren mangelte jedes musische Gefühl, und die daraus entstehende kulturelle Öde des Hauses, die auch heute noch keineswegs behoben ist, war nicht zuletzt einer der Gründe, daß die deutsche Familie viel von ihrer einstigen inneren und äußeren Kraft verlor und schließlich mehr einem leicht einzustürzenden Gerüst als einem festgegründeten Organismus glich. Es ist ja kein Zufall, daß eine der zukunfts- und inhaltsreichsten Erscheinungen des ausgehenden 19. Jahrhunderts, die deutsche Jugendbewegung, sich außerhalb der Familie, meist sogar gegen sie durchsetzte. Von der ganzen kulturellen Fülle, die das deutsche Haus, gerade z. B. in Art und Brauch, einmal durchpulst hatte, war dürftig genug nur das übrig geblieben, was in gebildeten Kreisen zum guten Ton gehörte, die Klavierstunde der Tochter etwa oder, in Abständen, ein Theater- und

Digitized by Google

Konzertbesuch. Und, bis auf das Weihnachtsfest, hatten auch die alten Bräuche ihren Sinn verloren, bewegten sich die Feste in den ausgefahrenen Gleisen überkommener, oft überholter Formen. Wir selbst haben erlebt, wieviel uns fehlte, als wir in den ersten Zeiten des Freiwilligen Arbeitsdienstes nach einer Gestaltung unseres neuen Lebens suchten, als wir im Landdienst im Bauernhaus und im Fabrikeinsatz vor der Arbeiterin standen und hier außer der praktischen Arbeit Anregung und Freude mitbringen sollten. Was kannten, was konnten wir an brauchbarem Liedgut, was wußten wir vorzulesen, zu spielen in der Familie oder der größeren Gemeinschaft, was war zu tun und zu zeigen auf dem Dorffest, dem Betriebsabend? Kaum einer von uns besaß in all dem einen wirklichen Bestand. Wir wiederholen: es muß gearbeitet werden an der musischen Erziehung aller deutschen Frauen, damit sie in Familie oder Beruf wieder jene Atmosphäre um sich schaffen können, in der das Echte und Werthaltige gedeiht.

Eine solche Erziehung geht von einer Grunderkenntnis aus: alle große künstlerische Offenbarung, die uns in Wort und Klang, Bild oder Bau entgegentritt, alles, was uns als der mächtige Strom der deutschen Kunst entgegenrauscht, entspringt jenem kleinen Quell, der auch in uns lebt und fließt: die Wogen der Symphonie haben ihren Quellgrund in dem kleinen Lied der Schalmei oder der Menschenstimme, das tönende Werk der Dichtkunst hat ihn in jener Sprache, die wir als unsre Muttersprache seit unsern ersten Kinderworten gebrauchen, die Herrlichkeit der Bauten und Bilder schuf eine Menschenhand, wie auch wir sie besitzen, das große Spiel und der Tanz gehen von Grundformen der Bewegung aus, wie sie auch in uns vorgebildet sind. Jede große Kunst hat in uns selbst ihr Gegenüber — und wir wissen, daß gerade im deutschen Volk diejenigen Menschen durchaus nicht in der Minderzahl sind, in denen dieses Gegenüber eine beachtliche Eigenkraft besitzt. Hier setzt die musische Erziehung an. Sie setzt sich das Ziel, eben diese Eigenkraft, sei sie klein oder groß, zur höchstmöglichsten Entfaltung zu bringen. Denn je stärker ich selbst künstlerisches Empfinden, vielleicht auch Vermögen, in mir trage, desto näher werde ich dem Werk auch des Genies kommen, desto unverstellter wird mir der Weg zu den großen Offenbarungen der Kunst und Kultur. Wir sollen nicht vor dem Kunstwerk stehen und hilflos bestaunen, indem wir uns von einer unverstandenen Größe und Wucht fremd berührt und überrannt fühlen, sondern wir sollen fähig werden, den Teil der Größe und damit der Kraft dieses Werkes in uns einzulassen, den wir zu fassen vermögen — und dieser Teil wird durch solche Erziehung in und an uns selbst immer größer werden. Letztlich aber (und das ist entscheidend) wird der Griff nach dem Minderwertigen immer seltener werden, weil wir es nicht mehr nötig haben, uns damit zufrieden zu geben. Das Bessere steht nicht nur bereit, sondern es wird ein Stück von uns, da wir es begreifen und besitzen können.

So will die musische Erziehung als tragenden Grund für alle Kunst und Kultur des Volkes ein gesundes Laientum schaffen. Dabei grenzen wir ab: Laientum heißt nicht Dilettantismus, also Inangriffnahme großer künstlerischer Aufgaben mit unzureichenden Kräften. Laientum bedeutet auch

Digitized by Google

nicht Freibrief für jede Art von Primitivität. Eindeutig schlechte Leistungen (wer dächte dabei nicht an Feiern der verschiedensten Art!) können niemals damit entschuldigt werden, daß sie von Laien gestaltet wurden. Laienarbeit heißt: im Rahmen wirklich vorhandener und nicht eingebildeter Kräfte den Grad an künstlerischer Gestaltung zu erreichen, der mit Ernst und Bemühung, aber ohne Krampf erreicht werden kann. Niemals braucht, ja darf man dabei auf Niveau verzichten und Niveau ist hier nur ganz einfach mit Können zu übersetzen. Ein noch so einfaches, aber gekonntes und beherrschtes Lied ist saubere Arbeit und hat Niveau — noch so gut gemeinte zu große Vorhaben, die über die Kräfte gehen, sind unbrauchbar und verstellen uns die Wege, anstatt sie zu öffnen.

Was hat nun, praktisch gesehen, die Frau bei ihrer musischen Arbeit zu berücksichtigen? Man könnte über das Ganze als Leitwort eine Buchwidmung setzen, eine der schönsten, die wir kennen. Jakob Grimm hat sie einer Frau, Bettine von Arnim, geschrieben, als er ihr die „Kinder- und Hausmärchen" schenkte. „Ich bringe Ihnen", so heißt es da, „nicht eines von den prächtigen Gewächsen . . ., auch keine Goldfische aus dem dunkeln Wasser, über dem das griechische Götterbild lächelnd steht. Warum aber sollte ich Ihnen nicht diese unschuldigen Blüten, die immer wieder frisch aus der Erde dringen, nochmals darreichen? Habe ich doch selbst gesehen, daß Sie vor einer einfachen Blume stillstanden und mit der Lust der ersten Jugend in ihren Kelch schauten." Hier ist, wiederum, mit dem Bild der einfachen Blume der Kernpunkt angeschlagen: vom Einfachen geht das Höchste aus, der Quell führt zum Strom und jene Frau, die die Märchen begriff, begriff Goethe, die große Kunst und die großen Geister ihrer Zeit. Welches sind nun im Leben der Frau und der Mutter diese einfachen Dinge, in denen aller Keim zum Großen sich birgt? Die Frau muß ein inniges und nahes Verhältnis zunächst zum Lied ihres Volkes haben. Wenn sie ihrem Kind nicht eines der süßlichen Schlaflieder singt, sondern die alten wunderschönen Wiegenlieder unsrer deutschen Landschaften (und hier ist die Wasserkante genau so reich wie die Ostmark, Westfalen nicht minder wie Ostpreußen), wenn sie Kinderlieder kennt und Sagenlieder, ein Lied zur Tageszeit und eines zum Jahreslauf, so hütet und schenkt sie bereits unverlierbare Schätze. Und wenn sie in den deutschen Märchen und Sagen zu Hause ist, wenn sie Gedichte kennt und Sprüche und ein sinnvolles Spiel, so kann sie dem Kinde schon in der Vorschulzeit einen Wertmesser mitgeben, der es sein Leben lang nicht mehr verläßt. Und bedenken wir weiter — um einmal in der Mädchenerziehung zu bleiben —, daß allmählich die Formationsarbeit beginnt, ebenfalls auf das Gute gerichtet, daß BDM. und Arbeitsdienst das Begonnene weiterführen (ohne daß die Mutter, gerade wenn sie Bildung und Wissen besitzt, ausgeschaltet wäre —, sie wird immer eine große, von keinem zu ersetzende Vertiefungsarbeit an ihrem Kinde zu leisten haben), so könnten wir uns denken, daß in nicht allzuferner Zeit, wenn eine solche Generation erwachsen ist und selbst zur Familienbildung kommt, das Volk in seiner Breite aus dem Dargebotenen an Kunst und Kultur sich anderes aussucht als heute.

Digitized by Google

Mancherlei Anfänge berechtigen zu solcher Prognose. Bedenken wir allein, was seit 1933 beispielsweise in der Liedarbeit geleistet worden ist. Wieviel ist wieder erweckt, wieviel neu geschaffen, wieviel von dem, was schon vorher durch die Jugendbünde geleistet worden war, ist Besitz des breiten Volkes geworden. Auch hier hat die Frauenarbeit besondere Erfolge — Liederbücher, wie die des BDM. und des weiblichen Arbeitsdienstes, sind kleine, aber bedeutende Kulturleistungen. Allerdings ist gerade in der Musik die Gefährdung von der anderen Seite mit am größten. Hier hat unsre weitgehende Unempfindlichkeit gegen das Geräusch etwa des stundenlang laufenden Radioapparates, unser Taubwerden dem Klang gegenüber das Gegenteil jenes „Zuhören-Könnens" geschaffen, von dem wir zu Anfang sprachen. Auch ist die Gängigkeit und zähe Verbreitung leichter musikalischer Ware oft ein Hemmschuh in dem Bemühen um das Echte gerade auf diesem Gebiet, zu dem der Deutsche einen solch spontanen Zugang hat. Schwieriger als beim Lied liegt die Frage bei der Beschäftigung mit der Sprache. Nicht zuletzt bei den Frauen — trotz größter Tradition auf diesem Gebiet — ist ein gutes und natürliches Vortragen in gehobener Sprache nur sehr selten zu erreichen. Sünden meist noch der Schulzeit rächen sich hier ganz offensichtlich (etwa die besondere Form der Schule, Gedichte vortragen zu lassen). Auch das Vorlesen in der Gemeinschaft, besonders auch in der Familie, will sich nicht recht wieder einbürgern, obwohl es für die musische Erziehung der jungen Generation von unschätzbarem Wert ist. Hier müssen insbesondere alle Haupt- oder Nebenabsichten moralischer Belehrung gänzlich wegfallen — solche Dinge können Kindern die Freude am reinen Zuhören für immer nehmen. Bei rechter Stoffauswahl holt sich das Kind ganz unbewußt heraus, was ihm taugt. Man nimmt der Dichtung die Schwingen, wenn man sie belehrend analysiert. Sie soll Reichtum und Schönheit schenken — die Nutzanwendung kommt von ganz allein.

Eine besondere Verantwortung auf dem Gebiet des Schrifttums ist der Frau hinsichtlich des Kinder- und besonders des Jungmädchenbuches gegeben. Ist es doch hier immer noch nicht gelungen, die „Backfischliteratur" von einst durch das Richtige zu ersetzen. Denn es ist ja gar nicht damit getan, an Stelle des Gefühlsmäßig-Sentimentalen, was die meisten dieser Bücher kennzeichnet, nunmehr das Forsche zu setzen, den Appell zu Arbeit und Einsatz usw. Der junge weibliche Mensch hat eine ganz besondere Gemütslage, der in diesem Schrifttum Rechnung getragen werden muß, wenn nicht neben dem „offiziell" gelesenen Buch eben doch der Kitsch ergriffen werden soll.

Dies alles sind sehr wichtige Probleme, die hier nur gestreift werden, die aber ohne weitgehende tätige Einschaltung der Frau nicht glücklich gelöst werden können. Mit Musik und Dichtkunst, wohl noch mit dem rechten Kinder- und dem guten und sinnvollen Gesellschaftsspiel wird die Frau in ihrer Familie schon viel Gutes wirken können. Die größere Gemeinschaft, die Formation besonders, verlangt allerdings meist die größere musische Form, etwa Tanz und Laienspiel. In dieser Frage ist immer wieder darauf hinzuweisen, daß von einem bestimmten Alter an das Mädchen und die Frau

Digitized by Google

den Mann zum Partner brauchen. Das Jungmädel in seinem Laienspiel mag spielen wie es will — den erwachsenen Mädchen stehen (zumindest bei größeren Veranstaltungen) Verkleidungen in männliche Rollen nicht mehr an. Wie im wirklichen Leben der Mann zum Gefährten der Frau wird, so muß er es auch im Spiel sein, wenn es natürlich bleiben soll. Ganz deutlich wird dies besonders beim Tanz. Hier, in den Gemeinschaften gerade der erwachsenen Mädchen und der Frauen, muß in vielem noch der eigene Stil erst entwickelt werden. Notwendig jedenfalls ist die Kulturarbeit in der weiblichen Formation — wir wissen, daß ohne ihre Arbeit vieles, ja sehr vieles, was heute schon Besitz der Familien wird, nicht entstanden wäre. — Die gesamten musischen Formen vereinigen sich, wo es darum geht Art und Brauch wieder bei uns zu beheimaten und Fest und Feier in Familie und Volk sinnerfüllt zu gestalten. Zweifellos stehen wir hier noch am meisten in den Anfängen und jeder könnte mehr Beispiele für das Mißlungene als für das Erfüllte aufzählen. Zweifellos auch berührt gerade dieses Thema aufs engste die Fragen der Weltanschauung. Es scheint uns trotzdem die Meinung nicht gerechtfertigt, daß erst nach Klärung aller weltanschaulichen Fragen mit der neuen Feiergestaltung begonnen werden könne. Wir meinen, daß auch die ganz kleinen und ersten Ausdrucksformen unseres neuen Glaubens, ein Lied, ein Wort, ein Zeichen, unbewußt die Wege bahnen können, auf denen die großen Entscheidungen einmal einherkommen sollen. Wird nicht, beispielsweise, eine Weihnachtsfeier, bei der ein Lied wie „Hohe Nacht der klaren Sterne" gesungen wird, einen Hauch jener neuen Weltschau tragen und kann aus einem solchen Hauch nicht allmählich ein starker Atem werden? Wir möchten es glauben.

Die musische Erziehung der deutschen Frauen soll und wird den Wurzelgrund, aus und auf dem die großen kulturellen Leistungen hervorgehen, lebendig und wachstumsfreudig, vor allem g e s u n d erhalten. Und je reicher die Säfte aus diesem unsichtbaren Wurzelgeflecht in Äste und Wipfel dringen, um so fülliger und sichtbarer werden diese in Laub und Blüte stehen. Und deshalb soll nicht nur die breite Schicht der Frauen allmählich zum Verstehen und Erkennen des Großen geführt werden, sondern auch die Künstlerin, die schöpferische Frau muß den Urgrund kennen, der sie trägt und nährt und sich ihm verpflichtet fühlen. Dann werden beide allmählich unzertrennlich einander angehören und ein lebendiges Leben wird von einem zum andern fließen. Sinn und Kräfte der Frau in der heutigen Zeit sind auf die praktische tägliche Leistung gerichtet, auf den strengen Arbeitseinsatz hingespannt. Sie meistert ihre Aufgabe hier mit bewundernswertem Mut. Sie wird aber, weil sie eine deutsche Frau ist, nie der Seele und ihrer Macht vergessen, wird nie die Innerlichkeit verleugnen, die ihr bestes Teil ist. Sie soll Kunst und Kultur so suchen, wie allmählich das ganze Volk sie suchen soll: nicht als Zerstreuung, sondern als Sammlung, nicht, wie der Dichter Weinheber einmal sagt, „als Spielerei, Unterhaltung, Geschwätz, Geschmäcklertum, Schlafmittel", sondern als heiliges Gut, aus dem sie immer wieder erkennt, wozu Deutschland heute die Waffen führt.

Digitized by Google

Inge Schrade:

Gesichter deutscher Frauen

Das deutsche Frauengesicht, wie es die deutsche Kunst geschaffen hat, ist verschiedenartiger, als man wohl annimmt, wenn man abstrakt von der „deutschen Frau" spricht. Denn wie schon im Leben das Frauenantlitz keineswegs nur in einer einzigen Prägung erscheint, so zeigt auch die Kunst in jeder Epoche eine Fülle von Gesichtern, die sich sehr voneinander unterscheiden. Aber trotz ihrer Unterschiede geben sie alle Zeugnis vom Wesen der deutschen Frau. Freilich muß man sich vergegenwärtigen, daß auch die Zeiten ihrerseits Unterschiede gemacht haben. So kennt die Kunst aristokratischer Zeiten das bürgerliche Gesicht nicht, und umgekehrt haben bürgerliche Zeiten das adelige Gesicht nur von ihrer Anschauungsweise her sehen können. Daher wird jeder Auswahl von Gesichtern deutscher Frauen etwas Willkürliches anhaften, zumal wenn sie in ihrem Umfange so beschränkt sein muß wie die hier versuchte. Gleichwohl glauben wir, daß der gestalterische Rang der Werke, die hier beschrieben werden sollen, allgemeinere Schlüsse ermöglicht.

Die Frühzeiten stehen unter zu vielen kunstgeschichtlichen Bedingungen, als daß es ratsam wäre, mit ihnen anzufangen. Wir beginnen mit dem 13. Jahrhundert, in dem uns das deutsche Frauengesicht gleich in einer Größe und Tiefe entgegentritt, wie sie spätere Zeiten kaum noch einmal wieder erreicht haben.

Wie eine Enkelin ihrer germanischen Ahnfrauen erscheint uns die Bamberger Elisabeth, die sehr zu Recht Sybille genannt wird. Dieser Kopf hat wirklich etwas, das an germanische Seherinnen erinnern kann, so sehr trägt er den Ausdruck des Wissens um das Schicksal, um Vergangenes und um Zukünftiges. Die feste plastische Form des Gesichts scheint sich zu öffnen in den Augen, die in größere Fernen sehen, als dem gewöhnlichen Auge erreichbar sind. Ein Blick, der einen bestimmten Gegenstand ins Auge faßte, sieht anders aus als dieser, der in die Weite geht. Was in diesen Augen wie leerer Schein wirkt, ist tatsächlich der Wesensausdruck des Seherischen. Könnte man in diese Augen hineinsehen, so würde sich, meint man, eine unergründliche Tiefe auftun, in die ein gewöhnliches Auge ebensowenig hinabreicht, wie es die Ferne erfaßt, die diesem Sybillenauge vertraut erscheint. Dieser Blick ist unter den festen gleichförmigen Brauen überdacht von kräftigen Überaugenwülsten. Das macht ihn so sehr stark. Es ist für den Ausdruck der geistigen Herrschaft, den das Gesicht hat, bedeutsam, daß der schmale Mund mit den ganz nach innen gezogenen Lippen das Ausstrahlende der Augen wieder scheint zurücknehmen zu wollen. Der Mund zeichnet eine ganz gerade Waagerechte in das Gesicht, der wohl die Nasenlinie entsprochen haben wird, deren Form uns allerdings

Digitized by Google

durch die Zerstörung nicht mehr genau erkennbar ist. Der beunruhigend rätselhafte Zug in den Mundwinkeln wird wieder aufgehoben in der Strenge der von den Nasenflügeln herabziehenden scharfen Falten, durch die gerade abfallende Linie der Wangen, die starken Formen des Kinns.

Was aber auch an architektonisch zu nennender Gebundenheit schon in dem Antlitz selbst ist, das eigentlich Zusammenfassende gibt erst die breite starke Stirn, die, wie wenn sie nicht breit und stark genug sein könnte, durch die Stirnbinde noch ins Übermäßige gesteigert wird. Wie mächtig kommt der Blick unter der Binde hervor, deren gerade verlaufender Rand die zweite und größere Waagerechte in das Gesicht zeichnet. Die Binde, das alte Zeichen der Seherin, ist hier mehr als Attribut, sie gehört zu diesem Gesicht als ein Wesensmerkmal, man kann sie von ihm nicht lösen, ohne seinen Wesensausdruck zu mindern. Die Binde vollendet für uns erst den Eindruck, daß dieser Kopf Macht hat, das Unfaßbare, das diese Augen sehen müssen, zu fassen und zu halten. Die Falten der Binde spiegeln gleichsam in schwachen Wellen die große Bewegung der Gedanken und der Bilder hinter dieser Stirn. Größer aber ist dann das Echo der Bewegung in der herrlichen Umrißlinie des Kopftuches, das sich schützend wie ein Dach über das Haupt legt, die welligen Haare in gesteigerter Form begleitet, um schließlich in einem gleichsam rauschenden Fall auf die linke Schulter herabzukommen.

Eine Seherin von solcher Größe zu schaffen, ist der deutschen Kunst nur einmal gelungen, obwohl es sie auch später noch oft zur Gestaltung des Seherischen in der Frau hingedrängt hat. Aber die Bamberger Sybille vertritt ganze Geschlechter deutscher Frauen. Eine tatsächlich, d. h. ihrem ganzen Wesen nach wirklich vergleichliche Gestalt gibt es in der Kunst anderer Länder nicht. So lebendig erscheint uns die Bamberger Figur, daß wir hinter ihr noch das Vorbild des beobachteten lebendigen Menschen zu spüren glauben. Daß der Meister seine Gestalt in einer Zeit des Übergangs schuf, als das staufische Reich seinem Zerfall entgegenging, will uns nicht bedeutungslos erscheinen. Sie ist um 1235 entstanden.

Von allgemeinerem Charakter ist die schöne Maria von St. Michael in Hildesheim. Sie steht als hohe schlanke Gestalt in der mittelsten Arkade der Chorschranke der Westvierung. Die Formen sind hier geschlossener als bei der Sybille. Wie stark plastisch der Kopf ist, zeigt sich erst in der Seitenansicht, die auch die individuellen Züge, die das Gesicht trägt, deutlich macht. Da es sich aber um ein Relief handelt, haben wir die Gestalt von vorn zu betrachten. Nur dann nehmen wir auch den Zusammenklang auf, der zwischen der repräsentativ frontalen Stellung und der wunderbaren Regelmäßigkeit des Gesichts besteht. Der Kopf hat etwas ungemein Strahlendes. Das erhält er aber nicht erst durch den Nimbus. Dieser gehört vielmehr wie etwas Natürliches zu dem Hoheitsvollen der Erscheinung. Sie hat etwas herrinnenhaft Gebietendes. Bei ihrem Anblick möchten wir uns gern eine Vorstellung von dem wirklichen Aussehen der mittelalterlichen deutschen Frau machen. Aber obwohl das Antlitz besonders im Profil individuelle Züge trägt, dürfen wir daraus doch noch nicht folgern, daß der

Digitized by Google

Künstler die Absicht gehabt habe, ein bestimmtes individuelles Gesicht genau und getreu abzubilden.

Dennoch erscheint es uns sehr aufschlußreich, den Hildesheimer Kopf mit dem einzigen wirklichen Abbild zu vergleichen, das wir aus dem Hochmittelalter haben: der „Totenmaske" von Schlettstadt. Sie überliefert uns ein ganz wunderbares Frauenantlitz. Wenn wir auch nicht mehr feststellen können, wer die Frau gewesen ist, so ist es für uns doch schön zu denken, daß sie dem Geschlechte der staufischen Ahnfrau angehört haben kann. Hier haben wir nun einen individuellen Menschen vor uns, allerdings in seiner vom Tode schon gewandelten Individualität, aber doch noch mit dem Ausdruck einer seelischen Bewegtheit, die uns sehr nahe berührt. Und seltsam: die Formen dieses Gesichts sind, wenn man von der einen beim Guß der „Maske" verschobenen Gesichtshälfte absieht, denen des Hildesheimer Kopfes verwandt. Und durchaus vergleichbar ist auch der Ausdruck des Hoheitsvollen, der beiden eignet. Natürlich kann von einer Ähnlichkeit, die über die Verwandtschaft gleicher Art hinausgeht, keine Rede sein. Zudem ist die Hildesheimer Maria fast um hundert Jahre (um 1186) nach dem Tode der vermutlichen Adelheid von Büren geschaffen worden.

Die Männer und die Frauen, die den Menschengestalten der Kunst des hohen Mittelalters ihr Gepräge gaben, gehörten dem hohen Adel an. Wurden sie von der Kunst auch nicht nach ihrer individuellen Erscheinung abgebildet, so waren sie doch die Vorbilder der aristokratischen Gestalten, die jene schuf.

Das gilt auch für die Uta von Naumburg. Sie ist mit einer ähnlichen Kraft Vertreterin ihres adeligen Standes, wie die Bamberger Elisabeth als Seherin gekennzeichnet war. Wieviel beherrschte und gebändigte Leidenschaft ist in diesem kühlblickenden Kopf! Und wieviel Selbstsicherheit gibt ihre beherrschte Haltung dieser ruhig dastehenden Frau! Sie trägt die Krone als ein Zeichen ihres hohen Standes. Aber mehr noch wird ihre Vornehmheit bezeugt durch ihr Für-sich-Sein, in dem sie ist, obwohl sie als Frau des Eckehart neben diesem erscheint. Sie duldet nicht, daß man ihr zu nahe komme. Ihr ganzes Wesen strahlt Abstand aus. Daher schiebt sie auch mit ihrer versteckten Hand den Mantelkragen zwischen ihr Gesicht und uns. Doch nichts ist starr, alles lebendig an ihr, freilich in einer sehr großen Gefaßtheit, die auch durch das eng anliegende Band, welches das ganze Gesicht umschließt, sinnenfällig gemacht wird.

Eine Gestalt von einer so großen Selbstbeschlossenheit gibt es auch in der französischen Plastik nicht, die sonst neben der deutschen Kunst in jener Epoche die bedeutendsten gestalterischen Leistungen aufzuweisen hat und die der Naumburger Meister, wie wir mit Sicherheit wissen, genau gekannt hat. Denn er ist in Frankreich gewesen und hat dort auch gearbeitet. Wir wissen nicht, welche adelige Frau das Vorbild seiner Gestalt gewesen ist — die historische Uta kann es nicht gewesen sein, da sie schon zweihundert Jahre tot war —, doch daß sie das Inbild einer adeligen deutschen Frau gewesen sein muß, sehen wir. Sie gehört demselben Frauen-

Digitized by Google

geschlechte wie die Adelheid von Büren, die Hildesheimer Maria, die Bamberger Sybille an.

Das nächste Frauenantlitz, das wir besprechen wollen, entstammt bereits dem Ende des 13. Jahrhunderts, einer Zeit also, in der die Kunst beginnt, „diu mâze" als das beherrschende gestalterische Gesetz aufzugeben. Sie wagt es nun, die Leidenschaften offener zu zeigen. Das Gegensätzliche und Widerstreitende im Menschen, das der Uta und der Elisabeth zwar nicht fehlte, doch in der Gebundenheit an „diu mâze" erscheint, zeigt die Törichte Jungfrau, die zuinnerst am linken Gewände des südlichen Westportals des Straßburger Münsters steht, in unverhüllter Offenheit. Sie ist eine Verkörperung von Trotz und Zorn, aller dunklen und dumpfen Leidenschaften. Der Kopf senkt sich gleichsam in die Schatten des eigenen Haares. Die Augen sind ganz verdunkelt, als wenn dieses Wesen sich gewaltsam von all dem abschließen wollte, dagegen es doch am liebsten mit aller Macht anrennen möchte. Durch das trotzige Zusammenziehen der Mundwinkel nach innen hat sich die Oberlippe leicht nach außen gewölbt und haben sich schwere herabziehende Linien in das junge Gesicht gezeichnet. Als wenn sie sich aus dieser Seelenverfassung nie wird lösen können, drücken die massigen Überaugenwülste schwer auf die Augen. Die harte, fast geometrische Linie der zusammengewachsenen Augenbrauen stößt nach beiden Seiten auseinander, wie die widerstreitenden Gedanken dieses Menschen. Den Zwang und das ganz in Zorn und Trotz Gefangene verkörpernd, legt sich noch ein fester Reif um die flache breite Stirn und das schwere Haar. Wen die Gestaltung so dunkler und zerstörender Kräfte in einer jungen und schönen Frau befremden möchte, wer gar geneigt wäre, das als undeutsch zu bezeichnen, der denke an Kriemhild. In dieser schönen jungen Frau, die gegen ihr dunkles Schicksal ankämpft, die sich ihm aber dennoch anheimgeben muß, weil es ihr Schicksal ist, lebt etwas von dem Schicksal der Kriemhild nach, das so groß ist, wie es furchtbar ist. Nur erscheint bei der Jungfrau der Kampf mit dem Schicksal ganz als ein Kampf mit sich selbst. Ist das nicht etwas sehr Deutsches?

Das nächste deutsche Frauengesicht, auf das wir die Aufmerksamkeit richten, gehört schon einer sehr viel späteren Zeit an. Es erscheint überdies im vollkommensten Gegensatze zu der Straßburger Jungfrau. Es ist ein Bild von großer Klarheit und Lieblichkeit, um 1480 entstanden. Wie herrlich ist das ruhige Beisammensein der beiden Menschen auf dem Bilde des Hausbuchmeisters aus dem Museum in Gotha. Innig und zart ist dieses Liebespaar verbunden. In großer Zurückhaltung schlägt die Frau die Augen nieder. Nichts an ihrer standesgemäßen Tracht ist aus der Lage verschoben, in der es erscheinen soll. Klar und sauber ist Falte neben Falte gelegt und Perle neben Perle gesetzt. Bei aller äußerlichen Strenge der Haltung spielt doch ein zartes süßes Lächeln um ihren Mund und ihre Hände streben nach dem Manne. Die Linke hält eine Blume, die Rechte aber faßt spielend nach dem Zaddelwerk des Gewandes, das der Mann trägt und das von einem köstlichen goldenen Schmuckreif umspannt ist. Bedeutungsvoll begegnet sie sich da mit der Rechten des Mannes, der das andere Ende des

Digitized by Google

Schnürlins erfaßt hat. Ganz für sich hinter der Steinbrüstung, die dem Bilde den unteren Abschluß gibt, halten die beiden Zwiesprache miteinander. In der lebhaften Schwingung der beiden Spruchbänder über ihren Köpfen liegt schon etwas von der zärtlich neckenden Art der Worte, die sie aneinander richten:

Sye hat uch nyt gantz veracht
Dye uch dass schnürlin hat gemacht
Und byllich hat sye ess gedan
Want jch han ess sye genisse lan.

Ein wirklich festliches Bild ist hier entstanden. Nur das Wappen des Mannes ist über den Spruchbändern gegeben, das der Frau fehlt. Wir wissen nicht, wer sie gewesen ist.

Noch haben wir kein Bild einer bestimmten Frau gesehen. Nicht alle Zeiten der deutschen Kunst haben das Anliegen gehabt, das individuelle Äußere des Menschen porträtmäßig festzuhalten und zu verewigen. Erst das 15. Jahrhundert bringt eine der großen Epochen des menschlichen Bildnisses. Zugleich tritt auch ein neuer Stand, das Bürgertum, in den Mittelpunkt der allgemeinen Anteilnahme. Was wir nun sehen werden, sind bürgerliche Frauen und ihr Abbild ist ein möglichst wahrheitsgetreues. Wir finden nicht mehr den Typus der adeligen Frau, der Herrin oder der Seherin, es handelt sich jetzt um den einzelnen bürgerlichen Menschen in seiner einmaligen Erscheinung. Neue Züge treten auf: persönliches Leid, Not, Krankheit und Arbeit formen das Lebensschicksal dieser Frauen.

Die neue Art des Sehens der Wirklichkeit hatte mit den Brüdern van Eyck begonnen. So stehe denn auch ein Bildnis, das Jan van Eyck von seiner Frau geschaffen hat, am Anfang. Er hat seine Frau Margarete im Alter von 33 Jahren am 17. Juni 1439 gemalt, wie er auf der oberen und der unteren Rahmenleiste vermerkt hat. Es ist auch dies das Bild einer Frau rein nordischen Blutes. Wohl erkennen wir in ihr sofort die bürgerliche Frau, doch bleibt auch bei ihr noch etwas von der sich Distanz verschaffenden Haltung adeliger Frauen. Nur ist die Art, in der sie das tut, eine andere geworden. Sie trägt die bürgerliche Tracht ihrer Zeit. Die Haube fällt in zwei großen glatten Bahnen rechts und links vom Gesicht herunter. Gegen diese weißen Flächen steht das helle Gesicht sehr schön. Es ist nicht leicht, von diesem Gesicht etwas abzulesen. Allzu nahe läßt diese Frau einen nicht an sich herankommen. Mit streng geschlossenem Mund und kühlen Augen sieht sie aus dem Bilde heraus. Aber es ist nicht mehr der Blick der Uta, mit dem sie das tut. So unberührt und unberührbar sieht sie nicht über uns hinweg. Sie sieht uns vielmehr an, und ihr abwägender Blick gilt vielleicht weniger uns selbst um unsretwillen, als der Möglichkeit, daß wir störend in ihren geordneten Lebenskreis treten könnten. Dieser Kreis ist aber zugleich der ihres Wirkens, und obwohl sie uns nicht tiefer in ihr Leben eindringen läßt, können wir doch erkennen, daß ihr Lebenskreis auch persönliche Arbeit von ihr fordert.

Digitized by Google

Ganz anders ist das Bild, das Hans Holbein 1528 von seiner Familie gemalt hat. Hier können wir zum erstenmal von dem persönlichen Schicksalsbild einer Frau sprechen. 1519 oder 1520 hatte Holbein die Witwe des Lohgerbers Ulrich Schmidt geheiratet. Sie hatte aus dieser Ehe einen Sohn. Die beiden Kinder, die wir auf dem Bilde sehen, sind der sechsjährige Philipp und die zweijährige Katharina, die sie von Holbein hatte. 1526, im Geburtsjahre der Tochter, hatte der Künstler seine Familie verlassen, um erst nach zwei Jahren, die er in England verbracht hatte, wieder nach Basel zurückzukehren. Wie sehr das Alleinsein, die gewiß nicht leichten finanziellen Verhältnisse und vielleicht auch andere Umstände, die wir nicht kennen, auf der Frau gelastet haben müssen, verrät ihr so tränenschweres Gesicht. Die Rückkehr des Mannes scheint ihre Züge nicht sehr erhellt zu haben. Vielleicht ahnt sie schon damals, daß er sie nach wenigen Jahren wieder verlassen und in England mit einer anderen Frau leben wird, von der ihm auch Kinder geboren werden. Diese Augen sehen nichts außer dem eigenen unglücklichen Leben, in das ihre Arme die Kinder mit einschließen. Kein Blick fällt auf uns. Sie ist ganz erfüllt von dem eigenen traurigen Geschick. Aber obwohl es sie beugt, bricht es sie nicht. Sie bleibt die Mutter ihrer Kinder. Die Möglichkeit des Künstlers, selbst einen so nahe stehenden Menschen auf diese Art ansehen und malen zu können, hat etwas von der Unerbittlichkeit des Schicksals. Aber versöhnend ist dann doch der verbliebene Ausdruck der unauslöschlichen Kraft der Mütterlichkeit, wie auch die warmen dunklen und goldenen Töne, in denen das Bild gemalt ist, etwas Versöhnendes haben.

Fast erschreckend erscheint diese nüchterne Beobachtung des Wirklichen in Dürers Kohlezeichnung von seiner Mutter. Aber gerade diese ungeheure Sachlichkeit, mit der jeder Zug des abgehärmten mageren Kopfes nachgezeichnet ist, gibt ihm seine Größe. Dem von Alter, Not und Krankheit ganz zerstörten Antlitz konnte Dürer wohl nicht anders gegenübertreten als mit dem Willen zur größten Treue, wenn er die Ehrfurcht vor diesem Leben an der Grenze des Todes, dem er sein Dasein verdankte, bewahren wollte. Hier mußte er die Sehnsucht nach der Schönheit des Menschen, die ihn jahrelang künstlerisch so sehr bewegt hatte, ganz fahren lassen. Vielleicht war ihm, als er die Mutter zeichnete, schon wie bei ihrem zwei Monate später eintretenden Tode zu Mute: „Ich sach auch, wie ihr der Tod zween groß Stoß ans Herz gab, und wie sie Mund und Augen zuthät und verschied mit Schmerzen. Ich betet ihr vor. Dovan hab ich solchen Schmerz gehabt, daß ichs nit aussprechen kann." Und was er über ihr Leben berichtet: „Diese mein frumme Mutter hat 18 Kind tragen und erzogen, hat oft die Pestilenz gehabt, viel andrer schwerer merklicher Krankheit, hat große Armut gelitten, Verspottung, Verachtung, höhnische Wort, Schrecken und große Widerwärtigkeit, noch ist sie nie rochselig gewest" ... ist mit noch größerer Eindringlichkeit in ihr Gesicht gezeichnet. Nichts ist mehr davon zu sehen, daß Barbara Holper einmal „ein hübsche, gerade Jungfrau" gewesen ist, als sie 1467, 15 Jahre alt, die Frau Dürers geworden ist. Als sie im Frühjahr 1513 in ihrem 63. Lebensjahr „tödtlich und jähling

Digitized by Google

krank" wurde, mußte sie noch ein ganzes Jahr liegen, und dann hatte sie noch einen harten Tod. Wie groß muß die Lebenskraft dieser Frau gewesen sein! Vielleicht ist es das Wunder dieser Kraft gewesen, das es Dürer überhaupt möglich gemacht hat, seine Mutter so zu sehen. Es hat etwas sehr Erschreckendes für den, der in der Fülle des Lebens steht, daß diese Kraft, um Leben zu zeugen, sich zugleich so verzehren muß. Aber daß es Wahrheit ist, hat Dürer gezeigt. Und das gibt diesem unvergänglichen Bilde des Vergänglichen seine Ehrfurcht gebietende Hoheit.

Aber wir wollen nun doch auch noch ein Gegenbild von Dürer betrachten, von dem Künstler, der die Schönheit suchte, das Bildnis der Katharina Fürleger von 1497. Das Original ist uns leider nicht mehr erhalten. Doch unter den Kopien ist eine als sehr gut zu bezeichnen. Das Gemälde stellt eine schöne junge Frau dar, ohne alles Rätselhafte und Beunruhigende. So wie sie ist, zeigt sie sich uns, schlicht und schön. Alle Welt mag sie sehen, wie sie am offenen Fenster sitzt. Ruhige Augen blicken uns aus diesem Gesicht an, fast zu ruhig dafür, daß es sich um eine Achtzehnjährige handelt, wie aus der Inschrift des Bildes hervorgeht. Aber die Bildnisse von Jugendlichen tragen in jener Zeit oft die Züge fortgeschritteneren Alters.

In die bürgerlichen Familien Nürnbergs kam damals viel Kenntnis aus aller Welt und von der Welt auch zu den Frauen, die im allgemeinen an die Häuslichkeit gebunden blieben. So konnte in ihr Wesen trotz aller Enge der Standesgebundenheit und der Erziehung doch etwas Weites kommen. Über die Brüstung hinweg blickt die Fürlegerin in die größere Welt.

Der Tod Dürers bedeutet für die ganze deutsche Kunst eine Wende. Ihre Kräfte erlahmen. Die Bildnisse, die entstehen, haben entfernt nicht mehr die Ausdruckskraft derer des 15. und frühen 16. Jahrhunderts. Als dann die deutsche Kunst zu Beginn des 17. Jahrhunderts sich wieder erheben wollte, brach der Dreißigjährige Krieg aus, der das künstlerische Schaffen noch über die Kriegszeiten hinaus lahmlegen sollte. Die blutsmäßige Erschöpfung trug das ihre bei, daß die Wiedererstarkung nur sehr langsam erfolgte. Selbst als die Architektur dann im Barock zu einzigartigen Höchstleistungen kam, blieben die darstellenden Künste noch zurück. Erst gegen das Ende des 18. Jahrhunderts kommt es in der Porträtmalerei wieder zu bedeutenderen Leistungen. Wir geben ein Beispiel mit dem Porträt der Prinzessin Schaumburg-Lippe von Johann Georg Ziesenos. Die Prinzessin erscheint in der vornehm lässigen Haltung, die für den fürstlichen Menschen jener Zeit verpflichtend ist, im Vordergrunde des Parkes, in dem man hinten das Schloß sieht. Aber das Beiwerk, so wichtig es sei, tritt doch vor dem Menschen zurück, der im Mittelpunkt des Interesses steht. Den Hermelinmantel kann die Fürstin nicht entbehren, eben weil sie Fürstin ist. Aber nun ist er von ihren Schultern herabgeglitten, er liegt, gleichsam als Folie für den Menschen, auf dem Sockel, an den die Frau sich anmutig lehnt. Auch die lässige Haltung der Hände, besonders der Rechten, die die Nelke hält, erzählt vom Wesen der Frau. Am fesselndsten aber sind das Gesicht und besonders die Augen. Der Schnitt von Nase, Mund, Brauen, Augen ist von außerordentlicher Schönheit. Daß alle Formen

Digitized by Google

beseelt sind, steigert noch ihren Adel. So liegt denn die Überlegenheit dieser Frau weniger in ihrer hohen Standesabkunft, deren Kennzeichen sie lässig behandelt, als vielmehr in ihrem beseelten Geist, der fraulich lebendig aus ihren Augen spricht.

Das Bildnis der Prinzessin Maria von Schaumburg-Lippe entstand um 1770, also zu einer Zeit, in der die aristokratische Kultur des Barock schon zu Ende ging. Das folgende Jahrhundert sollte wieder ein bürgerliches werden. Das Bildnis erlebte in ihm eine neue Blüte. Dennoch müssen wir gestehen, daß die Kraft, vom Menschenbilde nicht nur das Äußerliche, sondern auch das Wesentliche zu erfassen, in keinem rechten Verhältnis zu der Masse des Hervorgebrachten steht. Nur wenige Künstler steigen zu bedeutenderen Leistungen auf.

Als erstes Beispiel denken wir an die Zeichnung Hans Thomas von seiner Schwester Agathe. Wir wissen aus den Aufzeichnungen des Künstlers, daß er sie sehr geliebt hat. Diese Liebe spricht aus jedem Strich des Mädchenbildes, das wir als eines der innigsten bezeichnen dürfen. Wie nicht recht zu entscheiden ist, ob die Augen durch einen winzigen Spalt noch wirklich sehen oder ob der Kopf im Schlafe nach vornüber gefallen ist, so ist sie wirklich noch nicht zu sich selbst erwacht. Aber wir spüren schon die Wärme, mit der sie sich später allem Kreatürlichen zuwenden wird, wir ahnen die jetzt noch in ihr ruhende Mütterlichkeit. Aber auch erwacht, wird sie immer nur in einem begrenzten Raume wirken können und wollen.

Auch die Mutter Thomas bleibt in begrenztem Kreise. Sie hat nicht die übermäßige Lebenskraft der Mutter Dürers. Aber was ihr das Leben an Aufgaben stellte, hat sie mit Pflichtgefühl, Fleiß und Frömmigkeit, Arbeit und Sorgen bewältigt. Was ihr anvertraut war, hat sie behütet. „Sie betrachtete mich, als ich schon einen weißen Bart hatte, noch immer als ihren Bub", schreibt Thoma selbst. Aber auch: „Das war 'ne Träumerin, die Mutter! Bis ins Krankhafte ist das gangen bei ihr." Diese Augen, die doch mehr sahen als nur die Wirklichkeit vor sich, hat sie dem Sohne vererbt. „Ein Maler aus Paris malte in den sechziger Jahren in Bernau, der sagte damals, man brauche sich nicht zu wundern, wenn ein großer Maler aus mir würde, wenn man die Augen meiner Mutter gesehen hätte." Ihr Leben ist nicht zu lösen von dem ihres Sohnes, ihr Wesen aus dem Verhältnis zu ihm am reinsten zu erschließen. Als sie mit 93 Jahren starb, sagte der Sohn von der Mutter: „Aus ihrem Bilde ersteht mir die große Idee der Mütter, dies trostreiche Bild, das in allem Wirrwarr des Daseins die gütige Natur vorsorglich aufrechterhält, und im Hinblick auf dasselbe man nie verzweifeln kann, als ob auf der Menschenwelt einmal alles schief gehen könnte. Vor dieser Macht eines ewigen Naturgesetzes verstummt aller Wind der Meinungen." Steckt in dem Bilde nicht sehr viel von diesem Bekenntnis des Künstlers?

Zwei Jahre nach dem Mutterbilde Thomas, 1873, hat Leibl das Bild einer alten Bäuerin gemalt, das sich heute in der Hamburger Kunsthalle befindet. Wir stehen nicht an, es für eins der eindrucksvollsten Menschenbilder des

Digitized by Google

19. Jahrhunderts zu halten. Die Bäuerin trägt schwarze Kleidung, ein schwarzseidenes Kopftuch, ein leuchtend rotes Halstuch. Die beiden übereinandergelegten Hände fassen einen Stock. Das Gesicht hat eine ganz ungewöhnliche Ausdruckskraft. Man mag wohl an die Mutter Dürers erinnert werden. Auch hier hat das Leben das Gesicht gezeichnet, das schwere Leben einer Bäuerin. Aber nicht nur Arbeit hat es geformt, sondern ebenso die inneren Erfahrungen langer Jahre. Wie diese Frau in ihrer Jugend ausgesehen haben mag, können wir uns nicht mehr vorstellen. Doch daß dieser Blick, der durch den Menschen hindurchdringt und ihn und sein Schicksal erkennt, auch in die Zukunft zu sehen vermag, möchten wir wohl glauben. Denn er hat etwas Zeitloses und ist wie der Blick einer Seherin. Daß sie viel spricht, wird niemand meinen, der sieht, wie die im Alter dünn gewordenen Lippen fest aneinander haften. Die Stimme dieser Frau, die wir uns tief und dunkel vorstellen, wird nur selten und nur kurz laut werden. Das aufklärerische 19. Jahrhundert hat im allgemeinen kein Verhältnis mehr zum Seherischen gehabt. Aber daß der Sinn dafür nicht ganz erloschen war, beweist dieses Bild Leibls. Nicht zufällig ist es das Bild einer Bäuerin. Denn in der Welt des Bauern mochte dem Menschen des 19. Jahrhunderts noch am ehesten die Kraft des Weistums entgegentreten. Diese Bäuerin ist gewiß weit von der Bamberger Sybille entfernt. Dennoch darf man vielleicht sagen, daß in der Erdmutter Leibls etwas von dem Seherinnentum der Bamberger Sybille wieder Gestalt geworden ist. Wir wissen nicht, ob Leibl das Werk nur als Porträtstudie betrachtet hat. Gewiß ist er aber über das bloß Porträthafte hinausgegangen. Wir meinen das Bild eines mythischen Wesens zu sehen.

Auch unsere Zeit hat das Schicksal, das ihr auferlegt wurde, wieder dahin gebracht, über das rein Individuelle hinauszustreben. Ein Zeugnis dafür scheint uns das Denkmal der befreiten Saar zu sein, das Richard Scheibe für die Höchster Farbwerke schuf. Es ist wahrhaft ein Symbol des von seinen Fesseln befreiten Landes. Eine Frauengestalt in einem eng anliegenden, bis auf die Füße fallenden Gewande steht still da. Sie hat die Kette, die ihre Hände fesselte, zerrissen. Welche Anstrengung dazu nötig war, sehen wir nicht. Es ist geschehen, weil es geschehen mußte. Daher bedurfte es auch keiner pathetischen Gebärden. Aber die Ruhe der schlanken Gestalt mit dem hoch erhobenen Haupt läßt den Reichtum der Bewegungsmöglichkeiten spüren, den sie hat, läßt die Leidenschaften ahnen, die sie kennt. Jetzt steht sie wie gebannt, das Auge noch von dem Dunkel der Vergangenheit erfüllt, die Züge aber von dem Willen gespannt, der die Ketten zerriß. Tiefe Schicksalsgebundenheit und herrliche Freiheit sind zugleich in dieser Gestalt. Der strenge, willentliche Kopf hat fast etwas Männliches. Aber die adelige Stille, die Anmut in der Herbheit der Erscheinung ist die der Frau. Sie soll das Schicksal der Saar verkörpern. Aber in ihm verkörpert sie das Schicksal Deutschlands. Wir meinen auch von ihr, daß sie in Haltung, Wesen und Ausdruck Nachfahrin der großen deutschen Frauengestalten der Vergangenheit sei. Als echte Nachfahrin erscheint sie jedoch auch als Künderin der Zukunft.

Digitized by Google

Alice Rilke:

Frauenberufstätigkeit

Die kriegswirtschaftliche Aufgabe, Männer auf fast allen Tätigkeitsgebieten durch Frauen zu ersetzen, hat die Notwendigkeit der weiblichen Mitarbeit im Berufsleben wieder — wie im Weltkriege — besonders kraß deutlich gemacht. Trotzdem wäre es unzutreffend, annehmen zu wollen, daß erst Krieg und Kriegswirtschaft den verstärkten Bedarf an weiblichen Arbeitskräften hervorgerufen hätten und daß es sich dabei nur um eine davon abhängige vorübergehende Erscheinung handele. In Wirklichkeit ist vielmehr nach einem kurzen Rückgang des Anteils der Frauen an der Gesamtbeschäftigung bereits seit Jahren vor Kriegsbeginn ein ständiger, sehr starker Anstieg der beruflichen Frauenarbeit erfolgt. Es ist indessen die merkwürdigste und auffallendste Tatsache in der Entwicklung der Frauenberufstätigkeit, daß sie seit ihrem Beginn den extremsten Bewertungen unterlag und geradezu alle paar Jahre abwechselnd als eine nationale Pflicht galt oder als eine unweibliche Verirrung. Unabhängig davon aber ist trotz aller Diskussionen die Zahl der weiblichen Berufstätigen unaufhaltsam von Jahr zu Jahr gestiegen. Sie betrug

1882	4,9	Millionen	= 24,4 %	aller	Frauen,
1907	8,5	„	= 30,5 %	„	„
1925	11,4	„	= 35,6 %	„	„
1933	11,4	„	= 34,2 %	„	„

(Bei der damaligen Arbeitslosigkeit!)

Trotz dieser Tatsachen ist die berufliche Tätigkeit von Frauen eine heftige Streitfrage geblieben, und man kann ebenso trotz mancher äußeren Entwicklungen feststellen, daß sie jahrzehntelang unter Hinweis auf immer neue Aussichten für eine jeweils befristete, vorübergehende Erscheinung gehalten wurde, die eines Tages wieder auf einige wenige Tätigkeiten, wie etwa die der Hausgehilfin, der Krankenschwester und ähnliches, beschränkt werden würde. Der eigentliche Grund für diesen Widerstand gegen die Berufsarbeit der Frauen liegt selbstverständlich tiefer als die zweifellos auch immer wirksam gewesene „Konkurrenz"-Befürchtung. Es ist in einem Volke, das bewußt auf der Lebensform der Familie beruht, eine sehr schwere Frage, ob die fortlaufende Steigerung der Millionenzahl außerhäuslich tätiger Frauen nicht eine Gefahr bedeutet, und daraus folgernd: ob und wie man sie anhalten oder steuern kann. Nun ist es nach wie vor erstaunlich, wie viele, die sich mit dieser Frage beschäftigen, sich die Antwort allzu leicht machen: sie glauben einfach, daß eines Tages ein bloßer Entschluß genügen würde, oder vielmehr schon früher auch hätte genügen können, um die Frauenberufstätigkeit durch Verbote oder gesetzliche Beschränkungen wieder zu erledigen, auch das wieder herzustellen, was sie den „natürlichen Zustand" nennen, der darin bestehen soll, daß die Frau im

Digitized by Google

Hause verbleibt. Sie vergessen aber dabei, daß dieser „natürliche Zustand" auf das große Ganze gesehen schon seit langem entscheidend verändert worden ist durch die wirtschaftliche Entwicklung, und daß die außerhäusliche Tätigkeit eines erheblichen Teiles der weiblichen Bevölkerung unvermeidliche Begleiterscheinung der Industrialisierung ist.

Der „natürliche Zustand" war die geschlossene Hauswirtschaft. Schon im Wirtschaftssystem des Mittelalters, im Aufkommen des freien Handwerks, ja in der Hausindustrie liegen die Ansätze für die Veränderung der weiblichen Lebensform in dieser ursprünglich geschlossenen Hauswirtschaft. Die gewerbliche Frauenarbeit erwies sich, mindestens auf dem Textilgebiet, schon im 18. Jahrhundert als eine wachsende Entwicklung. Damals freilich vor allem angesichts der Zunahme der alleinstehenden und auf selbständigen Erwerb angewiesenen Frauen. Trotzdem lag bis dahin im allgemeinen noch der eigentliche Arbeitsbereich der Frauen in der Familie. Dann aber brach um die Mitte des 19. Jahrhunderts die unheimliche Macht der Industrialisierung in das Frauenleben ein und hat es seitdem mit allen Folgen für Millionen von ihnen grundlegend verändert. Die wachsende Technisierung machte immer mehr, bisher in der Hauswirtschaft gebundene weibliche Kräfte frei, drängte das Hausgewerbe zurück, schuf einen steigenden Bedarf nach ungelernten Arbeitskräften, die in Fabriken zu beschäftigen waren, während andererseits das elende Lohnniveau der männlichen Arbeiterschaft die Mitarbeit der Frauen einfach als lebensnotwendig erzwang. Und das alles geschah unter der Herrschaft einer Wirtschaft, deren Grundsatz die Erreichung des höchsten Profites bei geringstem eigenen Aufwand war. Damit wurde eine wachsende Schar von Frauen, die weder innerlich noch äußerlich irgendwie für ihre außerhäusliche Tätigkeit ausgerüstet waren, aus ihren Familien in die Fabriken gezogen, ohne daß an diesen Arbeitsstellen irgendwelche Vorsorge als Schutzbestimmung oder sonstige soziale Einrichtung für diese Mütter und künftigen Mütter getroffen wurde. Diese ungeheure Schuld hat die ersten Generationen unserer Industriearbeiterinnen im 19. Jahrhundert zu den bedauernswertesten Geschöpfen gemacht und damals der Substanz des deutschen Volkes schweren Schaden zugefügt. Wie langsam die Erstellung notdürftiger Schutzbestimmungen für werktätige Frauen vor sich ging, zeigt nicht zuletzt die Tatsache, daß erst im Jahre 1927 ein übrigens im heutigen Sinne nicht ausreichendes Mutterschutzgesetz, das Gesetz über die Beschäftigung vor und nach der Niederkunft, kam. Es ist um der geschichtlichen Wahrheit willen notwendig, festzustellen, daß diese gefährliche Entwicklung der Frauenarbeit auf dem Hauptgebiet Industrie in ihrer ganzen Bedeutung nur von einem Frauenkreis erkannt wurde, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und zu Anfang des 20. Jahrhunderts nach wahrhaft völkischen Grundsätzen die deutschen Frauenprobleme aufgriff. Eine der damaligen Frauenführerinnen, Helene Lange, hat wie kein anderer Mensch in Deutschland zu ihrer Zeit das Problem der schweren Bedrohung von Familie und Mutterschaft durch die moderne Entwicklung weitblickend erkannt und ausgesprochen. Sie hat vor Jahrzehnten schon „den scharfen Zusammen-

Digitized by Google

stoß zwischen Familieninteressen und Produktionsinteressen auf dem Schauplatz des weiblichen Lebens" klar gekennzeichnet, und sie hat die Frauen aufgerufen, „um den letzten und nach unserer Überzeugung unveräußerlichen Kern der Institution der Familie gegen die seelenlosen Gewalten der technischen Entwicklung zu schützen".

Das war schon eine Bezeichnung der Grenzen weiblicher Arbeit in der modernen Wirtschaft, wie sie auch von uns Heutigen nicht deutlicher empfunden werden kann. Die nationale Wirtschaft, so wie sie sich seit rund hundert Jahren entwickelt, kann ohne die Mitwirkung weiblicher Kräfte überhaupt nicht mehr auskommen, und die simple Frage nach ja oder nein zur Frauenberufstätigkeit ist durch die praktischen Notwendigkeiten längst überholt. Es liegt sogar eine Gefahr in der Weigerung, diese Notwendigkeit grundsätzlich anzuerkennen. Für einen Vorgang, der für vorübergehend gehalten wird, dem ständig ein neuer Schlußtermin vorausgesagt wird, werden selbstverständlich weitblickende Regelungen nicht erst geschaffen. Der Fraueneinsatz aber muß nach Grundsätzen geregelt werden, die auf weite Sicht gelten, denn es handelt sich ja vorwiegend um Schutz und Schonung der künftigen Mütter. Die radikale Ablehnung der Frauenberufstätigkeit wäre eine illusorische Theorie, der schrankenlose Fraueneinsatz ohne die Berücksichtigung der weiblichen Aufgabe in Familie und Mutterschaft eine volksschädigende Praxis. In der Grundauffassung des Nationalsozialismus heißen die Antworten auf die Frage nach der Frauenberufstätigkeit: Entfaltung und Einsatz der weiblichen Kräfte für die ihnen wesensgemäßen Tätigkeiten; umfassender Frauenschutz im Hinblick auf die Mutterschaft; Streben nach allen Maßnahmen, die geeignet sind, bei ausreichendem Einkommen des Mannes die Mutter möglichst in der Familie zu belassen.

Es ist seit 1933 der Zwang äußerer Umstände gewesen, der eine von der Industrie her bestimmte Entwicklung der Frauenarbeit herbeiführte, die an sich in dieser Art unseren Grundsätzen vielfach nicht entsprach. Wir standen unter der Zwangslage, einen riesigen Aufbau und mit ihm die Sicherung unserer nationalen Verteidigungskraft durchführen zu müssen bei einem auf dem Geburtenausfall der Nachweltkriegszeit beruhenden Mangel an menschlichen Arbeitskräften. Bei dieser Lage hat sich beispielsweise nur in den Jahren 1933—1938 die industrielle Frauenarbeit um 53% erhöht. Sehr wichtige Einzelheiten ergeben sich aus dem Vergleich zwischen den Feststellungen der Arbeitsbucherhebungen von 1938 und 1940. In dieser kurzen Zeit allein ist eine Millionenzahl neuer weiblicher Arbeitskräfte für die Wirtschaft eingesetzt worden. Die gegenwärtige Verteilung der Frauen auf die einzelnen Gebiete hat sich gegen früher erheblich verändert:

36,0% befinden sich in gewerblichen Berufen,
27,7% befinden sich in hauswirtschaftlichen Berufen,
12,6% befinden sich in land- und forstwirtschaftlichen Berufen,
der Rest in kaufmännischen, technischen, verwaltungsmäßigen und freien Berufen.

Der trotz besonderer Maßnahmen vorhandene Kräftemangel in der Hauswirtschaft ist bekannt, muß aber um des klaren Bildes willen genauer be-

Digitized by Google

zeichnet werden: der Prozentsatz der Zunahme gegenüber 1938 bleibt noch um 5,6 v. H. unter dem Durchschnitt aller übrigen Berufsgruppen zurück. Bei dieser Berechnung der Zunahme sind die Pflichtjahrmädchen sogar miteingeschlossen. Sehr viel günstiger steht es allerdings angesichts der starken Zunahme der weiblichen mithelfenden Familienangehörigen immerhin in den landwirtschaftlichen Berufen. Dort liegt die Zunahme seit 1938 höher als der Durchschnitt aller Berufsgruppen. Sie beträgt 14,3%, ein wirklicher Erfolg der Arbeitseinsatzmaßnahmen für die Landwirtschaft.

Eine bedeutungsvolle Tatsache ersten Ranges ist die Feststellung, daß die stärkste Zunahme innerhalb der Wirtschaft nicht auf den eigentlichen Frauengebieten der Verbrauchsgüterindustrie erfolgte, sondern in der Produktionsgüterindustrie. Nimmt man beim Vergleich der Zahlen 1938 und 1940 eine Indexzahl von 100 an als Grundzahl für den Stichtag 25. Juni 1938, so hat die weibliche Tätigkeit zugenommen in der

Berufsgruppe	Chemiewerker um	67,0%
„	Metallwerker und zugehörige Berufe um	59,1%
„	Techniker um	56,7%
„	Verkehrswerker um	51,1%
„	Holzwerker und zugehörige Berufe um	35,2%
„	Lederwerker und zugehörige Berufe um	28,9%.

Seit Mitte 1936 bereits ist die weibliche Berufstätigkeit auf allen Gebieten gefragt wie nie vorher und die immer umfangreicher werdende Verwendung fraulicher Kräfte, vor allem in der Wirtschaft, unverkennbar. Nimmt man das Jahr 1932 als Grundlage zur Berechnung einer Indexzahl und setzt die durchschnittliche Frauenbeschäftigung 1932 = 100, so ergibt sich folgende Entwicklung der weiblichen Beschäftigung:

	Mitte 1934	= 108,8,
	Mitte 1935	= 112,7,
	Mitte 1938	= 135,9,
kurz vor	Kriegsbeginn	= 149,6,
Frühjahr 1940	mehr als	150,0.

Im Auftrage des Nationalsozialismus hat seit 1934 die Deutsche Arbeitsfront und in ihrem Rahmen das Frauenamt im Zusammenwirken mit den Fachämtern die Betreuung der berufstätigen Frauen übernommen mit Ausnahme einiger weniger Gruppen, die aus fachlichen Gründen zu besonderen Organisationen gehören. Diese Betreuung bestand in der Einführung bzw. Erweiterung notwendiger sozialer Maßnahmen. Neben den allgemeinen Verbesserungen der Arbeitsbedingungen: gesunde Arbeitsräume, Arbeitserleichterungen, Werkverpflegung, hygienische Einrichtungen, Betriebssport, Erholungsfürsorge usw., wurden zugunsten der Frauen eine Reihe besonderer Schutz- und Schonmaßnahmen getroffen, die alle vom Grundsatz ausgehen, die Frau in ihrer körperlichen Leistungsfähigkeit nicht zu überfordern und

Digitized by Google

jegliche Arbeit ihren Kräften und ihrer besonderen weiblichen Fähigkeit anzupassen. Die wesentlichste Sorge dabei war der Mutterschutz. Gesetzlich sind im Augenblick noch die Vorschriften des Gesetzes über die Beschäftigung vor und nach der Niederkunft in Gültigkeit. Seit Jahren hat die Deutsche Arbeitsfront jedoch sogenannte erweiterte Mutterschutzbestimmungen empfohlen, die von mehr als 85 Prozent der deutschen Betriebe freiwillig in ihre Betriebsordnungen aufgenommen worden sind. Das jetzt noch gültige Gesetz enthält eine zwingende Schonvorschrift lediglich für die Zeit nach der Niederkunft, aber nicht für die Zeit werdender Mutterschaft. Das der Frau zugestandene Arbeitsverweigerungsrecht vor der Niederkunft wurde jedoch in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle wegen des Lohnausfalles, der durch die Wochenhilfe nicht ausgeglichen werden kann, gar nicht in Anspruch genommen. Die Stillpausen wurden der Mutter vom Lohn abgezogen. Zur Überbrückung dieser Unzulänglichkeiten hat die Deutsche Arbeitsfront den oben angedeuteten erweiterten Mutterschutz vorgeschlagen, der auf folgenden Grundsätzen beruht:

Vom sechsten Monat vor bis zum dritten Monat nach der Niederkunft ist eine Kündigung nur aus einem wichtigen, nicht mit der Schwangerschaft in Verbindung stehenden Grunde möglich. In der gleichen Zeit kann auf Antrag der Betriebsfrauenwalterin bzw. der Sozialen Betriebsarbeiterin ein Arbeitsplatzwechsel erfolgen, wenn die Gefahr der Schädigung von Mutter und Kind durch die zu leistende Arbeit besteht. Eine Lohnverminderung darf trotzdem nicht eintreten. In der gleichen Zeit darf keine Mehrarbeit über die 48-Stunden-Woche hinaus geleistet werden. Akkord- und Nachtarbeit ist auch in Ausnahmefällen nicht gestattet. Die Mutter ist verpflichtet, sechs Wochen vor der Niederkunft die Arbeit einzustellen und nimmt die Arbeit frühestens sechs Wochen nach der Niederkunft wieder auf. Der Betrieb gewährt für die gesamte Zeit der Arbeitsniederlegung, also für sechs Wochen vor und sechs Wochen nach der Niederkunft den Unterschiedsbetrag zwischen Wochengeld und dem Wochenverdienst entsprechend einer 48stündigen Arbeitszeit. Eine Arbeitsunterbrechung z. B. bei Saisonarbeit schließt den Anspruch nicht aus. Die Stillpausen von zweimal dreiviertel Stunden täglich werden wie Arbeitszeit bezahlt. Trotz dieser erweiterten Bestimmungen, die in sehr vielen Fällen noch durch besondere Leistungen der Betriebe (Geburtenbeihilfe, Erholungsverschickung, Säuglingsausstattung usw.) ergänzt werden, bleibt jedoch die Notwendigkeit eines neuen Gesetzes für den Mutterschutz. Im Zusammenwirken mit der DAF. hat das Reichsarbeitsministerium bereits einen Plan fertiggestellt unter Berücksichtigung der Tatsache, daß auch im Kriege alle Möglichkeiten zur Gesunderhaltung der Frau ausgeschöpft werden müssen. Über die Einzelheiten hat der zuständige Referent, Oberregierungsrat Schmidt, vom Reichsarbeitsministerium kürzlich im Reichsarbeitsblatt nähere Einzelheiten bekanntgegeben. Danach ist zunächst eine wesentliche Erweiterung des Geltungsbereiches des neuen Mutterschutzgesetzes vorgesehen. Es sollen grundsätzlich alle berufstätigen Frauen erfaßt werden, wobei für Frauen in der Land- und Hauswirtschaft, für Heimarbeiterinnen usw. ergänzende Be-

Digitized by Google

stimmungen bevorstehen, die der Eigenart dieser Wirtschaftszweige entsprechen. Übrigens können gewisse Schutzbestimmungen auch auf Frauen ausgedehnt werden, die nicht in einem fremden Arbeitsverhältnis stehen, aber dennoch schutzbedürftig sind, z. B. Ehefrauen, die im Ladengeschäft ihres Ehemannes mitarbeiten. Es wird auch erwogen, ob nicht der Bauersfrau selbst ein Mutterschutz zu gewähren ist. Die Beschäftigungsverbote für werdende und stillende Mütter sollen wesentlich erweitert werden. Auch die jetzige Höchstgrenze für Lastenheben und -tragen muß für werdende Mütter herabgesetzt werden. Die bisherigen Schutzfristen von sechs Wochen vor und sechs Wochen nach der Niederkunft sind vom medizinischen Standpunkt als ausreichend bezeichnet worden, jedoch gilt für stillende Mütter eine längere Schutzfrist als erwünscht. Nach Meinung des berichtenden Referenten empfiehlt es sich im Hinblick auf den Strafcharakter des Beschäftigungsverbotes, die bisherige Regelung beizubehalten, wonach ein Arbeitsverbot für die Zeit vor der Niederkunft erst wirksam wird, wenn die werdende Mutter den Wunsch nach Befreiung von der Arbeit äußert. Allerdings, so wird ausdrücklich festgestellt, muß die Mutter wirtschaftlich so gesichert sein, daß sie nicht des Verdienstes wegen länger in der Arbeit bleibt. Im Gegensatz zur jetzigen Regelung durch die erweiterten Mutterschutzbestimmungen soll das künftige Gesetz bestimmen, daß ein Wochengeld in Höhe des vollen Grundlohnes gezahlt wird und der Anspruch auf Wochengeld entfällt, wenn die Frau während der Schutzfristen noch Erwerbsarbeit leistet. Damit hätte also die werdende Mutter keinen wirtschaftlichen Vorteil mehr, wenn sie von der Möglichkeit der Arbeitsniederlegung vor der Niederkunft keinen Gebrauch macht. Mehrarbeit, Nacht- und Sonntagsarbeit dürfte von werdenden und stillenden Müttern nicht verlangt werden. Ebenso ist vorgesehen, daß die verlängerten Stillpausen nicht mehr mit einem Lohnausfall verbunden sein dürfen. Völlig neugestaltet werden soll das Kündigungsrecht. Den werdenden Müttern muß ihr Arbeitsplatz grundsätzlich erhalten bleiben. Ausgenommen sollen nur wichtige Gründe sein, die eine fristlose Kündigung rechtfertigen. Die Kündigungsschutzzeiten sollen also verlängert werden.

Daß eine Betreuung, die von den körperlichen und seelischen Besonderheiten der Frau ausgeht, durch Frauen selbst ausgeübt werden muß, ist nur natürlich. In jedem Betrieb mit mehr als sechs weiblichen Gefolgschaftsangehörigen ist eine Betriebsfrauenwalterin vorgeschrieben, die nebenamtlich im Mitarbeiterstab des Betriebsobmannes die Betreuung der Frauen des Betriebes durchführt. In Betrieben mit sehr zahlreicher weiblicher Gefolgschaft sind für diese Tätigkeit soziale Fachkräfte nötig, die das Frauenamt ausbildet und den Betriebsführern vorschlägt. Zur Zeit sind mehr als 2000 besonders ausgebildete Soziale Betriebsarbeiterinnen in Großbetrieben tätig. Der kameradschaftlichen gegenseitigen Hilfeleistung unter den Frauen eines Betriebes dienen überdies auf besondere Weise die Werkfrauengruppen.

Seit Jahren vor Kriegsausbruch geht die Tendenz der Frauenarbeit in der Industrie ganz offensichtlich von der Hilfs- und ungelernten Arbeit zur

Digitized by Google

gelernten oder angelernten Facharbeit. Beim Vergleich der Berufszählungen 1938 und 1940 zeigt auch die Gruppe der Hilfsarbeiterinnen die stärkste Abnahme sämtlicher Berufsgruppen. Eine Intensivierung der Frauenarbeit hat aber überdies auf allen Gebieten stattgefunden, bis zu den akademischen Berufen. Überall sind mit der allgemeinen Leistungssteigerung die beruflichen Anforderungen an die Frauen gestiegen, ihre Aufgaben verantwortlicher geworden, ihr Arbeitsbereich umfassender. Als dieser Krieg hereinbrach, waren die Millionen berufsgewohnter und -erfahrener Frauen mit ihrem Können wahrhaftig ein enormer Vorteil der deutschen Kriegswirtschaft, — im Weltkrieg war der reibungslose Ersatz von Männern durch Frauen anfangs nur in der Landwirtschaft möglich. Eine weibliche Arbeitslosigkeit, wie in den damaligen ersten Kriegsjahren, trat nirgends ein. Aber auch die Steigerung der weiblichen Beschäftigtenzahl erfolgte allmählich, weil zunächst eine Umschichtung von Arbeitskräften aus nichtkriegswichtigen in die kriegswichtigen Betriebe erfolgte. Inzwischen war bis Mitte 1941 die Zahl der weiblichen Arbeiter und Angestellten um rund eine Million gestiegen. Bei der jetzt oft genannten Zahl von 9,4 Millionen beschäftigten Frauen ist immer zu bedenken, daß ihr noch einige größere Gruppen zugerechnet werden müssen, die von dieser Zahl nicht erfaßt werden, zum Beispiel die sehr große Gruppe der mithelfenden Familienangehörigen, die schon 1939 über 5½ Millionen betrug, die Selbständigen, die Beamtinnen. Es ist zweifellos nicht zu hoch gegriffen, wenn man die gegenwärtig tatsächlich als beruflich arbeitenden bzw. mitarbeitenden Frauen unter Einbeziehung der mithelfenden Familienangehörigen auf über 15 Millionen berechnet.

Mit Ausnahme besonderer Schwerarbeiten und gesundheitsgefährlicher Tätigkeiten vollbringen Frauen heute nahezu sämtliche beruflichen Aufgaben, die es überhaupt gibt. In welchem Maße von ihnen, besonders den Industriearbeiterinnen und den landwirtschaftlichen Arbeiterinnen bzw. Bäuerinnen, unsere Wehr- und Ernährungswirtschaft abhängt, ist ohne Worte offenbar für alle, die wissen, worauf im Grunde die ungeheure gegenwärtige Leistung des deutschen Volkes beruht: auf der grenzenlosen Bereitschaft derer, die kämpfen und derer, die arbeiten. Bei Millionen schaffender Frauen kommt die unmeßbare Leistung hinzu, außer ihrer Berufsarbeit noch Familie und Haushalt zu betreuen. Was diese Frauen, von denen sehr viele Mütter sind bzw. werden, heute vollbringen und bestehen, ist ohne Zweifel die höchste Forderung, die an Frauen überhaupt gestellt werden kann. Die Hauptarbeit ruht auf den Gruppen der industriellen und ländlichen Arbeiterinnen, in sehr hohem Maße aber auch auf den in sozialer Arbeit tätigen Frauen. Wie stark das öffentliche Verkehrsgewerbe mit von der weiblichen Arbeitskraft ausgeübt wird, zeigen folgende Zahlen: im Herbst 1941 beschäftigte die Deutsche Reichspost rund 190 000 Frauen, die Reichsbahn rund 70 000, die Straßenbahnen etwa 20 000. Dazu kommen noch etwa 12 000 Frauen in der Elektrizitätsversorgung. Die Zahl der weiblichen Dienstverpflichteten ist ungleich geringer als die der männlichen. Sie betrug im Spätsommer 1941 = 175 000.

Digitized by Google

Die Hauptsache des Frauenschutzes, der Mutterschutz, ist auch während des Krieges in vollem Umfange aufrechterhalten worden. Unvermeidlich war aber selbstverständlich je nach der Produktionsnotwendigkeit der einzelnen Betriebe, die Veränderung von Bestimmungen über Arbeitszeit, Arbeitsart, Nachtschicht und einige sonstige Regelungen. Bestimmte, vom Nachweis der Kriegswichtigkeit abhängige Genehmigungen sind jeweils Voraussetzung. Die Lohnfrage wurde durch eine Verfügung vom Juni 1940 so geregelt, daß beim Akkord- und im Prämiensystem in gleicher Arbeit der Frauenlohn gleich dem Männerlohn ist. Dagegen besteht im Zeitlohn ein Unterschied von 20%. Jedoch kann der volle Männerlohn bewilligt werden, wenn es sich nachweislich um ausgesprochene Männerarbeit handelt, die besonderes Können und besondere Verantwortung erfordert.

Es kann keinen Zweifel darüber geben, daß die berufstätigen Frauen gegenwärtig auf allen Gebieten unter starker Anspannung arbeiten, auch in Tätigkeiten, die man ihnen früher gar nicht zugetraut hatte. Wenn es nötig wäre, das Frauentum zu bezeichnen, das in Wahrheit fähig und bereit ist, völkische Aufgaben zu übernehmen und zu meistern, dann muß man sie und unter ihnen sonderlich die Mütter ansehen!

Aber über diesen Kriegszustand hinaus denkend erhebt sich die Frage nach der dann folgenden Weiterentwicklung der Frauenarbeit im Berufsleben. Es muß gesagt werden, daß mit großer Wahrscheinlichkeit auch n a c h der siegreichen Beendigung dieses Krieges mit einem hohen Frauenanteil an der Gesamtbeschäftigung zu rechnen ist, der sich keineswegs etwa nur auf spezielle Frauentätigkeiten und auf Jugendliche oder Alleinstehende beziehen wird. Wir haben kaum einen Gesichtspunkt, der etwas anderes vermuten ließe: wir werden keine höhere Anzahl an männlichen deutschen Arbeitskräften haben (der Berufsnachwuchs würde auch ohne den Krieg bis zum Jahre 1947/48 ständig weiter abgesunken sein). Wir werden nicht weniger Arbeit haben, sondern im Gegenteil die notwendige Befriedigung eines gestauten Bedarfs an Erzeugnissen aller Art. Was aber auch sei, das eine ist unabdingbare Forderung zugunsten der deutschen Familie: die Entlastung der werktätigen Mütter ist eine volksnotwendige Pflicht! Es kann heute noch nicht beurteilt werden, inwieweit die radikale Lösung durch Ausscheiden aus dem Arbeitsverhältnis möglich ist. Sie hängt ab vom Kräftebedarf für unumgänglich notwendige Arbeitsaufgaben und vom Auskommen, das der Familie durch den Lohn des Mannes und die sozialen Begünstigungen gesichert ist. Wo es sich um den Arbeitskräftebedarf handelt, ist jedenfalls jede kinderlose Frau eher zuständig als eine Mutter. In denjenigen Fällen aber, in denen die Doppelbelastung der Frau mit beruflicher und häuslicher Arbeit zugleich — das schwierigste Problem des Fraueneinsatzes überhaupt — unvermeidbar ist, muß ein Zusammenwirken verschiedener Maßnahmen die möglichste Erleichterung bringen: Beschränkung der Arbeitszeit möglichst auf Halbtagsschicht, umfassender Arbeits- und Mutterschutz, soziale Betreuung, beste hauswirtschaftliche Kenntnisse bei zweckmäßig gestaltetem Haushalt in zweckmäßigen Wohnungen.

Digitized by Google

Im übrigen aber ist der Einsatz aller nicht oder noch nicht der Familie vorbehaltenen weiblichen Kräfte im Arbeitsleben eine unabweisbare Forderung. Und das nicht nur als volkswirtschaftliche Notwendigkeit. Die Nutzbarmachung der fraulichen Kräfte und des weiblichen Beitrags für unsere Gesamtarbeit ist ein gesundes und bereicherndes Geschehen. Ein Volk, das soviel Arbeit zu vergeben hat wie das deutsche und dessen sozialpolitische Grundeinstellung das Bekenntnis zur vordringlichen sozialen Betreuung des schaffenden Menschen ist, wird nach der siegreichen Beendigung dieses Krieges endlich auch die Möglichkeit haben, den Berufseinsatz der Frauen und Mädchen so zu bestimmen, daß er weder biologisch noch arbeitsmäßig bedenklich, sondern vielmehr ein Segen ist als weibliche Leistung für die Gemeinschaft und zugleich als Erziehung und Lebenskräftigung der einzelnen.

Zwei Voraussetzungen sind dabei allerdings vonnöten: 1. eine neue Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen; 2. beste Ausbildung der jugendlichen weiblichen Berufskräfte. Beides ist bereits in vollem Gange. Wir sind schon seit längerem durch Maßnahmen und erzieherische Einflüsse dabei, den aus früheren, hauptsächlich wirtschaftlichen Zusammenhängen stammenden Zustand zu verändern, daß ein Teil der Frauen mit durchaus nicht „wesensgemäßer" Tätigkeit beschäftigt wurde und ein erheblicher Teil von Männern mit Berufen, in denen sie ihre männlichen Kräfte wiederum durchaus nicht „wesensgemäß" anzuwenden vermögen. Die Berufswahl und -lenkung der Jugend muß nach den Grundsätzen geschehen, den Mann dort einzusetzen, wo er aus staatspolitischen Gründen mit seinen besonderen männlichen Kräften gebraucht wird, und das Mädchen dort, wo es eine Berufsleistung vollbringen kann, die seine besonderen weiblichen Anlagen verwertet und seine künftige Mutterschaft nicht gefährdet. Dabei werden mancherlei Verschiebungen stattfinden, insbesondere weil man für Mädchen auch solche Berufe mit in Betracht ziehen muß, die bisher noch nicht als sogenannte „typisch weibliche" bezeichnet wurden, in denen aber der Ersatz männlicher durch weibliche Arbeitskräfte nicht nur unbedenklich, sondern teilweise sogar aus fachlichen Gründen geradezu wünschenswert ist. Diese Absichten wird man durchführen müssen auch gegen einzelne Einwände, die ja bei der Berufsverteilung an Frauen anfangs regelmäßig gebracht wurden. Andererseits bedarf die weibliche Jugend dringend auch weiterhin der fördernden und aufklärenden Beeinflussung bei der Berufswahl. Gegenwärtig ist, wie Ministerialrat Dr. Stets vom Reichsarbeitsministerium kürzlich im Reichsarbeitsblatt mit wertvollen Einzelheiten berichtete, die Zahl der Wünsche nach kaufmännischen und Büroberufen bei den weiblichen Jugendlichen unter 18 Jahren übermäßig hoch (1940 fast 300000!). Zu gering dagegen ist der Zustrom zur Textilindustrie, zur Landwirtschaft und — zu den sozialen Berufen. Daß abgesehen von den besonderen und bekannten Notwendigkeiten der Regelung landwirtschaftlicher Arbeitsverhältnisse eine weitere Verbesserung der Arbeitsbedingungen auch in den sozialen Berufen dringlichst erforderlich ist, muß immer wieder ausgesprochen werden. Die Berufswünsche für die Hauswirtschaft haben sich nach Angaben

Digitized by Google

des genannten Referenten rein zahlenmäßig zwar verbessert. Sie betrugen 1936 = 109 600, 1940 = 128 000. Den Bedarf decken sie jedoch trotzdem bei weitem nicht. Genau so hoch aber, nämlich 128 000, ist die Zahl der Mädchen, die überhaupt keinen bestimmten Berufswunsch haben. Sie ist um viermal höher als bei den Knaben.

Die Berufsausbildung der Mädchen wird in kurzer Zeit genau so selbstverständlich geworden sein wie die der Söhne. Sie ist notwendig als Voraussetzung für die höhere Gesamtleistung unseres Volkes und sie ist für die weibliche Jugend ein erworbener Lebensbesitz überhaupt. Ihre Gesamtbedeutung ist jedem klar, der das Brachliegen fähiger Kräfte oder auch nur die Minderleistung ungelernter für Verluste hält, die sich besonders schlimm auswirken beim Mangel an Arbeitskräften innerhalb eines Volkes. Vom Menschlichen her mag hier nur angedeutet werden, welche Tragik bis auf den heutigen Tag sich an Frauen vollzieht, die in ihrer Jugend kein Berufskönnen erwarben und sich später aus irgendwelchem Grunde plötzlich vor die Notwendigkeit eigenen Erwerbs gestellt sehen.

Auch unsere Pläne zur Neuordnung der Frauenarbeit sind durch die Erfordernisse der Kriegswirtschaft in einzelnen Teilen zunächst unterbrochen worden. Sie werden nach der Beendigung des Krieges weitergeführt werden, und dabei werden die leitenden Grundsätze sein: die Entfaltung der weiblichen Kräfte zum bestgeeigneten Einsatz und zugleich ihre Erhaltung und Erziehung für die Familienaufgabe trotz aller äußeren Bedingungen der Industrialisierung.

Digitized by Google

Dr. Anna Kottenhoff:

Wert und Bedeutung des Frauenstudiums

Kein geistiger Aufbruch in der Welt geschieht ohne die geistige Mitwirkung der Frau. Wir können dies immer feststellen, wo sich ein solcher Aufbruch in der Geschichte vollzogen hat, bei der Einführung des Christentums wie in der Reformation, in der Französischen Revolution wie beim Durchbruch der nationalsozialistischen Idee, um nur einige große Epochen der Geistesgeschichte zu nennen. Wohl hat sich diese Mitwirkung nicht in der dogmatischen Festlegung geschichtlich entscheidender Gedankengänge geäußert. Das war dem Anteil des Mannes vorbehalten. Doch war stets auch die geistige Anteilnahme der Frau geschichtlich bestimmend als aufnehmender, vermittelnder, haltender Grund im Wechsel und Kampf um die Durchsetzung.

Das Wesen dieser Mitwirkung wird oft verkannt. Es wird vielfach allein im seelischen Bereich der Frau gesucht, in der Kraft ihrer Hingabe an eine Idee, in der Gläubigkeit ihres Herzens und in dem Mut zum Bekenntnis gegenüber der Welt. Das ist nicht falsch, aber einseitig gesehen. Die geistige Mitwirkung der Frau beansprucht neben der seelischen immer auch die geistige Kraft der Frau, d. h. ihre Fähigkeit, einen Gedanken aufzunehmen, ihn nach seinem logischen Gesetz zu durchdenken und ihn nach seinem Rang und seiner Bedeutung in das bestehende Weltbild einzufügen. Es ist selbstverständlich, daß das Vermögen dazu unterschiedlich ist, es gibt wie überall Führende und Geführte. Der führende Teil ist wie immer auch hier klein gewesen. Ihm mehr Breite zu geben, wird angesichts des geistigen Führungsanspruches, den Deutschland in Europa zukünftig erheben wird, eine Forderung sein, die sich die deutsche Frau als Beauftragte ihres Volkes selbst stellen muß.

Damit aber ist die Frage der Mädchen- und Frauenbildung angeschnitten, die nicht nur heute, sondern auch in allen großen Kulturepochen der früheren Jahrhunderte entscheidend gewesen ist für diejenigen Frauen, welche die Kulturaufgabe der Frau führend, d. h. beispielhaft vertreten haben. Hier sei erinnert an die hervorragende Geistesbildung der Königinnen, Fürstinnen, Äbtissinnen des frühen Mittelalters, an die Frauen des adeligen Standes in der Renaissance, an die Frauen, die zur Zeit Goethes am Hofe zu Weimar lebten, an die Frauen der Romantik, um nur auf einige hinzuweisen.

Dem Spätbürgertum war diese Tatsache nicht mehr bewußt. So ist es allein zu verstehen, wenn sich schließlich (etwa mit der Mitte des 19. Jahrhunderts) die Auffassung durchsetzte, die Frau bedürfe der strengen und planmäßigen Geistesschulung nicht, da sie sich auf ihren Instinkt und ihre natürliche Begabung berufen könne. Dieses Denken muß in erster Linie als

Digitized by Google

ursächlich angesehen werden für die ungeheure Vernachlässigung der Mädchen- und Frauenbildung, die vor allem in der kulturell führenden Schicht des Adels und des Bürgertums dann einsetzte, als das Hauslehrersystem durch das System der öffentlichen und privaten Schulen (Gymnasien) abgelöst wurde. Es sind in dieser Zeit wohl Knaben-, aber keine Mädchengymnasien errichtet worden. Die später — meist in der Form der Privatschule — eingerichteten höheren Mädchenschulen waren in ihrem lehrplanmäßigen Aufbau völlig ungenügend, um eine geistige Schulung auch nur anzubahnen.

Die Frau selbst hat — mit geringen Ausnahmen — die Forderung nach Verbesserung dieses Zustandes gestellt und schließlich durchgesetzt. Sie hat es mit jener Folgerichtigkeit getan, die endlich auch eine breitere Öffentlichkeit von der inneren Wahrhaftigkeit und der Notwendigkeit des Anspruches überzeugen mußte. Hier soll nicht das Andenken von Helene Lange übergangen werden, welche die eigentliche geistige Urheberin der Reformen auf dem Gebiete der Mädchenbildung in Deutschland ist, die sich dann vor allem in dem letzten Jahrzehnt des 19. und im Anfang des 20. Jahrhunderts durchsetzten. Mehr aber als das besagt die Tatsache, daß Helene Lange zugleich den deutschen Mädchenbildungsbestrebungen jene Richtung gegeben hat, die auf die Erziehung der Frau zu einer Persönlichkeit im germanisch-deutschen Sinn hinzielte. Das bedeutete vor allem, daß die Mädchenbildung auf eine strenge Schulung des Geistes ausgerichtet sein sollte, um die Frau geistig zur Verantwortung und zur Selbständigkeit zu führen. Zugleich aber sollte die Erziehung gebunden werden an die Arteigenheit der Frau, damit nicht eine Zersplitterung ihres Wesens, sondern eine Verdichtung ihrer fraulichen Eigenschaften eintreten müßte.

Damit war der erste Schritt getan, um die Frau auch auf dem Gebiet des geistigen Lebens zu der ihr zustehenden Ebenbürtigkeit mit dem Manne zurückzuführen. Von der Frau wurde dies sehr schnell, wenn auch nicht immer voll bewußt erkannt, so doch erahnt, während sich gerade das männliche Bewußtsein lange heftig dagegen sträubte.

Umwälzender noch war für die Öffentlichkeit der zweite Schritt, der diesem ersten folgte: die Forderung der Frau nach Zulassung zur Hochschule. Sie erschien einfach ungeheuerlich, denn sie sprengte jede Tradition. Mußte sie damit nicht notwendig auch die ursprüngliche Bestimmung der Frau sprengen?

Viele Thesen sind gegen das Frauenstudium ausgesprochen worden, diese eine, daß das Studium die harmonische Entwicklung des Frauenlebens störe und die ursprüngliche Bestimmung der Frau als Lebensgefährtin des Mannes und als Mutter in Frage stelle, war vor allen anderen wirksam bis heute.

Wenn man sich mit der Entwicklung des Hochschulstudiums der Frau in Deutschland näher befaßt, so steht man immer wieder erstaunt vor dieser Tatsache, daß die Öffentlichkeit beharrlich an ihrer Ablehnung festgehalten hat, das deutsche Mädchen sich aber immer stärker diesem neuen Weg seiner Persönlichkeitsbildung zuwendet. Zugegeben, es gibt auch in dieser Entwicklung ein Auf und Ab; ein Ansteigen der Zahl weiblicher Studieren-

Digitized by Google

der, das auch den wenig Eingeweihten erkennen läßt, daß hier Konjunktur und Mode mitsprechen; ein Absinken der Zahl, das zeigt, daß starke äußere Einflüsse dem Zugang hemmend entgegenstehen. Wenn man aber über die Zeitspanne von zwei und drei Jahren hinwegsieht, um dagegen einen Zeitraum von mindestens zehn Jahren zu betrachten, so erkennt man ganz klar, daß das begabte deutsche Mädchen das Hochschulstudium mehr und mehr als die folgerichtige Fortsetzung und Vollendung seiner Ausbildung ansieht. Darin aber vermögen wir keine Zufälligkeit zu sehen. Auch zeitbedingte soziale und wirtschaftliche Umstände können für die Berufswahl nicht allein ausschlaggebend sein, denn sie haben für die Frau meist nur beschränkte Bedeutung. Hier muß sich vielmehr ein Gesetz vollziehen, dessen Anfänge tiefer liegen. Hier muß ein geistiges Verlangen der Frau vorliegen, das seine Erfüllung sucht. Anders ist es nicht zu erklären, daß die Entwicklung trotz aller immer wiedergekehrten Hemmungen so stetig ist.

Wenn wir untersuchen wollen, warum sich eigentlich die Öffentlichkeit von Anfang an gegen das Frauenstudium ausgesprochen hat, so müssen wir dazu folgendes feststellen:

Die erste Forderung der deutschen Frau nach dem Zugang zur Hochschule fiel in die Zeit des Spätbürgertums. Sie war ohne Zweifel revolutionierend, denn sie zielte auf eine für die Frau ganz neue Art der Bildungsmöglichkeit, gegen welche die bisherige Tradition der deutschen Hochschule und des deutschen Frauenlebens stand. Diese Forderung, die bedingt war durch die heftige Umwandlung des sozialen und gesellschaftlichen Lebens, die sich im 19. Jahrhundert anbahnte, wie auch durch das starke Verlangen der Frau nach bester Bildungsmöglichkeit, mußte das spätbürgerliche Denken notwendig erschrecken. Wir wissen, daß das Spätbürgertum die Größe dieser sozialen und gesellschaftlichen Revolution, die sich vorbereitete, nicht erkannte, es übersah auch die wachsende Not der Arbeiterinnen, die innere und äußere Vereinsamung der bürgerlichen, insbesondere der unverheirateten Frau. Es konnte und wollte darum auch nicht sehen, daß die Frau sich helfend und tätig werdend in diese soziale Not einschalten wollte und zur Berufstätigkeit drängte und damit die Berufsausbildung auch auf akademischen Berufsgebieten anstreben mußte. Noch weniger aber erkannte es das Verlangen der Frau nach besseren Bildungsmöglichkeiten an, weil es kein Verständnis für dieses innere Bedürfnis hatte. Nicht zuletzt auch, weil der bürgerliche Mensch ohne Zweifel instinktiv erkannte, daß sich die Frau damit in eine geistige Selbständigkeit hineinbegeben würde, welche die bürgerliche Enge eines Tages notwendig sprengen mußte.

Der Weltkrieg brachte allerdings eine grundsätzliche Auflösung der alten bürgerlichen Ordnung, aber der Weg der Frau zur Hochschule wurde damit nicht leichter. Wohl gewöhnte sich — insbesondere in der Nachkriegszeit — die Öffentlichkeit mehr und mehr daran, daß Frauen ein Hochschulstudium aufnahmen und durchführten. Die Abneigung gegen das Frauenstudium verringerte sich jedoch nicht, sie verstärkte sich sogar, weil sich unter dem verwirrenden Einfluß der Nachkriegszeit auch solche Frauen

Digitized by Google

dem Hochschulstudium zuwandten, die wegen ihrer wenig erfreulichen charakterlichen Haltung und ihres mangelnden Verantwortungsbewußtseins nicht dorthin gehörten.

Die Nachkriegszeit hat deshalb nicht nur eine äußere, sondern vielmehr eine innere Krise des Frauenstudiums herbeigeführt, deren Behebung dem Nationalsozialismus zufiel.

Mit der Machtübernahme schien zuerst das Frauenstudium in Frage gestellt. Es schien in Frage gestellt, weil die Öffentlichkeit weniger denn je die innere Berechtigung dazu einsah. Alte, aus dem Bürgertum übernommene Vorurteile summierten sich mit den Erfahrungen aus der Nachkriegszeit, mit dem unerfreulichen Eindruck von wenigen Studentinnen zwar, der sich aber um so eindringlicher dem Bewußtsein der Öffentlichkeit eingeprägt hatte. Diese Zweifel an dem inneren Wert des Studiums der Frau mußten um so stärker wirken, weil gerade der Nationalsozialismus mit betontem Nachdruck die Frau auf ihre natürliche Aufgabe und Bestimmung hinführte.

Diese sicherlich nicht unbedeutende Krise hat das Frauenstudium überstanden. Wenn wir heute den Weg von fast zehn Jahren übersehen, den seit der Machtübernahme das Frauenstudium beschritten hat, so sehen wir, daß sich jetzt, vielleicht zum erstenmal seit seinem Anfang, auch in der Öffentlichkeit Anerkennung und Verständnis durchsetzen, allerdings noch nicht allgemein durchgesetzt haben. Es wächst vor allem auch das Verständnis dafür, daß das Studium mehr bedeutet als eine Möglichkeit der gehobenen Fachausbildung und damit eine Möglichkeit der Sicherung der sozialen Existenz der berufstätigen Frau, sondern daß sich mit dem Studium für die Frau eine zeitgemäße, außerordentlich wertvolle Möglichkeit der Bildung ihrer Gesamtpersönlichkeit ergeben hat, die, richtig verstanden, niemals ihren fraulichen Aufgaben hinderlich sein kann.

Diesen Erfolg darf die nationalsozialistische Studentin in erster Linie sich selbst zuschreiben. Sie ist unbeirrbar durch alle Krisen ihren Weg gegangen, mit sicherem Instinkt erkennend, daß es nur darauf ankommen würde, die Öffentlichkeit davon zu überzeugen, daß die Fehlentwicklung der Nachkriegszeit, die ebenso auf anderen Gebieten vorliegt, auch für das Frauenstudium keine endgültige Bedeutung haben könne.

Die nationalsozialistische Studentin erkannte auch sehr bald, daß es nicht allein galt, das Frauenstudium in seiner äußeren Existenz zu retten, d. h. dem Mädchen den uneingeschränkten Besuch der Hochschule und die Möglichkeit der Ablegung von Examen zu erhalten. Sie erkannte, daß es für die zukünftige Beantwortung der Frage des Frauenstudiums von viel entscheidenderer Bedeutung sein mußte, der Öffentlichkeit eine neue, positive Vorstellung von der deutschen Studentin zu vermitteln.

Bisher fehlte ein solches einheitliches Bild von der Studentin selbst innerhalb des Studententums, weil es bis dahin keine eigentliche Erziehung der Studentin auf der Hochschule gegeben hatte. Hier wurde der Mangel der studentischen Tradition besonders sichtbar im Hinblick auf das männliche Studententum, welches auf eine einheitliche deutsche Erziehungsgrundlage

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Je mehr die Frau sich zur sittlichen Persönlichkeit entwickelt, um so stolzer schreibt sie das: „Ich dien" auf ihren Schild.

Helene Lange.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Gesamtpersönlichkeit führen, die somit von der Enge der subjektiven Betrachtung zum geschichtsbewußten Denken hingeleitet wird. Das Spätbürgertum mochte es vielleicht besonders liebenswert und reizend finden, die Frau in ihrem oft mehr als unvernünftigem Subjektivismus betrachten zu können. Heute wissen wir, wie ungeheuer wichtig es ist, daß alle deutschen Frauen zu einem geschichtsbewußten Denken erzogen werden. Wenn die Hochschule auch nicht die einzige Möglichkeit dazu bietet, so bietet sie doch eine Möglichkeit, die sich durch ihren hohen Wert besonders auszeichnet, insbesondere dadurch, daß sich heute diese allgemeine Geistesbildung der Hochschule mit der politischen Selbsterziehung des Studententums verbindet. Diese Erziehung ist jung und lebendig, wie die Menschen, die sie sich zu eigen machen. Sie führt immer wieder zurück zu den Fragen der geschichtlichen Gegenwart. Sie verlangt die persönliche Bewährung und Erprobung im praktischen und wissenschaftlichen Einsatz. Hier trifft die Studentin immer wieder mit den Fragen zusammen, die sie als Frau angehen. Sie lernt erkennen, daß alle Kräfte, die ihr als Frau vor dem Mann gegeben sind, durch Selbsterziehung noch mehr gehoben, noch mehr veredelt werden können. Sie wird so allmählich aber sicher zu dem Bewußtsein ihrer Verantwortung als Frau hingeführt, zu ihrem Führungsauftrag, dem sie auf Grund ihrer besonderen Erziehung und auf Grund ihrer geistigen Fähigkeiten nachkommen muß, gleich, ob sie im Beruf oder in der Ehe stehen wird. Sie wird damit auf jenen Platz gestellt, den immer die führenden Frauen in den Zeiten großer geschichtlicher und kultureller Neuwerdung eingenommen haben: den Platz als Hüterin und Trägerin deutscher Sitte und Kultur.

Diese Betrachtung kann jedoch nicht abgeschlossen werden, ohne auch kurz auf die Frage der Berufsausbildung durch die Hochschule einzugehen. Sie betrifft zwar nur ein Teilgebiet der durch die Hochschule gegebenen Bildungsmöglichkeiten, aber sie ist heute, bedingt durch die gegenwärtigen Verhältnisse auf dem Arbeitsmarkt, besonders aktuell.

Es ist deshalb keine Zeit, sich mit dem Für und Wider der Berufstätigkeit der Frau auseinanderzusetzen. Die Frauenberufstätigkeit ist im deutschen wie im übrigen europäischen Wirtschafts- und Berufsleben eine Tatsache, mit der wir rechnen müssen. Die breite Grundlage dieser Frauenerwerbsarbeit ist durch die Millionen Frauen gegeben, die in den Fabriken als Arbeiterinnen und im weiteren Wirtschaftsleben als Angestellte oder auch selbständig tätig sind.

Es steht fest, daß die Frau sich auch in den akademischen Berufsgruppen gut bewährt hat. Die anfängliche Abneigung, die ihr hier entgegengebracht wurde, wurde nicht nur durch die Gewohnheit überwunden, sondern vielmehr dadurch, daß die Ärztin und die Lehrerin sich allmählich als unentbehrlich erwiesen, und daß die Frauen, die sich als Volkswirtinnen, Zeitungswissenschaftlerinnen, Juristinnen und selbst als Technikerinnen im freien Beruf sich einen Arbeitsplatz suchten, sich durch ihr Verantwortungsbewußtsein allgemein Vertrauen erwerben konnten. Dies betrifft jedoch nur die einzelne berufstätige Frau als Einzelfall. Allgemein gesehen bestand und

Digitized by Google.

besteht auch heute noch das Vorurteil gegen die Frau in den akademischen Berufsgruppen weiter.

Die Gründe liegen im wesentlichen in der oben dargelegten unorganischen Entwicklung, die das Frauenstudium durch Weltkrieg und Nachkriegszeit erfahren hat. Das verstärkte Einströmen der Frau in das Berufsleben im Weltkrieg und in der Nachkriegszeit einerseits und der verschärfte Berufskampf, bedingt durch die trostlose wirtschaftliche Lage in der Nachkriegszeit andererseits, haben es insbesondere verursacht, daß die Frau in den akademischen Berufsgruppen als Konkurrentin des Mannes angesehen werden mußte.

Aus dieser gewiß außergewöhnlichen Notzeit her hat man die Abneigung gegen das akademische Berufsleben der Frau auch mit in spätere Jahre übernommen und sie auch lange Zeit dann nicht aufgeben wollen, als sich die Wirtschaftslage für alle günstiger gestaltete. Erst der ausgesprochene Mangel an akademischen Berufskräften in den letzten Jahren hat hier eine entscheidende Veränderung bewirkt: die Nachfrage nach akademisch geschulten Frauen wird auf allen Arbeitsgebieten immer dringlicher. Es ist selbstverständlich, daß damit die Frage der Berufstätigkeit der akademisch geschulten Frau nicht gelöst ist, weil allein die sozial-politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse berücksichtigt worden sind, ohne darauf einzugehen, ob man der Berufstätigkeit der akademisch geschulten Frau auch eine innere Ordnung zu geben vermag.

Diese Möglichkeit einer grundsätzlichen und notwendigen Ordnung sehen wir darin, daß sich die akademische Frauenberufstätigkeit in erster Linie auf solche Gebiete erstreckt, die im natürlichen Lebensbereich der Frau liegen. Zu diesen Gebieten gehört unbestritten der Tätigkeitsbereich der Ärztin, insbesondere der praktischen Ärztin und der Kinderärztin, dazu gehört auch der Beruf der Erzieherin, sowohl der Volksschullehrerin wie der Assessorin oder Studienrätin. Dazu gehören aber auch die vielen Möglichkeiten, die sich seit der Entwicklung der selbständigen Frauenarbeit ergeben haben, Möglichkeiten, die den Einsatz von Akademikerinnen aller Studiengebiete notwendig voraussetzen. Der Aufbau des Deutschen Frauenwerkes, des Frauenamtes der Deutschen Arbeitsfront, der NSV., des weiblichen Arbeitsdienstes und des BDM. wäre nicht denkbar ohne den Einsatz von Frauen mit Hochschulbildung, die neben ihren menschlichen und politischen Fähigkeiten fachliches Können besitzen, um das Gesamtwerk zu stützen. In der Öffentlichkeit besteht ganz allgemein viel zu wenig Kenntnis darüber, wieviel Kräfte hier gebraucht werden und nicht nur, wie allgemein angenommen wird, philologisch oder volkswirtschaftlich geschulte Kräfte zur Durchführung der Schulungs- und Verwaltungsarbeit, sondern auch Chemikerinnen, Juristinnen, Architektinnen, ja selbst — dies allerdings zahlenmäßig beschränkt — Ingenieurinnen.

Eine Lenkung der Berufstätigkeit der Frau in dieser Richtung hat den entschiedenen Vorteil, daß es sich um Aufgaben handelt, an denen die Frau von sich aus interessiert ist, weil sie ihr von Natur aus nahestehen. Sie hat den weiteren nicht zu unterschätzenden Vorteil, daß auch bei eintretenden

Digitized by Google

Digitized by Google

der Korporationen verweisen konnte. Die von Helene Lange gegebene Zielsetzung des Frauenstudiums war längst nicht mehr Allgemeingut der deutschen Studentinnen.

Durch ihr Beispiel — nicht durch Erörterungen — hat die nationalsozialistische Studentin versucht, dieses neue Bild der deutschen Studentin zu formen. Sie hat mit natürlicher Selbstverständlichkeit und Sicherheit sowohl die sozialen und praktischen wie auch die wissenschaftlichen und geistigen Aufgaben, die ihr das Studium stellte, aufgenommen und durchgeführt. Sie hat dadurch immer wieder versucht, die Öffentlichkeit darauf hinzuweisen, daß die deutsche Studentin in erster Linie als deutsche Frau geachtet werden will und deshalb jede geistige und persönliche Extravaganz ablehnt. Statt dessen strebt sie an, durch eine strenge Selbsterziehung in der Gemeinschaft ihrer Kameradinnen Charakter, Geist und Körper zu einer harmonischen Einheit zu führen, um bestes Beispiel eines geschichtsbewußten deutschen Frauentums verkörpern zu können.

Es ist selbstverständlich, daß das Hochschulstudium nicht den einzigen Weg der Persönlichkeitsbildung der Frau darstellt, aber wir dürfen auch ohne Bedenken behaupten, daß die Hochschule auch heute noch die maßgebliche Stätte der Geistesbildung ist. Sie ist sogar heute mehr als das, weil sie auch Stätte der politischen Erziehung des deutschen Studententums ist, die heute nicht nur den männlichen Studenten, sondern durch die ANSt. (Arbeitsgemeinschaft nationalsozialistischer Studentinnen) im NSD.-Studentenbund auch die Studentin erfaßt.

Worin liegt nun der besondere Erziehungswert der Hochschule für die Frau?

Die Hochschule erzieht zu wissenschaftlichem Denken, d. h. zu folgerichtigem und logischem Denken an Hand wissenschaftlicher Fragestellungen auf der Grundlage, die durch die Schule bereits gegeben ist. Die Gegner des Frauenstudiums haben früher dem entgegengehalten, daß der Frau die Begabung zum logischen Denken fehle. Ihre Ansicht ist durch das Studienergebnis vieler Zehntausender von Mädchen widerlegt worden. Heute würden diese Gegner vielleicht antworten, daß die Erziehung zur Verstandesschärfe notwendig dem Reichtum von Gefühl und Gemüt, den seelischen Werten der Frau, Abbruch tun muß. Hiergegen führte die berühmte Anna Maria Schurmann schon im 17. Jahrhundert an, daß eine strenge Denkschulung der Frauen gerade deshalb anzustreben sei, um das oft ins Unbestimmte, ja Uferlose, verströmende Gefühl der Frau durch den kritisch wertenden Gedanken in Zucht zu nehmen, ihm eine edle Form und Ordnung zu geben, die notwendig zu einer Konzentration der Kräfte führen muß.

Das Hochschulstudium erzieht aber nicht nur zu wissenschaftlichem Denken, sondern es vermittelt auch eine Geistesbildung im weiteren Sinne. Es führt den Studenten und die Studentin auf ihrem Studiengebiet heran an Fragen, die einmal die Welt bewegt haben; es vermittelt die Einsicht in die großen Zusammenhänge von Zeit und Raum, von Gedanke und Tat, von Mensch und Geschichte. Diese Erkenntnisse, richtig aufgenommen und richtig gewertet, müssen notwendig zu einer wesentlichen Bildung der

Digitized by Google

Gesamtpersönlichkeit führen, die somit von der Enge der subjektiven Betrachtung zum geschichtsbewußten Denken hingeleitet wird. Das Spätbürgertum mochte es vielleicht besonders liebenswert und reizend finden, die Frau in ihrem oft mehr als unvernünftigem Subjektivismus betrachten zu können. Heute wissen wir, wie ungeheuer wichtig es ist, daß alle deutschen Frauen zu einem geschichtsbewußten Denken erzogen werden. Wenn die Hochschule auch nicht die einzige Möglichkeit dazu bietet, so bietet sie doch eine Möglichkeit, die sich durch ihren hohen Wert besonders auszeichnet, insbesondere dadurch, daß sich heute diese allgemeine Geistesbildung der Hochschule mit der politischen Selbsterziehung des Studententums verbindet. Diese Erziehung ist jung und lebendig, wie die Menschen, die sie sich zu eigen machen. Sie führt immer wieder zurück zu den Fragen der geschichtlichen Gegenwart. Sie verlangt die persönliche Bewährung und Erprobung im praktischen und wissenschaftlichen Einsatz. Hier trifft die Studentin immer wieder mit den Fragen zusammen, die sie als Frau angehen. Sie lernt erkennen, daß alle Kräfte, die ihr als Frau vor dem Mann gegeben sind, durch Selbsterziehung noch mehr gehoben, noch mehr veredelt werden können. Sie wird so allmählich aber sicher zu dem Bewußtsein ihrer Verantwortung als Frau hingeführt, zu ihrem Führungsauftrag, dem sie auf Grund ihrer besonderen Erziehung und auf Grund ihrer geistigen Fähigkeiten nachkommen muß, gleich, ob sie im Beruf oder in der Ehe stehen wird. Sie wird damit auf jenen Platz gestellt, den immer die führenden Frauen in den Zeiten großer geschichtlicher und kultureller Neuwerdung eingenommen haben: den Platz als Hüterin und Trägerin deutscher Sitte und Kultur.

Diese Betrachtung kann jedoch nicht abgeschlossen werden, ohne auch kurz auf die Frage der Berufsausbildung durch die Hochschule einzugehen. Sie betrifft zwar nur ein Teilgebiet der durch die Hochschule gegebenen Bildungsmöglichkeiten, aber sie ist heute, bedingt durch die gegenwärtigen Verhältnisse auf dem Arbeitsmarkt, besonders aktuell.

Es ist deshalb keine Zeit, sich mit dem Für und Wider der Berufstätigkeit der Frau auseinanderzusetzen. Die Frauenberufstätigkeit ist im deutschen wie im übrigen europäischen Wirtschafts- und Berufsleben eine Tatsache, mit der wir rechnen müssen. Die breite Grundlage dieser Frauenerwerbsarbeit ist durch die Millionen Frauen gegeben, die in den Fabriken als Arbeiterinnen und im weiteren Wirtschaftsleben als Angestellte oder auch selbständig tätig sind.

Es steht fest, daß die Frau sich auch in den akademischen Berufsgruppen gut bewährt hat. Die anfängliche Abneigung, die ihr hier entgegengebracht wurde, wurde nicht nur durch die Gewohnheit überwunden, sondern vielmehr dadurch, daß die Ärztin und die Lehrerin sich allmählich als unentbehrlich erwiesen, und daß die Frauen, die sich als Volkswirtinnen, Zeitungswissenschaftlerinnen, Juristinnen und selbst als Technikerinnen im freien Beruf sich einen Arbeitsplatz suchten, sich durch ihr Verantwortungsbewußtsein allgemein Vertrauen erwerben konnten. Dies betrifft jedoch nur die einzelne berufstätige Frau als Einzelfall. Allgemein gesehen bestand und

Digitized by Google

besteht auch heute noch das Vorurteil gegen die Frau in den akademischen Berufsgruppen weiter.

Die Gründe liegen im wesentlichen in der oben dargelegten unorganischen Entwicklung, die das Frauenstudium durch Weltkrieg und Nachkriegszeit erfahren hat. Das verstärkte Einströmen der Frau in das Berufsleben im Weltkrieg und in der Nachkriegszeit einerseits und der verschärfte Berufskampf, bedingt durch die trostlose wirtschaftliche Lage in der Nachkriegszeit andererseits, haben es insbesondere verursacht, daß die Frau in den akademischen Berufsgruppen als Konkurrentin des Mannes angesehen werden mußte.

Aus dieser gewiß außergewöhnlichen Notzeit her hat man die Abneigung gegen das akademische Berufsleben der Frau auch mit in spätere Jahre übernommen und sie auch lange Zeit dann nicht aufgeben wollen, als sich die Wirtschaftslage für alle günstiger gestaltete. Erst der ausgesprochene Mangel an akademischen Berufskräften in den letzten Jahren hat hier eine entscheidende Veränderung bewirkt: die Nachfrage nach akademisch geschulten Frauen wird auf allen Arbeitsgebieten immer dringlicher. Es ist selbstverständlich, daß damit die Frage der Berufstätigkeit der akademisch geschulten Frau nicht gelöst ist, weil allein die sozial-politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse berücksichtigt worden sind, ohne darauf einzugehen, ob man der Berufstätigkeit der akademisch geschulten Frau auch eine innere Ordnung zu geben vermag.

Diese Möglichkeit einer grundsätzlichen und notwendigen Ordnung sehen wir darin, daß sich die akademische Frauenberufstätigkeit in erster Linie auf solche Gebiete erstreckt, die im natürlichen Lebensbereich der Frau liegen. Zu diesen Gebieten gehört unbestritten der Tätigkeitsbereich der Ärztin, insbesondere der praktischen Ärztin und der Kinderärztin, dazu gehört auch der Beruf der Erzieherin, sowohl der Volksschullehrerin wie der Assessorin oder Studienrätin. Dazu gehören aber auch die vielen Möglichkeiten, die sich seit der Entwicklung der selbständigen Frauenarbeit ergeben haben, Möglichkeiten, die den Einsatz von Akademikerinnen aller Studiengebiete notwendig voraussetzen. Der Aufbau des Deutschen Frauenwerkes, des Frauenamtes der Deutschen Arbeitsfront, der NSV., des weiblichen Arbeitsdienstes und des BDM. wäre nicht denkbar ohne den Einsatz von Frauen mit Hochschulbildung, die neben ihren menschlichen und politischen Fähigkeiten fachliches Können besitzen, um das Gesamtwerk zu stützen. In der Öffentlichkeit besteht ganz allgemein viel zu wenig Kenntnis darüber, wieviel Kräfte hier gebraucht werden und nicht nur, wie allgemein angenommen wird, philologisch oder volkswirtschaftlich geschulte Kräfte zur Durchführung der Schulungs- und Verwaltungsarbeit, sondern auch Chemikerinnen, Juristinnen, Architektinnen, ja selbst — dies allerdings zahlenmäßig beschränkt — Ingenieurinnen.

Eine Lenkung der Berufstätigkeit der Frau in dieser Richtung hat den entschiedenen Vorteil, daß es sich um Aufgaben handelt, an denen die Frau von sich aus interessiert ist, weil sie ihr von Natur aus nahestehen. Sie hat den weiteren nicht zu unterschätzenden Vorteil, daß auch bei eintretenden

Digitized by Google

Konjunkturschwankungen normalerweise kein Konkurrenzverhältnis zum Mann entstehen kann.

Es ist selbstverständlich, daß sich nicht alle akademisch geschulten Frauen diesen Berufsgruppen zuwenden werden. Die Eignung der Frau oder auch Zufälligkeiten bei der Suche nach einer Stellung werden es immer mit sich bringen, daß sich eine große Zahl von Frauen in der Industrie, im Wirtschafts- oder Gewerbeleben um eine Berufsmöglichkeit bemüht, die ihrer Wesensart nach nicht speziell der Frau vorbehalten ist.

Wenn in vergangenen Jahrzehnten diese Tatsache zu den bereits erwähnten Schwierigkeiten geführt hat, so sind solche weder in der Gegenwart noch in der weiteren Zukunft zu erwarten, vielmehr ist der Bedarf nach Sicherung des akademischen Nachwuchses heute so stark, daß hier das zur Verfügung stehende Kontingent an Frauen zwar nicht einen entscheidenden, aber doch einen nicht zu unterschätzenden Faktor darstellen wird.

Nicht unerwähnt bleiben darf dabei auch die Tatsache, daß normalerweise die Einschaltung der verheirateten Frau im akademischen Berufsleben eher möglich sein wird als in anderen Berufsgruppen. Leichter als in anderen Berufsgruppen kann hier die halbtägige Beschäftigung durchgeführt werden. Bestimmte wissenschaftliche oder rein geistig ausgerichtete Arbeiten werden es sogar gestatten, daß sie die Frau zu Hause erledigt. Die körperliche Beanspruchung der Frau wird meistens weniger stark sein als in den praktischen Berufen, da sich die akademischen Berufsgruppen im allgemeinen stärker an die geistige als an die körperliche Kraft wenden.

Das Hochschulstudium gibt somit heute der Frau Bildungs- und Ausbildungsmöglichkeiten, auf die wir weder verzichten können noch verzichten wollen. Richtig verstanden und durchgeführt vermittelt das Hochschulstudium sowohl eine wertvolle Charakter- und Geistesbildung, wie auch eine ausgezeichnete höhere Fachbildung, die ihren Träger zu einer geschichts- und verantwortungsbewußten Lebenshaltung verpflichtet, wie sie auch Voraussetzung sind für die zukünftige Sicherung der wiedergewonnenen deutschen Rechte in der Welt.

Digitized by Google

Dr. Magda Menzerath:

Europäische Frauenorganisationsformen

So wie das Prinzip nationalsozialistischer Volksordnung sich schon heute als das in unserem Raum tragfähigste Fundament organischer Volksgliederung erwiesen hat, so zeigt auch die nationalsozialistische Frauenbewegung in ihrer Gestaltung vorbildliche Wege für die Erfassung der Frauen des europäischen Lebenskreises auf. Daß die NS.-Frauenschaft im entscheidenden Sinne modern, das heißt, zeitgemäß und schulemachend ist, bedarf des Beweises nicht. Wenn die deutsche Frauenbewegung heute führend in Europa zu sein vermag, verdankt sie dies jenen Frauen, die gegen tausend Widerstände Mädchenbildung, Frauenberufstätigkeit und Sozialarbeit durchgesetzt haben. Daß sie die Führung übernommen hat, ist ausschließliches Verdienst der Reichsfrauenführerin, deren Intuition die Stunde festhielt, in der die Umstellung der organisatorischen Frauentätigkeit auf echte Breitenarbeit beschlossen war.

Was die deutsche Frauenorganisation früheren Frauengenerationen verdankt, verdeutlicht die Beschäftigung mit den europäischen Schwesterverbänden. Welchen Rang sie einnimmt, zeigt ebenfalls am besten der Vergleich. Ein Querschnitt durch die derzeitigen europäischen Frauenverbände zeigt — gespenstisch fast — die historischen Stufen, die die Frauenbewegung durchlaufen hat. Die früheste Form fraulichen Zusammenschließens ist heute in Rumänien vertreten. Noch kann hier nicht von Bewegung gesprochen werden, denn es fehlt der Wille, der Menschen formen will, es fehlt vor allem der in der Frauenbewegung entscheidende soziale Änderungswille. Doch ist eine Verbindung von Frauen auf jener Grundlage entstanden, die wir geneigt sind die charitative zu nennen. Stets waren es große völkische Ereignisse oder Prozesse, die die Frauenvereinsbildung auslösten: Kriege, Revolutionen oder Umwälzungen wie die Industrialisierung und der Frühkapitalismus. Ein Jahr besteht nun das Conciliu de Patronaj und es sah schon Krieg, Revolution und Naturkatastrophen. Die rumänischen Frauenaufgaben sind damit weitgehend umrissen: Verwundetenpflege, Waisenbetreuung, Flüchtlingshilfe. In die Zukunft weist vorläufig nur die geplante Landfrauenarbeit, die über die Erntekindergärten sozial und über die Volkskunst kulturell wirken will. Alle Anfangsschwierigkeiten sind noch zu überstehen. Das Fehlen ausgebildeter Sozialkräfte erschwert die Arbeit sehr. Ohne den Rückgriff auf die nach Reichsvorbild aufgebaute volksdeutsche Frauenarbeit dürfte den Anforderungen der Verwundetenhilfe schwerlich nachzukommen sein. Dabei soll nicht übersehen werden, daß Rumänien schon über eine gewisse Anzahl von Frauen geschaffener sozialer Einrichtungen verfügt. Sie sind bezeichnenderweise oft ausländischen Ursprungs. Die größte Bedeutung besitzen die von den Köni-

Digitized by Google

ginnen geschaffenen Institutionen. Das Conciliu de Patronaj, in seiner anderen Funktion eine halbstaatliche Spendenorganisation, wird von der Gattin des Marschalls Antonescu geführt.

Nicht mehr vertreten in Europa, es sei denn in Finnland, das hier aus bestimmten Erwägungen anders eingeordnet wurde, ist jene Zeit der großen Frauenpersönlichkeiten, die aus echter sozialer Leidenschaft und in klar erkannter nationaler Verantwortung sich die Einordnung der Frauen in die großen völkischen Aufgaben dieser Epoche zum Ziel gesetzt haben. Dafür ist die folgende Periode der Nachkommenden, der tüchtigen Fachleute ohne schöpferische Kraft, deren Los es ist, die Zersplitterung zu säen und die Anhängerschaft der Jugend zu verlieren, in mehreren europäischen Ländern zu studieren. In Dänemark und Bulgarien kämpft man um Frauenrechte und erwirbt sich Verdienste durch den Ausbau der allgemeinen Mädchenbildung, der sozialen und handwerklichen Fachschulen. Der Wohltätigkeit sind in zahllosen Vereinen keine Schranken gesetzt. Dieser Zustand kennzeichnete bis vor kurzem ebenfalls Norwegen, die Niederlande und Frankreich, in denen jetzt neue Wege gesucht werden, in den Niederlanden und in Norwegen auf nationalsozialistischer Grundlage. Die Situation der Frauenbewegung in Frankreich ist genau so ungeklärt wie die gesamte innenpolitische Lage. Die Vermutung spricht dafür, daß in einem Staat, der besonderes Gewicht auf die Erhaltung der Familie legt, den Frauen wesentliche Aufgaben zugewiesen werden. Dies ist um so eher möglich, da Frankreich gerade auf dem in Frage kommenden Gebiet eine vorzügliche Leistung seiner Frauenverbände aufzuweisen hat.

Bemerkenswert ist in dieser Gruppe vor allem Bulgarien. Seine Frauenorganisation, der Bulgarische Frauenbund, durchlebt soeben seine kritische Zeit. Er besitzt an sich alle Voraussetzungen dazu, seine ganze Kraft in eine neue Form überführen zu können, die auch die Jugend zu binden vermag. Er hat sich vor allem auf dem Gebiet der Mädchenbildung große Verdienste erworben. So besitzt er die einzige unseren Volkspflegerinnenseminaren vergleichbare soziale Frauenhochschule Bulgariens und unterhält aus eigenen Mitteln den überwiegenden Teil der Werk- und Fachschulen für Mädchen. Seine leitenden Persönlichkeiten sind ihren Fachgebieten entsprechend in die zuständigen Ministerien eingeschaltet. Da der Bulgarische Frauenbund seit dem Anfang des 20. Jahrhunderts die während der bulgarischen Freiheitskriege entstandenen Frauenvereine zusammenfaßt, ist er von seiner Entstehung an eine eindeutig nationale Organisation. Es müßte daher eigentlich möglich sein, den Bund in eine zeitgemäße Volksorganisation zu überführen und damit einmal die Kontinuität der Frauenarbeit zu sichern. Tatsächlich erscheint es jedoch fast unmöglich, in einem Mehrparteienstaat eine Frauenorganisation zu schaffen, die den Charakter einer Volksbewegung hat. Bisher ist dies erst einmal gelungen, in Finnland, allerdings als Folge einer tätlichen Bedrohung der Nation.

Interessant ist auch der Versuch, den Ungarn zur Zeit durchführt. Seit zwei Jahren sind dort unter Leitung von Frau Keresztes-Fischer alle Einzelvereine in der Arbeitsgemeinschaft ungarischer Frauenvereine zusammen-

Digitized by Google

geschlossen. Die Bindung entstand als Folge zweier Gesetze, des Landesverteidigungsgesetzes von 1939, das für den Notfall eine Arbeitspflicht der Frauen vorsah, und des Volks- und Familienschutzgesetzes von 1940, das durch die institutionelle Lösung der sozialen Frage die bisher vor allem auf die Wohltätigkeit gerichteten Frauenvereine mehr auf die sozialerzieherische Tätigkeit hinlenkte. Der Einfluß des Staates ist unverkennbar. Ob die derzeitige ungarische Organisationsform historisch der üblichen Bildung von Dachverbänden in der alten Frauenbewegung entspricht, oder ob sie ein Übergang zu modernen Organisationsprinzipien bilden wird, ist noch nicht völlig abzusehen. Für die letzte Lösung spricht, daß der Arbeitsgemeinschaft Aufgaben von nationaler Verbindlichkeit zugewiesen wurden, so die Vorbereitung des Fraueneinsatzes für den Krieg. Dagegen spricht allerdings die unentwickelte Arbeitsform, der das weitverzweigte Netz einheitlicher unterer Dienststellen, die die Voraussetzung einer gleichmäßigen Durchdringung sind, und wohl auch die ausreichende Anzahl Fachkräfte fehlen.

In der im Augenblick wohl interessantesten Situation dürfte sich, historisch gesehen, Finnland befinden. Es besitzt die älteste Volksorganisation der Frauen, die es gibt, den 1919 gegründeten Lotta-Svärd-Verband. Und es hält noch das gesamte Vereinswesen aufrecht, das für die alte Frauenbewegung kennzeichnend ist. Im Nationalbund der finnischen Frauen ist der Lotta-Svärd-Verein wohl der größte, aber doch nur einer unter vielen. Möglich ist dies, weil Lotta-Svärd sich nicht in dem Kreis, an den er sich wendet, aber in den Aufgaben, die er sich stellt, beschränkt, und zwar auf rein militärische Hilfeleistung. In der Leiterin des Lotta-Svärd-Verbandes, Fanny Luukkonen, besitzt Finnland eine der bedeutendsten europäischen Frauenpersönlichkeiten. Sie steht zwischen den Generationen, gehört schon nicht mehr zu den großen Alten und ist eine Generation voraus, wenn auch in der Arbeitsweise sehr verwandt den beiden anderen Frauen, die heute Europa repräsentieren, Gertrud Scholtz-Klink und Pilar Primo de Rivera.

Wenn man von einer Betrachtung der schwedischen und schweizerischen Frauenverbände alten Stils absieht, die trotz ihrer im einzelnen ausgezeichneten Leistungen heute für die Entwicklung der europäischen Frauenbewegung ohne Bedeutung sind, verbleiben im wesentlichen die großen Frauenorganisationen Deutschlands, Italiens und Spaniens sowie die im Aufbau begriffene nationalsozialistische Frauenbewegung in den Niederlanden und in Norwegen. In ihnen sehen wir die Organisationsform der Zukunft verwirklicht, am klarsten in Deutschland. Daß Italien den zeitlichen Vorsprung nicht zum organisatorischen ausweiten konnte, dürfte ebenso daran liegen, daß der italienischen Organisation die frauliche Leitung fehlt, wie daran, daß der Zwang zur organisatorischen Leistung in Deutschland mit seinem komplizierteren sozialen Gefüge größer war. Die stärkere Loslösung der deutschen Frau aus ihrem häuslichen Lebenskreis verlangt als Gegengewicht eine intensivere Befassung mit Erziehungs- und Betreuungsfragen als dies für die italienische notwendig ist. Es ist kein Zufall, daß die entscheidenden Stationen in der Entwicklung der Frauenzusammenschlüsse von Frauen der nordischen Völker vorbereitet wurden.

Digitized by Google

Die NS.-Frauenorganisationen begannen und beginnen alle mit ideologischer, politischer und propagandistischer Arbeit im Rahmen der Erneuerungsbewegung des jeweiligen Volkes. Daneben übernehmen sie die elementaren sozialen Dienste. Erst mit dem Durchbruch der Gesamtbewegung zur Verantwortung betrachten sie sich als die Sprecherinnen und Beauftragten der Frauen ihres Volkes. Geformt und mit einem eigenen Inhalt gefüllt wurden ihre Organisationen erst nach der Machtübernahme. Das ist der Augenblick, in dem sie die Vorarbeit früherer Frauenorganisationen, soweit sie darauf, wie in den nordischen Staaten, zurückgreifen können, in ihre Tätigkeit einbeziehen. Ebensowenig wie heute unsere Frauenarbeit denkbar wäre ohne die große Anzahl von Fachkräften, deren Ausbildung auf Lyzeen, Fachschulen und Universität die Alten erkämpft haben, ebensowenig ist sie denkbar ohne die nationalsozialistische Partei, die durch ihre vertikale Gliederung die Breitenarbeit ermöglicht, die die heutige und künftige Frauenarbeit kennzeichnet. Die selbständige Leistung der jetzigen deutschen Frauengeneration besteht im horizontalen Aufbau ihrer Organisation, in der Aufgabengestaltung. Hier ist es das entscheidende Verdienst der Reichsfrauenführerin, frühzeitig erkannt zu haben, daß die reine Sozialarbeit der Frauen, die bisher ihre vornehmste Leistung war, keine Zukunft mehr hat, da die Entwicklung dahin geht, diese als Aufgabe der Gesamtnation zu betrachten, die der Staat mittelbar oder unmittelbar für sich beansprucht. Frau Scholtz-Klink hat vom ersten Tage an in ihre Arbeit vor die soziale Hilfe die Erziehung gesetzt, und damit für die nächste Zukunft die Richtung gewiesen. Das Ergebnis ist nicht nur die modernste, sondern auch die umfassendste und einsatzfähigste Frauenorganisation der Welt.

Digitized by Google

An die Halben

Was trinkt ihr Wein aus amethyst'ner Schale?
Lebt ihr das Leben, spürt auch seinen Rausch!
Man trägt nicht Wunden ohne ihre Male,
Lieb ohne Leiden gleicht getrag'nem Tausch.

Seid nicht so feige, ach, ihr Vielgeschmückten,
Ihr reich besternten, von euch Auserwählten!
Nur, die ihn litten, sind's, die Gott entzückten!
Den Becher tranken ganz stets die Beseelten.

Und beugt euch nicht, und zittert nicht dem Schmerz!
Die Arme breitet, tragt die Stirnen freier!
Nur in der Flamme läutert sich das Erz.
Nur den Durchglühten stimmt ein Gott die Leier!

Ruth Köhler-Irrgang

Digitized by Google

Abendstille

Der heiße Tag ist matt hinabgesunken,
und Schwüle wandelt sich in frischen Hauch.
Der Bäume Spitzen zittern leise trunken.
So tief und dürstend atmen wir nun auch.

Und immer tiefer sinkt die Nacht herein.
Durch dunkle Bäume glüht ein letztes Rot.
Ein Schimmer Gold lebt noch im Glas voll Wein.
Dann lischt auch der. Die Farben sind nun tot.

Vom Straßenunten tönt es ohne Pause
von Heimwärtsschritten, die sehr müde sind.
Bei uns ist Stille. Nur vom Nachbarhause
klingt es herüber, sanft — es singt ein Kind.

Am dunkelblauen weiten Himmel wacht
ein Stern erst auf, dann mehr und immer mehr.
Vieltausendblumig blüht die Sommernacht.
O Frieden. Größe. Alles, was zu schwer,

löst sich in Andacht, tiefe sternerfüllte.
Es schweigt der Wunsch und jegliches Begehr,
und freundlich stehn, als stiller noch Gestillte,
der Abgeschiednen Seelen um uns her.

Eleonore Lorenz

Digitized by Google

Brücke und Straße

Über dem weithin gebreiteten Tal
stehen die Pfeilergebäude,
tragen den Bogen aus schimmerndem Stahl,
schwingenden Ausdruck der Freude.

Kraft, die mit Würde und Anmut gepaart,
Technik zur Schönheit erhoben,
hat unseres Wagens schwebende Fahrt
fliegend den Weiten verwoben.

Endelos wirft sich das silberne Band,
Straße und Brücke der Träume,
über die Felder, die Wälder ins Land,
und es entschwinden die Räume —

denn alle Weite rückt greifbar nah,
fast wie entgegengetragen.
O Schönheit, die leuchtend das Auge sah
aus ruhig gleitendem Wagen!

Bläue des Abends fiel über die Welt,
aufglühten die ersten Sterne —
vorn in dem Dämmer über dem Feld
küßte die Straße die Ferne.

Eleonore Lorenz

Digitized by Google

Gemeinschaft

Wenn nur ein Blatt sich bewegt,
fühlt schon der Zweig leises Wanken;
wenn nur ein Zweig zuviel trägt,
zittert des Astes Erschwanken;

beugt sich der Ast in den Wind,
biegt sich der Baum seinem Rütteln;
alle die anderen sind
Brüder schon kommendem Schütteln.

Selber das winzigste Ding
greift in das große Geschehen.
Mit ihm, so klein und gering,
müssen die anderen gehen.

Eleonore Lorenz

Digitized by Google

Tänzerin

(Statue von Kolbe)

Du lösest deine Fersen von der Erde,
Um weit und schwingend durch den Raum zu schreiten,
Und jeder Schritt ist voller Zärtlichkeiten.
Mit deiner Arme träumender Gebärde
Kannst schwebend du den Raum um dich erfassen,
Du willst so ganz vom Tanz dich tragen lassen
Und sei der Raum auch voll Unendlichkeiten.

So tief versunken in gelöstes Schwingen
Ist nun dein Haupt nicht mehr des Körpers Steigung, —
Es glitt zur Seite in verzückter Neigung,
Und du hörst ewge Harmonien klingen.
Ganz losgelöst und innig hingegeben,
Seh' ich dich, Schwere überwindend, selig gleiten,
Und deine Hand mit zärtlichem Erheben,
Sie ruft uns alle mit zu deinen Weiten.

Elli Ruttke

Digitized by Google

Kritik der Zeit

Seegeltung oder Kontinentalpolitik?

Gerade in den Tagen der scheinbaren Atempause im Vormarsch der deutschen Heere besinnt sich der Betrachter leichter des Erreichten. Er sieht einerseits die europäische Seeküste vom Nordkap bis zur Biskaya unter deutscher Kontrolle. Er sieht anderseits die Weite des heute bereits fest in deutscher Hand liegenden Ostraums, der der Durchformung und Ordnung harrt, die wir allein dort zu schaffen vermögen. Dort ist in jeder Beziehung ein Aufbau zu beginnen, der voraussetzungslos ist. Voraussetzungslos deshalb, weil dort die Menschen und das Land die Beziehung zueinander verloren haben. Weil an die Stelle einer führenden Schicht, die unbeschadet ihrer Fehler, doch ein Inbegriff von Traditionen und Bindungen gewesen ist, eine andere getreten ist, der nichts fremder ist als Bindung und Tradition. Und weil es wahrlich nicht nur dem Soldaten auf seinem Vormarsch so scheint, nein, weil es so ist, daß dort die menschlichen Wesen selbst des armseligen Sinnes beraubt sind, den ihre Existenz auch in der Tiefe der Armut und Kulturfremdheit noch hatte. Diese Wesen sind nicht mehr fähig, eine echte Ordnung zu bilden, wenn sie es jemals waren. Und es kommt uns hier die Erinnerung an die Überlieferung, daß vor tausend Jahren die Bewohner dieser Länder die Waräger riefen mit den Worten: „Es ist keine Ordnung in diesem Land. Kommt und herrscht!"

Das Volk ohne Raum hat den Raum gefunden, in dem es leben kann. Damit wird vieles Denken und vieles Planen sein Ende finden, das aus dieser Raumnot geboren, Auswege suchte, wo sie überhaupt noch gedacht werden konnten. Zu dem Zurückfallen dieser Pläne in den Bereich des Unnötig-Gewordenen gehört mancherlei, das feststehend geworden war, wenngleich wir uns bisher schon bemühten, es zu stürzen. Nehmen wir das Beispiel der Auswanderung: wieviel bestes Blut haben wir durch sie über See verloren? Und doch, wie feststehend war noch vor wenigen Jahren der Betrieb der Schiffahrts-Agenturen in den kleinsten Orten des deutschen Südostens gegründet auf die Raumnot, auf den Bevölkerungsdruck, der gerade die bäuerliche Bevölkerung außer Landes trieb. Dies aber zu einer Zeit, da in der nordwestlichen Ecke des deutschen Lebensraumes jene stille Revolution ihren Anfang nahm, die wir als den Angriff des Reichsarbeitsdienstes auf das Emsland kennen, und die innerhalb des Lebensraumes wieder echten Volksboden schaffen wollte.

Bis vor wenigen Jahren aber sind die Auswandererdampfer mit deutschen Menschen aus den Tiroler Bergen und dem Sudetenland, dem Burgenland und dem steirischen Unterland in See gegangen, mit Menschen, die sich die Heimat und den Willen zum Zusammenbleiben mit ihren Volksgenossen aus dem Herzen reißen mußten, wenn sie dem nackten Hunger entrinnen wollten, den irgendeine „Innenpolitik" über sie verhängt hatte. Es war nicht zuletzt dies der Grund, der dem Kampf des Reichsarbeitsdienstes um die Nahrungsfreiheit des damaligen deutschen Raumes zumal in den Alpen- und Donaugauen so tiefes Verständnis sicherte. — Heute zeichnet sich in der Planung unserer Zukunft immer deutlicher ein bislang unbekannter Zustand ab: das Ausreichen des Lebensraumes. Die Nahrungsfreiheit, die Siedlungsfreiheit, die Rohstoffgrundlage — es sind alles dies Teile zu einer Zukunft, die wir heute noch nicht ermessen können und irgendwie auch nicht ermessen wollen, denn wir pflegen niemals vor dem Endsieg zu träumen, schon, um die Kraft für die letzte Anstrengung beisammen zu halten.

Digitized by Google

Dennoch wissen wir heute schon das eine: unsere ganze Kraft wird von der Aufgabe, diesen Raum zu durchdringen, in Anspruch genommen werden, für Zeiten, die wir nicht ausdenken wollen. Dieser sichere, große Raum wird uns für alle Zeiten aber, wenn sich wieder ein Gegner finden sollte, der ihn uns neidet, davor bewahren, daß dieser Gegner uns Nahrung und Welt absperren zu können glaubt. Er wird unserem Volkstum die Wucht verleihen, daß wir endlich wieder das Reich werden können. Dieses Wissen flackert in den Gesprächen unserer Tage immer wieder auf. Alles drängt nach der inneren Bereitschaft für diese Aufgabe, nach der großen Konzentration auf sie. Jeder will sich ganz für sie bereitstellen und über ihr alles rundum vergessen, wie es uns ja immer eigen war, wenn wir schaffen durften. Dies ist das Motiv einer Erscheinung, von der wir nun sprechen wollen. Handelte es sich bei ihr um nichts anderes als um die zunehmende Häufigkeit eines Schlagwortes — es wäre die Zeit wohl zu stark, um müssige Diskussionen über dieses Schlagwort zuzulassen. Es geht aber um mehr: es geht um eine kompromißlose, innere Haltung, die dieses Wort von uns verlangen will, wenn wir an die Zukunft denken. Und dieses Wort ist gefährlich, wenn es oberflächlich bloß nach einer der vielen Bedeutungen genommen wird, die ihm als Fremdwort innewohnen. Das Wort heißt Kontinentalpolitik.

Gerade in der Diskussion der letzten Zeit ist das Wort „kontinental" so oft in verschiedenem Sinne gebraucht worden, daß man die Verwirrung, die wir befürchteten, feststellen konnte. Versucht man, den „kontinentalen" Gedankengang zu Ende zu denken, so entdeckt man jedenfalls, daß dieses Wort von seiner ursprünglichen Verdeutschung als „festländisch" so weit zum Programmatischen hin abgerückt ist, daß man sich mit ihm beschäftigen muß.

Zu dem Wort läßt sich ein Gegenwort vorerst ganz sicher feststellen: das Wort „weltpolitisch". Dieses Wort ist zweifellos in der deutschen Geschichte unheilvoll gewesen. Und zwar wurde es unheilvoll, weil man es falsch verstand, weil man insbesondere seine Konsequenzen nicht auf das Artgemäße zurückzuführen, sondern ins Ungemessene zu steigern versuchte. Gemeint ist die folgenreiche Weltpolitik des Deutschen Reiches der Jahrhundertwende, das aus der Konzentration des Bismarckschen Aufbaues aufgebrochen, sich ungehindert jenem „Weltdrang" hingab, der es zu früh und zu spät in alle jene Komplikationen brachte, die zum Zusammenbruch führten. Aus jener Zeit kennen wir eine ganze Anzahl von Versuchen, die „Welt" darzustellen als das persönlichste Interessengebiet jedes einzelnen Deutschen, ausartend in einem „Weltgefühl", das in seiner ganzen Arglosigkeit von unseren Gegnern immerhin als hinreichendes Argument des deutschen Imperialismus gewertet wurde.

Nicht zuletzt dieser Blick in die Geschichte mag es sein, der nun unter dem Schlagwort „Kontinentalpolitik" zu einer geistigen Bewegung hinführt, die man als „Weltabkehr" bezeichnen könnte. Kontinentalpolitik meint in diesem Sinne sowohl die Schaffung und Durchformung eines geschlossenen, festländischen Lebensraumes, wie auch die Beschränkung auf diesen Raum. Damit wird der Mythus des Reiches als rassisch bedingtes Raumbewußtsein des deutschen Volkes ideell begrenzt. Diese ideelle Begrenzung ist gut und richtig. Wenn wir gesiegt haben werden, dann ist uns unser berechtigtes Kraftgefühl viel zu gut dazu, uns wieder „verströmend" der Welt hinzugeben. Allerdings ist der Nationalsozialismus, der uns zu diesem Siege geführt hat, schon im Wesen so sehr Konzentration auf das Eigene und Echte, daß er sich vornehmlich immer auf den inneren Bau einer Nation ausgewirkt hat und auswirken wird und ihre äußere Geltung als Ergebnis ihrer inneren Geschlossenheit und Wucht sieht. Anderseits

Digitized by Google

aber ist er viel zu wirklich und wahr in diesem, seinem Wesen, als daß er je die äußeren Konsequenzen der inneren Gestaltung übersehen könnte.

Und diese Gefahr liegt nahe, wenn wir über dem Willen zur Konzentration auf den Lebensraum übersehen, daß dieser Lebensraum in der Welt liegt, daß er in bestimmten Verhältnissen sich je nach der Art der Durchformung des eigenen Lebensraumes wird auswirken müssen.

Ist es nun ein Kampf gegen Windmühlen, wenn wir gegen eine Überspitzung der „kontinentalen Haltung" Bedenken haben, und sind es nur Selbstverständlichkeiten, die wir aussprechen, so ist es gut so. Aber es ist doch mehr. Das Bewußtsein unserer neuen, kontinentalen Stellung wird das alte politische Bewußtsein vom Volk ohne Raum zwischen übermächtigen Feinden ablösen, und, seiner neuen Art entsprechend, neue Forderungen an uns stellen. Es ist aber wesentlich, daß wir eines sehen: zu dem Reichsbewußtsein gehört Weltbewußtsein.

Der Mythus vom Reich ist das deutsche Bewußtsein, berufen zu sein, zur Führung und Ordnung in einem vorgegebenen Raum. Er ist die politische Ausformung des Ordnungs- und Schöpferwillens der nordischen Rasse und ist dadurch wesentlich getrennt von jeder bloß intellektuell überzeugenden Staatsidee. Ihm ist untergeordnet sowohl der Wille, der Verantwortung für den Reichsraum entsprechend, auch Macht im Reichsraum zu haben, wie auch der Wille, zur verantwortlichen Darstellung dieses Raumes nach außen. Dieser letztere Wille, der Teil des Reichsbewußtseins ist, ist Folge des Weltbewußtseins, das damit Bedingung und Voraussetzung der Haltung ist, die der Sieg von uns verlangt. Der Wille zur Geltung ist die notwendige Folge des Bewußtseins unserer Stellung in der Welt.

Es ist in diesem Rahmen nicht möglich, diese knappen Grundsätze länger zu erörtern. Sie haben den Charakter der Selbstverständlichkeit, wie alles rassisch Entsprechende, und können daher auch der logischen Durcharbeitung entbehren. Allerdings ist eine Frage zur weiteren Durchführung unseres Gedankenganges wesentlich: Kann von einem mythischen Weltbewußtsein der Deutschen gesprochen werden, oder ist die Notwendigkeit, sich der Welt bewußt zu sein, nur mit den Mitteln der Logik zu beweisen? Vorweg ist zu sagen, daß die logische Folgerung ebenso klar ist: Die Stellung, die das Reich in der Welt durch die Wucht seiner inneren Durchformung haben wird, bedingt ganz einfach die Notwendigkeit für uns, uns dieser Welt bewußt zu bleiben. Das wäre mit beliebig vielen realpolitischen Erörterungen beweisbar. Das mythische Weltbewußtsein aber ist auch für sich allein festzustellen aus der Erforschung der — rassisch bedingten — Haltung unseres Volkes und damit des deutschen Menschen zur Welt in seiner Geschichte.

Wir können hier nur erinnern und Einzelzüge aufzeigen, die dieses spezifisch nordische Weltbewußtsein im deutschen Menschen immer wieder zeigen. Das unheilvolle Echo, das die „weltpolitische Haltung" der deutschen Staatsleitung vor dem Weltkrieg im deutschen Volk fand, der spezifisch deutsche „Drang in die Ferne", der in dieser Zeit unzählige Einzelaktionen gebar, die vielleicht die Politik geradezu mitgerissen haben, zeigt dies mit der gleichen Deutlichkeit, mit der schon die Fahrten der Wikinger nach Winland und Byzanz, die Hanse, die Fernarbeit der oberdeutschen Handelshäuser, die Auswanderungsbewegung und die weltweite Forschungstätigkeit der deutschen Wissenschaft eine bestimmte „deutsche Stellung zur Welt" lehren. Diese deutsche Stellung zur Welt ist bedingt von dem Schöpferwillen, dem Leistungswillen und dem Ordnungswillen des deutschen Menschen, bedroht aber auch von seiner Fähigkeit, sich in die Aufgaben, die sich ihm bieten, so ganz zu ver-

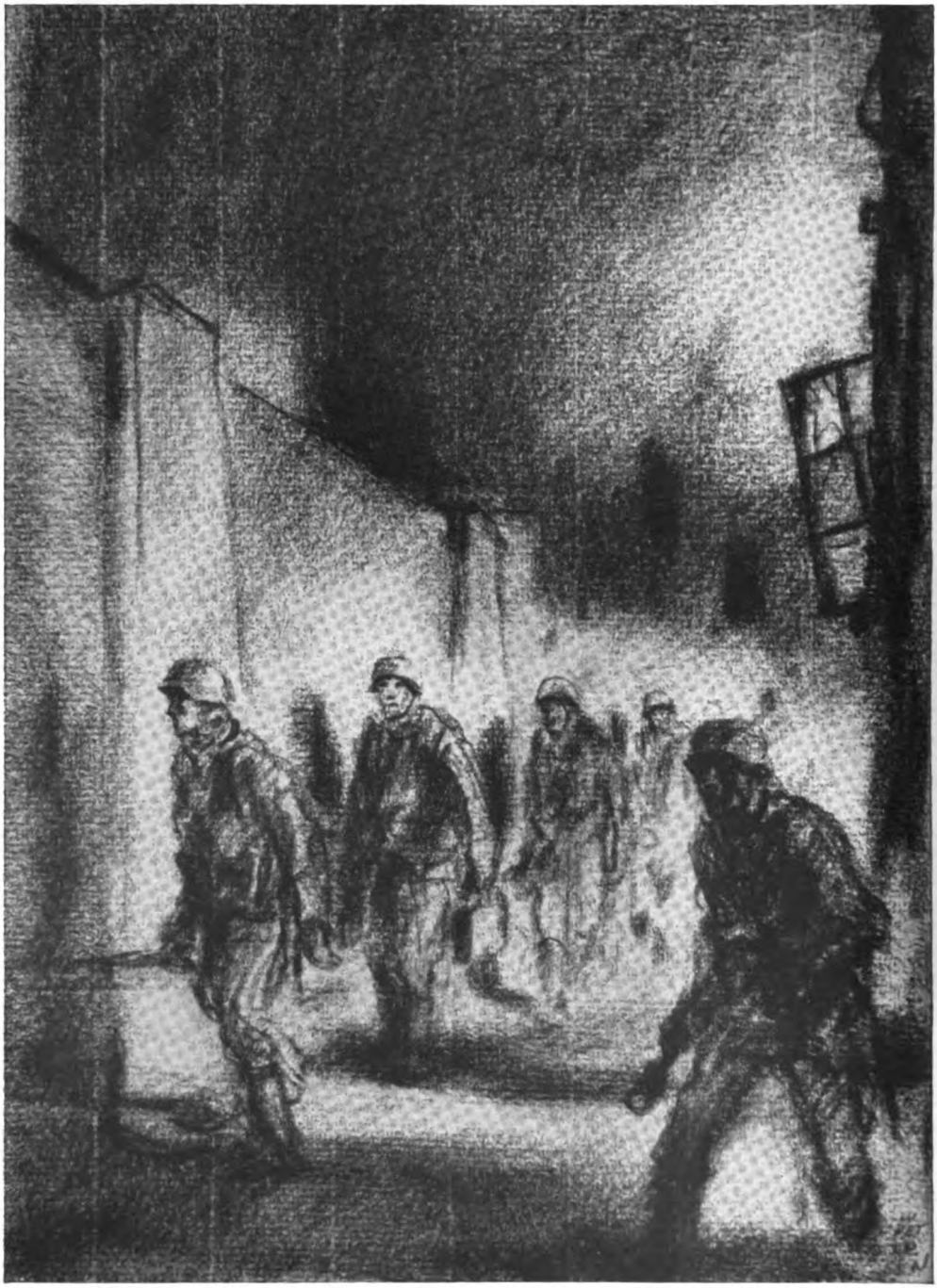
Digitized by Google

Die Front im Osten

Zeichnungen des ᛋᛋ-Kriegsberichters Professor

Wilhelm Petersen

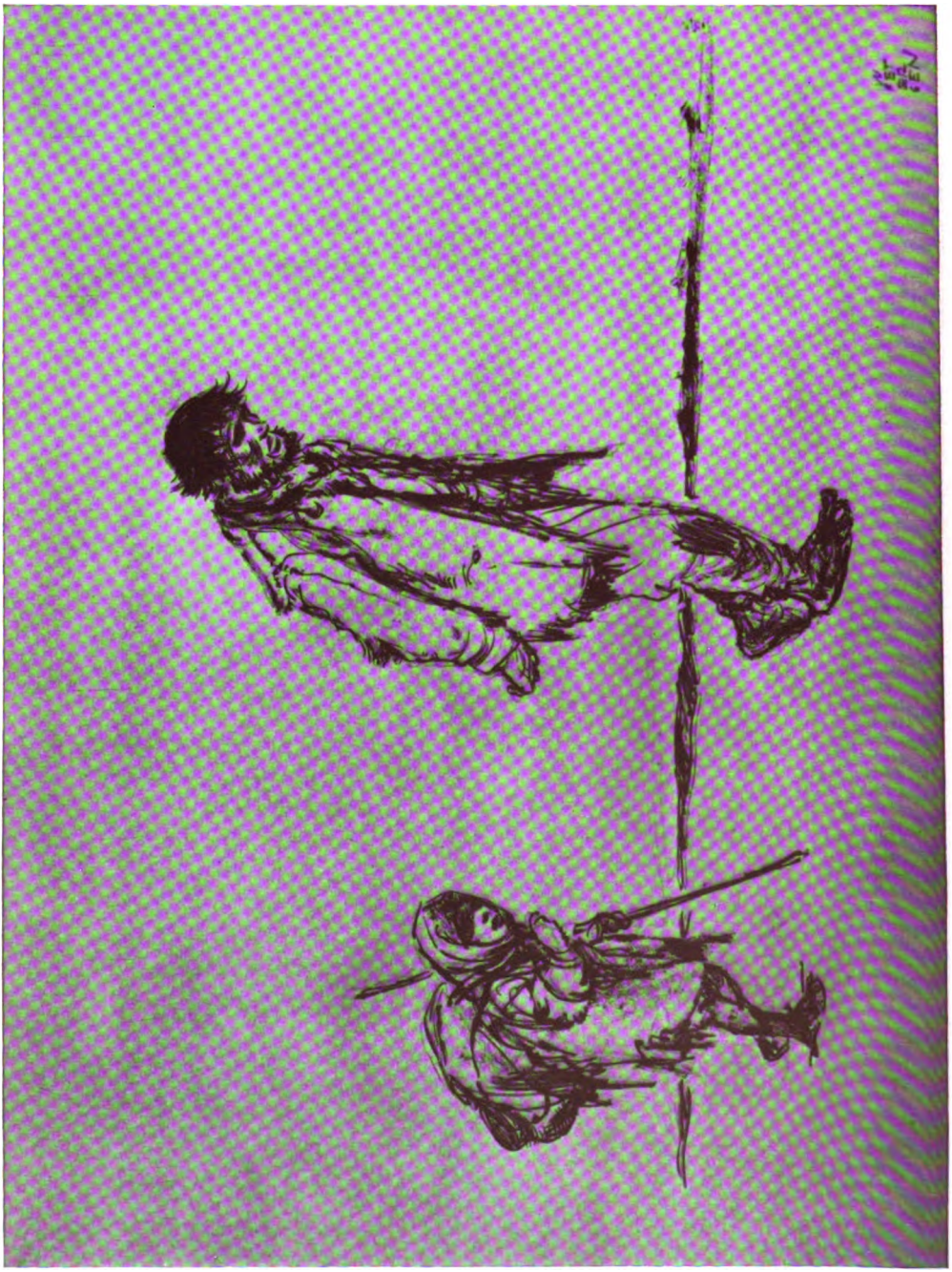
Digitized by Google



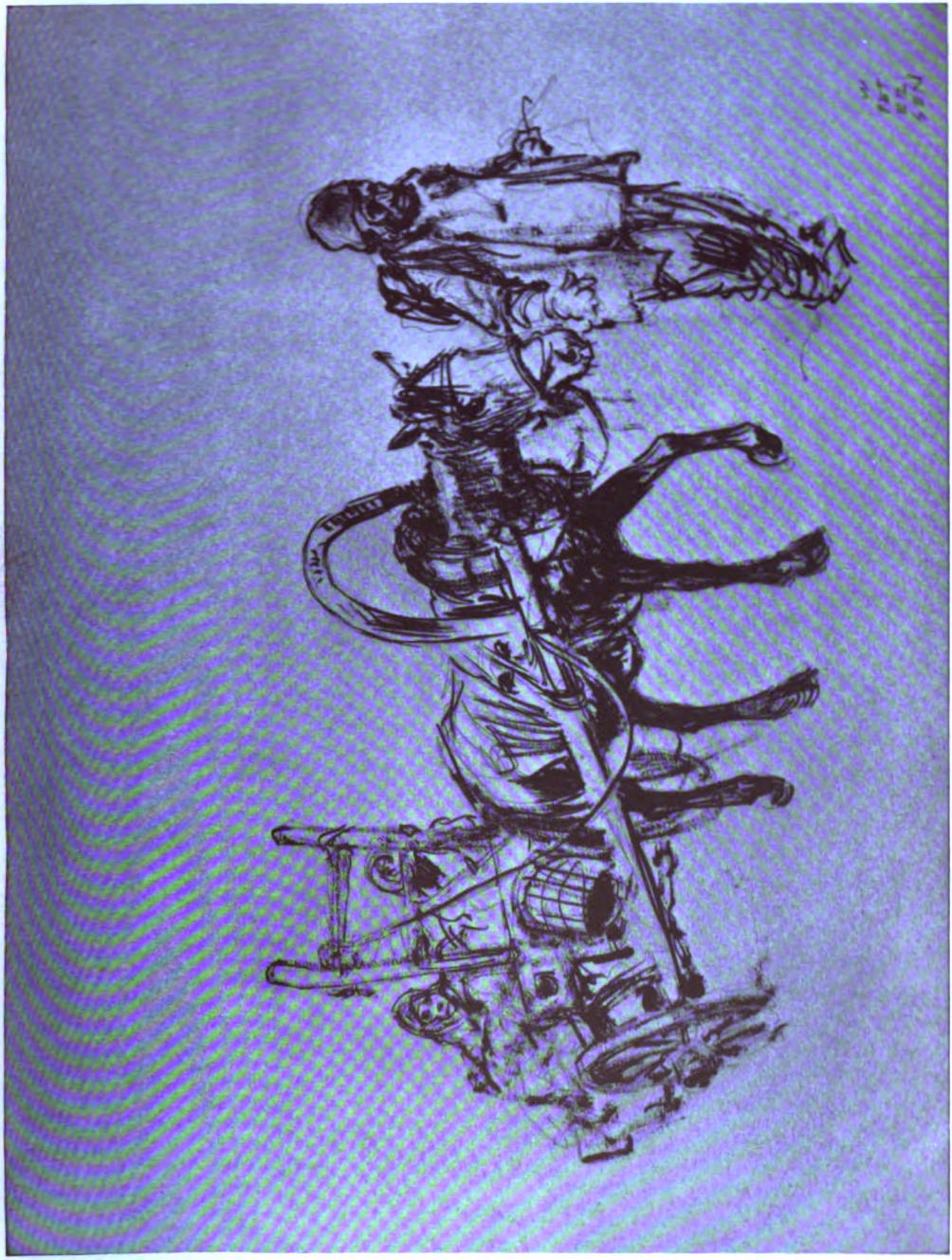
Digitized by Google

Digitized by Google

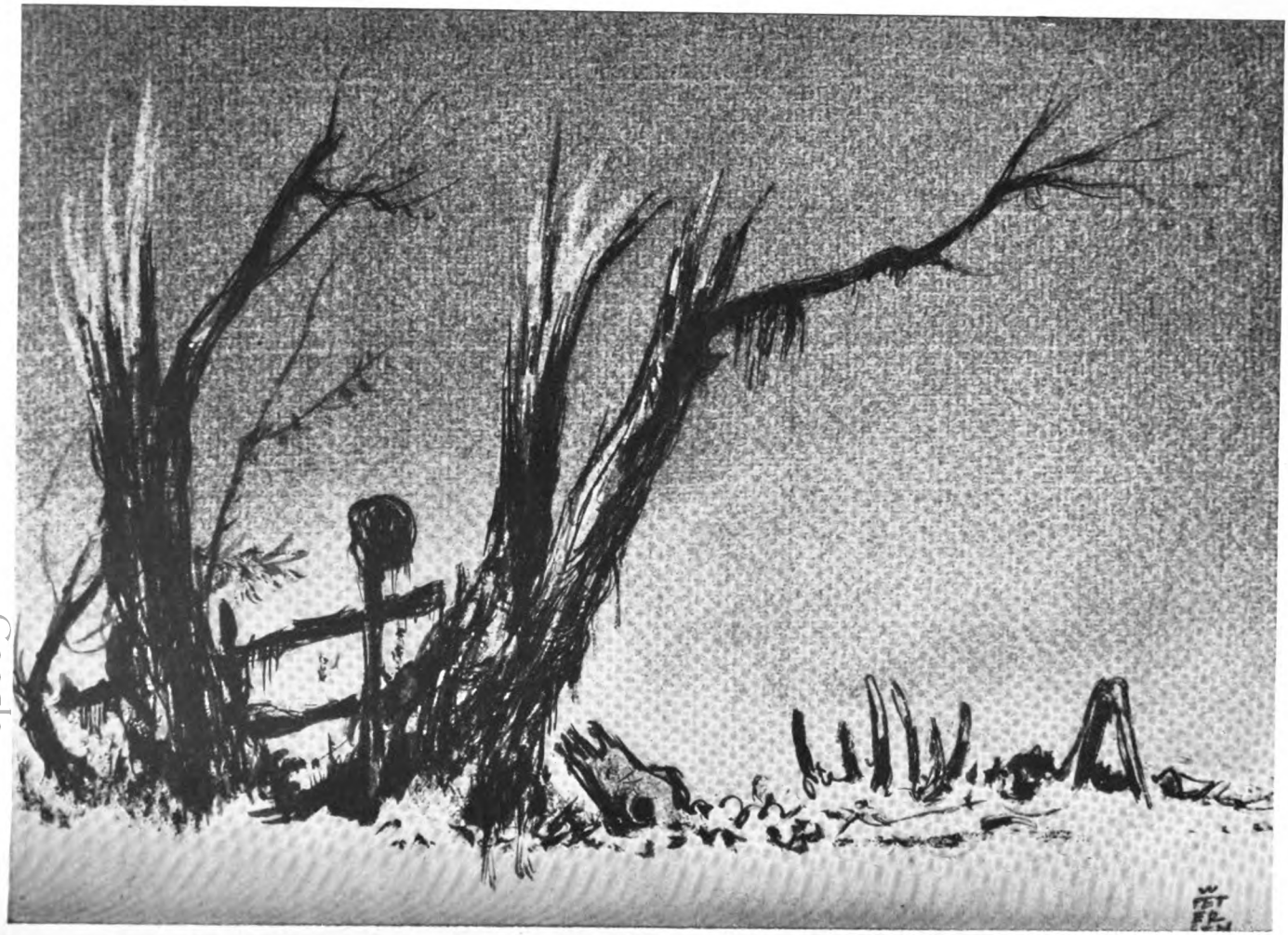
Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

tiefen und zu verlieren, daß er geradezu zum Typ des Einzelgängers über See wird, der den Zusammenhang verliert, sich in Fremde und Ferne der Aufgaben verströmend . . .

Denn hinter diesem deutschen Streben, sich der Welt zur Verfügung zu stellen, ihr führend und ordnend, leistend und bauend weiterzuhelfen, stand niemals eine zentrale Macht, die stark genug gewesen wäre, alle diese unzähligen Kraftzentren deutschen Wesens in der Welt zusammenzuhalten und auszurichten. Das Reich der Zukunft wird diese Fähigkeit haben; aber es wird auch kaum je einen Mann entbehren können. Die Funktion, die es den Deutschen in der Welt gegenüber hat, wird also eine zusammenfassende und erhaltende, eine konservative und kaum jemals eine aktive sein. Dennoch bedingt auch diese konservative Funktion den Geltungswillen, den Willen also, in der Welt und über See das Reich als den höheren Halt jedes einzelnen verantwortlich darzustellen. Das aber ist noch längst keine „Weltpolitik" in dem üblen Sinn, den dieses Wort, wahrlich ohne unser Zutun, erhalten hat.

Der Gegensatz zwischen Kontinentalpolitik und Weltpolitik darf niemals zu einer Geltungsbeschränkung führen. Das mag das vorläufige Ergebnis der bisherigen Betrachtung sein, ehe wir auf diesen Gegensatz selbst des näheren eingehen.

Der Gegensatz zwischen Kontinentalpolitik und Weltpolitik kann tatsächlich — vornehmlich gefühlsmäßig — zu einem Gegensatz zwischen Kontinent und Welt führen. Diese schon erwähnte „Weltabkehr" ist vor allem einem Widerwillen zuzuschreiben, den wir gegen die „Weltpolitik par excellence", die britische Empire-Politik haben.

Das einfache Bild zeigt uns die britische Weltpolitik vorerst als Machtpolitik, die geführt wird nahezu ohne einen im Rahmen des Ganzen noch bedeutungsvollen Schwerpunkt als Lebensraum des Muttervolkes. Dadurch entfällt auch jede Beschränkung auf festländische Grundlagen. Die Bildung des „Commonwealth of nations" aus dem „Empire" war die natürliche Folge dieser Politik ohne Schwerpunkt. Die dem Zentralismus der Imperialpolitik immer deutlicher entgegenstrebenden Teile sollten nun plötzlich auf ihre eigenen Räume gestellt werden, ohne daß die Bindung an das „Mutterland" verlorenging. Wäre diese Bindung aber vom eigenen Lebensraum des Tochtervolkes aus organisch gewesen, so wäre niemals der Drang zur Dezentralisation so stark geworden. So konnten sich die von der Bindung befreiten Räume niemals von diesen Räumen aus wieder zu einer Gemeinschaft zusammenschließen, weil jede der neu entstandenen Mächte den Forderungen ihres eigenen Raumes gerecht werden mußte. Das heißt, daß dieses Gerecht-Werden nicht geschehen ist, daß aber diese Unterlassung sich heute schon dadurch rächt, daß Australien wohl distanzierte Bindungen einhält, aber zu der in seinem Raum herrschenden Macht keine Stellung einnehmen kann. Das heißt, daß Kanada die Beute der Politik der USA wird. Das heißt endlich, daß sich Südafrika auf die Dauer der Gegebenheiten seiner Stellung entsinnen muß. Alle diese plötzlich beschränkt eigenständigen Konstruktionen sind heute unter dem Druck des Krieges gezwungen, hastige Ordnungsversuche an ihrem Standort vorzunehmen. Plötzlich wirkt sich die völkische Gliederung der Staaten mächtiger aus, als sie es innerhalb der Zentralisation hätte tun können, plötzlich wird die als Stützpunkt denkbare Stellung selbständig unhaltbar.

Für die Betrachtung der britischen Weltpolitik läßt sich daraus der allgemeine bedeutungsvolle Schluß ziehen, daß sich raumfremde Staatswesen ohne die ständige Stützung eines in diesem Raume mächtigen Mutterstaates nicht den Erfordernissen des Raumes gegenüber behaupten können. „England kann nicht überall stark sei Das ist die Reaktion Attlee's auf diese Erkenntnis. Die „Staatsregierungen" im monwealth" bemerken bitter das gleiche . . .

Digitized by Google

Im Gegensatz zu dieser Weltpolitik ist nun tatsächlich die Kontinentalpolitik zu sehen. So aber wie das praktisch „unkontinentale" Empire auf die territorial unbedeutende Insel als Mittelpunkt nie verzichten kann, ohne Stück für Stück zu zerfallen, kann eine Kontinentalmacht, wenn sie nicht geradezu Kleinstaat ist, der Welt und ihrer Wege nicht entraten. Das typische Beispiel ist die Imperialpolitik Rußlands. Die ungeheuere geschlossene Festlandsmasse Rußland wäre an sich der ideale „kontinentale" Lebensraum gewesen. Dennoch bestimmte tatsächlich die Dardanellenfrage die russische Politik wesentlich mehr als alle Fragen festländischer Art. Die festländischen Einflußsphären waren für die russische Imperialpolitik immer eine Frage zweiter Ordnung, über die sich reden ließ. Das sine-qua-non dieser Politik hieß aber bis heute immer wieder: „Dardanellen, Ostsee, Murmansk, Wladiwostok usw." Es lohnt sich, zu betrachten, wieviel Kriege die Kontinentalmacht Rußland, seit sie besteht, geführt hat wegen kontinentaler Fragen und wieviel Kriege sie um ihre Küsten führte. Das praktische Ergebnis lautet: Die reine Kontinentalmacht ist ebenso unerfüllt, wie die reine Seemacht. Dies zumal, wenn man dies sogar an einem Volk feststellen kann, das seiner Artung nach so wenig Seevolk ist wie das russische und das nicht einer Rasse mit Wikingern und Hansen ist.

Um gerecht zu sein, muß bemerkt werden, daß die Schau der britischen Insel und des Empire als „reine Seemacht" ebensoviel Schiefes enthält wie die des russischen Reiches als „reine Kontinentalmacht". Zweifellos ist die Feststellung richtig, daß sich im unmittelbaren Einflußgebiet der Insel selbst, vornehmlich im Nordseeraum, um sie ein Einflußgebiet rundet, das nicht nur wirtschaftlich zu ihr gehört hat, sondern in dem auch kulturelle Einflüsse der Insel, Lebensweise usw. so mächtig waren, daß man von einer ideellen Erweiterung des Mutterlandes sprechen kann. Man fühlt sich versucht, hier den Nordseeraum mit dem historischen griechisch-levantinischen Raum, der Aegaeis insofern zu vergleichen, als sich in beiden Räumen eine ideelle Homogenität herausgebildet hat, die Smyrna und Athen einander über See so sehr annähert wie Hull und Bergen. Nicht nur die das englische Vorbild kopierende Lebensweise der besitzenden Kreise Norwegens und Hollands, die Verfassungen, die „Kultur" sprechen da mit. Und wenn die norwegische Flotte noch vor wenigen Jahren Englands Reserveflotte war, wenn die niederen Lande sein Gemüsegarten und Dänemark seine Viehweide waren, so zeigt sich hier ein virtueller Lebensraum, der über den tatsächlichen hinausgegangen ist.

Es ist hier nicht der Ort, über den „Seestaat" und seine territorialen Grundlagen zu schreiben. Das Problem an sich ist verwickelter und zeigt, daß sich hier oft von engsten eigenen Lebensräumen aus weitgehende Zugehörigkeiten anbahnen, die der Eigenart der See als Raumelement entsprechen. Die Untersuchungen der Geopolitik führen hier weiter. Erinnert sei hier nur an den ungeheueren Einflußraum der verschwindenden Landgrundlage Venedigs einerseits, anderseits an die schwedischen Bestrebungen zum „dominum maris baltici", die die Ostsee zum Sprungbrett und zur zweiten Verteidigungslinie der schwedischen Ostexpansion machten.

Die Rolle der See im Leben der Völker und zumal im Leben des deutschen Volkes ist noch wenig erforscht, wenn man von den wenigen grundlegenden Arbeiten Friedrich Ratzels und Haushofers absieht. Daß aber die See für das Leben eines nordisch bestimmten Volkes eine unverzichtbare Forderung ist, ist eine Erkenntnis, die abseits aller Feststellungen über die Entartung von Seestaaten festgehalten werden kann.

◆

Das Wort von der Kontinentalpolitik hat aber trotzdem seinen guten und vordringlichen Sinn. Dieser Sinn liegt in dem unabänderlichen Willen von Volk und

Digitized by Google

Führung, den eigenen Lebensraum als Landraum in territorialer Geschlossenheit zu schaffen und zu durchdringen. Dieser Raum, den uns heute die Waffen unserer Soldaten im Osten schaffen, will durchlebt sein und dieses Durchleben verlangt von uns eine innere Haltung eigener Art, eine Haltung, zu der uns dieser Krieg führt, der uns alle wesentlich werden läßt und bewußt. Wir werden uns der Aufgabe mit jener Kraft widmen, die Eigentümlichkeit der Grundhaltung der deutschen Arbeit ist. In bewußter Eingliederung in die schaffende Gemeinschaft werden wir diese Aufgabe lösen. Damit werden wir uns das Haus bauen, dessen unser Volk auf Jahrhunderte hinaus bedarf.

Einen weiteren Sinn hat das Wort „Kontinentalpolitik", einen Sinn, der sich auf den europäischen Kontinent als solchen bezieht. Dieser Krieg wird ein Ende damit machen, daß dieser Kontinent zur Bühne und zum Spielfeld politischer Sonderinteressen gemacht wird. Er wird endlich die Gemeinschaft schaffen, die notwendig ist, wenn hunderte Millionen von Menschen auf beschränktem Raum miteinander leben müssen. In dieser Gemeinschaft wird es eine Führung geben, die aus der Wucht ihrer völkischen Grundlage innerhalb der Gemeinschaft ordnend auftritt und für die Richtung der Bestrebungen sorgt. Aber europäische Innenpolitik erschöpft nicht den Kreis der politischen Verantwortungen des Reiches. Zu diesen gehört die Repräsentation des Kontinents, die verantwortliche Darstellung und die Verantwortung für die Darstellung des Kontinents in der Welt. Denn die Führungsmacht hat nicht nur nach innen zu ordnen, sondern auch nach außen zu vertreten.

◆

Versuchen wir diese Aufgabe zu erschöpfen, so hat sie nicht nur eine sachliche, sondern eine mehr persönliche Seite. Der Inhalt dieser letzteren ergibt sich aus der Frage, ob Europa bisher der Welt gegenüber artgemäß dargestellt worden ist.

Die Repräsentation des Europäers in der Welt ist bisher durch England oder für England erfolgt. Es hat sich der Welt gegenüber dargestellt als Makler eines europäischen Anspruches, wenn es für sich Besitz und Güter einsammelte. Denjenigen Teilen Europas, die nicht seine Teile zu werden willens waren, teilte es außenpolitische Ohnmacht zu, so daß sie, wo sie nicht mit England marschierten, nicht ernst genommen werden konnten.

England wußte sich das ganze Gewicht der historischen Stellung Europas zu verleihen, während es das wahre Europa zur Bedeutungslosigkeit verurteilte.

Das wahre Europa hat aber kein Bedürfnis, daß seine Geltung in der Welt auf die britische Weise wahrgenommen werde. Die artgemäße Geltung eines Kontinents ist nicht gleichzusetzen mit der machtpolitischen Expansion einer Insel, die ihren Ursprung verleugnet.

Unsere kontinentale Haltung wird uns dem Trümmerfeld, als das uns der britische Zusammenbruch das Ansehen und die Geltung Europas hinterläßt, gegenüber einer Aufgabe entheben: der Ordnung der Räume, die das Empire hinterläßt. Diese Ordnung vollzieht sich in weiten Teilen des Empire heute schon durch den Krieg in unerbittlicher Härte. Wir haben hier nicht die Aufgabe, die germanische Kraft des Reiches irgendeiner Weltpolitik im britischen Sinne zu widmen.

Unsere Aufgabe aber wird es sein, unseren eigenen anständigen Ruf in den Dienst des Wiederaufbaues der Geltung Europas in der Welt zu stellen. Denn wie der Europäer als Typus gestern der Angelsachse war, wird er morgen der Deutsche sein.

Dieser Aufbau der europäischen Geltung aber wird artgemäß erfolgen müssen. Denn genau so wie die britische Weltpolitik nichts anderes werden konnte, als

Digitized by Google

eine ins Unendliche projizierte Kaper- und Kanonenbootpolitik, kann die Weltgeltung des Reiches nur auf den Grundlagen erfolgen, die der Art des Reiches und damit dem Mythus der Deutschen entsprechen.

Zu dieser artgemäßen Geltung ist festgestellt worden, daß sie an sich möglich ist, eben weil sie artgemäß ist.

Es ist dennoch ausdrücklich hinzuzufügen, daß das Mittel der Weltgeltung die Geltung auf ihren Wegen, auf den Meeren ist. Das ist der tiefere Sinn, der heute die Seegeltung in die Geltung des Reiches in der Welt einfügt.

Die See aber als Mittel der Weltgeltung der Deutschen zu sehen ist auch nur möglich, weil wir die Seegeltung als artgemäße Weltgeltung der nordischen Rasse ansehen können. Dennoch ist hier der gleiche Weg zu gehen, der auch auf dem größeren und eigentlicheren Gebiet der Bereitung für die Zukunft gegangen werden muß. Die See muß mit dem Reich zum Bewußtsein des deutschen Volkes werden.

◆

Seien wir uns klar darüber, daß dieser Weg nicht einfach ist, wenn er auch als artrichtig erkannt worden ist. Von dem Urraum der nordischen Rasse an Belt und Ostsee hat sich in ständigem Vorstoß insbesondere nach Süden der Siedlungsraum erweitert auf den Umfang des heutigen Lebensraumes. Deutsche Stämme sind in das Binnenland vorgestoßen, haben ihren Siedlungsraum in das Herz des Kontinentes gelegt. Jahrhundertelange Zerrissenheit trug ihr Teil dazu bei, daß diese Stämme der See entwöhnt wurden, daß das Meer aus einem Teil des Raumes zu einem Traum und zu einer Unerreichbarkeit emporstieg.

Daß der blaue Streifen am oberen Rande der Landkarte mehr als eine Grenze bedeutet, daß hier der Weg in die Welt geht, in der wir zu stehen haben als Repräsentanten des Reiches und Europas von morgen, dies muß Teil unseres Bewußtseins, Selbstverständlichkeit unseres Denkens werden. Es muß damit das Reichsdenken, das Denken an den Lebensraum ergänzen durch den Blick in die Ferne, der uns aufschauen läßt bei der Arbeit am Eigenen und hinüberblicken läßt in das Fremde, selbstbewußt, unabhängig, aber niemals beschränkt durch eine sinnwidrige Zielsetzung.

Dieser Krieg tut sein Teil zu diesem Weltbewußtsein. An die Stelle der Spezialkarte von der „engeren Heimat" treten bei den Nachrichten des drahtlosen Dienstes bereits Weltkarte und Globus. Fallen heute die Worte „Singapur", „Cyrenaika", „Krim", „Murmanbahn", so wissen wir damit immer mehr um die Welt, die uns heute wie nie in jedem ihrer Teile zuinnerst betrifft. Es geht uns nicht um die Herrschaft. Wir wollen nur nicht diese Weite und ihre Wege vergessen und wollen unsere Tore zu dieser Welt mit anderen Augen sehen, nicht als Ende, sondern als Anfang.

Dieser Krieg führt uns nicht von der Welt weg, indem er uns einen Raum erringen läßt, da wir leben können. Er läßt uns immer bewußt bleiben, daß wir in dieser Welt sind und gelten. Damit vereinen sich die Worte von der Seegeltung und der Kontinentalpolitik zu dem artrichtigen Ganzen, das von uns gefordert wird als das Bewußtsein des Reiches.

Dr. Otto Bittner

Digitized by Google

Politisches Tagebuch

1. Der Kampf um die Freiheit des ostasiatischen Lebensraumes.

Die Geschichte des Kampfes um die Freiheit des ostasiatischen Lebensraumes begann mit dem Augenblick, in welchem die Westmächte, insbesondere England und Amerika, versuchten, diesen Raum für ihre kapitalistischen Interessen zu öffnen. Am 8. Juli 1853 erschienen zwei USA-Kriegsschiffe an der Ostküste der japanischen Hauptinsel in der Bucht von Uragan und erzwangen gewaltsam einen amerikanisch-japanischen Handelsvertrag mit dem Plan, dieses damals noch völlig unerschlossene Land wirtschaftlich und verkehrstechnisch auszubeuten.

Aber im Gegensatz zu China, das der westlichen Aggression im großen und ganzen erliegen mußte, nicht zuletzt durch Rauschgifte dazu gezwungen, gelang es Japan wider Erwarten, sich sehr schnell an die neuen zivilisatorischen Errungenschaften des Westens zu gewöhnen und selbst in kurzer Zeit zu einem modernen Industriestaat zu werden. Dieses schnelle Anwachsen haben die Vereinigten Staaten immer wieder auszuschalten versucht.

1867 begann die USA-Aggression mit dem Ankauf von Alaska und den Aleuten von Rußland. 1897 wurde Hawai von den Amerikanern annektiert. 1898 erfolgte die Annektierung der Philippinen und damit der erste unmittelbare Einbruch der Vereinigten Staaten in den japanischen Raum. Außerdem wurden die Midway-Inseln, die Inseln Wake, Guam und Johnston von den Amerikanern besetzt. Damit wurde der imperialistische Vorstoß der USA gegen Japan offensichtlich. Mit erstaunlicher Zähigkeit haben sich die Japaner gegen diese ununterbrochene Kette amerikanischer Herausforderungen, Demütigungen und Aggressionen gewehrt.

Der chinesisch-japanische Krieg 1894 offenbarte die militärische Schlagkraft Japans, wenn auch der Vertrag von Schimonoseki im Jahre 1895 Japan um fast alle Früchte seiner Siege brachte; es behielt nur die Insel Formosa und eine gewisse Schirmherrschaft über Korea. Aber dieser Krieg ließ doch erkennen, daß mit Japan als Macht in Ostasien zu rechnen sei. Wie sehr man englischer- und amerikanischerseits damit rechnete, geht daraus hervor, daß seit dieser Zeit eine unablässige Interventionspolitik wirksam wurde. Japan war durch diesen Krieg zur Großmacht in Ostasien geworden, und als solche setzte es sich 1904 mit Rußland auseinander. Damals wurde die ganze Welt durch die Schlagkraft der japanischen Flotte überrascht.

Die USA, die bei einer Niederlage Rußlands eine zu große Gefährdung ihrer Stellung in Ostasien befürchteten, brachten im Jahre 1905 den Vermittlungsfrieden von Portsmouth zustande, der Japan einen gewissen Territorialgewinn brachte, aber keine Kriegsentschädigung, die das finanziell erschöpfte Land dringend notwendig hatte.

Nach dem Weltkrieg zwangen die USA Japan im Jahre 1922 im Neunmächtepakt, die territoriale Integrität und politische Unabhängigkeit Chinas anzuerkennen und verkündeten die Politik der „offenen Tür".

Als die Japaner im Herbst 1931 mit der Besetzung der Mandschurei begannen, waren es wieder die Vereinigten Staaten — zusammen mit England —, die eine kollektive Strafexpedition gegen Japan einleiten wollten. Aber Amerika brachte damals zum Ausdruck, daß eine Veränderung der Macht- und Besitzverhältnisse im asiatischen Raum ohne US-amerikanische Zustimmung nicht anerkannt werden könne, da es die Vormachtstellung im Stillen Ozean beanspruche. Damit war eine offene Kampfansage gegen Japan ausgesprochen worden. Es ging nun darum, den Führungsanspruch in Ostasien auf alle Fälle durchzusetzen. Man entschloß sich japanischerseits nunmehr zu einer Aktion gegen China, um auf diese Weise den Prozeß der Herausdrängung des raumfremden westlichen Einflusses im ostasiatischen Raum einzuleiten.

Unter Roosevelts Führung versuchten die USA 1937 bei Ausbruch des japanisch-chinesischen Konfliktes auf der Konferenz von Brüssel noch einmal die kollektive Strafexpedition, die 1932 fehlgeschlagen war, zu wiederholen. Damals hielt Roosevelt seine berühmte „Quarantäne-Rede", in der er forderte, daß alle

Digitized by Google

faschistischen Länder in Quarantäne gesetzt werden sollten. Auch dieser Versuch, Japans berechtigte Lebensansprüche im Keim zu ersticken, schlug fehl. Nun begann Roosevelt zusammen mit den Briten einen von Tag zu Tag unverhülltere Aggressionspolitik gegen Japan. Er kündigte die Errichtung zahlreicher neuer Stützpunkte auf den Inseln an, hob den amerikanisch-japanischen Handelsvertrag aus dem Jahre 1911 auf, um wirtschaftliche Repressalien gegen Japan einleiten zu können, bis er schließlich am 26. Juli 1941 eine Exekutivorder erließ, nach der die japanischen Guthaben in den USA einfrieren sollten und der gesamte Wirtschaftsverkehr zwischen USA und Japan unter scharfe Kontrolle gestellt wurde. Am 8. Dezember 1941 antwortete Japan darauf mit dem Krieg.

Dieser Krieg wird der ununterbrochenen Aggressionspolitik der USA und der Briten ein Ende bereiten.

2. „Wir werden Japan den Pazifik überlassen müssen ..."

Zu einem der lautesten Kriegshetzer in USA gehört der ehemalige Oberbefehlshaber der USA-Marine, Yates Stirling, der immer wieder hervorhob, daß die USA sofort in den Krieg eintreten müßten. Nun schrieb er am 5. Januar in der Londoner „Daily Mail" über die Kriegslage im Pazifik. Der in einem ganz zagen Ton gehaltene Aufsatz ist so charakteristisch für die oberflächliche Haltung der amerikanischen Militärs und Politiker, daß im folgenden einige kurze Abschnitte daraus wiedergegeben werden sollen:

„Der Krieg im Pazifik ist bisher im großen und ganzen zu Japans Gunsten verlaufen, weil Japan sofort in der Lage war, die Offensive zu ergreifen, worauf England und Amerika ihrerseits nicht vorbereitet waren. Als der Angriff auf Hawai passierte, waren viele Einheiten der amerikanischen Flotte in der Atlantikschlacht gegen Deutschland beschäftigt. Es gab kaum genug amerikanische Seestreitkräfte im Pazifik, die in den Orient zu schicken man hätte wagen können — insbesonders angesichts der hohen Verluste, die diese Streitkräfte inzwischen erlitten haben — und es gab auch nicht genug Flugzeuge, die eine solche Flotte hätten begleiten können, wenn sie dorthin geschickt worden wäre."

„England muß die Schlacht im Atlantik gewinnen — was es nur mit amerikanischer Hilfe kann. Es muß außerdem sich gegen eine Hitler-Expedition auf die Ölfelder des Irak und Iran wehren und muß außerdem seine Stellung in Nordafrika mit Hilfe amerikanischer Waffenlieferungen, wenn nicht sogar mit Kriegsschiffen und Truppen halten. England muß sich auch vor einer Invasion schützen, die laut Churchill jederzeit, sobald Hitler will, einsetzen kann. Sollte sie kommen, dann wird jedes amerikanische Schiff und Flugzeug im Atlantik zur Verteidigung Englands gebraucht."

„Amerika mit einer Ein-Ozean-Flotte und einem Zwei-Ozean-Krieg muß daher im Augenblick eine Entscheidung treffen. Es ist eine Entscheidung, die es in einer Konferenz mit England treffen muß, wobei alle Umstände und Bedingungen in Betracht gezogen werden müssen, die die beiden Länder betreffen, und es ist eine Entscheidung, für welche die beiden Länder die Verantwortung übernehmen müssen. Wenn der Pazifik aufgegeben wird, dann können die Japaner die Philippinen und Singapur und Niederländisch-Indien und Alaska besetzen. Ja, sie können sogar Hawai bedrohen.

Aber wenn andererseits der Atlantik aufgegeben wird, was notwendig wäre, wenn man sich für einen einseitigen Krieg gegen Japan entschiede — dann könnte Hitler eine Invasion gegen England wagen, die Ölfelder des Irak und Iran gewinnen und die britische Flotte aus dem Mittelmeer vertreiben. Er könnte seine Flotte über Spanien nach Gibraltar schicken, die Azoren besetzen, die Kap-Verdischen Inseln nehmen und Dakar, ja ganz Nord-Afrika einschließlich Ägypten und des Suez-Kanals besetzen ..."

Aus diesen Ausführungen sieht man, in welche bedrohliche Lage die USA durch die herausfordernde Politik ihres Präsidenten gekommen sind. Wenn sie auch hin und her überlegen mögen, die Situation wird weder auf der einen noch auf der anderen Seite für sie besser.

3. Gemeinsam geführter Krieg.

Eine Neuordnung der Welt ist im Gange. Das Zeitalter der ungehinderten

Digitized by Google

und unbegrenzten Ausweitung der Machträume mit den brutalsten Mitteln der Demagogie und Ausbeutung geht zur Neige. Es wird überwunden von dem Zeitalter der Zusammenfassung der Kräfte, der Rückbesinnung auf die ursprüngliche völkische Welt der Nationen, auf die großen, ihnen geschichtlich und traditionell erwachsenden Lebensräume. Damit wird eine Konzentration des Willens erreicht, wie er in der Geschichte der Völker bisher kaum zu verzeichnen war.

Die erneuernden Kräfte, aus denen das deutsche Volk sich sein neues Reich schmiedete, haben gleichzeitig Probleme gelöst, die als Aufgaben unseres Jahrhunderts vor aller Welt sichtbar in Erscheinung getreten sind: das Problem einer sozialen Ordnung und die völkische Selbstbesinnung.

Das Jahr 1940 brachte die Zusammenfassung Gesamteuropas gegen den raumfremden britischen Weltfeind. Diese Zusammenfassung geschah nicht schmerzlos, sondern wurde durch die siegreichen Schlachten der deutschen Armeen herbeigeführt; aber sie wurde zugleich lebendig unterbaut durch das gemeinsame Bewußtsein, daß Europa nur in seiner Gesamtheit und in der Führung der Achsenmächte in der Lage sein wird, sich auf die Dauer der britischen Anmaßung zu erwehren. Das Jahr 1941 hat dieses Europa nur noch enger zusammengefügt und es zu einem gemeinsamen Kampf seiner sittlichen und kulturellen Werte aufgerufen. Der Kampf gegen den Bolschewismus wird die Idee Europa zu einem tiefen Erlebnis werden lassen, denn es ist eine alte Erfahrung des Lebens, daß gemeinsam geführte Kämpfe, gemeinsam errungene Siege die Gemeinschaft der Menschen zusammenfügt. In den Entscheidungsstunden des Kampfes leuchtet immer am klarsten das Ideal, wofür man kämpft, wird es immer am deutlichsten Bewußtsein für alle Mitkämpfer.

Nachdem in Ostasien von Japan der Entscheidungskampf gegen den Amerikanismus eingeleitet wurde und damit die Vereinigten Staaten als einer der Haupttreiber in diesem Krieg der Weltanschauungen zur Entscheidung gezwungen wurden, hat nunmehr die weltanschauliche Auseinandersetzung ihren Höhepunkt erreicht. Man mag zurückschauend die Engstirnigkeit und Verbohrtheit unserer Gegner bedauern im Hinblick auf die großen Opfer, auf die Not und das Elend, die dieser Krieg schon über Millionen Menschen gebracht hat; aber dann wird man niemals diesem weltgeschichtlichen Reinigungsprozeß gerecht, der sich in unseren Tagen vollzieht und der nicht mit sentimentalem Augenaufschlag und frommen testamentarischen Sprüchen vollzogen wird, sondern durch die harte Unerbittlichkeit des Willens zum Leben, und zwar zum gesunden Leben, nicht zum Dahinvegetieren oder Dahinsiechen. Das gesunde Leben überwindet die Krankheitskeime auch nicht durch Überredung, sondern durch Vernichtung. Wenn uns von diesem Gesichtspunkt aus dieser Krieg als unabwendbarer Schicksalsauftrag erscheint, dann wird man verstehen lernen, ihn als eine große Sendung zu betrachten, eine Sendung, an deren Ende einmal die Erfüllung aller Träume stehen wird, die alle Großen unserer Vergangenheit mit dem Führertum unserer Gegenwart verbindet und die uns als das wertvollste Unterpfand für den Kampf der Zukunft gelten soll.

Karlheinz Rüdiger.

„Der unmögliche Krieg mit Japan"

In der Januarfolge brachten wir an dieser Stelle auszugsweise einige Ausführungen des amerikanischen Militärsachverständigen Major Eliot, die dieser im Septemberheft 1938 der Zeitschrift „American-Mercury" gemacht hat. Eliot untersuchte darin die Chancen eines japanischen Angriffs auf die USA und kam zu dem Schluß, daß ein Versuch der japanischen Flotte in die von den USA kontrollierten Gewässer einzudringen, unweigerlich mit ihrem Verlust enden müßte. Wir bringen nun den zweiten Teil seiner Ausführungen, in denen er die Chancen eines Angriffes der USA auf Japan untersucht. Die Übersetzung besorgte wieder unser Mitarbeiter F. Peuckert.

„Und was ist von einem amerikanischen Angriff auf Japan zu halten? Ob wir nun den Krieg in Bewegung bringen

Digitized by Google

oder nicht, so ist es eine logische Gewißheit, daß wir unmittelbar bei Kriegsbeginn unserer Stützpunkte im westlichen Pazifik beraubt werden. Infolgedessen sehen wir uns selbst den gleichen Anfangsschwierigkeiten gegenüber wie die Japaner: dem Faktor der Entfernung nämlich. Unsere Flotte mit der Basis auf Pearl Harbour, mit einer zweitklassigen Basis auf den Aleuten würde nicht in der Lage sein, die Gewässer des westlichen Pazifik derartig zu beherrschen, daß sie die Überführung einer Expeditionsstreitmacht zur Wiedereroberung von Guam oder der Philippinen sichern könnte. Seeherrschaft ist bestimmend für den Transport von Truppen. Man braucht nicht die absolute Herrschaft zu besitzen; aber die feindliche Flotte muß entweder zerstört sein oder sie muß im Hafen von einer überlegenen Streitmacht blockiert werden, welche wiederum in vernünftiger Reichweite eine Basis besitzen muß, um so die Blockade aufrechterhalten zu können. Unsere erste Pflicht würde darum die Ausdehnung unserer Seemacht nach Westen sein, durch die Errichtung von Basen, die unsere Flotte zur Ausübung einer solchen Herrschaft instandsetzen würden. Für diesen Zweck haben wir zwei Annäherungsstraßen: eine in nördlicher Richtung, beginnend in Dutch Harbour und sich die Aleuten entlang bis zu den Kurilen hinziehend; und eine in südlicher Richtung zum Zwecke der Wiedernahme von Guam und der Ausgestaltung dieser Insel zu unserer vorgeschobenen Basis. Die nördliche Route ist leichter zu schützen, stellt im Ganzen eine kürzere Verbindungslinie dar und würde weniger Anforderungen stellen beim Transport einer Expeditionsstreitmacht von Truppen, da wahrscheinlich nur um einen Etappenpunkt gekämpft zu werden brauchte. Sie hat den Nachteil der Schlechtwetterbedingungen; die ausschlaggebende Überlegung gegen diese Route ist jedoch die Tatsache, daß wir, falls unser Hauptvorstoß hier unternommen wird, dann, wenn wir uns entlang dem Rande des Ochotskischen Meeres entwickelt haben, noch keine Mittel in der Hand haben, um die Japaner zu einer Entscheidungsschlacht zu zwingen, außer durch Luftangriffe auf Japan selbst, da wir ja von dieser Position aus keine effektive Blockade der japanischen Häfen unternehmen können; während wir von Guam aus die Hauptschlagadern des japanischen Handels und der japanischen Versorgung bedrohen."

„Die Route, die wir vermutlich nach Guam einschlagen müßten, führt durch die japanischen Mandatsinseln, über Jaluit, Ponape und Truk. Diese Inseln decken die Annäherungswege nach Japan vom Osten und Südosten. Sie sind vermutlich nicht befestigt, aber gewißlich würden unter Kriegsbedingungen einige Verteidigungsmaßnahmen getroffen werden, und zudem sind die Inseln von der Natur gegebene Luft- und U-Bootbasen. Der Vorstoß in dieser Richtung bietet die beste Gewähr einer Erlangung entscheidender Resultate, aber der Schwierigkeiten gibt es viele. Zuallererst müßten wir eine Expeditionsstreitmacht in Hawai (natürlich ausschließlich der hawaianischen Garnison) mit allen notwendigen Vorräten und Waffen zusammenziehen. Der erste und längste Sprung wäre der nach Jaluit, in den Marshallinseln, einer breiten Lagune, umgeben von einigen fünfzig kleinen Inseln und Riffen, wo die Geschütze der Flotte leicht eine Landung decken können. Von Jaluit müßten wir dann weitere 700 Seemeilen nach Ponape vorstoßen, einem hohen vulkanischen Felsen mit meilenweit seichtem Gewässer dicht unter der Küste. Hier würde die Versorgung der Landetruppen von See her um vieles schwieriger sein, und eine Versorgung durch die Luft würde verhindert durch die beinahe unablässigen Regenfälle. Vielleicht würde man Spezialversorgungsschiffe (gepanzerte Kanonenboote mit geringem Tiefgang) für diese Operation bauen können. Ein kurzer Sprung von 350 Seemeilen würde uns von Ponape nach Truk bringen, einer natürlichen Marinebasis, bestehend aus einer Lagune von 35 Seemeilen im Durchmesser, umgeben und gesäumt von 245 Inselchen verschiedener Größe und mit schmalen, leicht verminbaren Einfahrten. An diesem Punkte würde der japanische Widerstand vermutlich noch viel furchtbarer sein, da sich Truk in auffallender Entfernung von Guam befindet."

„Mit jedem Schritt weiter voran würde sich eine lange Pause nötig machen, um die unzähligen Inseln, die starke Stützpunkte für die japanische Luftwaffe und

Digitized by Google

U-Boote darstellen, aufzurollen, um die Truppen und den Nachschub für den nächsten Sprung zusammenzuziehen und um den erforderlichen Brennstoff und die Munition heranzuschaffen für die Transporte und die begleitenden Kriegsschiffe. So würde, während unser langsamer Vorstoß nach Westen weitergeht, ein ununterbrochener Strom von Versorgungsschiffen aller Art sich hin und her bewegen entlang der sich entwickelnden Verbindungslinie von Pearl Harbour, und natürlich auch über die zusätzlichen 2000 Seemeilen hin von Pearl Harbour bis zu unseren Westküstenhäfen. Die Mehrzahl dieser Schiffe müßte sich in Geleitzügen bewegen zur Verteidigung gegen japanische U-Bootangriffe; wenn sie dann tatsächlich innerhalb der Inseln und im Bereiche der japanischen Luftflotte angelangt wären, müßten noch besondere Maßnahmen zu ihrer Verteidigung getroffen werden."

„Wenn wir uns einmal in Truk in Sicherheit festgesetzt haben, dann bekommt die Lage ein anderes Aussehen. Unser nächstes natürliches Ziel würde Guam in einer Entfernung von 650 Seemeilen sein; aber diese wertvollste Insel von Mikronesien, die sowohl vorzüglich für defensive Befestigungsanlagen geeignet und im Besitz eines erstklassigen Hafens ist, als auch zur Unterbringung von Flugplätzen, ist nur 1350 Seemeilen von der japanischen Hauptflottenbasis in Yokosuka und 800 Seemeilen von ihrem wohlbefestigten vorgeschobenen Stützpunkt auf den Boninninseln entfernt. Ein Angriff auf Guam (das unter den gegenwärtigen Verhältnissen sicherlich mit allen Kräften von den Japanern gehalten würde) müßte deshalb im Bereich der japanischen Schlachtflotte unternommen werden, welche in dem von ihr selbst gewählten Augenblick losschlagen würde; und dieser Angriff wäre überdies an sich schon eine sehr ernsthafte Operation, da er eine ausgedehnte Streitmacht von Truppen, Schiffen und Flugzeugen und die eventuelle Notwendigkeit einer Landung an der feindlichen Küste angesichts des Gegners, eine immer etwas desparte Angelegenheit, erforderlich machen würde. Ich halte es nicht für eine Übertreibung, wenn ich hinzufüge, daß dies ein bis zwei Jahre Krieg, Hunderttausende von Truppen (wenn man Verluste und Ersatz einrechnet), eine Million Tonnen Handelsschiffsraum, 3000 Flugzeuge und die Anstrengungen unserer gesamten Flotte voraussetzen würde (einschließlich vieler neuer Schiffe von Spezialtypen, die uns jetzt noch fehlen, wie gepanzerte Kanonenboote, Minen- und Netzleger usw.), damit wir uns mit Sicherheit auf Guam festsetzen könnten. Die Verluste an Schiffen und Menschen würden bestimmt schwer sein."

„Trotz unserer Überlegenheit an Schlachtschiffen wird Japans Sache noch nicht völlig hoffnungslos sein."

„Selbstverständlich wird Japan versuchen, einen günstigen Augenblick zum Losschlagen für seine Flotte zu wählen; und ebenso selbstverständlich könnte dieser Augenblick Monate auf sich warten lassen, währenddessen unsere Streitkräfte dauernd unter dem Druck der Anstrengungen stehen, die weiträumige Blockade aufrechtzuerhalten, unsere schweren Schiffe vor Torpedos und Luftangriffen zu schützen und fortwährend unsere schrecklichen Verbindungslinien offen zu halten."

„Und selbst wenn wir am Ende gewinnen, wenn die Japaner aufgeben, was unwahrscheinlich ist, oder wenn ihre Flotte herauskommt und geschlagen wird, was um einiges wahrscheinlicher, aber keineswegs gewiß ist, was haben wir dann gewonnen mit all unsern Verlusten und Anstrengungen, mit all unserm Blut und unsern Schätzen?" Eliot meint, daß die Inseln wirtschaftlich wertlos sind und daß man die Philippinen ja doch freigeben wollte. Das Ergebnis würde die Anstrengungen nicht lohnen. Er fährt dann fort:

„Und was die Ergebnisse für das Mutterland betreffen, so wollen wir nur einmal die furchtbare nationale Kraftanstrengung in Betracht ziehen, die erforderlich wäre, um solch einen Krieg Tausende von Seemeilen weit über den Pazifik weg zu unternehmen, um den ungeheuren Strom des Nachschubs und des für seine Unterhaltung notwendigen Schiffsraumes aufrechtzuerhalten; die Unterwerfung jeden Sektors unseres nationalen Lebens unter kriegsmäßige Einschränkungen, den finanziellen Aderlaß, den Verlust des auswärtigen Handels, die unvermeidlichen Folgeerscheinungen von

Digitized by Google

Panik und Depression." Eliot kommt zu der Schlußfolgerung, daß der Krieg mit Japan unmöglich ist, „solange wir uns dessen erinnern, daß die Angelegenheiten Ostasiens von dem Volk, das dort lebt, zu führen sind, und solange die Japaner sich ebenso derselben Tatsache in betreff der westlichen Hemisphäre erinnern".

„Er ist unmöglich, solange der gewöhnliche gesunde Menschenverstand auf beiden Seiten des Pazifik gewahrt bleibt." — Dieser gesunde Menschenverstand und die Achtung vor den Lebensrechten anderer Völker sind nun aber bei dem Präsidenten des Majors Eliot verloren gegangen — waren bei ihm vielleicht nie vorhanden. So wurde der „unmögliche" Krieg eine ernüchternde Wirklichkeit für die USA.

Engpässe der britischen Rüstungswirtschaft

Die britische Propaganda wird nicht müde, immer wieder zu behaupten, daß die englische Industrie vollbeschäftigt sei und gewaltige Produktionssteigerungen verzeichne. Demgegenüber sind sich aber nicht nur die eingeweihten Kreise im Ausland, sondern auch in England selbst in den letzten Monaten darüber klar geworden, daß neben dem Mangel an Produktionsanlagen, Material und Facharbeitern auch die Ziellosigkeit im Rüstungsprogramm entscheidende Einflüsse auf die Erzeugung ausüben.

Lahmlegung wichtiger Anlagen der Schlüsselindustrien, Störungen im Verkehrswesen und Ausfall vorgesehener Rohstoffzufuhren, das sind die Erfolge unserer Luft- und U-Boot-Waffe. Hinzu kommt die Unterbindung der englischen Erzzufuhren aus Schweden und Teilen Nordafrikas, der Halbzeugzufuhren aus Belgien, wodurch die Rohstoffversorgung der englischen Stahlindustrie noch ungünstiger wird. Verlustig gegangen sind sechs Millionen Tonnen ausländischer Roherze mit über drei Millionen Tonnen Eisengehalt. Bemühungen, durch verstärkte eigene Erzversorgung — man hat sich insbesondere der geringhaltigen Erze in Mittelengland angenommen — einen Ersatz zu schaffen, haben nur teilweise Erfolg gehabt. Die Unterbindung der skandinavischen, französischen, spanischen, nordafrikanischen und sonstigen Einfuhr hat nach „Stahl und Eisen" die englische Hochofenindustrie schwer getroffen, da hierdurch vor allem die Versorgung mit phosphorarmen oder -reinen Erzen unterbunden wurde. Die Vorräte sind überwiegend verbraucht und daher müssen die Hochöfen im Nordosten und Nordwesten Englands, in Schottland und Südwales gedämpft und kaltgesetzt werden, weil die fehlenden Erze nicht durch phosphorhaltige zu ersetzen sind. Hierdurch wird auch die übrige Eisen- und Stahlindustrie in ihrer Produktion erheblich gestört. Die Einfuhrmengen aus USA., insbesondere in Halbzeug, können keinen vollen Ausgleich bringen, so daß ein Rückgang in der Stahlproduktion nicht zu vermeiden war.

Nach einem Bericht der Londoner Zeitung „Financial News" sind die Arbeiter in den Rüstungsfabriken teilweise gezwungen, mehrere Tage zu feiern, da keine Rohstoffe herankommen. Der Grund liege in dem außerordentlichen Mangel an Schiffsraum. Durch die Einrichtung des Geleitzugsystems sei die Tonnageknappheit noch vergrößert worden, weil sie die Fahrzeiten der Schiffe, die sich nach dem langsamsten Schiff in ihrer Schnelligkeit richten müßten, verzögere. Infolgedessen würden die Ankunftszeiten der Schiffe und die Ablieferungs- und Entladungstermine für die eingeführten Rohmaterialien nicht eingehalten. Außerdem kommt eine Reihe von Schiffen in der Schlacht im Atlantik um, und die Arbeiter müssen auf die Ankunft der nächsten Ladung warten. Die englische stahlverarbeitende Industrie befürchtet daher — wie es in Berichten der „Deutschen Bergwerkszeitung" heißt —, daß ihre Materialzufuhren in den nächsten Monaten weiteren Einschränkungen ausgesetzt sein werden, zumal die verstärkte Beschäftigung der nordamerikanischen Stahl- und Rüstungsindustrie es nicht nur den USA. fast unmöglich macht, die früher sehr bedeutenden Schrottausfuhren nach England fortzusetzen, sondern auch die im Laufe des Krieges stark gestiegenen Stahllieferungen an England aufrechtzuerhalten.

Digitized by Google

Diese Mangelerscheinungen haben zu einer regen Propagandatätigkeit für eine umfassende Metallsammlung geführt, damit das englische Publikum möglichst alles entbehrliche Altmetall der Regierungssammlung überläßt. Dabei dient die Metallsammlung nach den Feststellungen der „Financial New" noch zusätzlich dem Zweck, eine Erleichterung der angespannten Devisenlage zu bringen. Denn ein großer Teil der für die Rüstung wichtigen Metalle, z. B. Nickel und Kupfer, muß trotz Kredite auf Grund der Leih- und Pachtgesetzgebung aus dem Auslande gegen Gold oder Dollar eingeführt werden. Bezüglich der Ergebnisse der Metallsammlung ist man allerdings skeptisch, weil der größte Teil der Altmetallreserven bereits bei der Sammlung im ersten Kriegsjahr ausgeschöpft sein dürfte. Daher ist neuerdings zwecks möglichst rationeller Gestaltung des Stahlverbrauchs seine völlige staatliche Kontrolle eingeführt worden.

Wenn auch innerhalb eines Jahres eine Million Erwerbsloser in den Produktionsprozeß wieder eingegliedert werden konnte, so besteht doch ein Mangel an ausgesprochenen Facharbeitern. So mußte der englische Arbeitsminister vor einiger Zeit einen Appell an die Bergarbeiter richten, die Beschäftigung in anderen Wirtschaftszweigen gesucht hatten, wieder in den Bergbau zurückzukehren, da man dringend eine Steigerung der englischen Kohlenproduktion benötige und die dafür zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte nicht ausreichen. Die englische Wirtschaft hat es auch nicht vermocht, durch Einführung verbesserter Arbeitsmethoden die Leistung des einzelnen britischen Arbeiters Zug um Zug zu erhöhen. Rationalisierung in unserem Sinne ist in England in den vergangenen Jahren sehr vernachlässigt worden und damit gleichzeitig die strenge Trennung der Arbeitskräfte in gelernte, angelernte und ungelernte.

Die britische Rüstungswirtschaft trägt in ihren ganzen Äußerungen den Stempel einer Ziellosigkeit in sich. Wenn schon in der Vorkriegszeit die Urproduktion und die verschiedenen Stufen der Weiterverarbeitung bis zum Fertigfabrikat einen mangelnden Zusammenhang aufwiesen, also mit anderen Worten schlecht aufeinander abgestimmt waren, was ein unüberwindliches Hindernis für die volle Ausnutzung der vorhandenen Kapazitäten darstellt, so lassen sich solche Sünden der Vergangenheit in einem Kriege nicht von heute auf morgen beseitigen. Von sachverständigen englischen Kreisen selbst wird auf das Fehlen einer klaren Entscheidung über die eine oder die andere Produktionsrichtung hingewiesen. Man hat von Regierungsseite aber eine solche Entscheidung stets hinausgezögert, sie sogar bewußt abgelehnt. Heute hofft man durch eine eilig improvisierte sogenannte Betriebs- bzw. Auftragskonzentration bei den leistungsfähigsten Werken Arbeiter und Maschinen einsparen und damit das Kriegsrüstungspotential — so gut es eben geht — wieder heben zu können.

Daneben hat die britische Stahlindustrie infolge Einfuhrschwierigkeiten, höherer Erz-Transportkosten usw. mit steigenden Produktionskosten zu kämpfen, nicht zuletzt auch bedingt durch höhere Kohlen- und Kokspreise. Inwieweit eine Änderung hierin bewirkt werden kann, entweder durch einfache Erhöhung der Stahlpreise oder durch Subventionen der Regierung, diese Frage ist noch in der Schwebe, beeinflussen doch die Stahlpreise die Kalkulationsgrundlage für viele andere nachgeschalteten Industrien.

So erscheint die gesamte englische Rüstungswirtschaft voll innerer Engpässe, mit denen die amtlichen Stellen Tag für Tag zu kämpfen haben, ohne daß bislang hierin eine grundsätzliche Änderung geschaffen werden konnte. Hier rächen sich die Sünden der Vorkriegszeit, die im Gegensatz zur deutschen Wirtschaftssteuerung in England nur privatwirtschaftliches Rentabilitätsdenken ohne jeden Zusammenhang kannte.

Dr. Walter Flemmig.

„Denn wäre nicht der Bauer..."

Die Erkenntnis, daß die Schaffung und Erhaltung eines gesunden Bauerntums die notwendige Grundlage eines lebensgesetzlichen Staatsaufbaus ist, hat die nationalsozialistische Bewegung vom Beginn an geleitet und sich nach der Machtergreifung in zahlreichen Maß-

Digitized by Google

nahmen einer Agrargesetzgebung ausgewirkt, die unter der tatkräftigen Initiative Darrés schon Jahre vorher gedanklich vorbereitet waren. „Denn wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brot", die sehr alte und sehr einfache Wahrheit dieser bekannten Verse ist von zeitloser Gültigkeit, und kein Siegeszug der Technik mit allen je zu erreichenden Errungenschaften vermag die schlichte Urtätigkeit des Bauern zu ersetzen. Diese erschöpft sich ja nicht mit der Sicherung der Ernährung eines Volkes — diese unter schwersten Bedingungen im Kriege gewährleistet zu haben, ist eine Hochleistung der deutschen Bauernschaft —, sondern umgreift mehr. Ginge es uns nur um die Beschaffung der nötigen Vorratsmengen, so ließe sich das schließlich auch mit von kapitalistischem Geist bestimmten „Getreidefabriken" amerikanischen Musters bewerkstelligen, und unsere Sorge um den bäuerlichen Nachwuchs, um die Landarbeiterfrage, um die bäuerliche Fruchtbarkeit wären gegenstandslos. Wir wissen, daß das Bauerntum gegenwärtig von den Auswirkungen einer Entwicklung aufs tiefste getroffen und gefährdet ist, die man mit „Verstädterung" nicht sehr glücklich gekennzeichnet hat. Ganz gewiß soll der bäuerliche Mensch an den kulturellen Gütern des deutschen Volkes und unserer Zeit teilhaben, aber es fragt sich, was jeweils unter Kultur begriffen wird. Es wäre denkbar, daß so manche Einrichtung, die das städtische Leben von heute kennzeichnet, nicht immer als eine Bereicherung im Lebenskreis des Bauernhofs anzusprechen ist. Es wäre zu erwägen, ob Bemühungen, die darauf hinzielen, das ursprüngliche kulturelle und selbstschöpferische Eigenleben der bäuerlichen Familie von innen heraus zu wecken und zu stärken, nicht auf die Dauer gesehen eine tragfähigere Grundlage schaffen. Was den Bauernstand — neben Fischer und Bergmann — vor den anderen Berufsgruppen und Lebensgemeinschaften des Volkes auszeichnete, war seine größere Lebensnähe und sein Zusammenklang mit dem Naturgeschehen im Kreislauf des Jahres. Das bedeutet viel in einer Zeit, in der dem überwiegenden Teil der Bevölkerung durch Beruf und Lebensstil mehr und mehr diese ursprüngliche Naturnähe verloren geht, und zwar nicht erst in dieser Generation. Es gibt keinen Gewinn — man kann dafür auch Fortschritt sagen — ohne Opfer. Im germanischen Mythus von Odin, der um letzte Weisheit zu erlangen sein eines Auge opferte, ist diese tiefste Lebensweisheit ausgesprochen, die mancher Zeitgenosse heute nicht wahr haben will. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts befinden sich alle Wissenschaften, die sich vornehmlich auf die Kräfte des Verstandes stützen, in einem unerhörten Aufschwung. Die Bereicherung unseres Daseins durch die Ergebnisse dieser unermüdlichen Forscherarbeit hat ein Ausmaß angenommen, das heute kaum noch zu übersehen ist und das uns im allgemeinen gar nicht mehr zum Bewußtsein kommt, zu selbstverständlich ist jede Entdeckertat, jede Leistung geworden. Wir können und wollen diese Entwicklung weder verneinen noch abbrechen, aber wir müssen uns bewußt sein, welchen Preis wir dafür zahlen. Daß diese Entwicklung teilweise Überspitzungen erfahren hat, die unser Leben in seinen Wurzelkräften bedrohten, ist bekannt und verschiedentlich sind Gegenkräfte wach geworden, die in richtiger Erkenntnis dieser Entwicklung in Wort und Tat auf eine Rückführung zu einem gesunden Gleichmaß bedacht sind. Die Schaffung des Reichsarbeitsdienstes, der jeden jungen Deutschen in ganz einfacher aber nachdrücklicher Weise mit der körperlichen Arbeit und der Natur wieder in engsten Zusammenklang bringt, und das Wirken Alwin Seiferts, dessen vor Jahren erschienene Schrift über die „Versteppung Deutschlands" Aufsehen erregte und bahnbrechend wirkte und der als Reichslandschaftsanwalt der Reichsautobahnen durch Reichsminister Dr. Todt — den ein jäher Schicksalsschlag aus einem arbeitsvollen Leben riß — ein ihm gemäßes Tätigkeitsfeld gefunden hat, gehören ebenso wie das zielweisende Wirken des Reichsleiters R. Walther Darré zu jenen Kräften, die dem Leben des Volkes wieder gesunde Grundlagen schaffen wollen. Seifert hat die Fülle seiner Gedanken und Anregungen für ein naturverbundenes Schaffen der Technik insbesondere auf

Digitized by Google

dem Gebiet des Straßen- und Wasserbaus und der damit eng zusammenhängenden Landschaftsgestaltung, die er in verschiedenen Aufsätzen niedergelegt hatte, kürzlich in seinem Buch *„Im Zeitalter des Lebendigen"* (Müllersche Verlagshandlung Dresden und Planegg, 1941, Preis geb. RM. 9,—, br. RM. 7,50) vereinigt. Eine Beschäftigung mit diesen immer an die Grundfragen unseres Daseins rührenden Anschauungen wird stets einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen und zum Nachdenken verpflichten.

Das Bauerntum wurde eingangs als eine notwendige Grundlage eines lebensgesetzlichen Staatsaufbaus gekennzeichnet. Mit diesem Fragenkreis hat sich R. Walther Darré in einer besonderen Studie *„Vom Lebensgesetz zweier Staatsgedanken"* (Goslarer Volksbücherei, Band 7, Verlag Blut und Boden, Goslar, 1940, Preis RM. 2,50) eingehend befaßt. Es handelt sich dabei um die Sittenlehre des Konfuzius, die dem chinesischen Reich für Jahrhunderte das Gepräge gegeben hat, und um die mythische Gesetzgebung des Lykurgos, mit der die berühmt gewordene Lebensordnung der Spartiaten begründet wurde. Sparta und China — Lykurgos und Konfuzius: zwei Welten, und doch ergeben sich für eine zum Kern der Dinge vorstoßende Betrachtung Vergleichsmöglichkeiten von überraschenden Perspektiven. Beide Erneuerungsbewegungen gehen aus vom Bauerntum als der Grundlage des Staates und dem Lebensquell des Volkes, beide sind in ihrer Sittenlehre typenbildend und geben dem Volk eine einheitliche Ausrichtung, ein festes Erziehungsziel, beide schließlich richten ihr Augenmerk auf die Erhaltung der Familie, also auf die Kräfte des Blutes — und doch übersteht China Jahrtausende eines wechselvollen Schicksals, während Sparta nach wenigen Jahrhunderten zerfällt und vergeht. Den Ursachen dieser entgegengesetzten Entwicklung nachzuspüren und daraus lebensgesetzliche Erkenntnisse für unsere Zeit fruchtbar zu machen, ist das Anliegen und die treibende Kraft dieser Untersuchung. Das Ergebnis ist kurz gefaßt folgendes: China gewinnt durch Überbetonung der Bodenverbundenheit die Sicherung und Vermehrung seines Volksbestandes auf Kosten einer blutsmäßigen Auslese und Reinerhaltung; Sparta erzielt eine züchterische Auslese der Persönlichkeit auf Kosten der bäuerlichen Lebensgrundlage. Ahnenverehrung und Bodenverbundenheit, vereint mit einem klaren rassischen Auslesevorbild und einem darauf ausgerichteten lebensgesetzlichen Zuchtgedanken, sind die hierbei gewonnenen Erkenntnisse, die auch für die Gestaltung der Lebensordnung des deutschen Volkes fruchtbar werden können. — Wohin schließlich der andere Weg führt, der mit einer allmählichen Preisgabe der bäuerlichen Lebensgrundlage beginnt und bei einer kapitalistischen Getreidewirtschaft im Massenbetrieb endet, zeigt ein anderes überaus lehrreiches Beispiel aus der Antike: der Untergang des römischen Staates durch die sogenannte Latifundienwirtschaft. Ferdinand Fried hat den römischen Agrarverhältnissen und ihrer Auswirkung auf Volk und Staat eine sehr gründliche Studie gewidmet, betitelt *„Latifundien vernichten Rom!"* (Blut und Boden Verlag, Goslar, Preis RM. 2,80). Dieser Schrift, mit der sich zu beschäftigen immer wieder lohnend ist, weil sie am geschichtlichen Beispiel die Gefahren aufzeigt, die in jeder Entwicklung latent vorhanden sind, ist als Motto ein Wort von Mommsen vorangestellt: „Vor der Getreideflotte vom Nil hat Rom kapituliert und seine alte Freiheit um die Lieferung des täglichen Brotes verkauft." Das nationalsozialistische Deutschland hat Vorsorge getroffen, daß es vor der Getreideflotte aus Kanada nicht zu kapitulieren braucht, weil die Sicherung des täglichen Brotes auf eigenem Grund ihm den siegreichen Kampf für seine Freiheit gewährleistet. Darrés Studie macht eindringlich aufmerksam auf die andre Aufgabe, der neben der Sicherung der Ernährung unsere Sorge zu gelten hat: die Sicherung der bäuerlichen Lebenshaltung. Unsere Gegenwart scheint unter anderem gekennzeichnet durch das Vorherrschen eines hellwachen Verstandes, der die reichen Erfahrungen der Geschichte überblickend, die Fehlentwicklungen der eigenen Zeit klar zu erkennen vermag und — erstmalig in der Geschichte überhaupt — versucht, durch überlegte

Digitized by Google

Maßnahmen einer Entwicklung Einhalt zu gebieten, ihr den eigenen Willen aufzuzwingen. Was an äußeren Maßnahmen der Gesetzgebung, Förderung und Planung geschehen kann, ist geschehen und geschieht weiter, nun kommt aber alles darauf an, daß neben der verstandesmäßigen Überlegung die tiefsten Quellkräfte der Seele lebendig werden, jenes von innen her die Dinge erfassen, das allein zu allen Zeiten eine Wandlung und Erneuerung herbeiführte. Wichtiger als die Zuführung junger Kräfte aus nichtbäuerlichen Berufen ist und bleibt die natürliche Fruchtbarkeit des Bauerntums selbst, die als Lebensquell des Volkes den Nachwuchs für neues Bauernland stellen muß.

Dr. Eberhard Achterberg.

Kleine Kulturberichte

Dr. Todt

„In soldatischer Pflichterfüllung ist heute Reichsminister Dr. Todt bei Durchführung seiner militärischen Aufgaben durch Flugzeugabsturz tödlich verunglückt." Als diese Trauernachricht am 8. Februar 1942 durch den Rundfunk ging, empfand jeder Deutsche, welche Lücke ein tragisches Schicksal in die Reihe der engsten Mitarbeiter des Führers gerissen hatte. Das Leben dieses schöpferischen Menschen ist bereits anläßlich des 50. Geburtstages von Dr.-Ing. Todt in dieser Monatsschrift kurz umrissen (Nr. 138 vom September 1941).

Den ersten Weltkrieg hat Fritz Todt von Anfang bis zum Schluß mitgemacht, seit 1916 als Flieger. Schon 1922 stößt er zur Bewegung und wird mit dem Führer bekannt. Von da ab kämpft er für den Nationalsozialismus, gründet eine Ortsgruppe, wird SA.-Mann und läßt sich auch durch Schikanen des Systems nicht beirren.

In München und Karlsruhe studiert Parteigenosse Todt Bauwesen. In seiner Dr.-Ing.-Dissertation behandelt er den neuzeitlichen Straßenbau, der nun sein Fachgebiet wird, das er nach mehreren Jahren in- und ausländischer Praxis meisterhaft beherrscht. Bei den späteren großen Aufgaben ist Dr. Todt über sein eigentliches Fach weit hinausgewachsen. Sein klarer Blick und die unvoreingenommene, ingenieurmäßige Betrachtung ließen ihn auch auf den Gebieten der Rüstung, des Festungsbaus, der Waffenfertigung und der Energiewirtschaft schnell das Notwendige erkennen. Er schwebte aber nicht über den Dingen, sondern arbeitete an allen Fragen selbst entscheidend mit. Seine unerschöpfliche Arbeitskraft und die seltene Gabe, immer die einfachsten und erfolgreichsten Wege zum Ziel zu wissen, übertrug sich auch auf den verhältnismäßig kleinen Mitarbeiterkreis. Die Dienststellen von Dr. Todt besaßen eine Schaffenskraft und einen mitreißenden Schwung, denen wesentlich zu danken ist, daß die Leistungen der Heimatfront mit den Siegen der Truppe Schritt hielten.

So wesentlich für Reichsminister Dr. Todt das Können als Ingenieur war, so wenig erschöpfte er sich im Fachlichen. Schon früh arbeitete er im „Kampfbund der Deutschen Architekten und Ingenieure" mit, 1932 als Landesleiter und Leiter der Fachgruppe Bauingenieure. Im Amt für Wirtschaftstechnik und Arbeitsbeschaffung der NSDAP. war er Fachberater für Straßenbau. 1934 entsteht unter seiner Leitung das Amt für Technik (jetzt Hauptamt) in der Reichsleitung der Partei und der NS.-Bund Deutscher Technik als angeschlossener Verband. Auch das Amt für technische Wissenschaften der DAF. leitet er. Hauptbefehlsleiter Todt hat die deutsche Technik aus dem Wahn einer unfruchtbaren Internationalität und dem

Digitized by Google

Fluch der Finanzabhängigkeit befreit. Seine Werke sind Schöpfungen der neuen, politisch gebundenen, deutschen Technik.

An die großen staatlichen Aufgaben Dr. Todts brauchen wir nur kurz zu erinnern. Nach der Automobilausstellung 1933 will der Führer seine schon auf der Festung Landsberg gefaßten Pläne verwirklichen und beruft Dr.-Ing. Todt zum Generalinspektor für das deutsche Straßenwesen. Tausende von Kilometern Reichsautobahn — keine Fremdkörper, sondern Kunstwerke in der Landschaft —, Zehntausende von Kilometern verbesserter Reichsstraßen, Zehntausende von Kilometern Straßen an allen Fronten Europas zeugen von der Erfüllung dieses Auftrages. Als Generalbevollmächtigter für die Regelung der Bauwirtschaft und als Generalinspektor für Sonderaufgaben im Vierjahresplan sorgt Dr. Todt dafür, daß trotz dem Mangel an Arbeitskräften, Baustoffen und Transportmöglichkeiten die dringlichen Bauten für die Wehrmacht, für die Rüstungswirtschaft und für den Luftschutz fertiggestellt werden. Im Mai 1938 erhält er vom Führer den Auftrag, den Westwall zu bauen, und schon im September sind 5000 Betonbauten fertig, nach eineinhalb Jahren 23 000 Bauwerke. Äußerste Anspannung aller Kräfte in der Rüstungswirtschaft setzt voraus, daß Dr. Todt auch diese unermeßliche Aufgabe übernimmt. Als Reichsminister für Bewaffnung und Munition führt er die deutschen Waffenschmieden zu einer Leistungsgemeinschaft von höchster Produktion zusammen. Mit der Ernennung zum Generalinspektor für Wasser und Energie im August 1941 erhält Dr. Todt ein Amt, das über die Kriegsaufgaben bereits in das Aufbauwerk des Friedens hineingreift.

Aus den Autobahnarbeitern entstand die „Organisation Todt", eine Arbeitstruppe von Hunderttausenden, die überall der Wehrmacht hilft, Hindernisse zu beseitigen, Brücken zu bauen, Befestigungen und Unterkünfte zu errichten. Frontsoldat und Frontarbeiter stehen Schulter an Schulter, sie haben in diesem Krieg gemeinsam geblutet und gemeinsam gesiegt. Ferngeschütze an der Kanalküste, U-Boot-Stützpunkte am Atlantik und jetzt der Osten werden für alle Zeiten das Zeichen „OT" unsterblich machen.

Als Mensch war Dr. Todt unbeirrbar treu, hilfsbereit und bescheiden. Er hatte einst selbst das Los des Bauarbeiters geteilt, seine Sozialleistungen wurden Vorbild für alle. Sie brachten ihm die Anhänglichkeit seiner Männer, ja die Liebe des ganzen Volkes ein. Realist in der Arbeit, war er zugleich Idealist in der Menschenführung. Vertrauen und Kameradschaft verbanden ihn mit seinen Mitkämpfern. Seine Interessen gingen über die technische Welt weit hinaus. Sein Eintreten für Landschaftspflege macht verständlich, daß er ein großer Naturfreund war und immer lebensgesetzliche, naturnahe Anschauungen und Arbeitsweisen gefördert hat. Die deutschen Künstler wurden von Dr. Todt wieder auf die Technik hingewiesen. Viele Werke der bildenden Kunst und der Dichtung gehen auf seine Anregungen und seine Gespräche mit Dichtern und Malern zurück. Kein Wunder, daß ein herzliches Verhältnis von jeher Dr. Todt und Reichsleiter Alfred Rosenberg verband.

Wiederholt hat Dr. Todt im In- und Ausland Anerkennung und Bewunderung gefunden. 1937 erhielt er auf der Pariser Weltausstellung einen „Großen Preis" in der Klasse Öffentliche Aufträge. 1938 wurde er SA.-Obergruppenführer und erhielt den Deutschen Nationalpreis, ferner den Siemens-Ring. Im Oktober 1939 wurde er zum Generalmajor der Luftwaffe ernannt. Das Schutzwall-Ehrenzeichen empfing er als Erster. In seiner Abschiedsrede beim Staatsakt in der Neuen Reichskanzlei am 12. Februar 1942 verlieh der Führer seinem toten Kämpfer als erstem Deutschen den neuen Orden für höchste Verdienste um das deutsche Volk. Was uns Dr. Todt bedeutet, drücken die Worte aus, mit denen der Führer tiefbewegt Abschied nahm: „Ich habe in diesem Mann einen meiner treuesten Mitarbeiter und Freunde verloren. Ich fasse seinen Tod auf als einen Beitrag der nationalsozialistischen Bewegung zum Freiheitskampf unseres Volkes."

Herwarth v. Renesse.

Digitized by Google

Wilhelm Teudt ⅄

„Wir müssen lernen, wieder mehr daran zu denken, daß unsere Vorfahren in erster Linie gelebt, gewaltet und gewirkt, geglaubt, geopfert und gebetet haben und dann erst gestorben sind." Mit diesem Satze Wilhelm Teudts[1] ist der Grundton des Lebenswerkes angeschlagen, das der am 5. Januar 1942 in Detmold 81jährig verstorbene Lehrer und Forscher Wilhelm Teudt uns hinterlassen hat; und dieser Satz ist zugleich auch die passende Mahnung an uns, über dem Tod dieses Mannes nun das, was er gelebt, gewirkt, geglaubt hat, weiterwirken zu lassen. Ihn selbst zu verherrlichen oder auch zu verteidigen, wäre sinnlos. Ein Kämpferleben spricht für sich selbst. Wer keinen Sinn dafür hat, daß dieses Leben kraftvoll, stark und deutsch war, und daß es seine besten Kräfte an eine selbstgewählte, freie Leistung gab, vorbildlich treu und zäh einer guten Sache dienend, dem helfen auch die schönen Worte überm Grabe nicht. Unsere Aufgabe ist, sein Werk zu durchdenken, ganz gleich, wie viele „Irrtümer" wir darin vermuten oder zu finden glauben. Mit jeder Zeile, die er schrieb, bekannte er sein Streben, jene Wahrheit zu finden, gegen die manche seltsame, konfessionelle Kriegserklärung unserer Zeit sich gewandt hat. „Wilhelm Teudt im Kampf um Germanenehre" heißt eine Auswahl aus seinen Schriften, die 1940 erschien[2]. Schon dieser Titel genügt manchem, die ganze Sache als „tendenziöse Wissenschaft" oder „germanenschwärmerische Pseudowissenschaft" beiseite zu legen und jungen Leuten als „gefährlich" zu bezeichnen. Wie klein ist das gedacht von ihm und uns. Deutsche Menschen, die heißen Herzens die Wahrheit suchen, bringen uns auch da, wo sie irren sollten, keine Gefahr, auch nicht in der Wissenschaft. Schon weil wir diese Menschen Wort für Wort verstehen, denn sie reden deutlich, im Gegensatz zu manchem Fremdwort-Kauderwelsch mancher „Germanisten", über das noch in einer seiner letzten Besprechungen Andreas Heusler treffend spottete (Dt. Lit. Ztg. 1937, Sp. 1886). Ohne ein inneres, heiliges Ziel findet man nichts in der Wissenschaft, was fruchtbar bleibt. Ohne Begeisterung für eine Sache kann man nicht Leben wecken mit ihr. „Eine Wissenschaft ohne Gewissen" ist, wie schon Eugen Dühring stark betonte, eine Sache, welche „besser vom Erdboden vertilgt würde". Vergangenes Leben nacherlebbar zu erfassen und darzustellen, bedarf einer lebensvollen Persönlichkeit, die ihr Menschentum, ihr besonderes, rassisch bestimmtes Menschentum, nicht verleugnen kann und soll, wenn sie sich in das Menschentum ferner Ahnen vertieft. Gewiß liegt Gefahr darin, dem Wunsche des Herzens zu weit zu folgen und die Wirklichkeit der Geschichte nach ihm umzufärben. Da kommt es denn darauf an, ob Wahrheitsliebe und Selbstkritik genügend Macht behalten, und ob der Geist scharfsinnig das Überlieferte oder „Rekonstruierte" immer neu zu überprüfen vermag. Vollendet ist keiner in diesem Bemühen, aber der ist von vornherein der Bessere, der erst einmal die erste Voraussetzung echter Wissenschaft erfüllt, „gewissenhaft" im wahren Sinne des Wortes zu sein, der ein Herz hat für seine Sache, und den Willen, stets weiter zu lernen, und der einen selbsterworbenen, kritischen Maßstab für das Mögliche und Wahrscheinliche an die bisweilen der Fälschung verdächtigen und so wertverschiedenen Belege der Überlieferung und der früheren Forschung zu legen vermag. Die Tatsache allein, daß Wilhelm Teudt im Gegensatz zu vielen Zeitgenossen die Möglichkeit einer kirchlich-mittelalterlichen Umwertungs- und Fälschungsabsicht mit in seine Quellenbewertung einbezog, und die andere, daß er blutsbewußt- und damit gebunden an die Wahrheitserkenntnisse der Erbanlagenforschung unserer Zeit — vom Germanentum schrieb, müßten eigentlich genügen, um ihn — wie immer man ihn berechtigen mag — über zahlreiche Fachforscher zu stellen, die diese beiden Dinge zu beachten unter ihrer Würde finden. Wenn man heute

[1] Wilhelm Teudt, Germanische Heiligtümer, 4., neu bearb. u. erweit. Aufl. Jena, 1936 (11—15. Tausend), S. 291.

[2] Wilhelm Teudt im Kampf um Germanenehre. Eine Auswahl von Teudts Schriften, Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig, 1940.

Digitized by Google

noch ohne jede Beachtung der erwiesenen mittelalterlichen „Tendenz" mönchische Aussagen über germanisches Leben unkritisch in eine Germanendarstellung einbaut, oder wenn man es fertig bringt, im Widerstreit zu den schlichtesten Tatsachen der Erblichkeitsforschung etwa zu der Königin Asa des Osebergfundes und damit zu den Eltern und Ahnen einer Unn, Bergthora, Aud, Sigrid, oder eines Olaf Pfau, Njal, Gisli, Thorolf, Hakon usw. durch die „Skandalchronik" der Ynglingensaga zu gelangen, so entfernt uns das bei aller Gelehrsamkeit der Verfasser viel weiter von der historischen Wahrheit als ein aus germanenfreundlichem Wunsch geborener Gedanke, der nicht mehr genügend vom kritischen Urteil überprüft worden ist, und so sich eindrängt in das sonst durch strenge Selbstzucht und Wahrheitsliebe aus den Quellen herausgearbeitete Bild.

Mit dieser Feststellung rechtfertigen wir vor einer gewissen Kritik unsere Aufgabe, die Arbeit Wilhelm Teudts weiter zu pflegen, mehr als manche andere. Er selbst bedarf, wie gesagt, der Verteidigung nicht, denn seine Haltung, seine Auffassung von der germanenkundlichen Wissenschaft als einer deutschen Kampfaufgabe, die die Forschenden glücklich und Deutschland seelisch stärker machen kann, steht über aller Kritik. So war auch sein Leben reich an Erfolg. Die Tat der Entdeckung der Externsteine in dem von ihm gedeuteten Sinne ist anerkannt und weitgehend bestätigt worden. Seine Auffassung vom Wesen der Völkerwanderung fand Ergänzung in anderen, wichtigsten Werken unserer Zeit, seine Meinung über „Karl den Frankenkönig" fand neben anderem die Anerkennung eines Germanisten wie Gustav Neckel. Seine Bücher gingen tief ins Volk und regten an zum Nachdenken und vor allem zum Schauen. Seine Führungen durchs Lipper Land auf alten Wegen des Germanentums schufen ihm Schüler und Freunde. Seine Gäste ahnten in dem Glück seines Hauses und seiner Kinder den Quell seiner Kraft in seiner sittlichen, deutschen Gesundheit. In seinem Glauben — er suchte nach dem Germanischen auch im christlichen Kulturleben und hoffte weitgehender als viele von uns eine erneute Verschmelzung gewisser, aufgebrochener Gegensätze zugunsten einer deutschchristlichen Gottverbundenheit — war er immer bedacht auf das Heil des ganzen Volkes, dem er diente. Gerade die Glaubensfrage spielt ja unwillkürlich sehr stark in alle gegenwärtige Germanendarstellung hinein, und sicherlich erscheinen manche Ausdeutungen christlich-mittelalterlicher Zeugnisse bei Teudt von dem Wunsche seiner germanisch-christlichen Frömmigkeit her bestimmt zu sein; aber gewiß müßten gerade jene, die hier am schnellsten tadeln, bedenken, wiesehr diese „Schwäche" Allgemeingut ist, nur meist nach der anderen, uns aus Jahrhunderten gewohnten, Richtung hin sich äußernd in dem törichten Verzicht auf die germanische Komponente in der Geschichte der deutschen Seele, Kunst und Kirche.

Wilhelm Teudts ehrliches und kühnes Streben und erfolgreiches Wiederfinden einer für unser Volk sehr wichtigen, geschichtlichen Wirklichkeit im Herzen unseres seiner alten Überlieferung einst böswillig beraubten Landes wurde u. a. durch die Erteilung des Professorentitels durch den Führer und durch Verleihung der Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft belohnt. Seine Heimatstadt gab ihm das Ehrenbürgerrecht und wird ihm Dank bewahren.

Wir müssen in kommenden Zeiten jenen Frühling völkischen Wiedererwachens, den auch Wilhelm Teudt so stark mit erwecken half und in dem er sich mit dem politischen Erwachen der Nation begegnete, in Ehren halten, und alle Männer und Frauen, die ihm dienten, dankbar uns erhalten. Aber das bedeutet nie, daß wir in irgendeiner Weise darauf verzichten, das damals Gewonnene und uns Vererbte neu zu „erwerben", um es für alle Zukunft zu „besitzen". In jähem Ansturm gegen eine fast uns erdrückende Fremde im eigenen Vaterland entstanden Werke der germanischen Wiederbesinnung. Es ist unser und unserer Jugend Recht, sie kritisch zu betrachten und zu berichtigen. Aber die unfruchtbaren, kleinen Besserwisser mögen ferne bleiben. Die Fruchtbarkeit ist ein besserer Ausweis wissen-

Digitized by Google

schaftlicher Leistung als das Fehlerfinden, und Hochschulzünfte, die die „Außenseiter" ächten, gibt es nun nicht mehr.

Bernhard Kummer.

Stammesgeschichte als Reichsgeschichte

Das stammhafte Gefüge des deutschen Volkes hat der deutschen Kultur ihre bunte Fülle und Mannigfaltigkeit und der deutschen Geschichte ihre besondere Eigenart gegeben. Im Hinblick auf die deutschen Kulturleistungen ist das Bewahren des stammesmäßigen Eigencharakters stets als eine glückliche Bereicherung angesehen worden, an der gemessen uns das Kulturleben beispielsweise unseres großen westlichen Nachbarvolkes in seiner einseitigen Bezogenheit auf die Hauptstadt immer als bedauerliche Leere erschienen ist. Die blutsbedingte Eigentümlichkeit der Stämme, die im Antlitz der Menschen wie in der besonderen Ausprägung aller Kulturschöpfungen sichtbaren Ausdruck findet, reicht zurück bis in die letzten Wurzeltiefen germanisch-deutschen Volkstums, in die Zeit, da die aus der Vereinigung der Großsteingräberleute und der Schnurkeramiker hervorgegangenen Urgermanen beginnen, sich landschaftlich aufzugliedern. Von dieser Frühzeit durch die Jahrtausende zeigt die ungebrochene kulturelle Überlieferung die stammesmäßigen Verschiedenheiten in Geräten und Waffen, in Tracht und Schmuck, in den Grundformen von Haus und Hof und weiter dann in Mundart und Volkslied, Sage, Märchen, Spiel und Brauchtum. Diese Prägekraft ergreift das ganze Kulturschaffen in allen seinen Erscheinungsformen und ihr verdanken wir das blühende Kultur- und Geistesleben in seiner ganzen landschaftlichen, stammesbedingten Mannigfaltigkeit und Fruchtbarkeit. Doch was der Kulturgeschichte als Kraftquelle einer reichen Entfaltung erscheint, das zeigt sich der politischen Geschichte nur zu leicht als Hemmnis auf dem Wege zur Einheit. Die geschichtliche Betrachtung neigte von jeher stark dazu, die stammesmäßige Sonderheit überzubetonen und sie fast allein verantwortlich zu machen für jede Zeit der Schwäche in der deutschen Geschichte. Man rühmt wohl gar die schnelle Entwicklung zum Einheitsstaat, die Frankreich genommen hat, und beklagt demgegenüber die deutsche Zerrissenheit. Dabei wird jedoch übersehen, daß der Staat der Franken, aus dem Frankreich hervorgegangen ist, vom Germanentum her gesehen, auf Kolonialboden entstanden ist und eine rassische und kulturelle Vermischung größten Ausmaßes zur Grundlage hat, das Reich der Deutschen aber im germanischen Kernland erwuchs und auf der ungebrochenen Kraft der germanischen Stämme aufbaut. Selbst wenn man die Geschichte des deutschen Volkes bei den Urgermanen beginnen ließe, so begänne sie mit den Stämmen. Die Stämme sind nicht nur die Schöpfer und Träger der germanisch-deutschen Kultur, sie sind auch die Träger des Reiches der Deutschen, das daher nie ein Staat im üblichen Sinne gewesen ist, sondern immer auf dem Zusammenschluß der Stämme beruhte, die in allen Hoch-Zeiten der deutschen Geschichte vom Mythus des Reiches ergriffen waren. Dieses, von den Stämmen getragene Reich der Deutschen war bis ins 13. Jahrhundert die unbestrittene Führungs- und Ordnungsmacht Europas — neben dem deutschen Kaiser gab es nur Kleinkönige, Vasallen und Lehensträger — und noch bis zum Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges war das Reich der Mittelpunkt des Kontinents. Erst seit der Mitte des 17. Jahrhunderts beginnt eigentlich die Zeit der Zersplitterung, nachdem durch das Friedensdiktat von Münster und Osnabrück das Reich zerschlagen und seiner Machtstellung in Europa beraubt worden war. Noch die Erneuerung des Reiches durch Bismarck erfolgte auf der Grundlage des Zusammenschlusses, wenn auch nicht der Stämme so doch der teilweise aus ihnen hervorgegangenen Territorialstaaten und der Kaiser wurde durch die Zustimmung der Fürsten gewählt.

Wenn es aus solchen Überlegungen ersichtlich wird, welchen hervorragenden Anteil die Stämme an der Geschichte des Reiches haben, so darf ein Versuch, die Reichsgeschichte als Geschichte der Stämme zu schreiben, auf

Digitized by Google

stärkste Beachtung rechnen. Auf sprachlichem Wege ausgehend von der Bedeutung und Entwicklung des Namens kommt Christoph Obermüller in seinem Buch *„Die deutschen Stämme"* (Verlag Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig, 1941, Preis RM. 21,—) von der Namensgeschichte zu einer Stammesgeschichte, die sich ihm unter der Arbeit von selbst zu einer Reichsgeschichte ausweitet. Eine solche neuartige Betrachtungsweise zeigt überraschende Zusammenhänge, die vielleicht nicht in jedem Fall gleich überzeugend wirken, und eröffnet neue Gesichtspunkte, deren Beachtung zu neuen Erkenntnissen zu führen vermag. Ein in langer Forschung erarbeitetes aber überall verstreutes Material ist hier zusammengetragen und zu einer Darstellung vereinigt, die damit ein ausgesprochenes Grenzgebiet zwischen Geschichte und Sprachwissenschaft betritt. Wie alle Grenzgebiete zwischen den Fachwissenschaften ist auch dieses gewissermaßen Neuland und die Bearbeitung darum besonders reizvoll, und gern folgt man den seltsamen Wegen der Bedeutungsentwicklung der Stammesnamen. Im Wandel des Namens spiegelt sich die Geschichte der Langobarden, die als germanischer Staat in Oberitalien stets Gegner des Papstes sind und mit dem Verlust der rassischen Reinerhaltung auch den Namen verlieren und so als Lombarden dann Freunde des Papstes und Feinde des Reiches werden. Der Name der Burgunder führt von der Insel Bornholm über zahlreiche Zwischenstufen, in denen die ganze tragische Geschichte dieses Stammes enthalten ist, schließlich zum Burgunderwein. In welchem Zusammenhang der weit berühmte und mächtige Stamm der Goten mit dem „gotischen Stil" und der „gotischen Schrift steht, wird überzeugend dargelegt, und das Bestehen einer „gotischen Partei" in Südamerika ist sicher nicht allgemein bekannt. Die Spuren des Sachsennamens führen über die Welt, doch ist nicht ganz ersichtlich, warum die Kriegszüge zur See der frühen Sachsen als Seeräuberei und Vorläufer der Wikinger bezeichnet werden. Eine solche Anschauung ist doch wohl überholt und es ist nicht einzusehen, wieso Eroberungszüge zu Land als Krieg und solche zur See als Räuberei bezeichnet werden. Kriegerische Handlungen zur See ausschließlich nach dem Maßstab des Profits zu beurteilen und damit den Seekrieg zur Seeräuberei zu entwürdigen, blieb der Geschichte der englischen Seemacht vorbehalten. So reizvoll es ist, manchem Bedeutungswandel des Namens nachzuspüren — wobei man von den Franken zum „frankieren", von den Friesen zum „frisieren" kommt —, so ist doch das Bedeutsame dieser Darstellung und ihr großer Gewinn darin zu sehen, daß sie in der Namensgeschichte der Stämme die Reichsgeschichte als Stammesgeschichte lebendig macht. Unter diesem Gesichtspunkt ist so manche Gewaltsamkeit der Deutung, so manche Wortspielerei unwichtig, da sie den Kern des Werkes nicht berührt. Die fruchtbaren Anregungen aber sollten zu weiterer Forschung führen.

Das mit der Arbeit von Obermüller angeschlagene Thema wird für die Geschichte der germanischen Zeit bis zum frühen Mittelalter in ganz besonderer Weise vertieft und ausgeweitet durch eine umfangreiche Gemeinschaftsarbeit, die als Standardwerk einer jungen, erfolgreich aufstrebenden Wissenschaft die stärkste Anteilnahme und Beachtung verdient. Hans Reinerth, der verdienstvolle Leiter des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte und des Reichsamtes für Vorgeschichte der NSDAP., hat in Gemeinschaft und mit Unterstützung zahlreicher namhafter Vorgeschichtsforscher die *„Vorgeschichte der deutschen Stämme"* (Band I: Urgermanen und Westgermanen, Band II: Westgermanen, Band III: Ostgermanen und Nordgermanen. Bibliographisches Institut Leipzig, Herbert Stubenrauch, Verlagsbuchhandlung, Berlin, 1940, Preis RM. 58,—) herausgegeben. Da es unmöglich ist bei der Fülle der Beiträge alle Abhandlungen eingehend zu würdigen, seien zuerst die Mitarbeiter mit ihren Beiträgen namentlich aufgeführt, ehe der Versuch gemacht wird, etwas über das Gesamtwerk auszusagen. Den einleitenden umfassenden Beitrag über die „Urgermanen" schrieb Prof. Dr. Hans Reinerth. Dr. Hermann Schroller, Hannover, behandelt die „Friesen und Sachsen", während Prof. Dr. Rudolf

Digitized by Google

Stampfuß, Dortmund, eine groß angelegte Geschichte der „Franken" gibt. Prof. Dr. Walther Schulz, Halle, berichtet in zwei Beiträgen über die „Hessen" und die „Thüringer" und Prof. Dr. Walther Matthes, Hamburg gibt eine Darstellung der „Sweben oder Altschwaben". Im zweiten Band hat sich Dr. habil. Werner Hülle, Berlin, „Schwaben oder Alamannen" zum Thema genommen, Dr. Helmut Preidel, Saaz, hat die „Markomannen und Bayern" bearbeitet, während über die Nachbarn der Markomannen, die „Quaden", Dr. Eduard Beninger, Wien, einen Beitrag lieferte. Derselbe teilt sich mit Dr. Willi Wegewitz, Hamburg, in die Darstellung der „Langobarden". Der dritte Band bringt zuerst die Ausführungen von Prof. Dr. Ernst Petersen, Rostock, über die „Barstarnen und Skiren", es folgt dann die Geschichte der „Wandalen" von Prof. Dr. Martin Jahn, Breslau, und die Abhandlung von Dr. Dietrich Bohnsack, Königsberg, über die „Burgunden". Den „Goten" widmet dann Dr. Gogo Müller-Kuales, Hamburg, seine Ausführungen und Prof. Dr. Wolfgang La Baume, Königsberg, gibt einen Überblick über die nordgermanischen „Wikinger", soweit diese im deutschen Raum ihre Spuren hinterlassen haben. Jedem Beitrag ist ein überaus reichhaltiges, ausgezeichnetes Bildmaterial beigegeben, Übersichtskarten, Zeittafel, sowie ein umfangreiches Orts-, Sach- und Namenregister bilden den Abschluß und erhöhen die Brauchbarkeit dieses Werkes.

Daß sich von der klassischen Archäologie eine deutsche Archäologie abzweigte, die sich der Erforschung der deutschen Vorgeschichte widmete, ist das bleibende Verdienst Gustaf Kossinnas, dessen siedlungsgeschichtliche Methode erstmalig die wissenschaftlich einwandfreie Möglichkeit schuf, die aus der Geschichte bekannten germanischen Stämme bis in ihre vorgeschichtlichen Wohnsitze zurückzuverfolgen. Dem Geist und dem Werk dieses Mannes fühlt sich das vorliegende Gemeinschaftswerk verpflichtet, und es zeigt die ganze Fruchtbarkeit des einst von Kossinna begonnenen Weges, wenn es heute in den Beiträgen über die Vorgeschichte der deutschen Stämme ein fast lückenloses Bild geben kann. Es ist dabei selbstverständlich, daß daneben noch so manche Einzelfrage der Erforschung harrt, und es zeigt von der wissenschaftlichen Verantwortung und Sauberkeit der Mitarbeiter, wenn diese noch ungelösten Fragen offengelassen werden, und man nicht den Versuch macht, durch Phantasie zu ergänzen, was nur ernste Arbeit klären kann. Wenn die meisten dieser noch nicht ganz geklärten Probleme dem Bereich des Glaubens und des Brauchtums angehören, so ist das wohl zu einem Teil mit bedingt durch die noch fehlende Zusammenarbeit mit den gleichen Zielen dienenden Nachbarwissenschaften des Altnordischen und der Volkskunde.

Es liegt wohl in der Natur der Sache, daß der erste Beitrag über die Urgermanen, der uns in die Geburtsstunde des Germanentums und damit zu den Ursprüngen unseres Volkstums führt, besonders starkes Interesse finden wird, nicht nur, weil hier zu einem großen Teil wenig bekanntes Neuland erschlossen wird, sondern auch, weil hier die kulturgeschichtliche Darstellung, die ja die Bronzezeit mit umfaßt, ein Zeitgemälde entwerfen kann, wie es in solcher Geschlossenheit und überreichen Fülle später nie wieder ganz erreicht ist. Tief hat sich die Erinnerung an dies „Goldene Zeitalter" dem Gedächtnis der Nachfahren eingeprägt, und weit über zwei Jahrtausende später im Schrifttum des alten Nordens noch seinen Niederschlag gefunden. Der Krieg zwischen den Asen und Vanen ist wohl zweifellos die Erinnerung an den Zusammenstoß der Großsteingräberleute mit den Schnurkeramikern, und das vielgerühmte Zeitalter des Friedens-Frodi, da das Gold auf der Heide lag, ist mit vielen anderen Zügen in Lied und Mythos die Erinnerung an die große kulturelle Blüte der Bronzezeit, die mit ihrem wunderschönen goldglänzenden Zierrat, dem strahlenden Sonnenzeichen in Rad und Spirale, noch heute vor dem Auge des Beschauers jene Zeit wiedererstehen läßt, da in sonnenhellen Tagen unter blauem Himmel in lichten Eichenhainen ein edles Menschentum die erste Hochzeit seiner Geschichte erlebte.

Dr. Eberhard Achterberg.

Digitized by Google

Um den Kulturfilm

Alle Filme, denen keine Spielhandlung zugrunde liegt, reihen sich unter den Begriff des Kulturfilms ein. Es steht ihm im Thema die ganze Welt offen. Er kann zaubern. Er kann uns in die fernsten Länder führen, zu seltsamen Menschen, er kann uns die Heimlichkeiten der Blumen und der Tiere öffnen, Wunder der Maschinen, Licht und Sonne und Weite, Vertrautheit alter Städte und Größe und Ehrfurcht der Kunst sind nur einige der Themen, die die Kamera einfangen, aus der sie unerhört Lebendiges und Nahes gestalten kann.

Es liegt eine Gefahr in der schrankenlosen Wahl des Themas, die aus dem Kulturfilm oft einen Lehrfilm gemacht hat. In vielen Fällen ist er ein Anschauungsunterricht über Geographie oder Ethnologie geworden, eine kleine Schulstunde über das behandelte Thema.

Nun soll nicht etwa dem Kulturfilm sein belehrendes Prinzip, das einmal in ihm liegt, genommen werden; es muß nur als eine Funktion neben anderen betrachtet werden und nicht als seine einzige Daseinsberechtigung. Lehrfilme sollen nur eine durch die bewegte Photographie intensivierte Anschauung darstellen; sie sind etwas ganz anderes und gehören nicht unter die doch anspruchsvollere Gattung des Kulturfilms.

Der Kulturfilm hat einen ebenso künstlerischen Anspruch wie ihn der Spielfilm hat. Die Kamera des Spielfilms benutzt für ihren optischen Ausdruck hauptsächlich das Gesicht des Schauspielers; dies aber ist nur eines unter unendlich vielfältigen Mitteln, das ihr zu Gebote steht.

Das belehrende Element — im weitesten Sinne des Wortes — ist dem Kulturfilm schon im Thema gegeben; seine künstlerische Berechtigung gewinnt er erst aus der bildmäßigen Gestaltung dieses Themas, die dann alle Spannungen, alle optischen Reize, Nuancierungen und Details bewirkt.

Ein Amateur hat von einem kleinen Mädchen Schmalfilme gedreht, von denen einige als Kulturfilme in den Kinos zu sehen waren. „Bommerli" ist ein kleines Mädchen, das staunend und überwältigt vor dem Erlebnis einer Wiese steht, eines Schiffes, eines Käfers oder einer Blume. Hier war der Film zu einer innigen Erzählung von dem Erwachen zweier großer Kinderaugen geworden; die Kamera sah mit ihnen eine leis im Winde wehende Pusteblume, sie verfolgt die zögernde dicke Kinderhand, die langsam die Blume brach und sie brachte das eifrige Gesicht der Bommerli mit Stupsnase und lachendem Mund. Aus dem Spiel des Kindes, das plötzlich seinen eigenen Schatten entdeckte, mit dem es so viele fröhliche Dinge treiben konnte, entstanden Bildwirkungen, wie man sie so vollendet selten in großen Spielfilmen zu sehen bekam.

Derselbe Schmalfilmamateur hat noch an einem ganz anderen Thema hervorragend bewiesen, welche künstlerischen Möglichkeiten aus ein paar hundert Meter Film herauszuholen sind. Er hat ein Schachspiel gefilmt: Die Königstragödie. Schauplatz der Handlung war ein Schachbrett und Spieler waren die Schachfiguren. Dieser kurze Vorfilm war spannend wie nur je eine Filmhandlung, aus Licht und Schatten erhob sich ein gespenstisches Ringen mit beinahe unheimlichen Pferden, Springern und Türmen.

Ein Kulturfilm, der als Einzelfilm in mehreren Kinos zu sehen war, ist der Film über die Werke Michelangelos. Aus der Landschaft Italiens und der Peterskirche in Rom, aus Marmorbrüchen und den Grabmälern der Medici erhob sich hier der Weg eines Lebens; behutsam trug der Film die ewige Hülle dieses Lebens, die uns geblieben ist, vor unsere Augen. Die steinernen Hände schienen sich zu regen, die Augenlider sich zu erheben, bis das Gesamtbild auftauchte und alles wieder in seine steinerne Ruhe zurücksank. Die Kamera darf es wagen, ihr eigenes Leben in die Größe und die Ferne dieser vollendeten Bildwerke zu tragen, wenn sie sich nur immer bewußt ist, daß sie hier dieses Eigenleben zurückzustellen hat. Der Kulturfilm braucht deshalb nicht zum Lehrfilm zu werden, er muß nur, wie es beim „Michelangelo" gelungen ist, seine Gesetze dem des Themas unterordnen, ohne sie deshalb zu vernachlässigen. Am besten läßt sich ein solcher Kulturfilm mit der Kunst des Schauspielers vergleichen, der das unvergängliche Wort des Dichters nachschafft, der der Dichtung dient und an ihr seine eigene Kunst erweist.

Digitized by Google

Wenn man die lange Reihe der Kulturfilme absieht, kann man die Feststellung treffen, daß sie in vielen Fällen filmgerechter sind als die Mehrheit der Spielfilme. Gesprochene Abhandlungen, die den Bildstreifen begleiten, sind meistens langweilig, weil sie lehrhaft sind; oder sie sind nicht lehrhaft und nicht langweilig, dann beanspruchen sie einen übermäßigen Teil des Interesses der Zuhörer und überbelasten den Film. So sind also die Regisseure der Kulturfilme gezwungen, mit möglichst wenig erklärenden Worten auszukommen, das heißt, sie müssen möglichst viele Vorgänge ihrer Filmhandlung optisch ausdrücken. Dies geschah beispielsweise bei dem sehr guten Kulturfilm über die Mannesmann-Röhren oder bei einem anderen, der erst kürzlich lief: Wenn Mutter schafft, ein Film über die Tagesarbeit der NSV.-Kindergärten.

Der Film hat erschreckend weite Gebiete für sich in Anspruch zu nehmen; der Spielfilm ist nur ein Teil der Möglichkeiten, die der Kamera zur Verfügung stehen. Es wäre im Interesse der Filmkunst zu wünschen, daß sich die Trennungsstriche zwischen den einzelnen Filmarten, dem dokumentarischen, dem belehrenden, dem Kulturfilm, dem Spielfilm usw. auch äußerlich klarer voneinander scheiden würden. Es ist während des Krieges, da die Wochenschau wirklich wichtiger ist als alles andere, was im Kino gespielt wird, selbstverständlich, daß das Publikum sie überall zu sehen bekommt; es wäre aber für später zu überlegen, ob der künstlerische Film, sei es nun Kultur- oder Spielfilm nicht doch die Berechtigung in sich trägt, für sich allein vorgeführt zu werden.

Dr. Nausikaa Fischer.

Schrifttumsschau

Am 21. Dezember wurde in der Kroll-oper zu Berlin eine Feierstunde der NSDAP. durchgeführt, die dem Gedenken des am 22. 12. 1891 verstorbenen großen Deutschen Paul de Lagarde galt. Das Kernstück dieser festlichen Veranstaltung war eine großangelegte Rede des Reichsleiters Alfred Rosenberg, der die Persönlichkeit des Vorkämpfers um die politische Einheit Deutschlands in ihrer völkisch-weltanschaulichen Bedeutung würdigte. Der Reichsleiter ließ am Grabe Lagardes in Göttingen einen Kranz niederlegen. Gleichzeitig fanden in über 180 Städten des Reiches Feierstunden zum Gedächtnis des Verfassers der berühmten *„Schriften für Deutschland"* statt, dessen geistiges Erbe heute die ganze Nation zur Tat werden ließ.

Auch aus Anlaß der 15. Wiederkehr des Todestages von Houston Stewart Chamberlain, den Alfred Rosenberg einmal den „Verkünder und Begründer einer deutschen Zukunft" nannte, brachte die Presse zahlreiche Würdigungen. Sie gedachte fernerhin des 300. Todestages von Galileo Galilei sowie des 30. Todestages von Felix Dahn.

Mit Unterstützung des Reichsministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung sowie verschiedener anderer führender kultureller Einrichtungen soll als Gegenstück zu der großen Weimarer Ausgabe von Goethes Werken eine Nationalausgabe von Friedrich von Schillers Werken im Verlag Hermann Böhlaus Nachf. in Weimar erscheinen. Sie soll gleichzeitig einen Ersatz für die vergriffene und veraltete historisch-kritische Schillerausgabe von Karl Goedecke (1867/76) bilden. Mit der Herausgabe der ersten drei Bände ist nach langjährigen Vorbereitungen schon für dieses Jahr zu rechnen. An alle Besitzer bisher unbekannter oder bereits veröffentlichter Materialien wird die Bitte gerichtet, das Goethe- und Schillerarchiv zu Weimar und das Schiller-Nationalmuseum in Marbach nach Kräften durch rechtzeitige Benachrichtigung zu unterstützen.

Das zweite und dritte große Roman-Preisausschreiben des „Völkischen Beobachters" ruft alle bekannten und unbekannten deutschen Dichter und Schriftsteller auf, das Geschehen unserer Zeit in gekonnten, aus Glauben und Zuversicht und Miterleben gestalteten Romanen zu formen. Der letzte Einsendetermin dieses Wettbewerbs, dessen Sieger durch hohe Preise ausgezeichnet werden, ist der 31. März 1943 (bzw. 31. März 1944 für das dritte Preisausschreiben).

Im bevorstehenden Sommer wird in Leipzig eine Forschungs- und Lehranstalt für das Buchdruckergewerbe als

Digitized by Google

Oberbau der Leipziger Meisterschule für das graphische Gewerbe errichtet.

Aus Anlaß der achten Rostocker Kulturwoche wurde der achtzigjährige Dichter Max Dreyer mit dem diesjährigen John-Brinckmann-Preis ausgezeichnet. Der Henrik-Steffens-Preis der Hansischen Universität Hamburg für 1941 wurde an den dänischen Schriftsteller und Dramatiker Svend Borberg verliehen. Der Westfälische Literaturpreis fiel an den Schriftsteller Heinrich Luhmann. Die Stadt Graz stiftete einen „Kunstpreis der Stadt der Volkserhebung", der im Dezember dieses Jahres erstmalig verliehen werden soll. — In Budweis wurde eine Grenzland-Tagung der Oberdonauer Dichter und Schriftsteller durchgeführt.

Auch in Frankreich gelangten wichtige Literaturpreise zur Verteilung. Der „Prix Théophraste Renaudot" fiel an Paul Mousset für sein Kriegsbuch *„Quand le temps travaillait pour nous"*, das die Leiden der französischen Marineinternierten in englischen Lagern behandelt. Der Prix Goncourt wurde an den Schöpfer einer Bauernchronik des ersten Weltkrieges in zwölf Gesängen, Henry Pourrat, für seinen neuen Roman *„Vent de mars"* zugesprochen, der den Boden der Heimat besingt. Die Auszeichnung eines der zahlreichen französischen Kriegsbücher mit dem Preis der Académie Goncourt wurde vertagt.

In der Wochenzeitschrift „La Gerbe" (Herausgeber: Alphonse de Châteaubriant) vom 18. Dezember veröffentlichte der Schriftsteller Lenormand einen bemerkenswerten Aufsatz, in dem er sich gegen offenkundige Mißgriffe bei Säuberungsaktionen französischer Bibliotheken durch französische Organe wendet und die Ansicht vertritt, daß Frankreich sich auf geistigem und kulturellem Gebiet eine zweite Niederlage holen würde, wenn es die Werke großer Geister wie Ernest Renan, Emile Zola oder Gustave Flaubert in die Verbannung schicken wollte.

Abgeschlossen am 15. Januar 1942.

Dr. Bernhard Payr.

Ecke der Schriftleitung

Das Februar-März-Heft der „NS.-Monatshefte" erscheint als Sondernummer „Die Frau im deutschen Volk." Die Bilder unserer Beilage, die die deutsche Frau in ihren Berufen zeigt, sind von Scherl-Bilderdienst: Foto Schwahn, Weltbild; Bavaria: Foto Rudi Hoffmann, Enno Kind, Max Göllner, Enno Folkerts und Erika Schmauß. Die Bilder der Beilage „Mädel von heute, Mütter von morgen" sind von Frau Doris Haase-Paschke (2 Bilder des BDM.), die beiden Bilder aus dem Reichsarbeitsdienst für die weibliche Jugend sind von Liselotte Purper.

Das Aprilheft erscheint als Sondernummer über Japan und den großasiatischen Raum.

N. F.

Das Buch

Das weite Wirkungsfeld

Immer wieder versucht das Ausland uns nachzuweisen, wie stark das neue Deutschland das Leben seiner Frauen einenge, wie es sie in untergeordnete Stellungen zurückdrücke und keineswegs geneigt sei, den Besonderheiten ihres Wesens Rechnung zu tragen.

Solchen Anwürfen begegnet mit einem geradezu beglückenden Reichtum an Material eine in diesen Tagen erschienene Broschüre von Docky Hammer, die von der Reichsfrauenführung herausgegeben wurde. Sie umreißt in knapper und sachlicher Form die Auswirkungsmöglichkeiten der deutschen Frau von heute und trägt zu vollem Recht den Titel: *„Das weite Wirkungsfeld"*. Sie greift die frauliche Leistung schlechthin auf, wo sie ihr begegnet, im Haushalt, in der Werkstatt, im Fabriksaal und in

Digitized by Google

der Hochschule, im Bereich der Kunst wie in dem der Wissenschaft. Namen und besondere Leistungen werden genannt und stehen doch zurück vor der Gesamtleistung, die immer da gezeigt wird, wo sich „der schöpferische Unterschied der männlichen und weiblichen Wesenheit voll entfalten kann zur Bereicherung des Ganzen".

Eine Schrift, die gleichfalls zur Orientierung des Auslandes über deutsche Frauenarbeit bestimmt war, lag bereits in den Tagen des Internationalen Frauentreffens in Berlin im Oktober vorigen Jahres vor. Auch sie war von der Reichsfrauenführung, Hauptabteilung Presse/Propaganda herausgegeben und unter der Überschrift *„Die Frau für ihr Volk"* dem Aufbau und der Arbeit des Deutschen Frauenwerkes gewidmet. Wie die zuvor angeführte Broschüre ist auch sie reich mit Bildern versehen. Sie führt den Leser durch die einzelnen Abteilungen, läßt ihn teilnehmen an ihrer Arbeit und so einen Blick tun in die große Frauenorganisation des nationalsozialistischen Deutschlands.

Zugleich mit der Schrift „Die Frau für ihr Volk" gab die Hauptabteilung Presse/Propaganda einen Bildband heraus *„Frauen im Deutschen Reich"* (*„La donna nel Reich"*). Er zeigt die deutsche Frau in den verschiedenen Ausprägungen der Landschaften, bei Arbeit und Muße, die Mutter ihres Volkes im Umgang mit den Kleinen, die Mutter aber auch da, wo die Frau als Werktätige, als Wissenschaftlerin, Künstlerin tätig ist, d. h. wo sie ihr Tag aus Heim und Familie herausführt. Die junge deutsche Frau begegnet uns bei ihrem Einsatz in den Fabriken und in den Umsiedlungslagern, bei allen Hilfeleistungen, die das Volksschicksal von ihr fordert. Wir sehen sie im sportlichen Wettbewerb und bei fröhlicher Entspannung, sehen die Jugend, die von ihr betreut wird. Und wir schauen in das Antlitz der reifen, der alt gewordenen Frau und lesen aus ihm Sinn und Inhalt eines erfüllten Lebens. Einen Blick noch gilt es zu tun in die Reichsmütterschule am Wedding in Berlin, in die Bräuteschule auf dem Schwanenwerder, schließlich in das Gästehaus der Reichsfrauenführung. In den schönen und reichhaltigen Bildband wetterleuchtet der Krieg wohl hinein, aber er ist ihm nicht ausschließlich gewidmet.

Ein Band mit Bilddokumenten vom Kriegseinsatz der deutschen Frau, den der Zeitgeschichte-Verlag in Berlin 1941 herausbrachte, sagt aus *„Frauen helfen siegen"*. Er zeigt uns die Frau überall dort, wo sie in Deutschlands Entscheidungskampf auf ihre Weise eingreift, wo sie in Industrie, Handwerk, Landwirtschaft, Gewerbe und Verkehr ihre Arbeit tut, die sie weit über einen eigentlichen „weiblichen" Wirkungskreis hinausführt. Freilich spielt auch die pflegliche Hand, die hausfrauliche Tüchtigkeit und Fürsorge eine gewichtige Rolle. Aber aus dieser Grundstimmung allen weiblichen Tuns spannt sich der Bogen weit über das, was getan werden muß und getan wird, auf daß Deutschland siege.

Das Jahrbuch der Reichsfrauenführung 1941 *„Deutschlands Frauen schaffen im Krieg"* (Westfalen-Verlag G. m. b. H., Dortmund) legt über die Arbeit, die in den Abteilungen der Reichsfrauenführung im vergangenen Jahre getan wurde, Rechnung ab, Arbeit, die sich in ihren Grenzen jährlich weitet, die stolz bezeugen kann, ihr Teil an der Neuordnung Europas zu leisten, und deren Herz doch immer die Sorge um Deutschland, deutsche Dinge und vor allem deutsche Menschen sein wird.

Der Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. G. m. b. H. Berlin brachte in seiner Schriftenreihe als Band 6 seiner II. Gruppe (Deutsche Arbeit) eine Broschüre von Dr. Ilse Buresch-Riebe heraus, die gleichfalls der „Frauenleistung im Kriege" gilt. In einem 112 Seiten umfassenden Text berichtet die Verfasserin aus den verschiedenen Sparten des deutschen Arbeitslebens und der Wirksamkeit der Frau. Bei dem „wehrhaften Haushalt" beginnend über den „Fraueneinsatz in der Kriegswirtschaft" gedeiht sie zu dem bedeutungsvollen Abschnitt „Frauen helfen Frauen", in dem u. a. die Leistungen der Nachbarschaftshilfe besprochen werden. Das Kapitel „Frauenhilfe im Volk", also die durch den Krieg bedingte Frauenleistung in der NSV., der Schwesterndienst im Kriege und die Leistung der Frau im Luftschutz, vollendet den inhaltsreichen Bericht.

Digitized by Google

Digitized by Google

der Hochschule, im Bereich der Kunst wie in dem der Wissenschaft. Namen und besondere Leistungen werden genannt und stehen doch zurück vor der Gesamtleistung, die immer da gezeigt wird, wo sich „der schöpferische Unterschied der männlichen und weiblichen Wesenheit voll entfalten kann zur Bereicherung des Ganzen".

Eine Schrift, die gleichfalls zur Orientierung des Auslandes über deutsche Frauenarbeit bestimmt war, lag bereits in den Tagen des Internationalen Frauentreffens in Berlin im Oktober vorigen Jahres vor. Auch sie war von der Reichsfrauenführung, Hauptabteilung Presse/Propaganda herausgegeben und unter der Überschrift *„Die Frau für ihr Volk"* dem Aufbau und der Arbeit des Deutschen Frauenwerkes gewidmet. Wie die zuvor angeführte Broschüre ist auch sie reich mit Bildern versehen. Sie führt den Leser durch die einzelnen Abteilungen, läßt ihn teilnehmen an ihrer Arbeit und so einen Blick tun in die große Frauenorganisation des nationalsozialistischen Deutschlands.

Zugleich mit der Schrift „Die Frau für ihr Volk" gab die Hauptabteilung Presse/Propaganda einen Bildband heraus *„Frauen im Deutschen Reich"* (*„La donna nel Reich"*). Er zeigt die deutsche Frau in den verschiedenen Ausprägungen der Landschaften, bei Arbeit und Muße, die Mutter ihres Volkes im Umgang mit den Kleinen, die Mutter aber auch da, wo die Frau als Werktätige, als Wissenschaftlerin, Künstlerin tätig ist, d. h. wo sie ihr Tag aus Heim und Familie herausführt. Die junge deutsche Frau begegnet uns bei ihrem Einsatz in den Fabriken und in den Umsiedlungslagern, bei allen Hilfeleistungen, die das Volksschicksal von ihr fordert. Wir sehen sie im sportlichen Wettbewerb und bei fröhlicher Entspannung, sehen die Jugend, die von ihr betreut wird. Und wir schauen in das Antlitz der reifen, der alt gewordenen Frau und lesen aus ihm Sinn und Inhalt eines erfüllten Lebens. Einen Blick noch gilt es zu tun in die Reichsmütterschule am Wedding in Berlin, in die Bräuteschule auf dem Schwanenwerder, schließlich in das Gästehaus der Reichsfrauenführung. In den schönen und reichhaltigen Bildband wetterleuchtet der Krieg wohl hinein, aber er ist ihm nicht ausschließlich gewidmet.

Ein Band mit Bilddokumenten vom Kriegseinsatz der deutschen Frau, den der Zeitgeschichte-Verlag in Berlin 1941 herausbrachte, sagt aus *„Frauen helfen siegen"*. Er zeigt uns die Frau überall dort, wo sie in Deutschlands Entscheidungskampf auf ihre Weise eingreift, wo sie in Industrie, Handwerk, Landwirtschaft, Gewerbe und Verkehr ihre Arbeit tut, die sie weit über einen eigentlichen „weiblichen" Wirkungskreis hinausführt. Freilich spielt auch die pflegliche Hand, die hausfrauliche Tüchtigkeit und Fürsorge eine gewichtige Rolle. Aber aus dieser Grundstimmung allen weiblichen Tuns spannt sich der Bogen weit über das, was getan werden muß und getan wird, auf daß Deutschland siege.

Das Jahrbuch der Reichsfrauenführung 1941 *„Deutschlands Frauen schaffen im Krieg"* (Westfalen-Verlag G. m. b. H., Dortmund) legt über die Arbeit, die in den Abteilungen der Reichsfrauenführung im vergangenen Jahre getan wurde, Rechnung ab, Arbeit, die sich in ihren Grenzen jährlich weitet, die stolz bezeugen kann, ihr Teil an der Neuordnung Europas zu leisten, und deren Herz doch immer die Sorge um Deutschland, deutsche Dinge und vor allem deutsche Menschen sein wird.

Der Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf. G. m. b. H. Berlin brachte in seiner Schriftenreihe als Band 6 seiner II. Gruppe (Deutsche Arbeit) eine Broschüre von Dr. Ilse Buresch-Riebe heraus, die gleichfalls der „Frauenleistung im Kriege" gilt. In einem 112 Seiten umfassenden Text berichtet die Verfasserin aus den verschiedenen Sparten des deutschen Arbeitslebens und der Wirksamkeit der Frau. Bei dem „wehrhaften Haushalt" beginnend über den „Fraueneinsatz in der Kriegswirtschaft" gedeiht sie zu dem bedeutungsvollen Abschnitt „Frauen helfen Frauen", in dem u. a. die Leistungen der Nachbarschaftshilfe besprochen werden. Das Kapitel „Frauenhilfe im Volk", also die durch den Krieg bedingte Frauenleistung in der NSV., der Schwesterndienst im Kriege und die Leistung der Frau im Luftschutz, vollendet den inhaltsreichen Bericht.

Digitized by Google

Tori Busshi 623, der Buddha mit zwei Bodhisattva

Bronze. Tempel Horyuji, Nara

Digitized by Google

Nationalsozialistische Monatshefte

Zentrale politische und kulturelle Zeitschrift der NSDAP.
Herausgeber Alfred Rosenberg

Heft 145 April 1942 13. Jahrg.

Jeden Tag vermitteln mir zu meiner großen Genugtuung die Zeitungen und Zeitschriften, der Funk und Film Deutschlands den Eindruck, daß das deutsche Volk den Sinn des Großostasiatischen Krieges in seiner Tiefe begreift und seinen Fortgang mit besonderer Anteilnahme verfolgt. Nun hat es die führende Parteizeitschrift, die „Nationalsozialistischen Monatshefte", die seit langem wertvolle Beiträge zur weltanschaulichen Begründung des politischen Wollens Großdeutschlands leistet, unternommen, eine Ostasien-Nummer herauszugeben. Ich begrüße auf das herzlichste dieses der historischen Stunde gemäße Unternehmen und glaube fest, daß es der weiteren Vertiefung der Kenntnisse des verbündeten deutschen Volkes um Japan dienen wird.

Was die Weltanschauung der zwei Völker anbelangt, so läßt sich ihre Parallelität vor allem dahin kennzeichnen, daß die beiden Völker jenen Individualismus und Materialismus, wie sie von den Angelsachsen gepflegt wurden, verurteilen und die völkische Einheit und einen edlen Idealismus hochhalten. Sie beide stehen daher als Soldatenvölker im schroffen Gegensatz zum merkantilistischen Opportunismus.

Digitized by Google

Der Dreimächtepakt, den die drei Nationen Deutschland, Italien und Japan im September 1940 beschworen haben und der als ein Grundpfeiler der Neuordnung die Welt vor Verfall und Elend bewahrt, ist auch nichts anderes als der politische Ausdruck dieses gemeinsamen Geistes; daß die Errichtung einer neuen Ordnung in der Welt, die in diesem Pakt feierlich angekündigt wurde, die Wiederherstellung der jahrelang von den angelsächsischen Materialisten und ihren Trabanten niedergehaltenen Weltgerechtigkeit zum Ziele hat, ist die logische Folge der Durchsetzung unserer Weltanschauung, denn eine Realisation dieser Weltgerechtigkeit ist mit individualistischer Kalkulation schlechterdings nicht möglich.

Der ostasiatische Krieg hat durch glückliche Fügung seit Anbeginn einen günstigen Verlauf genommen, und die angelsächsischen Mächte, die jahrelang in Asien ihren Machtgelüsten gelebt, die asiatischen Völker in einer erniedrigenden Hypnose gebannt gehalten und selbst den Bestand des Japanischen Kaiserreichs gefährdet haben, sind mitsamt ihren Vasallenstaaten endgültig eliminisiert. Die Waffenerfolge, die hierzu führen, haben den kriegerischen Leistungen der verbündeten Völker in Europa viel zu verdanken.

Die Weltgeschichte erlebt es zum erstenmal, daß die zwei mächtigsten Nationen Europas und Asiens im gemeinsamen Kampfe stehen und gerade ihre große räumliche Entfernung unter ungeheuerer Hebelwirkung benutzen, um der Weltanschauung der Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen. Ich weiß, es gilt hierbei noch zahlreiche Hindernisse zu beseitigen; ich weiß aber auch, daß das felsenfeste gegenseitige Vertrauen und die unbeirrbare Siegeszuversicht uns zu ihrer Überwindung verhelfen und den restlosen Endsieg erringen lassen werden.

OSHIMA
Kaiserlich Japanischer Botschafter

Digitized by Google

Fürst A. Urach:

Das Wunder des japanischen Aufstiegs

Die Geschichte des modernen Japans klingt wie das Märchen eines Meteors in der sonst so unerbittlich harten und nüchternen Weltgeschichte. Einmalig in der gesamten Geschichte ist der Aufstieg des japanischen Volkes zu seiner heutigen Machtstellung in wenigen Jahrzehnten. Nie hat die Welt ein ähnliches Phänomen erlebt. Andere Völker gingen ihren Weg zur Großmachtstellung schrittweise, in geschichtlich abgegrenzten Etappen und mit vielen bitteren und oft langwierigen Rückschlägen. Japan aber geht seinen kurzen Weg, der es unter die stärksten Weltmächte führt, in ewig siegreichen Sprüngen, ohne Rückschlag, bis zum lawinenhaften Sturmschritt der letzten Monate, dessen unaufhaltsam siegreiches Tempo die bisher folgenschwersten Machtveränderungen dieses Weltkrieges hervorgerufen hat.

Es grenzt ans Wunderbare, daß dasselbe Japan, das heute Millionenkulturvölker dieser Erde führt, in seiner vieltausendjährigen, ehrwürdigen Geschichte niemals eine Großmachtstellung besessen hat, auf die es historisch zurückblicken, deren Tradition es neu beleben, aus deren Entwicklung es lernen könnte, wie wir, die jungen Völker Europas, die wir unseren historischen Raum kämpfend neu gestalten. Mit junger, unverbrauchter, aber doch uralter gesammelter Kraft tritt Japan zur Gestaltung des großasiatischen Raumes an, durch innere Notwendigkeit gezwungen und durch seine geistige Instinktsicherheit ein Musterbeispiel der Großraumvision gebend, wie sie der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Idee unseres Zeitalters entspricht.

Innerer und äußerer Zwang hat Japan zu seiner heutigen Führerstellung unter den ostasiatischen Völkern getrieben, aber die Idee, die seinem politischen Tun innewohnt und seine Abschnitte mit unerbittlicher Logik diktiert, ist die allen aufbauenden Völkern gemeinsame Idee unserer Zeit, die einzige Idee, die es heute zu verwirklichen gilt, weil sie den siegreichen Durchbruch des schöpferischen Gedankengutes unserer Zeit bedeutet: die auf der sozialen Gerechtigkeit beruhende Völkergemeinschaft, die „pace con giustizia" Mussolinis, die gegen den absterbenden, nur geistlos konservierenden Materialismus und den uferlosen Kommunismus unserer Gegner aufgestanden ist und siegen wird, wie immer der Geist über die tote Materie siegt.

Ist es denn wahr, daß erst 80 Jahre vergangen sind, seit ein mittelalterlicher wohlorganisierter Ständestaat auf seinen fernen Inseln sich mit aller Kraft, mit Samuraischwertern und stolzer geistiger Ablehnung gegen

Digitized by Google

jeden gewaltsamen westlichen Vorstoß zur Wehr setzte? Sind es wirklich erst wenige Jahrzehnte her, daß Japan der an seine Inseltore hämmernden Außenwelt in stolzer Verachtung den Rücken kehrte und nur den einen Wunsch hatte, in abwehrender Ruhe vor äußeren Störenfrieden in glücklicher Abgeschlossenheit weiterleben zu können, dasselbe Japan, das heute die letzten raumfremden Garnisonen aus dem Riesenraum Ostasiens wuchtig hinausschlägt? Japan hat sich wahrhaftig nicht der geschäftigen und erobernden Umwelt aufgedrängt, um bei der Verteilung der Welt auch seinen Anteil zu erhalten.

Als aber Japan merkte, daß der Vorstoß der Westmächte bis an seine Tore nur dem einen Ziel galt, ganz Ostasien als Kolonialraum aufzuteilen, als das in nationalen Dingen überfein empfindende japanische Volk einsah, daß die Westmächte mit ihren überlegenen technischen Mitteln, mit Kanonen und Kriegsschiffen Japan nur in denselben wirtschaftlich-kolonialen Abhängigkeitszustand zwingen wollten, wie sie es mit China und den anderen Völkern Ostasiens getan hatten, da begann Japan aufzuhorchen. Jetzt ging es um die Existenz der heiligen japanischen Inseln. Und Japan tat, was ein selbstbewußtes, wirklichkeitsnahes, von hohen Idealen durchpulstes und instinktsicheres Volk in dieser Lage tun muß: es eignete sich die westliche Technik an und bewahrte so als einziges Volk Ostasiens seine volle staatliche Selbständigkeit.

Die plötzliche und furchtbare Wahrnehmung, daß es um die staatliche Existenz ging, hatte Japan dazu bewogen, den revolutionären Schritt von mittelalterlichen Lebensgewohnheiten ins technische 19. Jahrhundert zu wagen, zur selben Zeit, als Deutschland und Italien aus inneren Bürgerkriegen sich ihre neue staatliche Gestalt formten. Bei Japan war es eine Defensivmaßnahme, die der Erhaltung der staatlichen Substanz inmitten einer stürmischen kolonialen Aufteilung des ostasiatischen Raumes unter raumfremde Mächte diente. Für das japanische politische Denken war dies die vornehmlichste und zwingende Tatsache. Aber damit war es nicht getan. Japan war in kürzester Zeit ein moderner Staat geworden in einem Raum, in dem die Fremden nun überall ihre militärischen Stützpunkte anlegten und immer bedrohlicher an die japanischen Inseln heranschoben. Mit defensiver, auf die japanischen Inseln allein beschränkter Haltung war der wachsenden Gefahr nicht zu begegnen, auch wenn die weltgeographische Lage des japanischen Inselstaates selten günstig war.

Die verantwortlichen Führer der Modernisierung Japans hatten die tiefe Einsicht gehabt, bei aller hastigen Übernahme der fremden Technik die Erhaltung der arteigenen und so oft bewährten japanischen Geisteskraft unter allen Umständen sicherzustellen. Man konnte, wenn man geschickt war und eisernen Fleiß darauf verwendete, von den Fremden lernen, wie man Schlachtschiffe, Lokomotiven, elektrische Schnellbahnen, Wolkenkratzer und Hospitäler baut. Das waren technisch-materielle Dinge. Was man aber von den Fremden nicht lernen konnte, weil sie ja nur in materiellen Dingen den Japanern überlegen waren, das war der Geist, das eigene ideelle Erbe, das uralte japanische Geistesgut, der Staats- und

Digitized by Google

Tennoglaube, der trotz der modernen parlamentarischen Regierungsformen und trotz der überall im Lande erstehenden Fabrikschlote ebenso lebendig bleiben mußte wie zur Zeit von Japans Abschließung. Hier konnte man von den Fremden nichts dazulernen. Es blieb die schwere Aufgabe des sich modernisierenden Japan, das Neue und Übernommene an das mit zäher Beharrlichkeit beibehaltene und allen anderen Geistesrichtungen als überlegen erkannte arteigene Geistesgut anzugleichen. Es war das Wunder bei der modernen Staatswerdung Japans, trotz allen materiellen Aufstiegs keinen Augenblick die überlegene Kraft arteigenen Geistesgutes in den Hintergrund gerückt, nie an die materielle Allgewalt der Technik allein geglaubt zu haben. Nur durch diese selbstsichere Einstellung in den wesentlichsten Dingen erklärt sich der märchenhafte Aufstieg Japans von Sieg zu Sieg.

Oft hat man dem stürmischen Aufstieg Japans eine periodische Gesetzmäßigkeit unterlegen wollen, hat die sich immer weiter ausdehnenden Expansionsvorstöße Japans in Abschnitte von zehn Jahren zerlegen wollen, wie den ersten chinesisch-japanischen Krieg von 1894/95, den russisch-japanischen Krieg von 1904/05, den Südsee-Schantung- und Sibirien-Vormarsch 1914—1922, Mandschukuo 1931/32. Man wird jedoch dem Wesen des japanischen Aufstiegs gerechter, wenn man ihn in drei Abschnitte aufteilt, nämlich den Kampf Japans um seine Geltung als gleichberechtigter Partner der in Ostasien interessierten Großmächte, den Kampf Japans um die Sonder- und Führerstellung in Ostasien, und schließlich den Kampf um die Millionenvölker des großasiatischen gemeinschaftlichen Wohlstandsraumes.

Das eben zu einer modernen Macht gewordene Japan konnte nicht defensiv auf seinen Inseln bleiben. Immer näher rückte Rußland an die japanischen Inseln heran, tastete sich mit Bahnen und Garnisonen in den nordchinesischen Raum und nach Korea vor. Die Amerikaner saßen auf den Hawai-Inseln und blickten schon nach den Philippinen, die Engländer saßen in den chinesischen Häfen. Franzosen, Deutsche, Russen, Italiener verhandelten mit der chinesischen Regierung um Handelsniederlassungen in chinesischen Hafenstädten, ihre Flotten durchkreuzten die ostasiatischen Meere. Das reiche, politisch schwache China sollte unter die Westmächte aufgeteilt werden.

Japan wußte, daß im Zeitalter der Technik ein Meeresarm wie die Straße von Tsushima, die nicht einmal vor 700 Jahren die Mongolenflotte abgeschreckt hatte, keinen genügenden Schutz für die japanischen Inseln bot. Japan mußte handeln. Und mit bewundernswertem raumpolitischen Instinkt sicherte sich Japan die Brückenkopfstellung, nicht etwa nur am gegenüberliegenden koreanischen Ufer des Festlandes, sondern dort, wo bei der späteren Entwicklung der Schlüsselpunkt lag, mit dessen Besitz ganz Korea von selbst an Japan fallen mußte, nämlich im späteren Port Arthur. Im ersten chinesisch-japanischen Krieg von 1894/95 ging zum erstenmal die Sonnenflagge über den Wällen des damals noch chinesischen Port Arthur hoch, um zehn Jahre später über der blutgeweihten Erde nie

Digitized by Google

wieder niederzugehen. Formosa aber, die große Insel, die Chinas Küste beherrschte, fiel Japan beinahe kampflos zu.

Was war in Ostasien geschehen? Das Inselreich Japan war asiatische Kolonialmacht geworden. Es hatte den Fuß auf das asiatische Festland gesetzt. Mit den übrigen Großmächten trat es gleichberechtigt dem schwachen China gegenüber, errichtete seine Garnisonen auf chinesischem Boden, wie England und die anderen Großmächte. Die Kanonenboote mit dem Sonnenbanner lagen neben denen der anderen Großmächte in chinesischen Häfen und Flüssen zum Schutz japanischer Wirtschaftsinteressen. Japanische Truppen kämpften zusammen mit dem internationalen Expeditionskorps den Boxeraufstand nieder. Japan war ein in allen Punkten gleichberechtigter Partner am internationalen Ausbeutungsgeschäft der Westmächte in Ostasien geworden. Daß Japan hier seine eigenen, lebenswichtigen Interessen in seinem eigenen Raum wahrnahm und damit die direkte Sicherung seines Inselreiches, das fiel damals kaum jemandem auf. Mitleidig und gönnerhaft sah die Welt auf die „kleinen gelben Japaner" herab, die es wirklich zu etwas gebracht zu haben schienen.

Es ist müssig, sich die Frage zu stellen, was geschehen wäre, wenn Japan damals z. B. Kolonien in Afrika gefordert hätte wie andere, bei der Verteilung der Güter dieser Welt ebenfalls zu kurz gekommene Nationen. Es gehört zum Geheimnis des japanischen Aufstiegs, daß Japan beim Aufbau seines Herrschaftsgebietes mit eiserner Folgerichtigkeit und mit sicherem Instinkt für das Organische vorgegangen ist, daß es sich logisch auf den organischen Ausbau seines eigenen Gebietes beschränkte und deshalb schon von Anfang seines Aufstiegs an ein Vorbild dessen schuf, was heute unser Ziel und die politische Konzeption unserer Zeit ist — den organischen Großraum.

Der russisch-japanische Krieg brachte für Japan die endgültige Anerkennung als Großmacht, das endgültige Fußfassen auf dem asiatischen Festland, die Ausschaltung des für Japan lebensgefährlich gewordenen russischen Gegners auf 30 Jahre — was damals ganz im Interesse britischer Asienpolitik lag — und schließlich den Gewinn Koreas. Nach dem Festland zu hatte Japan damit die sichernden Brückenkopfstellungen bezogen. Nun galt es, das neue Kolonialreich auszubauen. Japan bewies, daß es vorbildlich kolonisieren konnte. Allerdings nicht in dem Sinn, daß es die schnell zunehmenden Massen seiner Bevölkerung als Bauern in den neuen Kolonialgebieten ansiedelte — dazu war bei dem relativ höheren Lebensstandard der Japaner die Konkurrenzfähigkeit mit der Kolonialbevölkerung zu gering. Aber es kolonisierte vorbildlich in Formosa und Korea und sammelte zum erstenmal Erfahrung in der Behandlung fremder, jedoch verwandter asiatischer Kulturvölker, denen es zusammen mit der modernen Technik den aufbauenden Geist der japanischen Ordnung brachte. Denn der japanische Geist läßt nicht wie der angelsächsische Krämergeist die Ausbeutung der Kolonialvölker zu, er stellt an den Beherrschenden die hohe moralische Anforderung, gerecht und verantwor-

Digitized by Google

tungsbewußt für das Wohl der kolonisierten Völker zu sorgen und sie allmählich in den Schoß der großen Völkerfamilie zu führen, an deren Spitze der Tenno als höchstes Sinnbild menschlicher und sozialer Gerechtigkeit steht.

Nur durch Aneignung fremden materiellen Gutes und nur durch günstige außenpolitische Bündnisse wäre eine solche phantastische Entwicklung Japans in wenigen Jahrzehnten niemals möglich gewesen. Das wußte man in Japan. Und kein Wunder, wenn man an eine besondere göttliche Fügung glaubte, wenn man überzeugt davon war, es sei göttlicher Wille, nicht nur, daß das Götterland Japan selbst erhalten bleibe, sondern daß es einen immer weiteren und glücklicheren Aufstieg nehme.

Und der Aufstieg ging weiter. Alles wuchs in nie gekannten Dimensionen, die Industrie, die Produktion, der Export und die Bevölkerungszahl. Während des ersten Weltkrieges faßt Japan in der chinesischen Provinz Schantung Fuß, schiebt mit der Besetzung der Südsee-Inselgruppen seinen südlichen Verteidigungsgürtel bis an den Äquator vor. Japanische Truppen stehen 1919 bis am Baikalsee in der sibirischen Steppe, zusammen mit den Truppen des internationalen antibolschewistischen Expeditionskorps.

Dann tritt eine Verzögerung, ein zeitweiliger Rückschlag ein. Wirklich dauernde Rückschläge hat es während des japanischen Aufstiegs nie gegeben, lediglich Hemmnisse, die den ungestümen Siegeslauf nur um wenige Jahre verzögern konnten. Es bildete sich die Front der angelsächsischen „Weltkriegssieger" von Washington. Durch ein Vertragssystem sollte Japans weitere Machtausdehnung verhindert werden. Es sollte eine schwächere Flotte haben als die beiden anderen stärksten Seemächte, es muß sich aus China und Ostsibirien zurückziehen. Man glaubt in Washington und London daran, Japan mit Völkerbund und ungleichen Verträgen zurückhalten zu können. Man glaubt oder gibt wenigstens vor, an die Erhaltung des „Status quo" zu glauben. Man will es in verblendeter Kurzsichtigkeit nicht wahrhaben, daß allein die Tatsache, daß Japans Bevölkerung jährlich um fast eine Million zunimmt, eine Erhaltung des Status quo unmöglich machen muß, daß Japan leben will und leben muß, wenn eine Explosionskatastrophe vermieden werden soll. Die einzige Idee, die die Vertragskünstler von Washington beherrscht, ist die negative der Sicherung ihres bequemen Besitzstandes. Damit sprechen sie selbst schon damals ihr Urteil, das sich heute mit furchtbarer Wucht vollzieht.

Schwere, stille, rastlos arbeitsame Jahre für das japanische Volk, das jetzt zum erstenmal unter der Wucht der erniedrigenden Seeverträge von Washington zu erkennen beginnt, wo seine wahren Feinde sitzen. Das ständig zunehmende japanische Volk muß leben. Die Rohstoffe für die japanischen Industrien kommen zum größten Teil aus dem Ausland. Die in Japan bei billigster Arbeitskraft hergestellten Industrieprodukte aus diesen Rohstoffen müssen nach dem Ausland ausgeführt werden, um Devisen zum Ankauf neuer Rohstoffe, zur Sicherung des Arbeitsverdienstes der japanischen Millionen-Arbeiterheere hereinzubringen. Ein geschlossener

Digitized by Google

Kreis, der durchbrochen werden muß, weil die Rohstoffgebiete und die Absatzländer immer höhere Schranken gegen die japanische Wirtschaftsausbreitung errichten, weil es den „freien Welthandel", auf dessen Grundlage die japanische Wirtschaft aufgebaut worden war, in Wahrheit nicht mehr gibt.

1931/32 durchbricht Japan diesen Ring und schafft sich Luft, schafft den neuen Staat Mandschukuo, gibt der Welt einen schlagenden Beweis seines modernen technischen, wirtschaftlichen und sozialen Aufbauvermögens. Die lange zurückgehaltenen dynamischen Kräfte sind losgebrochen, nichts mehr kann sie aufhalten, keine Proteste und Kommissionen des Völkerbundes, keine Drohungen. Das Feuer einer nationalen Erhebung durchbraust das japanische Volk, das jetzt, außenpolitisch isoliert, ganz auf sich selbst gestellt ist und aus dem Völkerbund austritt. Ungeheure Energien werden frei und bauen planmäßig, fieberhaft auf. Die Mitwelt will nicht sehen, um was es hier geht, was hier geleistet wird, welche Perspektiven sich hier abzeichnen für die Gestaltung des neuen Ostasien. Die Angelsachsen glauben nur an den Ausbruch eines Eroberungskrieges einer kleinen, ehrgeizigen japanischen Militärclique, glauben nicht an die harte Existenzfrage eines mutigen und entschlossenen Volkes. In der Seele des japanischen Volkes aber vollzieht sich die große Wandlung, die klare Erkenntnis des vom Schicksal vorgezeichneten Weges. Kein Völkerbund und kein angelsächsisches Vertragssystem kann Japans Aufstieg aufhalten. Nur Japan selbst, der brennende japanische Geist kann den richtigen Weg finden. Und immer wieder erhebt sich in Japan die nationale Jugend und die junge Generation der Wehrmacht gegen die Kreise, die angelsächsischem Geist verfallen sind und die Stimme und die Forderung der neuen Zeit nicht verstehen wollen.

Gewiß folgt Japan bei der Schaffung Mandschukuos und auch später im Chinakrieg, der 1937 für die Gewinnung Chinas für die Idee der Gemeinschaft der ostasiatischen Völker und für die Befreiung Chinas von angelsächsischen Einflüssen beginnt, der Linie des geringsten Widerstandes. Gewiß war für Japan die Ablenkung des Interesses der übrigen Welt nach anderen Schauplätzen des politischen Geschehens äußerst günstig. Aber Japan mußte auf jeden Fall so handeln, wie es handelte, früher oder später. Sein inneres Gesetz schrieb es ihm so vor, dieses Gesetz des politischen Instinktes und der politischen Verantwortung dem eigenen Staat und den Völkern Ostasiens gegenüber.

Mandschukuo bedeutete für Japan eine Orientierung nach dem asiatischen Festland hin. Oft haben japanische Marinekreise die rein strategische Bedeutung dieses Festlandvorgehens hervorgehoben und haben darauf hingewiesen, daß Japans eigentliches Problem das der Rohstoffversorgung sei, das durch Mandschukuo keine Lösung finden könne. Man hat im Ausland daher auf schwere Meinungsverschiedenheiten in der außenpolitischen Ausrichtung Japans geschlossen. Es ging aber nur um die Methoden japanischer Expansion. Daß Japan sich ausbreiten mußte, war jedem Japaner,

Digitized by Google

Digitized by Google

Kreis, der durchbrochen werden muß, weil die Rohstoffgebiete und die Absatzländer immer höhere Schranken gegen die japanische Wirtschaftsausbreitung errichten, weil es den „freien Welthandel", auf dessen Grundlage die japanische Wirtschaft aufgebaut worden war, in Wahrheit nicht mehr gibt.

1931/32 durchbricht Japan diesen Ring und schafft sich Luft, schafft den neuen Staat Mandschukuo, gibt der Welt einen schlagenden Beweis seines modernen technischen, wirtschaftlichen und sozialen Aufbauvermögens. Die lange zurückgehaltenen dynamischen Kräfte sind losgebrochen, nichts mehr kann sie aufhalten, keine Proteste und Kommissionen des Völkerbundes, keine Drohungen. Das Feuer einer nationalen Erhebung durchbraust das japanische Volk, das jetzt, außenpolitisch isoliert, ganz auf sich selbst gestellt ist und aus dem Völkerbund austritt. Ungeheure Energien werden frei und bauen planmäßig, fieberhaft auf. Die Mitwelt will nicht sehen, um was es hier geht, was hier geleistet wird, welche Perspektiven sich hier abzeichnen für die Gestaltung des neuen Ostasien. Die Angelsachsen glauben nur an den Ausbruch eines Eroberungskrieges einer kleinen, ehrgeizigen japanischen Militärclique, glauben nicht an die harte Existenzfrage eines mutigen und entschlossenen Volkes. In der Seele des japanischen Volkes aber vollzieht sich die große Wandlung, die klare Erkenntnis des vom Schicksal vorgezeichneten Weges. Kein Völkerbund und kein angelsächsisches Vertragssystem kann Japans Aufstieg aufhalten. Nur Japan selbst, der brennende japanische Geist kann den richtigen Weg finden. Und immer wieder erhebt sich in Japan die nationale Jugend und die junge Generation der Wehrmacht gegen die Kreise, die angelsächsischem Geist verfallen sind und die Stimme und die Forderung der neuen Zeit nicht verstehen wollen.

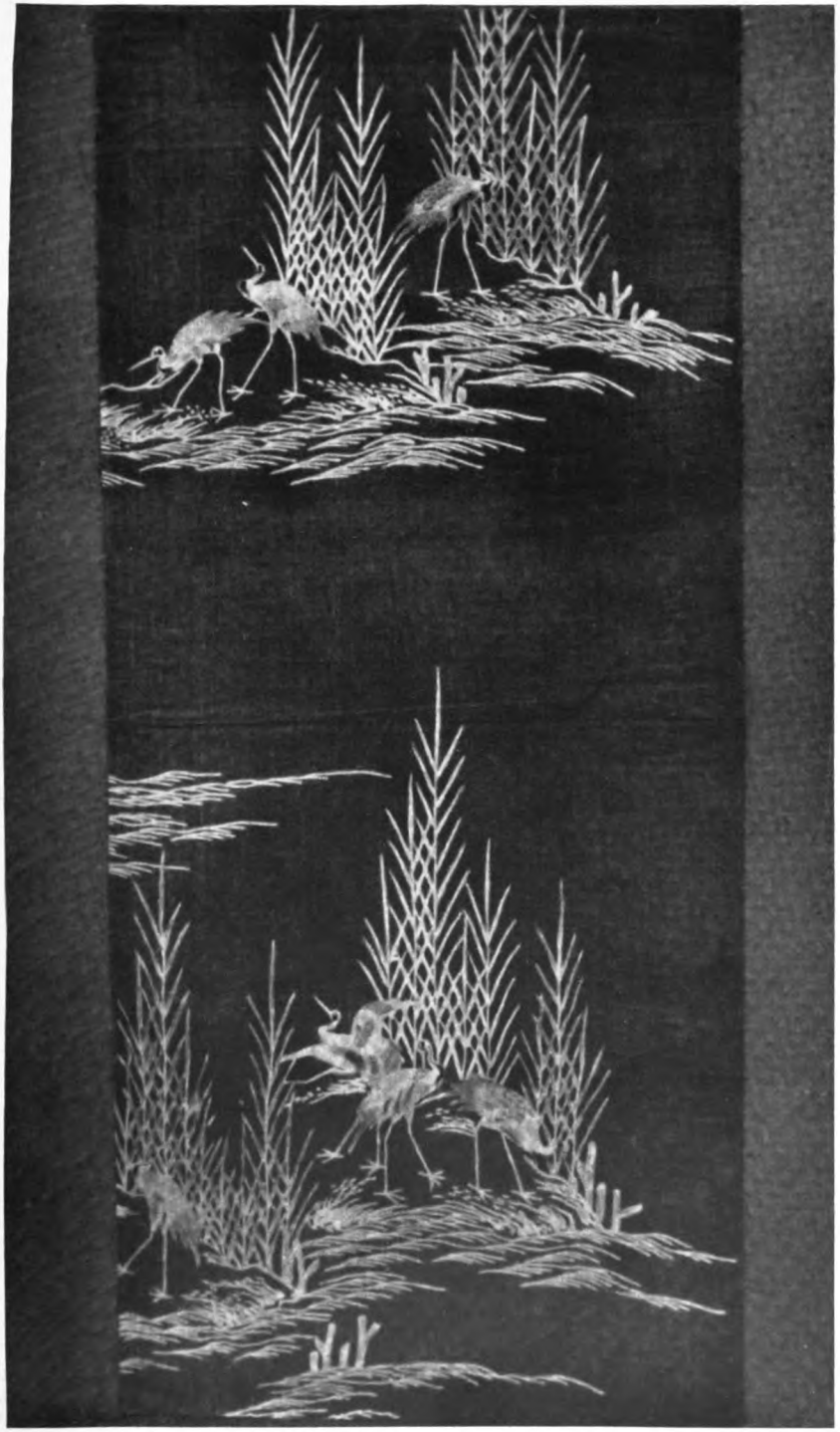
Gewiß folgt Japan bei der Schaffung Mandschukuos und auch später im Chinakrieg, der 1937 für die Gewinnung Chinas für die Idee der Gemeinschaft der ostasiatischen Völker und für die Befreiung Chinas von angelsächsischen Einflüssen beginnt, der Linie des geringsten Widerstandes. Gewiß war für Japan die Ablenkung des Interesses der übrigen Welt nach anderen Schauplätzen des politischen Geschehens äußerst günstig. Aber Japan mußte auf jeden Fall so handeln, wie es handelte, früher oder später. Sein inneres Gesetz schrieb es ihm so vor, dieses Gesetz des politischen Instinktes und der politischen Verantwortung dem eigenen Staat und den Völkern Ostasiens gegenüber.

Mandschukuo bedeutete für Japan eine Orientierung nach dem asiatischen Festland hin. Oft haben japanische Marinekreise die rein strategische Bedeutung dieses Festlandvorgehens hervorgehoben und haben darauf hingewiesen, daß Japans eigentliches Problem das der Rohstoffversorgung sei, das durch Mandschukuo keine Lösung finden könne. Man hat im Ausland daher auf schwere Meinungsverschiedenheiten in der außenpolitischen Ausrichtung Japans geschlossen. Es ging aber nur um die Methoden japanischer Expansion. Daß Japan sich ausbreiten mußte, war jedem Japaner,

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

ob Angehörigem des Heeres oder der Flotte, Selbstverständlichkeit. Der Vormarsch während des Chinakriegs hat dann beide Verfechter japanischer Expansionspolitik ihren Zielen gleichzeitig näher gebracht. Denn die Flotte erhielt die Stützpunkte für den Vormarsch nach Süden, der heute mit unwahrscheinlicher Dynamik seine Erfüllung erhält, das Heer konnte seine strategische Sicherung bis in die Innenmongolei hinein ausbauen.

Mit dem Vormarsch in Mandschukuo beginnt im japanischen Aufstieg eine neue Phase. Japan betrachtet sich jetzt nicht mehr nur als gleichberechtigt mit den anderen in Ostasien interessierten Staaten. Es wird durch die neue Staatengründung die Führungsmacht Ostasiens. Verantwortungsbewußt übernimmt es die schwere Aufgabe, allein in diesem Teil der Welt die politische und militärische Verantwortung zu tragen. Und immer stärker klingt der Schlachtruf „Ostasien den Ostasiaten unter Japans Führung" auf. Die asiatische Monroedoktrin, wie man in Washington sagt, wo man sich, gerade was Ostasien betrifft, nie im geringsten an Monroe's Lehre gehalten hat.

Japan aber sah in seinem Kampf um eine neue Weltgestaltung gegen die überalterten Anschauungen der Angelsachsen auf der anderen Seite der Welt die jungen Völker Europas in derselben geistigen Einstellung gegen dieselben Feinde im Kampfe stehen, in einem Kampf, der, wie Japan wußte, nur siegreich ausgehen konnte, weil den Idealen, die diesen Kampf beseelen, die Zukunft gehört. Der jetzige Weltkrieg zwang Japan vor die letzte und höchste Entscheidung, die über Bestand, Zukunft oder Niedergang des einmaligen japanischen Aufstiegs zur Weltmachtstellung gefällt werden mußte. Bisher konnte Japan trotz vieler mutiger Entschlüsse der Linie des geringsten Widerstandes folgen. Immer war ihm die letzte und schwerwiegendste Entscheidung, die eines Krieges mit den Ländern, von denen es seine lebenswichtigen Rohstoffe bezog, erspart geblieben. Immer hatte Japan trotz aller Spannung der politischen Atmosphäre gesucht, seine lebenswichtigen und empfindlichen Wirtschaftsbeziehungen zur Außenwelt auf friedlichem Weg aufrechtzuerhalten.

Immer schwerer wurde dies Japan gemacht. Die Angelsachsen erklärten ein Embargo nach dem anderen gegen Japans lebenswichtige Rohstoffzufuhren. Immer noch glaubten die Angelsachsen, Japan langsam wirtschaftlich erdrosseln zu können. Glaubten immer noch daran, Japan, ein Volk, das einen solch märchenhaften Aufstieg erlebt und sich opfervoll erarbeitet hatte, vor dessen Tore alle lebenswichtigen Wirtschaftsgüter greifbar nahe lagen, würde vor dem letzten, entscheidenden Schritt, der nicht nur für die 100 Millionen Japaner, sondern auch für die Völker Ostasiens, ein Drittel der Gesamtmenschheit, eine Frage auf Leben und Tod bedeutet, schwach werden und sich lieber angelsächsischer Wirtschaftsdiktatur beugen, als die letzten, verpflichtenden Konsequenzen auf sich nehmen. Japan tat den entscheidenden Schritt und sicherte sich damit den Erfolg seines hochgesteckten Siegesmarsches, den Aufbau des gemeinschaftlichen Wohlstandsraumes der ostasiatischen Völker.

Digitized by Google

Japans Aufstieg ist eine Verbindung der harten Existenzfragen eines heroischen und zielbewußten Volkes mit den Idealen, die die Gestaltung unserer heutigen Zeit bestimmen. Folgerichtig ist Japan seinen Weg gegangen, der es zu nie gekannter Großmachtstellung in wenigen Jahrzehnten führte. Es war kein leichter Weg, trotz des märchenhaft kurzen Zeitablaufs, in dem er stattfand. Nichts ist dem japanischen Volk geschenkt worden. Was es erreicht hat, ist mit schweren Opfern erkauft worden, mit Strömen freudig hingegebenen Blutes seiner Söhne, mit verbissener Arbeitsleistung des gesamten Volkes. Das Wunder des japanischen Aufstiegs ist der Sieg des Geistes eines opferbereiten, zeitbewußten und mutigen großen Volkes.

Digitized by Google

Prof. Dr. Otto Kümmel:

Nationaljapanisches in der japanischen Kunst

Bis zu dem Tage, da sich vor den drohenden Geschützen des amerikanischen Admirals Perry, des Apostels demokratischer Freiheit, seine ängstlich geschlossenen Tore öffneten, hat Japan seine Geschicke nach eigenem Willen bestimmen können. Kein Eroberer hat in geschichtlicher Zeit japanischen Boden betreten. Selbst die Mongolen, die kurz vorher trotz des Sieges von Liegnitz auch am Deutschen Reiche abgeprallt waren, haben nur einige vorgelagerte Inseln und ein paar Küstendörfer verwüsten können, ehe sie dem scharfen japanischen Schwerte und den Wirbelstürmen der chinesischen See erlagen. Niemals aber hat sich Japan gegen die Fremde abgeschlossen, immer freudig und verständnisvoll aufgenommen, was die Außenwelt bot. Gäste waren in Japan stets willkommen, Japaner in China, Hinterindien, den Philippinen zu Hause. Die christlich verbrämten Welteroberungspläne der Spanier und Portugiesen allerdings stießen auf den härtesten Widerstand und führten schließlich zu dem verzweifelten Entschlusse, auf jeden unmittelbaren Verkehr mit dem Auslande überhaupt zu verzichten, nur die Holländer und Chinesen zu einem in engsten Grenzen gehaltenen Handel zuzulassen. Über zwei Jahrhunderte lang wurde dieser Entschluß unerbittlich durchgeführt, bis die Einsicht kam, daß er sich gegen die technische Übermacht Europas und Amerikas nicht durchführen ließ.

Diese besondere Empfänglichkeit der Japaner für die Eindrücke fremden Wesens wird gerne, lobend oder tadelnd, in Gegensatz zu der unerschütterlichen Zähigkeit gesetzt, mit der ihr großes Nachbarvolk, die Chinesen, an der eigenen Art festgehalten haben sollen, wie eine der seltsamsten Legenden der Geschichtswissenschaft erzählt. Vor allem glaubt man die japanische Kunst zu einem Echo, einem schwachen Echo der chinesischen herabwürdigen zu können. Die bildende Kunst eignet sich ja besonders gut zu solchen kritischen Vergleichen. Während eine Wertung des chinesischen und japanischen Schrifttums immerhin die Kenntnis beider voraussetzt, die mehr als eine Lebensarbeit erfordert, scheint die Kunst jedem sichtbar und ohne weiteres zugänglich. In Wahrheit geben die europäischen und amerikanischen Sammlungen, die auch nicht jeder sehen kann, zwar ein leidliches Bild von der Kunst der Chinesen, wer aber die japanische Kunst kennenlernen will, muß schon nach Japan gehen, und er wird es auch dort nicht leicht haben. Außerdem *sehen* wir zunächst auch im Kunstwerk nur die äußere Form, und kein Kunstwerk ist *nur* Form. Hinter jeder Darstellung liegt eine ganze Welt von Vorstellungen, die wir nicht ohne weiteres sehen und die doch das Werk erst vollenden. Ein oberflächlicher Vergleich der reichlich zufälligen und in ihrem tieferen Wesen nicht verstandenen japanischen und chinesischen Kunstwerke des Westens berechtigt also noch nicht dazu, der japanischen Kunst ihren nationalen Charakter abzusprechen. Daß ein Volk von dem starken Nationalgefühl, das

Digitized by Google

noch niemand den Japanern bestritten hat, in einer so mächtigen Äußerung schöpferischen Willens seines Wesens ganz vergessen haben sollte, ist an sich wenig wahrscheinlich. Bei der Eröffnung der unvergeßlichen Berliner Ausstellung Altjapanischer Kunst sagte der Führer der japanischen Delegation: „Die kulturellen Leistungen eines Volkes werden um so größer sein, je entschiedener sie sich auf die natürlichen völkischen und rassischen Kräfte gründen, und sie werden nur dann auch über die Grenzen ihres eigenen Kulturraums hinauswirken, wenn sie ganz aus den Gegebenheiten dieses Raumes erwachsen sind. Nur die kulturelle Leistung kann internationale Geltung erlangen, die die höchste nationale Geltung besitzt." Diese Probe hat die japanische Kunst bestanden. Noch in einer Zeit tiefsten Verfalls war sie stark genug, der europäischen Malerei eine völlig neue Richtung zu weisen, unserer Graphik gab sie wesentliche Anregungen, unserer Gebrauchsgraphik das Leben und an der fortschreitenden Gesundung unseres Kunsthandwerks hat sie nicht geringen Anteil. So starke Wirkungen müssen eine Ursache haben, und schon deshalb regen sich leise Zweifel, ob wirklich, wie manche Kritiker zart, aber bestimmt andeuten, an der japanischen Kunst das Gute nicht japanisch und das Japanische nicht gut sei. Früher urteilten sie anders. Die ersten europäischen Sammler japanischer Kunstwerke, die Goncourt und Burty, bewunderten vor allem die „Originalität" alles Japanischen. Wenn dann einer der japanischen Juristen oder Mediziner, die ohne weiteres als große Kunstkenner galten und immerhin einiges in der Schule gelernt hatten, höflich lächelnd bemerkte, daß dies oder jenes als höchst japanisch Gepriesene keineswegs japanisch, sondern altes chinesisches Gut sei, so ging man mit überlegener Nachsicht über die rührende Bescheidenheit dieser Naturkinder hinweg. Heute fragt man mit Goethe „Was ist denn an dem ganzen Wicht original zu nennen?" und kniet vor China, das selbstverständlich nicht widerspricht. Es ist der Lehrer Japans, und der Lehrer hat das Privileg, die Leistungen des Schülers für sich zu buchen. Wir aber sollten wissen, daß Schüler gelegentlich die Lehrer übertreffen, und daß Töchter schöner als die Mutter sein können. Vielleicht werden wir dadurch verführt, daß wir langsam gelernt haben, die Raumverhältnisse der ostasiatischen Welt zu sehen, von denen wir früher nur recht vage Vorstellungen hatten. China ist so riesengroß, Japan im Vergleich so zwergenhaft klein, daß wir unbewußt auf ein ähnliches Größenverhältnis der künstlerischen Leistung schlossen. Wir vergaßen, daß die ganze Welt heute noch von der künstlerischen Erbschaft zehrt, die uns vor zwei Jahrtausenden der kleine südöstliche Fortsatz Europas hinterließ. Zudem kam uns die chinesische Kunst sehr viel freundlicher entgegen als die japanische. Die alten Sammlungen kamen in Fluß und wanderten zum Teil ins Ausland, der chinesische Boden, wirklich „ein gedrängtes Meer unzähliger Gräberwogen", wurde durch Raubgrabungen entweiht, die ungeahnte Schätze zutage förderten. Japan war weniger freigebig. Es geht zwar die Sage, daß es zu Anfang der Meiji-Zeit, also in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts, zugunsten der Europäer sozusagen auf seine Kunst verzichtet habe. An dem guten Willen hat es

Digitized by Google

allerdings nicht gefehlt. Die Japaner glaubten zunächst, sich für den erwarteten Kampf um das Leben ihres alten Hausrats entledigen zu müssen. Die Sammlungen lösten sich zum Teil auf, die Kunstschätze der ihrer Einkünfte beraubten buddhistischen Klöster flogen — im wörtlichen Sinne — oft auf die Straße. Lacke wurden verbrannt, um ein paar Milligramm Gold zu gewinnen, hunderttausende herrlicher Schwerter wurden altes Eisen, als die Regierung erst den Kriegern das Tragen ihrer stolzen Standeswaffe verbot, dann, noch wirksamer, auch dem Nichtkrieger gestattete. Die Stichblätter und der übrige Schwertschmuck, wahre Wunder subtiler Metallkunst, wanderten, wie die Kartoffeln in Säcke verpackt, nach dem hungrigen Westen. Das Beste behielt der Japaner für sich, einfach weil die Europäer es nicht wollten; sie haben mit nachtwandlerischer Sicherheit immer nach dem Falschen gegriffen. Der westliche Rausch hielt aber nicht lange vor. Einige Einsichtige waren ihm nie verfallen, und bald erkannte auch die Menge, daß d a s nicht ganz wertlos sein könne, um dessen Abfall sich die bewunderten Männer des Westens rissen. Es war offenbar nicht nötig, das Haus anzuzünden, um es zu verteidigen, und man wandte sich reumütig den alten Göttern wieder zu. Inzwischen waren auch einige Europäer zu besserer Einsicht gekommen, aber jetzt war es zu spät. Eine lückenlose Denkmalschutzgesetzgebung und vor allem der japanische Sammler verwehrte jedem Fremden den Zugang. Japanische Kunstwerke sind nahezu unerreichbar geworden, und die Versuchung ist groß, die Trauben für sauer zu erklären, weil sie zu hoch hängen. Aber daß sich die japanische Kunst unserer Begehrlichkeit spröde versagt, während die chinesische ihr entgegenkommt, macht sie wirklich noch nicht zu einer zweiten verschlechterten Ausgabe der chinesischen!

Das Schicksal schien sie allerdings zu nichts Besserem bestimmt zu haben. Als Japan gegen Ende des 6. Jahrhunderts nach der Zeitwende, also merkwürdig spät, in den Bannkreis der chinesischen Kultur trat, sah es sich einer ungeheuren Übermacht gegenüber. Die Chinesen waren damals ein altes und weises Volk. In der harten Schule zweitausendjähriger Erfahrung hatten sie sich eine Staatsform von so großartiger Kraft geschaffen, daß sie noch mehr als ein Jahrtausend überdauerte und erst den zersetzenden Einflüssen westlicher Ideen erlag. Ihr umfangreiches Schrifttum, das sich seit mehr als zweitausend Jahren der geistreichsten und anschaulichsten aller Schriften bediente, hatte gelernt das Höchste und Tiefste auszusprechen, was Menschengeist und Menschenherz bewegt. Ihre Bildende Kunst hatte alle künstlerischen und technischen Mittel für den Ausdruck eines reichen Vorstellungsinhalts entwickelt. Alle geistigen und künstlerischen Kräfte des festländischen Ostasiens waren in dem großen chinesischen Sammelbecken zusammengeflossen, die stärkste aber, die mächtigste Schöpfung g a n z Asiens, der Buddhismus, kam aus Indien. Er war im tiefsten Wesen dem Chinesentum fremd und ist daher oft wütend bekämpft, schließlich auch ausgeschieden worden. In dieser Zeit beherrscht er das chinesische Leben. Das kleine Japan hatte diesen Reichtümern fast nichts entgegenzusetzen. Seine Geschichte näherte sich, sobald sie mehr als einige Jahrzehnte zurück-

Digitized by Google

ging, bedenklich der Sage, einen wirklichen Staat hatte es noch nicht gebildet, schreiben noch nicht gelernt. Epen und Lieder überlieferten der Mund der Barden von Geschlecht zu Geschlecht. Mit den Metallen wurde man trefflich fertig, denn schon der Japaner der Frühgeschichte liebte die Waffe, alle übrigen Künste kommen über das bescheidenste Handwerk nicht hinaus, und von einem Ideengehalt ist in dieser embryonalen Kunst überhaupt nichts zu erkennen. So schien Japan in allem dem festländischen Riesen hoffnungslos unterlegen. In der Tat stand es damals vor der größten Gefahr seines Lebens, obwohl China es politisch-militärisch nicht bedrohte und sich alles in vollkommenem Frieden vollzog, in größerer Gefahr noch als im 19. Jahrhundert beim Zusammenprall mit den räuberischen Mächten des Westens. Es stand mehr auf dem Spiele als Sieg oder Niederlage, Freiheit oder Knechtschaft, es ging um die völkische Existenz. Daß Japan diesem furchtbaren Druck widerstand, ist ein noch stärkerer Beweis für die unbeugsame nationale Kraft des japanischen Volkes als der zähe Widerstand gegen die innere Verwestlichung, den wir an den modernen Japanern bewundern. Japan wurde im tiefsten Wesen erschüttert. Der alte und veraltete Geschlechterstaat verwandelte sich in einen Beamtenstaat, der sich im wesentlichen auf dem chinesischen Staatsethos aufbaute. Die fremde Buddhalehre gliederte sich den nationalen Kult der Götter ein, ohne ihn wie das Christentum zu bekämpfen oder zu verteufeln, überlagerte ihn aber bald so vollkommen, daß er jahrhundertelang fast unsichtbar wird. Gewaltsam wird die chinesische Schrift der völlig anders gearteten japanischen Sprache aufgezwungen, deren Wortschatz im Laufe der Jahrhunderte mehr und mehr von chinesischen Lehnwörtern verdrängt wird, bis schließlich nur einige Reste des japanischen Wortskeletts übrig bleiben. Das chinesische Schrifttum und seine Ideen werden Bestandteil des japanischen Lebens. Japan ohne China ist noch weniger vorstellbar als Europa ohne die Antike. Und trotzdem — in den wesentlichen, eigentlich grundlegenden Dingen ist es seiner Art auch in dieser Schicksalsstunde treu geblieben. Soviel Japan von China übernahm, das Ideal des chinesischen Menschen, der konfuzianische Gelehrte und Staatsmann, ist niemals sein Ideal geworden. Es wurde gelegentlich sehr laut gepriesen, aber es nahm sofort etwas von dem ritterlich-soldatischen Wesen des Krieges an, das der Chinese innerlich ablehnt. Die japanische Geschichte haben nicht konfuzianische Literaten, sondern die großen Adelsfamilien bestimmt, vor allem der Schwertadel, der jahrhundertelang die größte Macht im Staate war und noch heute, gemeinsam mit dem zu frischem Leben erwachten Hofadel, rüstig am Aufbau der Großmacht Japan arbeitet. Auch hierin ist Japan bei den großen Reformen des 7. Jahrhunderts dem Vorbilde China weislich nicht gefolgt, das wohl einen Verdienstadel kannte, einem Erbadel aber keinen Raum ließ. Ebensowenig hat die chinesische Lawine die mächtigste aller nationalen Kraftquellen, die Kaiseridee, verschütten können, die Japan zu der ihm vom Schicksal gewährten Einheit von Rasse, Volk und Staat auch noch den beseelenden Mythos schenkte.

Als Japan gegen Ende des 6. Jahrhunderts vor die „ungeheure Tatsache"

Digitized by Google

der chinesischen Kunst trat, schien sogar einfache sklavische Nachahmung ein fast unmögliches Unterfangen. China hatte alles, Japan so gut wie nichts, weder Technik, noch Form, noch Inhalt. Zudem umwitterte die Schöpfungen des Festlandes, die ausländische Fürsten sandten, bald auch fromme Japaner holten, der Hauch der Heiligkeit. Sie kamen ja nicht als Kunstwerke, sondern als wirksamstes Missionswerkzeug der neuen und darum besonders eifrig verehrten Religion des Buddhismus, also als Träger eines magischen Inhalts, den jede Änderung der Form wandeln, mindern, oder gar in sein gefährliches Gegenteil verkehren konnte. Andererseits war Götterbilder zu schaffen nicht nur gottgefälliges Werk, sondern fromme Pflicht. Der Japaner ging also zagend an die heilige Arbeit, für die er alles erst zu lernen hatte, selbst wenn er Vorbilder besaß. Er hatte weder den Werkstoff, noch die Mittel und die Übung, ihn zu bearbeiten. Gewiß halfen ihm einige Lehrer, die mit den plastischen und malerischen Heilswerken zusammen, erst aus Korea, dann aus China kamen. Mehr als ehrsame Handwerker scheinen sie nicht gewesen zu sein. Daß die Japaner trotzdem die fremden Techniken und Formen in wenigen Jahrzehnten zu meistern lernten, beweist, welche bildnerischen Kräfte in ihnen schlummerten. Schon im 6. Jahrhundert hören wir von umfangreichen Skulpturen, deren Vollendung, wäre selbst ihr künstlerischer Wert gering gewesen, ein hohes Maß technischen Könnens voraussetzt. Eine 606 datierte Bronzestatuette bleibt kaum hinter den chinesischen Vorbildern zurück, zwei stattliche Bronzeplastiken aus den Jahren 607 und 623 führen uns sogar schon weit über die chinesische Welt hinaus. In allen Formen regt sich echt japanisches Liniengefühl, so sehr der Meister sich bemüht, dem heiligen Vorbilde zu folgen. Aber auch in einem anderen Sinne liegen diese ersten größeren Werke religiöser Plastik jenseits chinesischer Anschauung. Beide sind offenbar von einer Hand, beide tragen Inschriften, die den Grund der Stiftung und die Namen der Stifter verzeichnen. Das ist auch in China alltäglich, wenn uns auch die Inschriften der chinesischen Skulpturen fast nie in eine so vornehme Welt — das Kaiserhaus — führen. Die Buddhatrinität von 623 aber nennt auch in aller Ausführlichkeit den Schöpfer des Werkes — und das widerspricht jeder chinesischen Übung. Die Chinesen haben immer nur den Meister schöner Schrift und seinen Vetter, den Maler, der Beachtung wert gefunden. Die übrige Kunst ist gleichsam die Schöpfung der Gesamtheit, nicht des künstlerischen Einzelwesens, bleibt daher namenlos und unpersönlich. Daß wir schon an der Schwelle der japanischen Kunstgeschichte, sogar an heiligstem Werke, einen Künstlernamen finden, symbolisiert diese Verschiedenheit der Einstellung dem Werke und seinem Schöpfer gegenüber. In der Folge siegt allerdings auch in Japan zunächst die chinesische Anschauung; mehrere Jahrhunderte hören wir kaum von Künstlern und finden nie einen Namen auf dem Kunstwerke. Dann aber dringt, selbst im Werk zu Ehren der Gottheit, die japanische Persönlichkeitsauffassung durch. Während die chinesische Geschichte nur selten und dann ganz zufällig den Namen eines Plastikers nennt, und alle erhaltenen Werke, so geschwätzig sie von den Stiftern und ihren Verdiensten reden, den Schöpfer des Werks verschweigen,

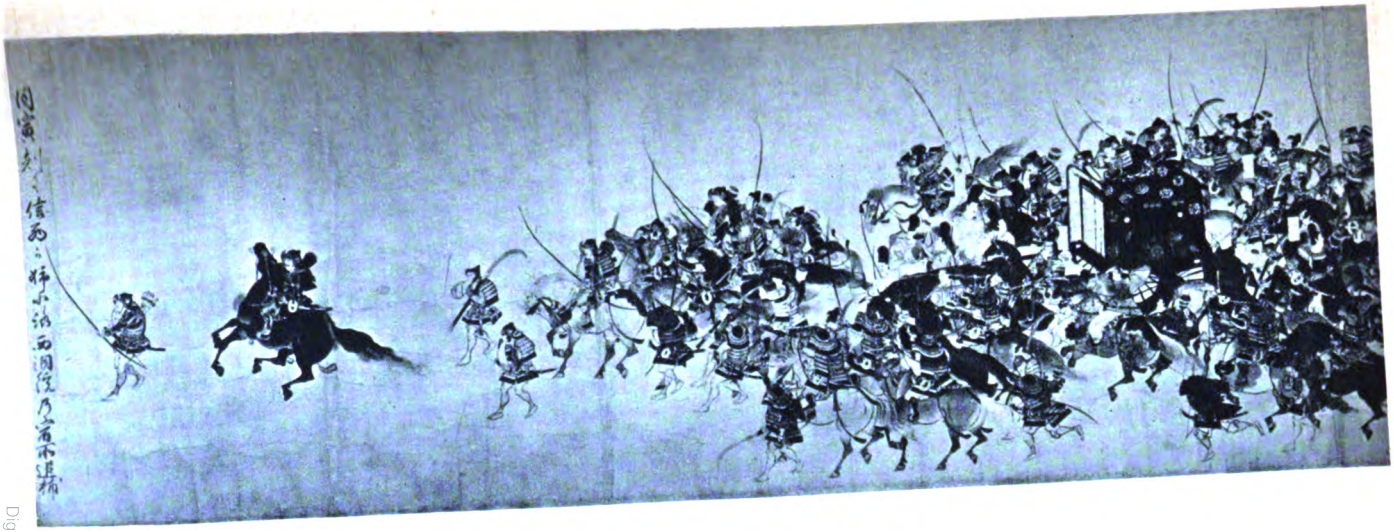
Digitized by Google

kennen wir viele Hunderte von japanischen Meistern der Plastik und können viele Hunderte von erhaltenen Skulpturen nach den Inschriften bestimmten Meistern zuweisen. Sie verbergen sich freilich, im Gegensatz zu China, demütig an verborgenen Stellen, im Innern oder hinter den Blättern des Lotussitzes. Dieser Gegensatz, der einen tiefen Gegensatz in der ganzen Kunstanschauung beider Völker verrät, zieht sich durch alle Künste. Die chinesische Töpferei, Metall- und Lackkunst, die ganze Kunst des Geräts, ist so gut wie anonym. Der Handwerker war ohne Belang. In Japan haben Kaiser, Fürsten, Heerführer, Staatsmänner, Gelehrte und Dichter handwerklichen Ruhm mit Zehntausenden von Berufshandwerkern geteilt, von denen wir nicht nur den Namen, sondern auch das Werk kennen. Sicher fünftausend, wahrscheinlich mehr, Schwertfeger und ebenso viele Meister des Schwertschmucks sind für uns künstlerische Persönlichkeiten, vermutlich zehnmal mehr als die ganze übrige Welt aufbringen könnte. Das Schwert zog allerdings im waffenfreudigen Japan den Künstler besonders an, aber auch der Töpfer, Lackmeister usw. sind viele Tausende.

Dieser eigentümliche Zauber der künstlerischen Persönlichkeit strahlt selbst aus den Buddhabildern, deren Form heilige, aber fremde Vorschriften bestimmten und an deren menschlichen Schöpfer zu denken ehrfürchtige Scheu vor der Gottheit verbot. Selbst in diesen Beschränkungen haben sich die japanischen Meister mit erstaunlicher Freiheit bewegt. Die tiefsinnigen Abstraktionen der buddhistischen Heilslehre gestalten sich in der Hand der japanischen Maler und Bildner zu Formen von höchster Schönheit und Größe, die sie hoch über alle irdische Kreatur erhebt und doch den irrenden Wesen gnadenvoll sich zuneigt. Später allerdings werden sie immer mehr zu lieblichen Bildern freundlicher Hilfe in allen Nöten des Diesseits und Jenseits vermenschlicht, wie sie die Lehre vom westlichen Paradiese des Buddha Amida dem Gläubigen verheißt. Aber selbst die düster-gewaltigen Gottheiten der auf nichtbuddhistische indische Vorstellungen zurückgreifenden Mantra-Lehre scheinen erst in Japan ihre künstlerische Form gefunden zu haben, und wirken allen physischen Unmöglichkeiten zum Trotz in einem höheren Sinne erstaunlich wahr — selbst in plastischer Gestaltung, deren Körperlichkeit sie stärker als andere Künste zu naturnaher Bildung zwingt. Der japanischen Skulptur, die ja fast ausschließlich der Religion dient, hat der Buddhismus nur selten Aufgaben gestellt, die ihr eine gewisse Naturnähe gestatten, aber sie hat sie besonders glücklich gelöst. In den Wachtgottheiten, die eine sehr menschliche Auffassung zum Schutze des buddhistischen Kosmos aufbot, gewinnt der kriegerische Geist Japans Leben, wenn die indisch-chinesische Vorschrift ihnen auch eine beinahe groteske Gestaltung aufzwang, und die Bildnisse von Heiligen und Priestern, die Kultbilder waren wie die Buddhastatuen, aber alle individuellen Züge getreu wiedergeben mußten, werden ergreifende Zeugen kämpfender und ringender Menschheit.

In wirklicher Freiheit entfaltet sich Japans künstlerisches Wesen erst, wo es sich von den beengenden Regeln ikonographischer Vorschriften löst. Die Plastik hat es nie getan und ist nach dem 13. Jahrhundert, in dem eine un-

Digitized by Google



Ausschnitt aus den „Kämpfen der Periode Heiji“ (Heiji Monogatari). 13. Jahrhundert.
Museum Boston

Digitized by Google

Digitized by Google

unterbrochene Folge bedeutender Künstler noch einmal Meisterwerk an Meisterwerk reiht, im frommen Schema erstickt. Nur in einer liebenswürdigen Zierplastik kleinen Maßstabes, einer üppigen Bauschnitzerei und den eindrucksvollen Masken für das Nô-Spiel lebt die Skulptur in den letzten Jahrhunderten weiter. Alle künstlerischen Kräfte Japans strömen jetzt in die Malerei. Sie war lange nichts gewesen als Magd einer Religion, die von den bunten Fabeln der biblischen Geschichte und Heiligenlegenden nichts weiß und daher dem Künstler den Weg in die außerreligiöse Welt vollkommen verbaute. Erst im 9. Jahrhundert lernten die japanischen Maler von den Chinesen, die es längst wußten, daß es auch eine sichtbare Welt und manche unsichtbare Welt außer der buddhistischen gibt. Zur Landschaft haben sie noch nicht den rechten Mut, obwohl die Glorie der chinesischen Landschaftsmalerei längst auch über Japan strahlte. Sie entschuldigt sich gewissermaßen als Rahmen heiligen Geschehens, wenn sie auch, wie in der germanischen Malerei des 15. Jahrhunderts, nicht selten zur Hauptsache wird. Um so freudiger wendet sich der Maler dem Menschen zu, weniger in seiner körperlichen Form, die den Ostasiaten nie besonders beschäftigte, als in Bewegung und Handlung. Gleich die ersten dieser Bilderzählungen, die beide noch dem 12. Jahrhundert entstammen, sind vollendete Meisterwerke und bleiben die Meisterwerke ihrer Gattung. Kein Volk hat Vergleichbares geschaffen, und die Japaner sind durchaus im Rechte, wenn sie in diesen Werken etwas ganz besonders Japanisches sehen und mit Stolz von „Yamato-e" — echt japanischer Malerei — sprechen. Die äußere Form allerdings ist altchinesisch: die niedrige, in der Breite aber unbegrenzte Bildrolle (Makimono), die im Gegensatz zu der auf einmal zu übersehenden Hängerolle abschnittsweise betrachtet werden soll, während sie vor dem Beschauer liegt. Wie herrlich sich auf diesem Bildgrunde das dramatische An- und Abschwellen fortschreitender Erzählung entfalten konnte, haben die Chinesen nicht erkannt — sie sind über schwache Ansätze nicht hinausgekommen —, wohl aber ein deutscher Künstler, der vom Yamato-e sicher nicht das geringste ahnte, Moritz von Schwind in seiner köstlichen Lachner-Rolle, einem echten „Makimono" von 22 cm Höhe und 12,50 m Breite. Auch die Motive des Yamato-e — märchenumrankte Priesterleben, Tempellegenden, bunte Historien aus der Sage und Geschichte — sind „echt japanisch". In einer Gruppe von Rollen, wohl der ältesten, wirkt der Gott des Shigizan in Yamato seine bescheidenen Wunder, in einer wenig jüngeren, die mit dem großartigen Bilde eines Brandes im Kaiserpalaste beginnt, spinnt ein Höfling unter begeisterter Teilnahme des hohen und niederen Pöbels von Kyôto seine Ränke gegen einen verhaßten Rivalen, in einer dritten donnern die Gewalthaufen der streitenden Kriegergeschlechter des 12. Jahrhunderts vorüber — nie ist der Krieg sachlicher und furchtbarer geschildert worden. Wir folgen dann dem großen Staatsmanne Sugawara Michizane von höchstem Glanze zu tiefem Fall und werden Zeugen der Rache, die er nach seinem Tode an seinen Verfolgern nimmt. Den wunderlichen Wanderpriester Ippen begleiten wir durch alle Herrlichkeiten der japanischen Landschaft, bis ein frommer Tod den müden Füßen Ruhe schenkt. So wird auch

Digitized by Google

das Buddhistische vom Yamato-e bald fröhlich wie hier, bald sehr unfröhlich ins Menschliche gewandt. In der Darstellung der „Sechs Existenzsphären", an der sich mehrere Yamato-e-Meister versucht haben, ragt z. B. die Sphäre der Hungergeister, die niederste nach der Hölle, seltsam in die Menschenwelt hinein, in deren Treiben sich diese flatternden Lemuren mischen, um einen Brocken Nahrung, und sei es die ekelhafteste und gräßlichste, zu erbeuten. Vollends die Menschensphäre selbst, nach der göttlichen, die auch noch Leiden bedeutet, die höchste, ist ganz, aber furchtbar menschlich. Es ist die Welt der Krankheit, und sie wäre kaum erträglich, selbst im Bilde, wenn nicht hier und da ein Strahl fröhlichen Humors und eine unbeschreiblich leichte und freie künstlerische Behandlung das Grauen milderte. Sehr behaglich schildert dagegen ein wahrhaft genialer Meister, sicher ein Angehöriger der geistlichen Aristokratie Japans, die Welt von Mensch und Tier und die Welt des Menschen im Tiere auf drei Rollen, die der Tempel Kôzanji besitzt. Affen, Frösche, Hirsche und andere Kreatur äffen, als Menschen kostümiert, das nichts weniger als tugendliche Treiben der stolzen Mönche von Kyôto und Nara nach, andere Teile stellen Menschen und Tiere, ohne sichtbar karikierende Züge, aber wohl nicht ohne satirische Absicht, in allerlei meist unbehaglichen Lagen dar, alles mit dem tiefsten Verständnis für die Bewegungskräfte des Körpers und mit den einfachsten Mitteln, Tusche und wenigen sparsamen Linien. Niemals schwebte der ostasiatische Pinsel in so graziösem Tanze. Das eigentliche Thema all dieser Bilder ist die Bewegung, die summarische Behandlung der Körperformen das wirksamste Mittel ihrer Darstellung, weil sie uns zwingt, sie in der Vorstellung zu vollenden. Die Gestalten huschen mit so gespenstischer Lebendigkeit über die Fläche, daß „wir uns, wenn wir sie nach einer kurzen Pause wieder anblicken, fast verwundern, sie immer noch auf derselben Stelle zu finden". Oft wird die Masse zum Helden der Darstellung, die ja etwas ganz anderes ist als die Summe der Einzelwesen. Die einzelnen Menschen werden, wenn man genau hinsieht, so schlagend charakterisiert, daß man sie nicht wieder vergißt, zusammen aber bilden sie das unpersönliche, nach ganz eigenen Gesetzen bewegte Massentier. In eine ganz andere stille Welt führen uns die höfischen Rollen des Yamato-e, auf denen die Damen und Herren der Aristokratie, als puppenhafte Schemen gestaltet, in ihren prachtvollen Kostümen bunten Schmetterlingen ähnlich, sich zu handlungslosen, aber eigenartig stimmungsvollen Bildern gruppieren. Diese dekorative Miniaturmalerei wird später der Ausgangspunkt einer Raummalerei großen, ja kolossalen Maßstabes. Der Raum wird im Yamato-e meist nur durch ein paar Versatzstücke angedeutet, dehnt sich aber gelegentlich zu reizvollen Landschaften und wird in den Ippen-Rollen der Hauptgegenstand der Darstellung. Sie beweisen, wie der herrliche Wasserfall der Sammlung Nezu (13. Jahrhundert), eines der schönsten Landschaftsbilder Japans, daß nur noch der Wille zur Landschaftsmalerei fehlte. Noch sucht sie ihre Begründung außer sich selbst. Im Leben des Ippen muß sie die gottgefälligen Pilgerfahrten des Wanderpriesters anschaulich machen, und der Wasserfall ist ein Kultbild, der Fall als Gott.

Digitized by Google

Daß die Japaner, seit Jahrhunderten Schüler der Chinesen und sicherlich nicht weniger naturfreudig als sie, den Weg zur reinen Landschaft ebenso zögernd und ebenso spät betreten wie die Schöpfer der europäischen Landschaft, die germanischen Völker, obwohl ihnen die Chinesen den Weg seit einem halben Jahrtausend wiesen, während ihn uns das Christentum verbaute, ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Kunstgeschichte. Die Japaner kannten die großen Landschafter der Sung lange, ehe sie wagten, wie sie eine Landschaft zu malen, und sie sind immer auf der chinesischen Schulbank sitzen geblieben. Wie die Deutschen in den schlimmsten Zeiten des „Klassizismus" wurden sie blind gegen die Schönheit der eigenen Natur und fanden ihr Genüge darin, aus den Vokabeln chinesischer Landschaftsbilder nie gesehene und gar nicht vorstellbare chinesische Landschaften zu komponieren und mit blutloser chinesischer Staffage zu beleben. Den Vergleich mit den großen chinesischen Meistern der Tusche und der Landschaft verträgt nur Sesshû (1420—1506), einer der wenigen, die China aus eigener Anschauung kannten — gerade deshalb hatte er auch für die Schönheit Japans ein Herz —, und wohl der größte Meister des Pinsels, den seine Heimat hervorgebracht hat. Die übrigen Maler der Sung-Schule wandeln die mächtigen chinesischen Hymnen an die Schöpfung doch nur liebenswürdig-japanisch ab. Sie bleiben für Japan die Klassiker der Landschaft und werden deshalb vor anderen bewundert und geliebt. Der Genius Japans lebt nicht in ihnen.

Der großen, ganz auf äußere Wirkung gerichteten dekorativen Malerei des 16. und 17. Jahrhunderts fehlt der geistige Gehalt dieser zarten Landschaftskunst, aber sie ist vielleicht das größte Geschenk, das Japans Zierbegabung der Welt machte. Wie in Europa haben auch in China die Aufgaben der Raumkunst die bedeutendsten Meister beschäftigt, eine nur schmückende Malerei kennen beide nicht, oder überlassen sie dem Handwerk. Die Raummalerei Japans, die Eitoku im 16. Jahrhundert begründet und die Künstler der Sôtatsu-Schule, Sôtatsu selbst und Kôrin, im 17. Jahrhundert zur Höhe führen, übernimmt das kräftige Tuschskelett von den Malern der chinesischen Richtung, die Glorie der Farbe von den koloristischen Wundern des höfischen Yamato-e. Ihre Maße wachsen oft ins Riesige: die beweglichen Schiebetüren der großen Palasträume gestatten eine beinahe unbegrenzte Entfaltung und die vielteiligen Faltschirmpaare, mit denen diese Säle unterteilt werden können, erreichen immerhin die Dimensionen europäischer Kolossalgemälde. Die Motive werden am liebsten der Tier- und Pflanzenwelt entnommen, denen außer gewissen symbolischen Beziehungen kein Ausdruckswert eignet — ein bedeutender Inhalt erweist sich, wenn er erstrebt wird, nur als schädlich für die schmückende Absicht. Aber diese Naturformen werden schon dadurch gleichsam aus der Welt des Möglichen herausgehoben, daß sie gegen den unmöglichsten aller Gründe, Gold oder — seltener — Silber, gesetzt werden. Es sind keine Abschriften der Natur, sondern Traumbilder aus einer anderen Welt. Mögen die Japaner selbst diese in der Form naturgemäß etwas groben und meist inhaltslosen Raumkunstwerke geringer schätzen, als die seelenvolle Tuschmalerei älterer

Digitized by Google

Zeit — für die Weltgeltung der japanischen Kunst bedeuten sie mehr, weil hier dem japanischen Genius Größeres gelang als irgendeinem Volke der Erde.

In einem bescheideneren Sinne gilt dasselbe von der kleinbürgerlichen Kunst der Spätzeit, die unter dem heimischen Namen Ukiyo-e — etwa: Kunst des Lebens — besonders durch die Massenproduktion des Holzschnittes auch im Westen bekannt ist. Der Europäer und auch der Japaner von heute kann sich kaum vorstellen, mit welcher unsäglichen Verachtung noch vor wenigen Jahrzehnten der japanische Gebildete auf diese Volkskunst herabsah. Ein zufällig in der Bildnische hängendes Gemälde des Utamaro, eines Meisters, dem inzwischen Japaner und Europäer eine kleine Bibliothek gewidmet haben, gab noch 1907 einem nicht sonderlich feingeistigen Japaner einem Deutschen gegenüber den Anlaß zu einer langen Entschuldigungsrede, und wenige Jahre früher bezeichnete ein Händler die Holzschnitte, die ihn reich gemacht hatten, schnöde als „Makulatur". Inzwischen hat sich das Urteil über das Ukiyo-e und seine Graphik auch in seiner Heimat gründlich gewandelt. Es wird eifriger gesammelt und erforscht als im Westen, dem es beinahe und sehr mit Unrecht die japanische Kunst bedeutet. Das hat seine guten Gründe. Die Generation, die das feudale Japan noch erlebt hat, ist weggestorben. Das jüngere Geschlecht steht dieser kaum vor 70 Jahren untergegangenen Welt so fern und fremd gegenüber wie wir der Welt der Minnesänger — und sie war die Welt seiner Großeltern! Kein Wunder, daß sie wenigstens ihr Bild festzuhalten suchen. Das Ukiyo-e und der Holzschnitt zeigen freilich nur die eine Seite, die Freuden der wohlhabenden Großstadtbevölkerung in der Millionenstadt Edo, dem heutigen Tokio, in Osaka und den anderen Zentren von Gewerbe und Handel, einer Menschenklasse, die keineswegs dem Samurai-Ideale nachlebte, wenn sie es auch aus der Ferne bewunderte. Recht zu Hause ist sie nur im Theater, das sich damals keines hohen Ansehens erfreute, im Teehaus und vor allem im Bordell, das ebenso anrüchig war wie in anderen Ländern auch, aber begeistertes Interesse fand. Diese sehr beschränkte Welt oberflächlichen und geistlosen Genießens, die in Japan so wenig die Welt war und ist wie bei uns, schildert das Ukiyo-e mit einem farbigen Reichtum und einer Treue, die kaum ihresgleichen haben. Es ist eine Volkskunst für den innerlich ungesundesten Teil des Volkes und trotzdem einer der Ruhmestitel Japans, vor allem in ihrer volkstümlichsten Form, den Drucken. Ihre Linienschönheit, der meisterhafte Schnitt, die geradezu raffinierte Drucktechnik lassen die innere Leere dieser japanischen „articles de Paris" beinahe vergessen. Der deutschen Graphik, dem Tiefsten und Mächtigsten, das unsere Großen geschaffen haben, sind diese Form- und Farbenwunder geradezu entgegengesetzt. Aber sie geben die höchste Vorstellung von der Geschmacksdurchbildung des ganzen japanischen Volkes, auch der Schichten, die weder Anlage noch Erziehung dazu berief, einen sonderlich guten Geschmack zu haben.

Eine solche Durchbildung nimmt allerdings bei einem Volke nicht wunder, dessen äußeres Leben seit einigen Jahrhunderten vom japanischen Hause gestaltet wurde. Die japanische Sakralbaukunst, die auch die an-

Digitized by Google

spruchsvolleren weltlichen Bauten beeinflußt, hat sich von den Vorbildern der — in ihrer Heimat fast verschwundenen — chinesischen Holzarchitektur niemals ganz frei gemacht, wenn sie auch manches japanisch verfeinerte. Nur in einigen Shintoheiligtümern lebt eine urtümliche altjapanische Zimmermannskunst fort. In den Kultbauten, an denen wir die Geschichte der japanischen Baukunst allein ablesen können, wandeln sich die altchinesischen Formen so allmählich, daß nur ein geübtes Auge Veränderungen erkennt, Baustile im europäischen Sinne gibt es nicht. Das japanische Haus aber ist eine rein japanische Schöpfung. Es soll aus städtischen Hausformen des Mittelalters erwachsen sein, ist aber in seiner heutigen Gestalt das Werk einiger großer Teemeister des 16. und 17. Jahrhunderts, die wohl das herrliche, dem deutschen Bauernhause ebenbürtige japanische Bauernhaus zum Vorbild nahmen. Seit dieser Zeit ist es ziemlich unverändert geblieben, steht allerdings heute in einem ziemlich hoffnungslosen Kampfe mit dem künstlerisch ärmlichen, aber weniger feuergefährlichen und vor allem erdbebenfesten Stahlgerüstbau. Äußerlich ganz unscheinbar legt es im Innern mit dem feinen Ton seiner graugrünen Matten, dem zarten Braun, Teegrün oder Stahlgrau seiner Putzwände, dem edlen Holzwerk im sanften Lichte der mit durchscheinendem Papier bezogenen äußeren Schiebetüren den harmonischsten Rahmen um das häusliche Leben. Das Zimmer enthält nur das Notwendigste, und des Notwendigen ist bei den glücklichen Japanern sehr viel weniger als bei uns, da die Matten Tisch, Stuhl und Bettgestell ersetzen, und an die Stelle unserer Schrankungetüme Wandschränke und der feuerfeste Speicher treten, der wenigen Häusern fehlt. Die Bildnische gibt nur einem Gemälde Raum, das aber durch diese Isolierung zu höchster Wirkung gesteigert wird; kein Schaugerät drängt sich sinnlos auf überflüssigen Börtern. Alles ist zweckmäßig und schön oder zweckmäßig und daher schön. Das Haus ist vielleicht das vollkommenste Gerät des Japaners, aber er hat auch sein übriges Gerät zu einer Vollkommenheit gestaltet, die in der übrigen Welt, auch in China, nicht leicht zu finden ist. In Europa hat gerade das vornehmste Gerät nicht dem Gebrauch, sondern als Zierde des Raumes gedient, ist also seinem Wesen untreu geworden. Der Japaner mag gelegentlich einmal ein Gerät als Zierstück verwenden, geschaffen aber ist es für den Gebrauch. Stoff, Form und Zierat stehen daher in voller Harmonie mit dem Zwecke. Sie erleichtern den Gebrauch, sind gewissermaßen aus ihm gestaltet. Vor allem aber besitzt der japanische Gerätekünstler die angeborene und durch lange Erziehung ausgebildete Gabe, dem stummen Leben, das im Stoffe nach Ausdruck ringt, Sprache zu verleihen. Für ihn ist der Stoff der eigentliche Gegenstand der Darstellung. Er formt ihn nicht nach seiner Willkür, sondern er folgt liebend den Kräften, die in ihm schlummern, er entfaltet nur die in ihm verborgene Schönheit. Die Gerätekunst der Japaner ist aus dem Stoffe geboren. Ihre edelsten Werke haben „die selbstverständliche und unergründliche Schönheit von Naturerzeugnissen".

Digitized by Google

Dr. Walter Donat:

Das Werden des japanischen Geistes

Mit dem Wort „Nihon seishin", wörtlich übersetzt: japanischer Geist, bezeichnet der heutige Japaner etwas, was wir völkische Weltanschauung nennen könnten. Er sucht mit diesem Wort alles das zu umfassen, was im Gegensatz zu dem vom chinesischen Kontinent oder vom Abendland übernommenen Kulturgut eigenständig japanisch ist oder diesem geistig zugrunde liegt. Er spricht das Wort mit dem gleichen erhobenen Stolz aus, den wir etwa mit dem Begriff des Nationalsozialismus als der endgültigen Erfüllung nordisch-deutscher Gesinnung empfinden. Der Begriff des japanischen Geistes umschließt die geschichtlich gewachsenen und überlieferten völkischen Höchstwerte, wie sie in den drei „Wegen", dem Kriegerweg (Bushido), dem Herrscherweg (Kodo) und dem Götterweg (Shinto) Ausdruck gefunden haben. Er bezeichnet damit die Besonderheit des staatlichen Lebens, der öffentlichen Haltung und der einzelmenschlichen Einordnung. Er umschließt aber auch alle typisch japanischen Reaktionen auf die Dinge des täglichen Lebens, wie die Liebe zu Blüte und Mond, die Verhaltenheit und Zurückgezogenheit der Frau, die ausgelassene Männerlaune beim Reiswein, den ästhetisch gestalteten Müssiggang bei Teekult und Pinselkunst, die frugale, naturnahe Kost, kurz den Lebensstil und -Rhythmus, der ihm allein eigen ist. Mit „Nihon seishin" meint der Japaner letztlich das Eigenwesen seines Volkes, das in ihm zum Selbstbewußtsein erwacht ist und nach begrifflicher Formulierung strebt. Der konkreten Fassung und Deutung dieses Begriffes sind heute zahllose Bücher von Gelehrten und Schriftstellern gewidmet. Eine Reihe neu gegründeter namhafter Forschungs- und Erziehungsinstitutionen enthalten ihn in ihrem Namen, wie etwa das „Forschungsinstitut für die Kultur des japanischen Geistes" u. a. Die Durcharbeitung dieses bereits umfangreichen Schrifttums würde zu den notwendigen Vorarbeiten einer zukünftigen vertieften Japankunde im Rahmen einer deutschen Auslandswissenschaft gehören. Es befinden sich unter diesem gegenwärtigen Schrifttum über den japanischen Geist zweifellos sehr viel oberflächliche Konjunkturware und manche hochmütige und kritiklose Übersteigerung oder abwegige Einseitigkeit, aber auch sehr ernste und fruchtbare Bemühungen um Sinn und Wesen des Japanertums. Jedenfalls kommt in diesem Schrifttum jener gewaltige Prozeß einer tiefen völkischen Selbstbesinnung zum Ausdruck, den das japanische Volk in den letzten Jahrzehnten in steigendem Tempo durchlebt hat und in dessen Höhepunkt es sich wohl heute in seinem Kriege gegen die größten Seemächte der Welt befindet.

Digitized by Google

Wenn Japan — besonders gern von Vertretern der sogenannten demokratischen Mächte — so häufig als das typische Nachahmer- und Epigonenvolk geschildert wird, das kulturell eigentlich nur wenig Eigenes hervorgebracht habe und der geistigen Originalität ermangele, so mag das auf den ersten Blick oft einleuchtend erscheinen. Die Argumente so negativer Beurteilung liegen auf der Hand. Vom vierten Jahrhundert ab hat Japan die damalige chinesische Kultur der Tangzeit in Bausch und Bogen übernommen. Seitdem ist seine Schrift chinesisch und ebenso ein bedeutsamer Bestandteil seines Wortschatzes. Zahllose chinesische Redewendungen, Denkformeln, Vergleiche und Sprichwörter, Weisheiten und Moralsätze sind als dauernder Besitz in die japanische Sprache übergegangen. Fast alle Wissenschaften und alle Lehrpraxis bis zum 19. Jahrhundert waren chinesischen Ursprungs. Der Konfuzianismus und seine heimischen Auslegungen waren bis ins 18. Jahrhundert die alleingültige Staatsphilosophie. Chinesisch waren die äußeren Formen von Regierung und Verwaltung vom siebenten Jahrhundert ab, mit ihnen die Ämtergliederung und die Ränge, die öffentlichen Einrichtungen und ihre gesetzlichen Formulierungen. Chinesischen Ausgangspunktes waren alle wesentlichen Handwerke und Kunstfertigkeiten, von der Keramik und Seidenherstellung bis zur bildenden Kunst und Musik. Chinesischer Import war die Religion, der Buddhismus mit seinen Sekten, Lehren und Klöstern. Das chinesische Vorbild war und ist wieder zu erkennen in unzähligen Sitten und Gebräuchen des täglichen Lebens. Kurz, es gab vor der abendländischen Kulturberührung kaum eine Provinz des japanischen kulturellen Lebens, die als faßbare Form und Gestalt nicht irgendwie als chinesisches Erbe anzusprechen ist.

Und nicht weniger tief griff die Aufschließung Japans für das Abendland in das völkische Leben ein. Zum zweiten Male überflutete eine fremde Zivilisation und Kultur das Land, diesmal zusammengesetzt aus den Einflüssen fast aller abendländischen Nationen. Es schien nach der großen Restauration des Meiji-Tenno in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts, jener kühnen Anpassung des Staates und aller seiner Einrichtungen, ja des völkischen Lebens überhaupt an den Westen, Momente zu geben, wo das japanische Volk in Gefahr stand, sich als ostasiatische Kultur aufzugeben. Nicht nur Politik, Verwaltung, Rüstung, Wirtschaft, Wissenschaft, Schulwesen usw. wurden radikal europäisiert oder amerikanisiert, sondern es hatte z. B. tatsächlich einmal öffentlich zur Debatte gestanden, ob man die englische Sprache als „Muttersprache" übernehmen sollte. Man kleidete sich westlich, baute, malte, musizierte, fuhr, arbeitete, vergnügte sich in westlichen Formen. Man dachte in westlichen Gedankengängen, Philosophien und Forschungen. Und wenn auch davon inzwischen vieles wieder abgestoßen wurde, so ist doch unendlich vieles „Moderne" abendländischer Herkunft unauslöschbar dem japanischen Kulturgut einverleibt geblieben und kann auch ohne Gefährdung der Gesamtexistenz nie wieder aufgegeben werden.

Digitized by Google

Die „Abhängigkeit" der japanischen Kultur von China im Altertum und Mittelalter, vom Abendland in der Neuzeit könnte durch ein bändefüllendes Register bis in alle Einzelheiten ohne weiteres erhärtet werden. Wenn dennoch hier behauptet wird, daß der Japaner heute mit vollem Recht vom Werden eines eigenständigen „japanischen Geistes" sprechen und ihm ein ganz entscheidendes Gewicht für die geschichtliche Kraft und Leistung seines Volkes zumessen darf, so muß man sich zur Erhärtung dieser Behauptung schon tiefer mit dem japanischen Wesen befassen, als nur mit den äußeren Einrichtungen und Formen, in denen es greifbaren Ausdruck gefunden hat. Auch eine Inventarisierung der deutschen Kultur müßte ja auf dem Konto „fremde Erbmasse" ganz erhebliche Bestände buchen, von den Formen germanischer Staatengründungen bis zur englischen Lokomotive u. a. Wie gern mag uns heute mancher feindliche Kulturpolitiker vorrechnen, mit welchen Bausteinen der Antike und des Christentums, der italienischen Renaissance, der französischen Aufklärung, der englischen Technik usw. unser Haus gebaut sei. Wer aber käme auf den Gedanken, sie als deutsche Leistung abzuschreiben, weil etwa die deutsche Philosophie auf antiken Gedankengängen fußt oder die deutsche Musik in Italien ihre Vorgeschichte hat. Zwar ist Japans Anlehnung an seine Vorbilder oft noch viel enger geblieben, seine gedankliche Originalität noch um vieles begrenzter, als das für den deutschen Vergleich zu gelten hat, aber in dem entscheidenden Punkt alles dessen, was wir Kultur nennen, daß nämlich die geistige Betätigung eine artgemäße Sinngebung des völkischen Lebens und Daseins darstellt, woher immer ihre Elemente entlehnt sein mögen, in diesem Punkte ist die japanische Kultur so echt und eigenartig japanisch, wie die deutsche deutsch ist. Denn der entscheidende Faktor der Eigenart einer Kultur liegt in einer tieferen Schicht, als Form und gedankliches System sie verraten, die immer mehr oder weniger vertauschbar sind; er liegt vielmehr im Kern des Menschlichen, in Haltung, Gesinnung, Charakter und Lebenstüchtigkeit eines Volkes. So wie wir im Banne liberalistischer Ideen lange Zeit hindurch Bildung und Bildungsgüter überschätzt haben zuungunsten der Charakterwerte, so kann auch eine liberalistische Betrachtung dem japanischen Volke nicht gerecht werden, solange seine Bildungsgüter in so starker Abhängigkeit gesehen und seine charakterlichen Werte nicht in die Untersuchung einbezogen werden. Wenn aber Weltanschauung im Letzten eine Äußerung des völkischen Charakters ist, so muß auch eine japanische Weltanschauung aus einer besonderen japanischen Gesinnung und Charaktereigenart begriffen werden.

Aus den ältesten Überlieferungen des japanischen Volkes, die in eine Zeit weit vor der chinesischen Kulturberührung weisen, obwohl sie erst mit ihr niedergeschrieben werden konnten, sind nun die Ansätze einer durchaus arteigenen Weltanschauung unschwer zu erschließen. Die von Mythen und Legenden durchsponnene Frühgeschichte, die in den umfangreichen Chroniken im Anfang des achten Jahrhunderts aufgezeichnet ist, vermittelt uns ein anschauliches Bild vom japanischen Leben vor der Aus-

Digitized by Google

einandersetzung mit dem überlegenen chinesischen Kulturgut. Sie zeigt uns ein Volk der Bauern und Fischer in einfachsten Lebensverhältnissen, das dem Boden und dem Meere die karge Nahrung abringt. Es ist ausgestattet mit der Härte eines selbstbewußten kriegerischen Willens, aus dem in den Anfängen in unaufhaltsamer Landnahme und Verteidigung des Errungenen der Inselkreis unterworfen und befriedet wird. Die mühsame Bodenbestellung des frühen Reisbaues erweist einen angeborenen Fleiß und bäuerliche Tüchtigkeit. Sinnliche Lebensfreude und naive Heiterkeit atmet das Leben der Muße. Rührende Zeugnisse einer innigen Natur- und Heimatliebe geben die ältesten Gedichte, die zum Teil viele Jahrhunderte vor der Niederschrift der Chroniken entstanden sein müssen. Einem Kult der Natur und Heimat, der Sonne, des Mondes, der heiligen Berge und Bäume entspringt das älteste religiöse Empfinden des Shinto, dessen Ethik im einfachen Begriff der Reinheit beschlossen ist. Rein ist das gefegte Haus, das helle Wasser, das bestellte Feld, der gesunde Leib. Unrein ist Krankheit und Siechtum, Unordnung in Haus und Feld, alles Unklare und Verworrene.

Neben dieser kriegerisch harten, bedürfnisarmen, lebenstüchtigen und dem Sauberen und Gesunden zugeneigten Grundgesinnung spricht sich nun in der Frühgeschichte bereits eine überaus starke Willensgerichtetheit auf Volkseinheit und religiös unterbaute Staatlichkeit aus. Ihre Grundlage ist ein natürliches, ahnenstolzes Sippengefüge, das in großen, sich wieder vielfach unterteilenden Geschlechterverbänden (Uji) eine territoriale, berufsständische und militärische Urorganisation des Volkes darstellt. Die Gebundenheit des einzelnen in der Sippe läßt kaum individuelle Sonderung zu. Seine Eigenart als starkes, staatsbildendes Element erhält dieses Sippengefüge durch seine vollkommene Bezogenheit auf das Herrschergeschlecht. Das Haus des Tenno ist mythischer Ausgangspunkt aller Sippenaufgliederung und somit Stammsippe des Volkes, die immer wieder Sippen aus sich absetzt und selbst ewige Mitte bleibt. Das Volk empfindet seine Staatlichkeit als eine alles umfassende Großfamilie, als den einen Haushalt unter dem Dache des Herrscherhauses. Sein geistiges Gewicht erhält dieser Staats- und Sippenorganismus durch die religiöse Haltung des Ahnenkults, durch den die Geschlechter der jeweiligen Gegenwart aus der Vergangenheit leben und in die Zukunft ewige Dauer gewinnen. Das Volk als Landesfamilie ist durch den Ahnenkult nicht nur eine jeweilige, sondern eine ewige Einheit. Der Mittelpunkt alles Ahnenkultes ist die Verehrung des Tenno-Geschlechts, seines göttlichen Ursprungs und seines göttlichen Herrschaftsauftrages, der in alle Zukunft Geltung hat.

So kann denn die gesamte japanische Mythologie — die bezeichnenderweise auch heute noch in Japan als „Geschichte", eben Geschichte des Götterzeitalters, aufgefaßt wird — geradezu als eine einzige Reichsgründungsmythe gedeutet werden. Schon der Ausgangspunkt, die Schöpfungsmythe — ein Urgötterpaar zeugt durch Eintauchen der Speerspitze in den Urschlamm die japanischen Inseln —, faßt die Weltschöpfung als Landesschöpfung auf. Die Enkelin dieses Götterpaares, die „am Himmel schei-

Digitized by Google

nende große erlauchte Gottheit", die über das Himmelsgefilde waltet, läßt wiederum ihren Enkel mit seinem Kriegergefolge herabsteigen auf die Insel Kyushu, um das Land der unzähligen Schilfähren zu beherrschen. Mit den drei heiligen Reichsinsignien, Spiegel, Schwert und Juwel, die bis heute in den höchsten Kultstätten des Landes aufbewahrt und verehrt werden, übergibt sie ihm den göttlichen Herrschaftsauftrag über das japanische Reich. Hier liegt der kultisch-politische Kern der Reichsmythe. Der Enkel der herabgestiegenen Gottheit ist Jimmu Tenno, der erste göttlich-irdische Herrscher, der dem Auftrag der Sonnengöttin gemäß aufbricht und nach langen Kämpfen zur See und zu Land mit seinem Volke der „Himmelsenkel" Yamato erobert, das Kernland Japans, und am 11. Februar des Jahres 660 vor unserer Zeitrechnung (dem heute noch als Reichsgründungstag gefeiertem Datum, an dem in diesem Jahre Singapur erobert wurde) das irdische Reich Japan aufrichtet. Von ihm entstammt in ungebrochener Linie bis heute das Herrschergeschlecht.

Die überraschende Geschlossenheit eines einheitlichen und eigenartigen Weltbildes, das uns aus den ältesten japanischen Überlieferungen entgegentritt, ist von diesem religiösen Staatsbegriff überrundet. Es ist die einmalige Form eines völkischen Götterstaates. Diesem Götterland, geschaffen und beherrscht von göttlichen Wesen, ständig durchwaltet von den Generationen göttlich gewordener Ahnen, ist der einzelne, das Glied dieser großen Familie, bis ins Letzte verpflichtet. Jene schon angedeuteten drei Wege, die erst viel später begrifflich so formuliert worden sind, bestimmen in gegenseitiger Durchdringung die Haltung des Japaners der Frühgeschichte. Auf dem Wege des Kriegers (Bushido) ist sein Leben restloser Einsatz im Kampf. Auf dem Wege der Herrscher (Kodo) ist sein Untertanentum ausschließlich Wirken für den väterlichen Tenno, der selbst wieder ausschließlich seinem Herrschaftsauftrag über die Kinder des Landes hingegeben ist. Auf dem Wege der Götter (Shinto) ist sein Dasein erhoben zur Gliedschaft des ewigen Götterlandes.

Diesem Volke mit seinem einfachen, aber wunderbar geschlossenen Welt- und Lebensbild öffnet sich nun in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung die schon so viel weiter entwickelte chinesische Kultur, und läßt es über ein Jahrtausend lang nicht mehr aus seinem Bann.

Allerdings ist die Aneignung dieser Fremdkultur zuerst einmal auf eine kleine führende Schicht des Hofes und seines Umkreises beschränkt. Nur diese kleine Schicht verfällt den Lockungen einer Hochkultur und verweichlicht allmählich in ihr, während die Masse der Bauern und Fischer, der landgesessenen Sippen in den Provinzen noch Jahrhunderte hindurch kaum von ihr berührt wird. Wenn dann auch im Laufe der Zeit der chinesische Kultureinfluß immer breitere Schichten erfaßt und ihre Lebensformen umwandelt, so geht doch die zersetzende Wirkung der fremden Ideen außerhalb des hauptstädtischen Bereichs lange nicht so tief, und der später wachsende Einstrom fremden Blutes von außen in die Führungsschicht bedeutet einen ebenso ständigen Zustrom urjapanischer Gesinnungswerte.

Digitized by Google

Die höfische Bildungsschicht übernimmt die chinesischen Vorbilder zuerst einmal mit bedenkenloser Leidenschaft. In wenigen Jahrhunderten ist aus der naiv und derb-heiteren Lebensgestaltung der Urzeit ein Hochstand ästhetisch verfeinerter und künstlerisch differenzierter Kultur erwachsen, die ihrem Vorbild kaum mehr nachsteht. Aber je vollkommener diese neue japanische Hochkultur mit den übernommenen Formen umzugehen lernt, desto stärker kommt echtes japanisches Lebensempfinden wiederum zur Geltung in ihnen. Die innige Heimatliebe findet nun in einem immer subtiler geschliffenen Natur- und Landschaftsempfinden in Dichtung und Malerei ihren Ausdruck. Obwohl in den Formen und Nuancen vielfach vom chinesischen Vorbild bestimmt, bleibt Inhalt und Atmosphäre aller Dichtung bis heute die japanische Heimat und der japanische Mensch in ihr. Gerade die Kunst hat sich trotz ihrer formalen Wurzeln im Chinesischen im Laufe der Jahrhunderte zu immer stärkerer eigenjapanischer Art entwickelt.

Im Stadium der reinen Nachahmung scheint in der Führungsschicht sowohl die kriegerische Tüchtigkeit wie das überlieferte staatliche Empfinden zu verlöschen. In dem Anpassungsprozeß der Reformen des siebenten und achten Jahrhunderts wird der überkommene Geschlechterstaat durch das fremde zentralistische Beamtensystem chinesischer Prägung ersetzt. Macht und Geltung des Herrscherhauses sind noch unerschüttert, doch die macht- und kulturtragende Schicht der Residenz fällt in der Hochblüte der Fujiwarazeit (11. und 12. Jahrhundert) einer unaufhaltsamen Verweichlichung anheim.

Doch gerade im Zerfall des höfischen Regiments erweist sich die Lebenskraft der urjapanischen Tradition. Hatten sich schon die Reformen nur äußerlich, fast nur auf dem Papier durchführen lassen, hatten sich hinter dem Ämterwesen chinesischen Vorbildes die Geschlechterverbände auf vielen Umwegen ihre alte Macht und Erblichkeit erhalten können, so entsteht mit der von den Außenprovinzen her sich durchsetzenden neuen Führungsschicht des Shogunats, der militärischen Statthalterschaft im Namen des Tenno, ein neuer Geschlechterstaat, der im Grunde nur eine Abwandlung des vorchinesischen Herrschaftssystems darstellt. Zwar ist dann am Ende dieser wechselvollen Entwicklung, unter dem fast dreihundert Jahre währenden Tokugawa-Shogunat (bis 1863), die politische Führungsgewalt des Tennohauses immer mehr von dem Geschlecht der Militärstatthalter usurpiert worden, doch der geistig-kultische Mittelpunkt des Landes im Tennotum ward niemals angetastet und konnte sich durch die Stürme sehr unruhiger Jahrhunderte rein herüberretten, um mit dem Aufbruch zur Moderne auch die politische Gewalt wieder voll an sich zu ziehen.

Während im ästhetisierenden Hochadel zu Kyoto im 10. und 11. Jahrhundert die heldische Uranlage verkümmert zu sein schien, war es das Shogunat, schon in seiner frühen Stufe im Militärlager von Kamakura (12. Jahrhundert), das die heroischen Eigenschaften des japanischen Volkstums wachhielt und erstmalig einen Kriegerstand heranzüchtete, in dem die

Digitized by Google

ältesten japanischen Tugenden zu den Höchstwerten eines scharf geprägten Standesethos erhoben wurden. Während im Vorbild China stets der Gelehrte und Weise allein den menschlichen Idealtyp darstellte und dem Krieger nur eine ganz untergeordnete Rolle in der beruflichen Einschätzung zukam — was sich in den japanischen Hofrängen der Anpassungszeit durchaus wiederspiegelte — entwickelte sich im Verlauf der Shogunatsherrschaft immer eindeutiger der Samurai, als streng abgeschlossener erblicher Stand, zum alleinigen Führungstyp und staatsethischen Vorbild für alle übrigen Volksschichten. Bis in das Tokugawa-Shogunat erfuhr denn auch dieser Stand eine Erziehung zu so ausschließlichem Soldatentum und von so unerhört hochgespannten Ehrbegriffen, daß man in ihm wohl das Musterbeispiel eines radikalsten Kriegertyps erblicken kann. Die Übernahme dieses Erziehungsideals auf das moderne Volksheer hat das heutige japanische Soldatentum wesentlich geformt.

Es gehört zur bestimmenden Eigenart dieses Kriegerstandes der Feudalzeit, daß bei so radikaler Verwirklichung eines soldatischen Ideals das ästhetische Element, das einst vom zivilen Hofe gepflegt war, in seinem Leben einen bedeutenden Rang einnahm. Teekult, Gartenkunst, Dichtung und Malerei haben im 14. bis 16. Jahrhundert im Umkreis des Shogunats und seiner Samuraischicht eine hervorragende Blüte erlebt. Das Schöne im Einfachen, die Bewältigung eines reichen Inhalts mit knappsten Mitteln kennzeichnen den schöpferischen Anteil der Kriegerhaltung an dieser Kunstpflege und zugleich ihre wiederum echt japanische Grundgesinnung. Von ihr ist die gesamte spätere Kunst auch der bürgerlichen Kultur bestimmt worden.

Auch das chinesische Gedankengut unterlag einem solchen Prozeß der völkischen Einschmelzung. Am Konfuzianismus, mit dem der Japaner die Schrift erlernte, hatte sich das japanische Denken zu höherer Ausbildung geschult. Dennoch ist auch hier das Entscheidende die Auswahl und Betonung der Elemente, die das japanische Denken seiner ursprünglichen Wesensart gemäß vornahm. Haben konfuzianische Weisheiten das Sippengefühl des Japaners theoretisch unterbaut und vertieft, der Tenno-Verehrung historisierende Feinheiten und schmückende Formen zugeführt, die einfache Haltung des Shinto, der Urreligion, mit manchen anschaulichen und gedankenmäßigen Inhalten bereichert, so hat gerade der Kriegerstand eine Umdeutung der konfuzianischen Wertbetonungen vorgenommen, die für das Weltbild des Kriegers entscheidend war. Es ist die Verlagerung des Pietäts- und Treuebegriffs (Ko und Chu) von der familiär-väterlichen auf die staatliche Gewalt. Ist der Treuebegriff des feudalen Bushido (Kriegerweg) in Form und Lehre konfuzianisch beeinflußt, so hat seine Bezogenheit auf die Staatsmacht einen urjapanischen Gehalt gewahrt. Zwar ist das ethische Treueverhältnis des Samurai durch Jahrhunderte meist noch nicht unmittelbar auf den Tenno, sondern auf dessen militärischen Statthalter, den Shogun, oder auch auf den Feudalherrn des engeren Territoriums ausgerichtet, doch es stellt schließlich die

Digitized by Google

radikale Durchbildung eines so großartigen Treueethos die bedeutsamste Vorstufe zur endgültigen Restauration der Tenno-Macht dar.

Als zugleich mit der chinesischen Kulturübernahme auch der Buddhismus in Japan eindrang, übte diese gedanklich weit überlegene, von reicher Symbolik erfüllte Religion eine ungeheuer starke Wirkung auf das japanische Volk aus. Doch auch hier erwies sich das völkisch-religiöse Gedankengut als überaus lebenskräftig. Shinto wirkte auf den Buddhismus zurück in einer fortschreitenden Japanisierung dieser Lehre. Wesentliche shintoistische Grundideen senkten sich tief in die Anschauungen buddhistischer Sekten ein. So wurde der persönliche Totenkult des Buddhismus aufs stärkste mit dem sippenhaften Ahnenkult des Shinto durchsetzt und damit der Buddhismus selbst zum Instrument völkischen Selbstbewußtseins. Die an sich übernationale Lehre wurde in einer Art Reformationsbewegung des 11. und 12. Jahrhunderts geradezu zur Trägerin nationalistischer Impulse.

Es ist aber einer buddhistischen Glaubensform vor allem vorbehalten geblieben, in das japanische Leben den tiefsten Eingang zu gewinnen, dem Zen. Auch der Zen-Buddhismus ist in China zur Entwicklung gekommen. Seine Praxis ist fast dogmenlos und völlig unbelastet von Buchwissen und fixierter Begrifflichkeit. Zen stellt an sich sozusagen einen leeren Rahmen dar, der mit jedem Inhalt gefüllt werden kann. Auf die kürzeste Formel gebracht, ist Zen Selbstzucht durch sittliche Askese, geübt in der Konzentration des Willens in der Zen-Meditation. Als eine Religion des Willens steht sie der kämpferischen Haltung am nächsten. Während der Zen-Buddhismus in China schon früh wieder verfällt, wird die Übung des Zen für den sich bildenden Stand der Samurai ein wesentlicher Bestandteil seines geistigen Lebens. Es ist einer der bedeutendsten Lehrer und Schöpfer des kriegerischen Standesethos, der Feldherr und Regent Hojo Tokimune (13. Jahrhundert), der zugleich als Meister des Zen einen großen Namen gewinnt. Die religiöse Zen-Schulung wird vom Kriegerstand unmittelbar auf die kämpferischen Ziele ausgerichtet. Wenn das Zen Handeln über Wissen stellt und praktische Tüchtigkeit fordert statt abseitiger Spekulation, so kam es an sich schon dem kriegerischen Bedürfnis entgegen. Im Sinne des Zen ist das wirksamste Handeln das Vorwärtsgehen ohne je zurück zu blicken. Übertragen auf die in der Zen-Meditation gewonnene Schwertkunst des Samurai bedeutet das, sich ganz und gar der Aufgabe des Angriffs hinzugeben und keinen Gedanken an die eigene Sicherheit zu verschwenden. Für Zen und Bushido ist gemeinsam die unbedingte Todesbereitschaft. Das Schwert ist für den Samurai ein Werkzeug geistiger Selbstzucht. Der rücksichtslose Angriffsgeist des japanischen Kriegers ist nicht zuletzt eine Folge seiner Zen-Schulung. Fast alle führenden Militärs auch der heutigen Zeit sind Anhänger des Zen und seiner geistigen Schulung.

In diesen kurzen Andeutungen über die geistige Auseinandersetzung mit China, die sich über ein Jahrtausend erstreckte, sollte gezeigt werden, wie

Digitized by Google

in dieser großen Zeitspanne die echt japanischen Wesenszüge sich mitten in den Fremdformen wieder immer mehr verdichten. Dieser Prozeß fand denn auch im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in einer gewaltigen Erneuerungsbewegung des japanischen Geistes seinen Höhepunkt.

Herauswachsend aus der damals noch chinesischen Staatsphilosophie des Tokugawa-Shogunats ersteht eine Reihe von Schriftstellern, die das vorchinesische, urjapanische Staats- und Lebensgefühl gleichsam wieder entdecken und in den Mittelpunkt des geistigen Strebens stellen. Der „japanische Herder" Motoori Norinaga (1730—1801) deutet die ältesten Quellen neu als die unvergänglichen Wurzeln des japanischen Seins. Von ihm und seinem Schülerkreis geht eine Renaissance des reinen Shinto, des Götterweges, aus. Die Göttlichkeit des Tennogeschlechts, ihre Heiligkeit und ewige Dauer ist die Grundidee dieser Bewegung. In leidenschaftlichem Aufruf zu völkischer Besinnung wenden sich diese Gelehrten an die aufhorchende Jugend des Samuraistandes. In einem praktisch-politischen Kreis, der sogenannten Mito-Schule, wird die Klärung des japanischen Geschichtsbewußtseins zur unmittelbaren Vorbereitung für die kommende Restauration.

Die sogenannte Meiji-Restauration vor etwa 80 Jahren, aus der der moderne japanische Staat hervorging, ist zwar ausgelöst worden durch die plötzliche Berührung mit dem Abendland (das Geschwader des amerikanischen Commodore Perry erzwang die Öffnung des jahrhundertelang abgeschlossenen Landes für den Handel), doch ihre tieferen Gründe liegen in der innerjapanischen Entwicklung selbst, die immer stärker zur Erneuerung drängte. Diese Restauration will, wie schon ihr Name andeutet, vor allem betrachtet sein als eine Wiederherstellung des urjapanischen, durch die chinesischen Einflüsse lange verdeckten Tenno-Staates. Die Vernichtung der usurpierenden Gewalt der Militär-Statthalter-Sippe, die Wiederergreifung der vollen staatlichen Macht neben der kultischen Repräsentanz durch den Tenno ist für die Japaner der eigentliche Sinn dieser geschichtlichen Wende.

Daß die neue Staatsschöpfung wiederum im weitesten Umfang zu Fremdformen greifen mußte, da weder in der innerpolitischen Struktur noch in Technik, Rüstung, Wirtschaft und Verkehr die abendländischen Vorbilder umgangen werden konnten, wenn ein modernes Machtgebilde verwirklicht werden sollte, ist das eigenartige Schicksal des japanischen Werdens. Während ein im geistigen Ringen wiedergewonnener urjapanischer Sinn zur Erfüllung drängt, müssen zur Bewältigung der Anpassung an den Westen noch einmal alle Gefahren einer Überfremdung in Kauf genommen werden, denn mit der Übernahme abendländischen Wissens und Könnens sind auch allen Ideologien Tor und Tür geöffnet, die von den schon alternden Kulturen des Abendlandes hereinströmen. Die Aneignung des Fremden geschieht mit der gleichen Vehemenz, wie über ein Jahrtausend früher die Übernahme der chinesischen Kultur, und diesmal in einem atemberaubenden Tempo. Die japanische Intelligenzschicht ging

Digitized by Google

denn auch durch einige Jahrzehnte einer turbulenten Verwirrung, und es blieb den führenden Kreisen an liberalistischen Doktrinen und zersetzenden Ideen kaum eine abendländische Heimsuchung erspart. Dennoch war im Grunde die wirkliche Gefahr einer geistigen Selbstaufgabe niemals gegeben. Viel zu stark wirkte die national-ethische Bewegung, die zur Restauration geführt hatte, nach. Eine leidenschaftliche Opposition gegen allzu starke Verwestlichung blieb stets in den besten Köpfen der Nation wach. Eine kulturell überfremdete akademische Jugend fand im reiferen Alter fast immer zum betontesten Nationalismus. Auch stand hinter den Impulsen zur Aufnahme der abendländischen Zivilisation von Anfang an der eiserne Wille zur Stärkung der japanischen Macht. Und es waren in dem Apparat der modernen Regierung und seiner Einrichtungen nach westlichem Muster genügend starke japanische Vorbehalte eingebaut (Stellung des Tenno, Familienrecht, nationalpolitische Erziehungsgrundsätze u. a.), um einer blinden Nachahmung steuern zu können.

Mit den wachsenden außenpolitischen Erfolgen von der Jahrhundertwende an beginnt die Reaktion gegen die Verwestlichung in immer stärkeren Wellen zu wirken. Mit der allmählichen Beherrschung des abendländischen Könnens geht seine immer bewußtere japanische Verwendung Hand in Hand. Im letzten Jahrzehnt kann das eigentliche Ziel der Meiji-Restauration, die Machtergreifung des japanischen Geistes, auch über den westlichen Umweg hinweg bereits weitgehend als erreicht gelten. Man spricht in Japan heute von diesem Jahrzehnt als der Showa-Restauration (Showa ist der Name der Ära des gegenwärtig regierenden Tenno), um zum Ausdruck zu bringen, daß erst jetzt die eigentliche Wiederherstellung des japanischen Wesens gelingt.

Die Technik ist gemeistert und eigenen Zielen dienstbar gemacht. In den übernommenen Wissenschaften beginnen völkische Grundbegriffe sich richtunggebend herauszukristallisieren. Eine Staatsphilosophie ist im Werden, die im Anschluß an die ältesten Vorstellungen das Eigenwesen des japanischen Staates (Kokutai) in seiner Problematik erfaßt und wissenschaftlich zu unterbauen sucht. In Kunst und Handwerk werden neue Wege zu einem japanischen Stil moderner Schmuck- und Zweckformen gefunden. Das politische Leben entledigt sich mehr und mehr der liberalistischen Restbestände. Das Lebensgefühl des Volkes aber ist bewußter japanisch denn je.

Es ist für den fremden Beobachter eine erstaunliche Tatsache, wie in der heutigen Weltmacht Japan mit ihrer modernsten Rüstung, höchstentwickelten Industrie und streng rationaler Wissenschaft das Götterland der Urzeit in voller Wirklichkeit wieder auferstanden ist. Die drei Grundprinzipien: der Weg des Kriegers, der Weg der Herrscher und der Weg der Götter, sind die bestimmenden Höchstwerte allen Handelns. Die Ahnen von Jahrtausenden schauen auf die Gegenwart herab. Ihre Schreine werden täglich in jedem Haus verehrt. Zum Yasukuni-Schrein, dem höchsten Kultort der gefallenen Helden, zum Palasttor des Tenno und zum Heilig-

Digitized by Google

tum der Sonnengöttin wallfahrten täglich ungezählte Scharen der Andä
tigen. Von ihnen strömen Kräfte aus in das gesamte Volk, ohne die
Kriegstaten dieser Monate nicht begriffen werden können. Auch dies
Krieg um den Lebensraum wird in der Auffassung des Japaners in jene
göttlichen Auftrag geführt, den einst in der Reichsgründungsmythe d
Sonnengöttin mit den heiligen Zeichen Spiegel, Schwert und Juwel ihr
Nachkommen auf den Weg gab. Der Sendungsglaube des japanische
Volkes, aus dem heraus es den Anspruch erhebt, ein weites Gebiet de
Erde neu zu ordnen, hat hier seine tiefste Wurzel. „Nihon seishin", de
Geist Japans, als die artgemäße Sinngebung seines völkischen Lebens un
Daseins, strebt mit mächtigen Schritten seiner endgültigen Verwirklichung zu

Digitized by Google

Tanyu, 1602—1674, der Fujiberg. Samml. Vic. Akimoto

Digitized by Google

Digitized by Google

Major z. V. Otto Mossdorf:

Japans Wehrmacht

„Ziehst du ins Feld, so darf es drei Dinge dieser Welt nicht mehr für dich geben: das Heim — die Deinen — das Leben."

Ein alter Samurai-Spruch.

Der amerikanische Kriegsminister Knox wollte Japan in 90 Tagen vom Erdboden vertilgen. In diesen 90 Tagen stürmten die Japaner Hongkong und Singapur, nahmen die Philippinen mit der Hauptstadt Manila, durchstießen die Malayische Halbinsel und gelangten vor die Tore von Rangun, machten das Südchinesische Meer zu einem japanischen Binnenmeer, besetzten Niederländisch-Indien und eroberten die Hauptstadt Batavia, während Flugzeuge in großen Fernflügen bis nach Australien und den britischen Inselbesitzungen in der Südsee ausgriffen. In vier großen Seeschlachten bei Hawai, östlich Malaya, in der Höhe von Java und bei Surabaja und Batavia zerschlugen die japanische Luftwaffe und die Kriegsmarine die amerikanische Pazifikflotte, die britischen Schlachtschiffe und die vereinigten Flottenkräfte Englands, Amerikas und Niederländisch-Indiens. Der chinesische Gegner wurde durch Angriffe an mehreren Frontabschnitten beschäftigt und am Eingreifen in die Ereignisse des pazifischen Krieges verhindert.

Bei diesen überragenden Erfolgen in kürzester Frist stellt sich die Frage, wie die japanische Wehrmacht diese militärischen Ziele ohne jeden Rückschlag, wenn auch nicht immer ohne erhebliche Verluste erreichen konnte. Zur Beantwortung dieser Frage muß die geschichtliche Entwicklung dieser Wehrmacht berücksichtigt werden. Die allgemeine Wehrpflicht, auf der die Wehrmacht heute ruht, war in Japan in feudalen Zeiten ähnlich wie in Europa eine selbstverständliche Pflicht der Ritter oder Samurais gegenüber ihren Herren und Gebietern, und ebenso wie in Preußen der Dienst mit der Waffe eine Ehrenpflicht jedes waffenfähigen Bürgers zur Zeit der Befreiungskriege wurde, so hat auch in Japan die Schaffung eines geeinten Reiches gegenüber Herrschaftsansprüchen gewisser Fürsten den Dienst mit der Waffe zu einer nationalen Ehrenpflicht gemacht. Der Tenno wurde zum Oberbefehlshaber der gesamten Wehrmacht, die aus kleinen Anfängen zu dem Machtinstrument emporwuchs, wie wir es heute kennen. Im Jahre 1871 wurden aus den Samurais von Kagoshima, Koshi und Yamaguchi vier Bataillone als Leibwache des Tenno Meiji und vier reguläre Divisionen in Tokio, Osaka, Kumamoto und Sendai aufgestellt. 1873 wurde die allgemeine Wehrpflicht gesetzlich eingeführt. Die Divisionen von Nagoya und Hiroshima waren die ersten Einheiten, die sich aus Bauern-, Kaufmanns- und Nicht-Samurai-Kreisen zusammensetzten. Die Armee bestand damals aus sieben

Digitized by Google

Divisionen mit rund 36 000 Mann auf Friedensfuß und 46 250 auf Kriegsfuß. Mit diesen sieben Divisionen hat Japan seinen siegreichen Krieg gegen China 1894/95 geführt und anschließend sechs weitere Divisionen aufgestellt, so daß es ihm möglich war, rund eine Million Mann im Kriege gegen Rußland 1904/05 ins Feld zu stellen. Nach dem ersten Weltkrieg verfügte Japan über 21 Divisionen mit 308 000 Mann auf Friedensfuß. Rücksichten auf die eigene finanzielle Lage in Verbindung mit der sich abzeichnenden Weltwirtschaftskrise und verstärkt durch das große Erdbeben vom 1. September 1923 veranlaßten Japan, zwischen 1922 und 1924 eine Heeresverminderung um 1800 Offiziere, 56 000 Mann und 13 000 Pferde freiwillig vorzunehmen. Diese Verringerung entsprach etwa der Einsparung von fünf Divisionen auf Friedensfuß. Im Mai 1925 wurden vier Divisionen, die 13., 15., 17. und 18. abgeschafft, so daß die japanische Armee nur noch 17 Divisionen mit rund 230 000 Mann im Frieden zählte, einschließlich der Garnisonen auf Formosa und in Korea. Diese Selbstbeschränkung ging sogar so weit, daß die große Festung Port Arthur auf dem chinesischen Festlande im Süden der Mandschurei als Kriegshafen vorübergehend aufgelassen wurde.

Mit der Wiederaufnahme einer aktiven Kontinentalpolitik ergab sich die Notwendigkeit, die Wehrmacht neu aufzubauen, zu verstärken und den Erfordernissen eines modernen Krieges anzupassen. So wurde im September 1936 ein Sechsjahresplan als erster Teil einer umfassenden Wiederaufrüstung des Heeres veröffentlicht, und gleichzeitig wurden im Staatshaushalt entsprechende Gelder bereitgestellt, die nicht zuletzt der Luftwaffe und der Motorisierung des bestehenden Heeres wie auch neuaufzustellenden Divisionen zugutekommen sollten. Die japanische Wehrmacht kennt keine Armeekorps, sondern hält den besonderen Bedingungen der möglichen Kriegsschauplätze entsprechend an der Einteilung nach Divisionen als größter geschlossener Kampfeinheit fest. 1934 war die Neuorganisation der japanischen Infanterie abgeschlossen. Sie hatte Tankabwehrgeschütze, Infanteriegeschütze und eine erhebliche Zahl von Maschinengewehren, 144 für das Regiment, erhalten. Ihre Feuerkraft war damit wesentlich erhöht worden. Nun wandte sich die Aufmerksamkeit der Heeresleitung der Reorganisation der Luftflotte sowie der Motorisierung und Mechanisierung der Armee zu. Japan kennt keine Luftwaffe als dritten Wehrmachtteil, sondern hält an der Teilung in Heeres- und Marineluftwaffe fest. Für beide wurden erst vor wenigen Jahren Generalinspekteure bestimmt. Zunächst war Japan beim Aufbau seiner Luftwaffe auf fremde Typen angewiesen, bis sich die eigene Industrie so weit mit der Produktion vertraut gemacht hatte, daß Zivil- wie auch Kriegsflugzeuge nur noch im eigenen Lande hergestellt werden und genügend Fabriken bestehen, um allen Bedürfnissen dieser Waffe nachzukommen. Man schätzte die Stärke der Luftwaffe zu Beginn des Konfliktes in China im Jahre 1937 auf 1500 Frontflugzeuge und ebenso viele in der Reserve. Zweifellos haben seit jener Zeit erhebliche Verstärkungen der Luftwaffe eingesetzt. Bekannt geworden ist das Flugzeug „Kamikatze", das in 58 Stunden und 23 Minuten den Nonstopflug von Tokio

Digitized by Google

bis London durchführte. Ein neues Kampfflugzeug ist das „Nakaidshima I" mit einer Geschwindigkeit von 420 Kilometern in der Stunde. Schwere Bombenflugzeuge waren bis zum Beginn des pazifischen Krieges nicht vorhanden. Japan bevorzugt leichte und mittlere Typen, die 500- und 1000-Kilobomben bei einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 250 Kilometern in der Stunde mitnehmen können.

Die Motorisierung ist weitgehend gefördert worden. Panzerwagen-Regimenter wurden aufgestellt und zu Divisionen zusammengefaßt. Daneben erhielten die Infanterie-Divisionen Panzerwagengruppen von 24 Panzerwagen und die Kavallerie-Brigaden ebenfalls 12—24 Panzerwagen. Von diesen sind drei Typen bekannt geworden, ein kleinerer Kavalleriewagen, ein mittlerer Panzerwagen und eine schwerere Type, bei denen englische Vorbilder als Muster gedient haben und die verhältnismäßig schnell sind.

Die 17 Divisionen, von denen oben die Rede war, wurden zu Beginn des Chinakonflikts auf 25 gebracht und außerdem Reserve-Divisionen aufgestellt, indem man zu den Nummern der aktiven Divisionen die Zahl 100 hinzufügte. Über die Gesamtstärke der japanischen Wehrmacht im Kriege liegen unverbindliche Schätzungen vor. Wenn Japan 1939 eine Gesamtbevölkerung von 75 Millionen Menschen hatte, so verfügte es über 15 Millionen Männer im Alter von 17 bis 50 Jahren. Von diesen kann man 8,5 Millionen Mann als waffenfähig und frontverwendbar bezeichnen, wobei die obere Grenze der Einberufung mit 35 Jahren angenommen ist, aber sicher in Japan im Kriege überschritten wurde.

Diese und ähnliche Überlegungen und Kenntnisse über Japans Anstrengungen beim Aufbau seiner Wehrmacht mußten zu der Überzeugung führen, daß diese Wehrmacht mit zu den ersten der Welt zu rechnen war. In ihrer Verwendung mußte man sich ferner darüber klar sein, daß diese Wehrmacht ausschließlich auf den Angriff erzogen war und die Verteidigung nach Möglichkeit zu vermeiden suchte. Vor allem wurde das Heer mit Rücksicht auf die Besonderheiten der künftigen Kriegsschauplätze nicht nur bei den gewaltigen Entfernungen, sondern auch bei den Schwierigkeiten des Geländes und der Witterungseinflüsse in den verschiedenen Breitengraden nachhaltig instruiert und durchgebildet.

Japan hat nicht nur ein kontinentales Gesicht, wo seiner Armee der Hauptteil des Kampfes zufällt, sondern auch ein pazifisches. Infolgedessen war man sich in Tokio darüber klar, daß die seestrategische Lage eine entsprechende Kriegsmarine verlangte, für die eigene Erfahrungen anfangs mangelten. Man mußte sich zunächst mit dem Ankauf fremden Materials genügen lassen, bis eine eigene Schiffsbauindustrie entstanden war, die heute allen Anforderungen einer modernen Seemacht lückenlos entspricht. Als der amerikanische Kommodore Perry 1853 vor Edo, dem heutigen Tokio, mit seinen „schwarzen Schiffen" erschien, besaß Japan so gut wie keine Flotte, die es diesem Vorstoß hätte entgegensetzen können. 1857 hat sich Japan von England und Holland einige kleine Kriegsschiffe geben lassen, die das erste Geschwader nach westlichem Muster darstellten. 1875 lief das erste in Japan gebaute Kriegsschiff, die „Seiki", in Yokosuka vom Stapel. Sie war

Digitized by Google

nur 870 Tonnen groß, bewährte sich aber im Bürgerkrieg 1877 außerordentlich. Unter dem großen Tenno Meiji nahm der Flottenbestand rasch zu. 1894, zu Beginn des Krieges gegen China, waren bereits 28 größere Einheiten und 24 Torpedoboote vorhanden, zusammen 50 000 Tonnen. Zeit war nicht zu verlieren. In Rußland erwuchs ein Rivale, der über eine starke Flotte verfügte. Ihm konnte Japan 1904 bereits mit 78 Kriegsschiffen mit 256 816 Tonnen entgegentreten. In den Flottenkämpfen vor Port Arthur und in der großen Seeschlacht in der Tsushima-Straße am 27. Mai 1905 hat sich diese Flotte glänzend bewährt bis zur völligen Vernichtung der feindlichen Flottenstreitkräfte. Admiral Togo, der Sieger über Admiral Roshestwensky, wurde zum japanischen Nationalhelden neben General Nogi, dem Eroberer von Port Arthur. Nach dem Kriege gegen Rußland setzte der Aufbau der japanischen Flotte mit verstärkter Energie ein. Die neuen Schlachtschiffe nahmen an Tonnengehalt stetig zu. Mit über 20 000 Tonnen waren die „Kawachi" und „Settsu" die ersten in Japan gebauten Dreadnoughts. Die Abhängigkeit vom Ausland wurde von Jahr zu Jahr mehr abgeschüttelt, nur in der Versorgung mit Öl blieb Japan auf ausländische Quellen angewiesen, während Stahl und Eisen aus eigenen Werken gefördert werden konnten.

Japan hat sich dazu verstanden, am 6. Februar 1922 den Flottenbeschränkungsvertrag von Washington zu unterschreiben, der es in die zweite Linie hinter England und Amerika mit 325 000 Tonnen an Schlachtschiffen, d. h. neun Einheiten, und 81 000 Tonnen an Flugzeugträgern stellte. Nicht weniger als 16 Schiffe mußten auf Grund dieses Vertrages abgewrackt werden, acht projektierte Schiffe durften nicht auf Stapel gelegt werden. Als dann auf den Londoner Flottenkonferenzen auch die anderen Schiffseinheiten in ähnlicher Weise beschränkt werden sollten, entschloß sich Japan, nachdem es bereits die Fesseln des Völkerbundes mit seinem Austritt im März 1935 abgeschüttelt hatte, zur Kündigung des Washingtoner Vertrages am 29. Dezember 1935, womit dieser für Japan am 31. Dezember 1936 außer Kraft trat. Nun war Japan in der Lage, seine Kriegsmarine nach eigenen Bedürfnissen aufzubauen, wobei es die bisherige Höchstgrenze für Schlachtschiffe mit 35 000 Tonnen überschritt und zunächst zwei Schlachtschiffe von je 40 000 Tonnen, „Sukaku" und „Nishiu", auf Stapel legte.

Im Flottenvertrag von Washington befand sich der wichtige Artikel XIX, der den Ausbau der Inselbefestigungen im Stillen Ozean für Japan so weitgehend beschränkte, daß dieses eigentlich nur freie Hand auf seinen vier großen Heimatinseln besaß, während sich die USA Hawai und England Singapur zum Ausbau nach modernsten Gesichtspunkten freigehalten hatten. Nun hatte dieser Artikel auch für Japan keine Bedeutung mehr. Es konnte seinen Inselbesitz nach eigenen nationalen Bedürfnissen befestigen. Dabei war die Lage der Stützpunkte der möglichen Gegner in Rücksicht zu ziehen. Die Amerikaner stützten sich auf ihre zentrale Stellung bei Hawai und stießen über Zwischeninseln nach den Philippinen im Lebensbereich der Japaner vor. Im Norden streckten sie ihre rechte Angriffsflanke über Alaska und die Aleuten-Inseln nach dem Norden Japans aus, im Süden gingen

Digitized by Google

ähnliche Umfassungsbestrebungen über die Samoa-Inseln zu den britischen Dominien Neuseeland und Australien. Diese Angriffsstellung hatte einen Schönheitsfehler, indem Japan mit den früher deutschen Südseeinseln einen Keil in die amerikanische Aufstellung getrieben hatte. Im Bereich dieser Inseln lag isoliert die amerikanische Insel Guam, die als Schutz für Hawai und Verbindungspunkt nach den Philippinen gedacht war, wie die Ereignisse aber gezeigt haben, diesen Zweck nicht erfüllen konnte.

Zu dieser seestrategischen Lage, der sich Japan im Konfliktsfall gegenübersah, kam die von England und USA hergestellte Landfront, die von Burma über Niederländisch-Indien bis Australien und Neuseeland reichte und als Einkreisungsfront die rechte Flanke der japanischen Aufstellung ernsthaft bedrohte, wobei das vorgeschobene Hongkong und der Hauptstützpunkt Singapur mit dem nach rechts vorwärtsgestaffelten Port Darwin in Nordaustralien diese Einkreisung zu verstärken hatten. Die Landfront war vornehmlich den Engländern in Verbindung mit der holländischen Armee auf Niederländisch-Indien zugewiesen, während Chungking-China vom Kontinent her den Druck auf Japan zu verstärken hatte. Aus alledem ergaben sich für die Aufstellung des japanischen Operationsplanes erhebliche Schwierigkeiten, besonders weil die Angriffs- und Verteidigungslinien exzentrisch auseinanderliefen. Die Ereignisse haben gezeigt, daß im japanischen General- und Admiralstab hervorragende Vorbereitungsarbeiten geleistet worden sind, um allen Anforderungen der strategischen Lage nicht nur gerecht zu werden, sondern auch an allen Fronten siegreich auftreten zu können. Dazu gehörte ein vorzüglich aufgebautes Nachrichtenwesen, das ausgezeichnet funktioniert hat. Man kann sagen, daß Japan über alle Vorbereitungen seiner Gegner bis ins einzelne orientiert war, wobei seine Agenten den Vorteil genossen, mit den einheimischen Bevölkerungen besser in Kontakt zu kommen als die Agenten seiner Gegner. Zu bedenken ist noch eins: jede Operation, die immer Angriffscharakter hatte, mußte über See geführt werden. Ungeheure Entfernungen mußten meist zur See zurückgelegt werden, bis die Truppe auf dem Lande den Gegner vor die Klinge bekam. Dazu bedurfte es nicht nur der Bereitstellung einer entsprechend großen Transportflotte, sondern auch eines sicheren Schutzes durch die Kriegsmarine und Luftwaffe, die sich beide in dieser Beziehung vollauf bewährt haben.

Der Fehler der Gegner Japans war darin zu sehen, daß sie nicht mit diesen auf allen Fronten angriffsweise geführten Operationen gerechnet hatten. Vor allem hat man den Geist, der in der japanischen Wehrmacht herrscht, nicht gekannt oder nicht genügend in Rechnung gestellt.

Erst wenn man diesem Geist nahegekommen ist, wird man die Leistungen der japanischen Wehrmacht ihrem vollen Wert nach einzuschätzen wissen. Wie das ganze japanische Leben mythisch-religiöse Züge aufweist, die dem Ausländer zunächst fremd erscheinen, so auch der Geist, der die Wehrmacht beherrscht. Der Tenno gilt als geheiligte Person, nicht im Sinne des westländischen Gottglaubens, sondern als Glied einer ununterbrochenen Kette von Herrschern seit der mythischen Zeit und als derjenige, der diese

Digitized by Google

Reihe in alle Ewigkeit fortzusetzen hat. Seine Befehle sind dem Soldaten ebenso heilig wie seine Person. Für ihn auf dem Schlachtfeld das Leben hinzugeben, gilt als größtes und stolzestes Opfer. Dieser in der Wehrmacht vorherrschende Geist geht auf die fünf Gebote zurück, die 1882 der Tenno Meiji seinen Soldaten und Matrosen als Richtlinie gegeben hat. Hingabe an den Tenno, Disziplin, Höflichkeit, Milde gegen Untergebene, Tapferkeit, Ehrlichkeit, Gerechtigkeit, Festhalten an dem einmal gegebenen Wort, Schlichtheit und Genügsamkeit werden in diesem kaiserlichen Reskript gefordert, das wie ein Gebet Tag für Tag vor dem Dienst jedem Soldaten des Heeres und der Flotte vorgelesen und von den Soldaten mit dem Gesicht zum Kaiserpalast in Tokio, wo auch immer sie stehen mögen, nachgesprochen wird. Es sind die Kriegsartikel der japanischen Armee, deren erster lautet: „Bedenkt, daß der Tod leichter als eine Feder ist, die Pflicht aber schwerer als ein Berg." Am Schluß der Artikel heißt es: „Die Ehre ist das Band, das uns verknüpft, euch und unsere Kaiserliche Vertretung Gottes, die wir in euch leben und ihr in uns zum Ruhme des Reiches, zum Gedenken unserer Ahnen, des einen wie des anderen." Dieser Hinweis auf die Ahnen findet sich immer wieder bei allen Vorgängen im japanischen Leben, so auch im Erlaß des Tenno vom 8. Dezember 1941, als er dem japanischen Volk die Kriegserklärung an England und USA bekanntgab. Darin heißt es zum Schluß: „Die Seelen unserer Kaiserlichen Vorfahren blicken auf uns herab, wir verlassen uns auf die Loyalität und den Mut unserer Untertanen und erwarten, daß die Aufgabe, die uns von den Vorfahren anvertraut ist, weitergeführt werden wird, daß die Quellen des Bösen schnell vernichtet werden und ein dauerhafter Friede in Ostasien errichtet wird, der den Ruhm unseres Reiches bewahrt."

Ohne Zweifel hat die tropische Witterung Südostasiens, die an sie nicht gewöhnten, vor allem die englischen Soldaten verweichlicht, während der japanische Soldat, an den in seiner Ausbildung die höchsten Anforderungen gestellt werden, sich als hervorragender Kämpfer auch im Dschungel und im Urwald erwiesen hat. Dazu kommt seine seltene Genügsamkeit. Im Frieden erhält der japanische Soldat je Mann und Tag 600 Gramm Reis und 186 Gramm Weizen, außerdem einen Betrag von 19 Sen in bar für Zulagen. Dazu kommt eine gewisse Menge Fisch, Gemüse, eingemachter Rettich, Sojatunke, Bohnenbrei, Salz, Zucker und Tee. Im Kriege werden neben Reis Feldzwieback und getrockneter Fisch und Seetang geliefert sowie andere Trockenkonserven. Die Seeschlacht von Hawai hat gezeigt, wie diese abgehärteten Flieger und U-Boot-Besatzungen Heldentaten bis zur Aufopferung vollbringen, die an Traditionen in früheren Kriegen anknüpfen. Man sieht in diesen Heldentaten in Japan nicht lediglich einen Sieg der Materie, sondern betrachtet sie als Überlegenheit über den Gegner in geistiger Beziehung. So führte der Oberbefehlshaber der japanischen Streitkräfte in Malaya und Sieger von Singapur, Generalleutnant Yamashita, aus: „Die kurze entscheidende Schlacht um Singapur war ein härterer Kampf als allgemein angenommen wird. Der Feind feuerte einen ständigen Strom von Granaten aus seinen 20- und 38-cm-Geschützen. Doch hielten die japani-

Digitized by Google

schen Streitkräfte nach ihrer Landung auf der Insel Singapur eine nicht erlahmende Verfolgung des Feindes aufrecht. Der Endsieg stellt einen Sieg der geistigen über die physische Kraft dar."

Für den Japaner ist es selbstverständlich und hierbei in erster Linie für den Soldaten, daß der Kaiserkult, der Tennoismus, und der Heldenkult auch in Zukunft das Grundprinzip der Kraft und Einheit des Volkes bleiben. „Ziehst du ins Feld, so darf es drei Dinge dieser Welt nicht mehr für dich geben: das Heim — die Deinen — das Leben." Begeht er eine Heldentat, so gewinnt er Ruhm nicht nur für sich selbst, sondern für seine Ahnenreihe vor ihm und seine Nachkommenschaft nach ihm. Fällt er im Kriege, so wird seine Asche in Tokio im Yasukuni-Schrein feierlich aufbewahrt. Er selbst wird nicht nur zum Helden, sondern auch zum Göttersohn. Er ist nach der Auffassung des japanischen Kriegers gefallen: „Empfange den Pfeil, sei es auch in die Stirn, doch nie in den Rücken." Eine Verletzung im Rücken galt dem Samurai als eine untilgbare Schmach. Derselbe Geist beherrscht den einfachen Soldaten wie auch den Offizier der japanischen Wehrmacht, die mit Stolz von sich sagen kann, daß sie unbesiegt durch die Geschichte gegangen ist. Auf ihren Siegen baut sich die neue Ordnung in Ostasien auf, wo Japan die Führerrolle zuerkannt worden ist. Im Verein mit den Europa neugestaltenden Achsenmächten nimmt Japan in seinem Lebensraum am Neubau der Welt und der Weltwirtschaft teil, der einen Frieden von Dauer der Menschheit bringen soll.

Digitized by Google

Erich Schrock:

Das Land der Thai

Erst die Ereignisse der jüngsten Zeit haben das Land der Thai in den Lichtkegel des Interesses auch des deutschen Volkes gerückt, ein Interesse, das dieses aufstrebende Land und tapfere Volk schon längst verdient hatte. Seit Beginn dieses Jahres sind die Thai auch in aller Form in den Kreis der jungen Völker eingetreten, zu denen sie ihrer Geschichte und ihrer soldatischen Haltung nach gehören. An der Seite unseres japanischen Waffengenossen nehmen sie teil an dem Kampfe um die Neuordnung der Welt.

Die Thai erscheinen in Hinterindien.

Die Thai sind ein junges Volk auf jungem Boden. Erst seit dem 14. Jahrhundert deckt sich die Geschichte des Thaivolkes mit der Geschichte des als Siam oder Thailand bekannten Gebietes auf der hinterindischen Halbinsel. Die rassische Herkunft der Thai ist noch unbekannt. Chinesische Annalen berichten von großen Thaireichen auf dem Boden der heutigen süd- und südwestchinesischen Provinzen, von Kriegen der Thai gegen Chinesen und Tibetaner, von Königen und Kriegshelden und von mehreren Südwanderungen kleiner Thaigruppen als Folge militärischer Niederlagen. Diese Auswanderungsunternehmungen finden ihre Erklärung vornehmlich in der tief im Volksbewußtsein verwurzelten Freiheitsliebe, die ein Leben unter Fremdherrschaft nicht zuläßt. Die größte und entscheidende Südwanderung der Thai aber setzte ein, als Mitte des 13. Jahrhunderts der Mongolensturm das große Thaireich Nan-Dschau erreichte, das sich seit mehreren Jahrhunderten auf dem Gebiete der später chinesischen Provinzen Yünnan und Kweitschou zu einem hochorganisierten Staat entwickelt hatte. Dieses Ereignis erschütterte das Thaireich bis in seine Grundfesten und drohte es aus der Geschichte auszulöschen.

Nicht stark genug, um sich gegen die gewaltigen Mächte aus dem Norden zu behaupten, war der Freiheitswille der Thai doch so groß, daß eine riesige Auswanderung über die unwirtsamen Gebirge nach Süden in den hinterindischen Raum einsetzte. Schon seit Jahrhunderten waren Thais in kleineren Gruppen über die Gebirge gekommen, hatten sich in den Gebieten der damals sich dort ausdehnenden Reiche der Lava und der Khmer friedlich angesiedelt und waren zu Einfluß und Ansehen gelangt. Jetzt ergossen sich die Wanderzüge der Thai mit den Waffen in der Hand völkerwanderungsartig in die Talkammern Hinterindiens, stürzten die alten Ordnungen und unterwarfen das Land der Thaiherrschaft. Die unterworfene Khmerbevölkerung wurde eingeschmolzen und viele brauchbar erscheinende staatliche und religiöse Institutionen bei diesem Einschmelzungsprozeß übernommen. So wurde auch der Buddhismus, der vor mehr als einem Jahrtausend in Hinterindien eingedrungen war, zur Staatsreligion der Thai.

Kämpfe um Einheit und Sicherheit des Reiches.

Die Voraussetzungen für ein neues freies Leben des Thaivolkes waren mit der Landnahme in Hinterindien gegeben. Doch jetzt begann erst die Jahrhunderte andauernde große Prüfung, aus der das Thailand von heute hervorgegangen ist. Es begannen die Kämpfe um die innere Einheit des vorerst noch in locker gefügten

Digitized by Google

Thaifürstentümer zusammengefaßten Thaivolkes. Gleichzeitig begann aber auch das Ringen mit den damals mächtigen Reichen im Westen und im Osten, mit Birma und Kambodscha. Diese Kämpfe, wechselnd in Verteidigung und Angriff, sorgten dafür, daß keiner Generation das Kriegshandwerk fremd blieb. So wurde die Geschichte des Thaivolkes eine Geschichte von Kriegen und Kämpfen, die in unablässiger Folge die Jahrhunderte füllten. Krieger gründeten Dynastien und schwachgewordene Königshäuser wurden von neuen Kriegerdynastien wieder abgelöst. Diese Kämpfe schmiedeten das Nationalbewußtsein der Thai. Aber nicht immer waren es Siegeszüge. Mehr als einmal zwar wurden Birma und Kambodscha erobert und unterworfen, aber auch mehr als einmal brachte innerer Zwist oder die Schwäche eines Königs dem Thaivolke birmanische oder kambodschanische Fremdherrschaft. Immer wieder aber zeigte sich der Lebens- und Freiheitswille der Thai stark genug, um einen Soldaten hervorzubringen, der die Feinde vertrieb und die Einheit wieder herstellte.

Gründung der Chakri-Dynastie.

Ein solcher Soldatenbefreier war auch der General, der um die Mitte des 18. Jahrhunderts das heute herrschende Königshaus begründete und ihm seinen Namen gab: Chao Phya Chakri. Er hatte teilgenommen an dem Freiheitskampf des Generals Pra Taksin gegen die Birmanen, die 1767 das alte Reich und seine Hauptstadt Ayutia zerstört hatten. Er hatte geholfen die Einheit und die alten Grenzen des Thaireiches wieder herzustellen, hatte Kriegszüge gegen Kambodscha zur Sicherung der Grenzen im Osten geführt und als schließlich wieder ein Bruderzwist die mühsam erkämpfte Einheit zu gefährden drohte, ergriff er selbst das Staatsruder und bestieg den Thron als erster König der Chakri-Dynastie. Mit seiner Thronbesteigung im Jahre 1782 begann der Übergang zur neuen Geschichte Thailands. Siebenmal noch mußte der König gegen Birma zu den Waffen greifen. Es waren dies die letzten großen Kämpfe gegen den alten Feind im Westen. Im Osten und Nordosten beugten sich unter seine Oberhoheit Kambodscha und Luang Prabang, im Süden die Malaienstaaten Perlis, Kedah, Trengganu und Kelantan. Reformen auf allen Gebieten des Staatswesens beschleunigten die fortschreitende Konsolidierung des Reiches, das sich unter seinen Nachfolgern in einer neuen Welt zu behaupten hatte, in der Welt des kolonialen Imperialismus.

Frankreich und England umklammern das Thaireich.

Schon im 16. Jahrhundert waren erste Beziehungen zwischen Thailand und den europäischen Völkern angeknüpft worden. Portugiesen, Holländer, Dänen, Franzosen und Engländer hatten mit wechselndem Glück ihre Handelsbeziehungen angeknüpft. Seit Beginn des 19. Jahrhunderts begannen nun die damals miteinander in scharfer Konkurrenz stehenden Kolonialmächte England und Frankreich auf der hinterindischen Halbinsel Fuß zu fassen. Die Engländer brachten von Singapur aus nach Norden vorgehend einen Malaienstaat nach dem anderen unter ihre Herrschaft, und wurden so bald zu Nachbarn des Thaistaates im Süden. In drei Feldzügen, 1826, 1852 und 1885, eroberten sie Birma bis hinauf zu den Shan-Staaten, und waren damit auch im Westen und im Norden Thailands Nachbarn geworden. Im Osten hatten sich die Franzosen seit 1863 festgesetzt und es verstanden, das Königreich Annam zu ihrem Schutzstaat zu machen. Von hier aus stießen sie immer weiter nach Westen vor. Kambodscha, das die Schutzherrschaft Thailands und Frankreichs gleichzeitig anerkannte, ging schließlich bis auf die Provinzen Siemrap und Battambang 1868 an Frankreich verloren. Für die thailändische Außenpolitik

Digitized by Google

ergab sich eine von Grund auf veränderte Lage. Es waren nicht mehr Birmanen, Lao-Fürsten, Kambodschaner und Malaien, die an den Grenzen des Reiches standen. Die stärksten Kolonial- und Militärmächte der damaligen Welt umklammerten das Thaireich von Osten, Süden, Westen und Norden.

Moderne Monarchen öffnen das Land.

Diesen veränderten Umständen mußte sich die Gesamtpolitik der Thaikönige anpassen, wenn sie nicht den Bestand des Reiches gefährden wollten. Und es war ein Glück für Thailand, daß in jener Zeit Könige auf dem Throne saßen, die die Forderungen der Stunde begriffen. Es waren die Könige Mongkut und Chulalongkorn. König Mongkut (1851—1868) erkannte die Bedeutung der europäischen Zivilisation. Er sah die gewaltige Macht seiner europäischen Nachbarn an den Grenzen seines Reiches und hatte einen Blick für die Mängel des eigenen Landes, die er mit allen Mitteln abzustellen bemüht war. Fast zur gleichen Zeit, als die amerikanischen Kriegsschiffe das Inselreich Japan der Welt öffneten, begann König Mongkut mit den europäischen Mächten, England an der Spitze, Verträge zu schließen, welche die von ihm betriebene Reformierung und Modernisierung des Landes fördern und beschleunigen sollten. Er ließ jede von seinen Vorgängern geübte Zurückhaltung den Fremdmächten gegenüber fallen und gestand den Untertanen Englands und später auch der anderen Mächte sogar Exterritorialitätsrechte zu. In seine für die Entwicklung des Landes segensreiche Regierungszeit fiel aber auch der Verlust der Oberhoheit über Kambodscha an Frankreich, vor dessen Macht er weichen mußte.

Sein Sohn, König Chulalongkorn (1868—1910), setzte die Reformarbeiten seines Vaters energisch fort und schuf in unermüdlicher Arbeit durch Umstellung des gesamten Staatswesens auf europäische Methoden die Grundlagen, auf der seine Nachfolger und letzten Endes auch die derzeitige thailändische Regierung weiterbauen konnten. Von allen seinen Reformen ist aber der Aufbau eines modernen Heerwesens für die Zukunft am entscheidendsten geworden.

Landgier und Konkurrenzneid der Kolonialmächte.

Doch selbst ein weitgehend modernisiertes Thaireich hätte einer Macht wie Frankreich und England erfolgreichen Widerstand nicht entgegensetzen können. Die Vorsehung war es, die dem Thaivolke solange zur Seite stand, bis die Ereignisse des zweiten Weltkrieges es aus der britisch-französischen Umklammerung löste. Es war der Konkurrenzneid der beiden Nachbarmächte Frankreich und England, der jede der beiden Mächte schließlich davon abhielt, die Selbständigkeit Thailands zu beseitigen. Als England durch die Eroberung Oberbirmas im Norden bis zu den Shanstaaten vorgestoßen war und den Oberlauf des Mekongflusses erreicht hatte, begannen die ersten Verhandlungen der beiden Kolonialmächte über die Anerkennung Thailands als Pufferstaat zwischen englischem und französischem Kolonialgebiet.

Die Annektionsgelüste Frankreichs waren zunächst aber noch stärker als die Furcht vor der englischen Gegnerschaft, und so forderte Frankreich, gestützt auf angeblich historische Rechte seines Schutzstaates Annam von Thailand, die Räumung des gesamten linken Mekongufers. Thailand leistete dieser Aufforderung zunächst keine Folge und französische Kriegsschiffe begannen die Hauptstadt Bangkok zu blockieren. England aber, an das die Thairegierung sich um Hilfe gewandt hatte, war nur daran interessiert, die Ausdehnung des französischen Kolonialgebietes in

Digitized by Google

erträglichen Grenzen zu halten und riet zur Nachgiebigkeit als Frankreich nach Erfüllung seiner Forderungen die Souveränität Thailands zu achten versprach. England und Frankreich verpflichteten sich schließlich im Jahre 1896 zur Aufrechterhaltung der politischen Integrität des Menambeckens, d. h. Mittel-Thailands. Mit dieser „Garantie" hatten sich die beiden Raubstaaten schon die Vorbehalte geschaffen, die ihnen später die Möglichkeit der Annektion weiterer Gebiete Thailands gab.

Für die Aufgabe einst freiwillig zugestandener Exterritorialrechte erzwang Frankreich 1904 und 1907 die Abtretung der noch bei Thailand verbliebenen kambodschanischen Provinzen Siemrap und Battambang und England unter ähnlichen Vorwänden 1909 die Übergabe der unter thailändischer Oberhoheit stehenden nördlichen Malaienstaaten. Es kam der Weltkrieg. Thailand hatte keinen Grund gegen Deutschland Stellung zu nehmen, aber unter dem Druck der Alliierten war es im Jahre 1917 doch gezwungen, an Deutschland den Krieg zu erklären. Thailand hatte seine Handlungsfreiheit noch nicht zurückgewonnen und das Damoklesschwert der Aufteilung zwischen Frankreich und England mag in den Jahren des großen Krieges drohender denn je über dem Lande geschwebt haben.

Die nationale Revolution von 1932.

Die von den großen Königen Mongkut und Chulalongkorn begonnenen Reformarbeiten wurden von ihren Nachfolgern planmäßig weitergeführt. In einer Reihe von Staatsverträgen wurden dem Thaireiche ein Teil seiner Hoheitsrechte zurückgegeben, die es im Laufe der Zeit eingebüßt hatte. Mit der fortschreitenden Modernisierung des Landes und der Schulung des Volkes war dieses aber allmählich zu einem eigenen politischen Bewußtsein gelangt und begann sich mit den nationalen Problemen zu befassen. In Europa und in Amerika hatten die zum Studium in das Ausland geschickten Studenten und Offiziere die Beteiligung des Volkes an den Regierungsgeschäften kennengelernt. Die absolute Monarchie des thailändischen Königtums bot jedoch für eine solche Beteiligung des Volkes nur äußerst geringen Raum. Die aus dem Auslande voll neuer Ideen Zurückgekehrten sahen, daß die königliche Regierung die Reformarbeiten nur langsam vorantrieb. Ihnen schien auch aus diesem Grunde das absolute Königtum ein Hemmschuh für den ersehnten Fortschritt des Landes zu sein. Es kam hinzu, daß die Bevorzugung der weitverzweigten königlichen Verwandtschaft bei Vergebung von Staatsämtern in eine von weiten Kreisen, insbesondere des Militärs, verurteilte „Prinzenwirtschaft" ausgeartet war.

Eine Umwälzung, die getragen war von Offizieren der Armee und der Marine und einem großen Teil der Beamtenschaft, brachte daher im Jahre 1932 die Umwandlung von der absoluten zur parlamentarischen Monarchie. Es schien, daß damit die Prinzipien der Französischen Revolution auch Thailand erreicht hatten. Die Volksbewegung, die den Umsturz vorbereitet und durchgeführt hatte, zählte wohl auch Köpfe in ihren Reihen, die nun glaubten, in Bangkok französische Demokratie und britischen Parlamentarismus spielen zu können. Zum Segen des Landes gelang es aber diesen Kräften nicht, sich durchzusetzen. Die revolutionäre Volksbewegung mit der Armee als Rückgrat konsolidierte sich zur „Volkspartei", der einzigen Partei des thailändischen Parlamentes. So mündete die Revolution von 1932 nicht in parlamentarische Machtkämpfe aus, sondern führte zu einer straffen Zusammenfassung aller aufbauenden Kräfte. Die Männer, denen die entscheidenden Rollen bei der Führung des Staates zufielen, kamen wieder in erster Linie aus der Armee. Bis zum Jahre 1938 stand an der Spitze der Thai-Regierung der

Digitized by Google

ehrwürdige General Phya Bahol, um dann abgelöst zu werden von seinem Kriegsminister, dem derzeitigen Premierminister Luang Pibul Songkram.

Große Aufgaben erwarten die nationale Regierung.

Die Probleme, die die neuen Männer zu lösen bemüht sein mußten, erstreckten sich auf fast alle Gebiete des staatlichen Lebens. Mit nur 15 Millionen Einwohnern umfaßte Thailand ein Gebiet, das Spanien noch an Flächeninhalt übertraf. Von der Bevölkerung waren mehr als 80% in der Landwirtschaft tätig. Die landwirtschaftlich bebaute Fläche betrug nur 6% des Gesamtlandes und diente fast ausschließlich dem Anbau von Reis, der zur Hälfte ausgeführt wurde. Damit war ein Großteil der Wirtschaft und der Bevölkerung in steter Abhängigkeit von den Schwankungen des internationalen Reismarktes. Neben dem fruchtbaren Boden bildeten die Zinn- und Wolframvorkommen und die gewaltigen, fast 80% des Landes bedeckenden Waldgebiete die nächstbedeutenden Grundlagen des Landesreichtums. Der Abbau der Zinnerze im Süden und die Teakholzgewinnung im Norden lagen aber fast ausschließlich in ausländischen, vor allem in britischen Händen. Handel und Gewerbe dagegen waren im Laufe der Zeit größtenteils in die Hände der aus den südchinesischen Küstenprovinzen zugewanderten, etwa eine halbe Million Köpfe betragenden chinesischen Volksgruppe übergegangen. Eine Industrie war, abgesehen von der Reis- und Sägemühlenindustrie, überhaupt noch nicht vorhanden. Der Verkehr mußte noch in der Hauptsache dem Fluß- und Kanalsystem folgen, denn Eisenbahn und Straßennetz waren noch wenig entwickelt. Der einzige Großhandelshafen, Bangkok, war als Seehafen noch nicht ausgebaut. Auch die Wehrmacht genügte nicht den Anforderungen, die die neuen Männer für die Bewältigung ihrer Aufgaben an sie stellen mußten. Die auswärtigen Beziehungen Thailands waren noch immer belastet mit einer Reihe von ungleichen Verträgen.

Wirtschaftlicher Aufbau.

Mit einer erstaunenswerten Tatkraft begann die Thairegierung die Lösung aller hier nur angedeuteten Aufgaben in Angriff zu nehmen. Durch Aufklärung der Landbevölkerung, Gründung von landwirtschaftlichen Genossenschaften und Gewährung staatlich garantierter Kredite wurde allmählich erreicht, daß neben dem Reisbau in größerem Umfange auch andere Kulturen, in erster Linie der Kautschuk- und Baumwollanbau an Bedeutung gewannen und die der Reismonokultur innewohnende Gefahr verringerten. Die Einflußnahme der Regierung auf die Zinnerzförderung und Teakholzgewinnung wurde verstärkt. Durch eine planmäßige Beaufsichtigung der Waldwirtschaft wurde dem Raubbau an den Edelholzbeständen Einhalt geboten. Die chinesische Zuwanderung wurde mit allen Mitteln unterbunden und die bereits im Lande befindliche chinesische Minderheit unter scharfe Kontrolle gestellt. Damit war die Lösung eines der bedrohlichsten völkischen und wirtschaftlichen Probleme des Landes in Angriff genommen. Da Handel und Handwerk eine Domäne der chinesischen Volksgruppe war, sich somit auch die Kapitalbildung hauptsächlich in den Kreisen der chinesischen Geschäftsleute vollzog, fehlte es auf thailändischer Seite fast gänzlich an privater Initiative, die für den Aufbau einer Industrie hätte nutzbar gemacht werden können. Darum ergriff die Regierung selbst die Initiative und trat auf vielen Gebieten als Unternehmer auf. Sie gründete Papier-, Zucker- und Textilfabriken, baute Seiden- und Baumwollspinnereien, Ölmühlen und viele andere industrielle Anlagen. Sie wurde dadurch der hauptsächlichste Träger der industriellen Fortentwicklung des Landes. Daß bei dieser Aktion neben wirtschaftlichen Gesichtspunkten auch der wehrpolitische Gedanke der Selbstversorgung mit

Digitized by Google

den notwendigsten Industrieprodukten mitbestimmend war, erhellt aus der Tatsache, daß viele dieser neugeschaffenen Fabriken unter der Regie der Wehrmacht arbeiten. Als Ergänzung dieser Maßnahmen wurde ein auf lange Sicht verteiltes Bahn- und Straßenbauprogramm aufgestellt und mit dessen Ausführung begonnen. Der Bau eines neuen Seehafens in Bangkok war gerade in Angriff genommen, als in Europa der zweite Weltkrieg begann.

Festigung der thailändischen Wehrkraft.

Das Hauptaugenmerk legten die führenden Männer mit dem früheren Kriegsminister Songkram an der Spitze jedoch auf den Ausbau der thailändischen Wehrmacht und der Stärkung der physischen und geistigen Wehrkraft des Volkes. Nicht weniger als 25% und mehr des Staatshaushaltes waren in den vergangenen Jahren für die Aufrüstung zu Lande, auf dem Wasser und in der Luft bestimmt. Die Erfolge der thailändischen Soldaten bei ihrem Einmarsch in Indochina und ihr Einsatz an der Seite der japanischen Streitkräfte um Singapur und Birma haben die Schlagkraft der kleinen aber dank der Voraussicht der Staatsführung modernen thailändischen Wehrmacht mehrfach unter Beweis gestellt.

Ausgehend von der Erkenntnis, daß es nicht allein auf die Güte der Waffen, sondern mehr noch auf den Geist ankommt, der den Waffenträger beseelt, hatte Luang Pibul Songkram auch der Erziehung und Schulung des Offizierkorps seine besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Und darüber hinaus war er bestrebt, den Geist der neuen Ära mit ihrer soldatischen Haltung in der thailändischen Jugend zu verankern. Er sorgte dafür, daß die thailändische Jugenderziehung einheitlich ausgerichtet wurde und rief zu diesem Zwecke eine thailändische Staatsjugend-Organisation, die Yuvajon, ins Leben, zu deren Führer er seinen verdienten Parteigenossen, den Staatsminister Oberst Montri bestimmte.

Aus „Siam" wird „Myöng Thai".

Thailand befand sich immer noch in der französisch-britischen Umklammerung, die zwar allmählich an Gefährlichkeit verloren hatte, aber doch noch lange für die Dynamik der thailändischen Außenpolitik bestimmend war. Im Schatten der sich deutlich abzeichnenden Neugruppierung der Weltmächte gelang es der Regierung jedoch bis zum Jahre 1938 durch neue Staatsverträge alle Reste vertraglicher Ungleichheiten abzuschütteln. Ein Jahr darauf dokumentierte sie die erlangte Gleichberechtigung und die Stärke des national-thailändischen Selbstbewußtseins in der Abschaffung des für das Ausland bisher offiziell gebräuchlichen Namens „Siam". Die neueingeführte — im Lande stets im Gebrauch gewesene Bezeichnung „Myöng Thai", d. h. „Land der Freien" hat sich seitdem in der Form „Thailand" innerhalb kurzer Zeit auch bei uns durchgesetzt.

Gleichzeitig mit der Lösung innerer und äußerer Fesseln bahnte sich auch eine Neuorientierung in der thailändischen Außenpolitik an. Schon als in den Jahren nach dem Weltkriege der britisch-japanische Gegensatz in Ostasien immer deutlicher wurde, konnte Thailand in Japan einen natürlichen Bundesgenossen für seine Bemühungen um Abschüttelung der britischen Bevormundung erkennen. Der politische und wirtschaftliche Aufstieg, den das japanische Reich in wenigen Jahrzehnten erlebt hatte, erschien zudem einem jeden nationalen Thailänder als nachahmenswertes Vorbild. Das erste Anzeichen für ein Einschwenken Thailands auf die japanische Linie fand im Jahre 1932 darin seinen Ausdruck, daß Thailand sich bei der Abstimmung des Völkerbundes über den Mandschureikonflikt der Stimme

Digitized by Google

enthielt. Auch Japan erkannte die Bedeutung Thailands für die Neuordnung Ostasiens, anerkannte seine nationalen Bemühungen und sorgte durch Entsendung von Sonderbotschaftern, Handelskommissionen, Lieferung von Kriegsmaterial und Ausbildung thailändischer Offiziere für eine weitgehende Festigung der japanisch-thailändischen Beziehungen. Als durch den Ausbruch des zweiten Weltkrieges der auf Thailand lastende Druck Frankreichs und Englands ein Minimum erreichte, wurde das Verhältnis Thailands zu Japan immer enger. Ende 1940 schlossen beide Staaten einen Freundschaftsvertrag.

Thailand bekennt sich zur Neuordnung der Welt.

Damit war Thailand endgültig aus seiner bisher geübten außenpolitischen Zurückhaltung herausgetreten. In dem Konflikt der Achsenmächte mit Großbritannien und Frankreich wahrte es strikte Neutralität. Über diese Neutralität vergaß es jedoch nicht die Weiterverfolgung seiner nationalen Ziele und verkannte nicht die Notwendigkeit der Neuordnung des asiatischen Kontinentes. Die nationale Regierung hatte dafür gesorgt, daß bei keinem Thailänder die Verstümmelung des Staatsgebietes durch Frankreich und England in Vergessenheit geraten war. So war es natürlich, daß eine Welle der nationalen Begeisterung durch das Land brauste, als die Bewohner der von Frankreich besetzt gehaltenen Gebiete Westkambodschas ihre Rückgliederung forderten und die Thairegierung zu Beginn des Jahres 1941 nach vergeblichen Verhandlungen der Wehrmacht den Befehl zum Einmarsch gab. Der Einmarsch erfolgte in einem der günstigsten Momente, die Thailand sich nur wünschen konnte. Frankreich war gerade von den deutschen Armeen zu Boden geworfen und hatte aufgehört Bundesgenosse Englands zu sein. Französisch-Indochina war somit auf sich selbst gestellt und es war daher kein vergeblicher Kampf, zu dem die thailändische Wehrmacht antrat. Die Thaitruppen waren gerade dabei, immer weiter in Kambodscha einzudringen, als durch Vermittlung Japans sich die Franzosen doch bereit erklärten, den größten Teil der 1904 und 1907 von Thailand abgepreßten Gebiete wieder herauszugeben.

Es war kaum noch daran zu zweifeln, daß Thailand sich zur vollen Handlungsfreiheit durchgerungen hatte und in verstärktem Maße seinen Weg an der Seite Japans nehmen würde. Doch noch einmal versuchte England, sekundiert von der USA-Diplomatie mit seinen alterprobten Methoden die Haltung der thailändischen Regierung zu beeinflussen. Es konzentrierte an den thailändischen Grenzen Truppen und Kriegsmaterial, setzte Gerüchte von einer Bedrohung Thailands durch Japan in die Welt und erteilte unerbetene Ratschläge. Thailand aber ließ sich nicht beirren und als nach Ausbruch der japanisch-angloamerikanischen Auseinandersetzung, nach Landung japanischer Truppen in Malaia, britische Streitkräfte thailändisches Hoheitsgebiet verletzten und britische Flugzeuge ihre Bomben über Bangkok abwarfen, schloß es mit Japan ein Militärbündnis und erklärte an Großbritannien und die USA den Krieg.

Seitdem marschieren und kämpfen die thailändischen Truppen Seite an Seite mit den Soldaten der japanischen Expeditionsarmeen und helfen den Endsieg erringen, der in einer neugeordneten Welt auch dem thailändischen Volk die Erfüllung seiner nationalen Wünsche bringen wird.

Digitized by Google

WALDEMAR HARTMANN

Am 22. März starb in Berlin nach langem, schwerem Leiden unser langjähriger Mitarbeiter, der Reichsstellenleiter in der Dienststelle des Beauftragten des Führers für die Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Schulung der NSDAP., Waldemar Hartmann. Seit vielen Jahren ein treuer Mitarbeiter des Reichsleiters Alfred Rosenberg, hat er sich im Kampfbund für deutsche Kultur, als kulturpolitischer Schriftleiter beim „Völkischen Beobachter" und jahrelang als ständiger Kunstberater der „Nationalsozialistischen Monatshefte" stets in Vorträgen, Aufsätzen und Kunstbetrachtungen für eine weltanschauliche Ausrichtung der kunstgeschichtlichen Forschung eingesetzt. Die Monatshefte verdanken seiner unermüdlichen Tätigkeit von Anfang an ihre klare, eindeutige Haltung in allen Fragen der bildenden Kunst. Immer war sein Bemühen darauf gerichtet, jene Talente und Kräfte zu fördern, deren künstlerische Schöpfungen zugleich Ausdruck nordischer Artung waren. Ein Wilhelm Petersen ist durch ihn in dieser Zeitschrift zuerst der Öffentlichkeit bekannt gemacht worden. Die Bestrebungen eines Strzygowski sind von ihm mit innerer Anteilnahme unterstützt worden. Die nordische Haltung und den heldischen Gedanken in der germanisch-deutschen Kunst aller Zeiten aufzuzeigen und zu deuten, war das besondere Anliegen seiner eigenen kunstgeschichtlichen Forschung als Sachbearbeiter für Kunstgeschichte im Rahmen der Forschungsaufgaben der „Hohen Schule". Seine letzte größere Veröffentlichung galt dem „Soldatentum in der Kunst", ein Thema, für das er sich immer aufs stärkste einsetzte und das ihm, dem Baltendeutschen, der in der „Eisernen Division" für die Freiheit seiner Heimat gekämpft hatte, ein Herzensanliegen war. Die „NS.-Monatshefte" verlieren mit dem Verstorbenen einen bewährten Mitarbeiter, dem die Ausgestaltung der Zeitschrift stets am Herzen lag und der auch noch auf dem Krankenbett lebhaften Anteil daran nahm, ich selbst betrauere einen guten Kameraden.

Dr. Eberhard Achterberg
Hauptschriftleiter

Digitized by Google

Soldaten vor einer Moschee

(In Banja Luka)

Des Minaretts so spitzer Finger hebt
sich blendend hell ins seidenmilde Blau.
Ein schwarzer Schleier birgt den Blick der Frau,
die eilend nach dem dunklen Tore strebt.

Wir stehen nun im Hofe der Moschee,
noch ganz umflutet von dem lichten Traum,
der dies uns zeigte an des Krieges Saum,
der Blüten reichte, wunderzart wie Schnee.

Ein Moslem beugt sich, wäscht Gesicht und Fuß
am Brunnen. Er betritt, entrückt der Zeit,
mit nackten Sohlen und gebetbereit
den Teppich Allahs, neigt die Stirn zum Gruß.

Das tiefe Rätsel dieser fremden Welt
erfaßt nun uns Soldaten wie mit Händen —
Bis wir uns zögernd wieder weiter wenden,
wohin uns Schicksal und Befehl gestellt.

Und draußen hallt ein Marschschritt durch die Stadt,
die doch wie Frauen ihre heitere Miene,
wie Häuser ihr Gesicht, das nur Ruine,
vor uns verhüllt und abgewendet hat . . .

Hans Pflug-Franken

Digitized by Google

Matsushima
(Aufnahme: Mauritius)

Digitized by Google

Digitized by Google

Am Dnjepr

(Bei Stajki)

Wir lagen in den Stoppeln auf der Erde
und hoben kaum das stahlbeschirmte Haupt.
Granaten brachen Erdreich. Doch zerstaubt
zerfiel dann der Geschosse Saat und Werde.

Da sahen wir durch eine kleine Senke
das Band des heiligen, verfluchten Stroms.
Wie durch ein Fenster eines weiten Doms
lag blau die Landschaft, daß sie uns beschenke,

Und weiß die Wand, des hohen Ufers Sand,
von dem der Tod uns mannigfach besprang
mit Heulen und mit gellendem Gesang,
und grün bekrönt der bleichen Mauer Rand.

Von drüben bellte Haß und Tod uns an.
Sie schossen aus den Büschen, aus den Sümpfen
und bargen sich in Löchern, hinter Stümpfen —
Still zogen weite Wasser ihre Bahn.

Am leeren Ufer drüben, wie ein Bild,
stand nur ein Pferd, verlassen, lichtumflossen,
wie sinnend stand es unter den Geschossen
und zwischen Fronten, ohne Zaum und mild —

Im Dorfe brannten Katen. Schwarzer Qualm
zog langsam über uns, wie schwere Fahnen,
Granaten brachen Erdreich, uns zu mahnen,
daß wir uns kleiner machten als der kleinste Halm

Hans Pflug-Franken

Digitized by Google

Ronde in Rußland

Von Horizont zu Horizont die Sterne.
Ich sehe sie am Rand der Erde blinken,
ich seh' sie droben in der höchsten Ferne
und wieder zu der Erde niedersinken.

Soweit der Blick, reicht dieses weite Land.
Der Sand läßt meine Schritte lautlos werden.
Das gelbe Korn, das meinem Blick entschwand,
spricht leise drüben mit den müden Pferden.

Ich gehe Ronde durch den fremden Ort.
Ein Posten ruft mich an; es hallt noch weit —
Ich spreche die Parole. Und sein Wort,
das Meldung ist, sagt keine Neuigkeit.

Lautlos liegt Rußland, selbst die Front, sie schweigt.
Auf breiten Straßen ging der Staub zur Ruh'.
Und jedes Sternbild, das sich westwärts neigt,
kommt näher auf die ferne Heimat zu.

Hans Pflug-Franken

Digitized by Google

Das Haus, in das die Sonne fiel

Das Haus, in das die Sonne fiel,
sah blau den milden Bogen der Vogesen.
Es war ein heißer Sommertag gewesen
und eines Blumengartens Farbenspiel.

Wir ließen unsre Pferde ohne Zaum
im Grase weiden, das im grünen Kreis
ein Feld umlief, das zauberblau und weiß,
Mohnblüten trug, ein Mohnmeer weit im Raum ...

Durch einen Schlund, den die Granate riß,
hat dieses Haus die Sonne eingesogen.
Es reckten starre Sparren sich verbogen
und drohend auf, in Gram und Bitternis.

Nun stand das Haus durchleuchtet bis zur Erde,
die Sonne sprang aus Tür und Dach und Fenster ...
Wir sahen sonst nur Schatten und Gespenster
in solchen Häusern mit dem toten Herde.

Doch dieses Haus, das ohne Menschen war,
vor dessen Fenstern die Geranien starben,
die ohne Gnade nun vor Durst verdarben,
lag wie zum Fest erhellt und sonderbar ...

Denn diesmal war ein Wunder wohl geschehen:
Die Sonne war ins tote Haus gesunken
und alles hat von ihrem Licht getrunken —
Wir konnten uns nicht satt an diesem Wunder sehen.

Hans Pflug-Franken

Digitized by Google

Kritik der Zeit

Japans Arbeitsdienst

Im März 1938 erhielten die Arbeitsvermittlungsstellen der japanischen Präfekturen von ihrem Ministerium folgendes Rundschreiben:

„Die Abteilungen von freiwilligen Arbeitsmännern, die mit gesammeltem Gelde auf den Plätzen vor den Arbeitsvermittlungsstellen eine Fahnenstange zur Hissung der Landesflagge aufstellen, der Landesflagge feierlich ihre Ehrfurcht bezeugen und vor den Schreinen beten, um dann gemeinsam zur Arbeit an irgendeiner Stelle auszuziehen, müssen als in jeder Hinsicht ehrenwerte Gemeinschaften betrachtet werden, die mit echt japanischem Schaffensgeiste erfüllt sind. Das ist in der Tat ein Weg, der geeignet ist, etwas ganz Neues zu schaffen und die Menschen, die diesen Weg gehen, müssen als schöpferisch bezeichnet werden, deren Betragen in jeder Hinsicht zu loben ist. Die betreffenden Behörden werden daher angewiesen, ihnen jegliche Unterstützung in Rat und Tat angedeihen zu lassen."

Die Regierung hatte damit ausgesprochen, daß sie den Wert dieser Bestrebungen, die ja noch nicht etwas für ganz Japan einheitlich Organisiertes darstellten, erkannt hatte.

„Es gibt in Japan eine gesinnungsmäßige Tradition des Arbeitsdienstes. Zwar hat die Entwicklung der kapitalistischen Produktion die Errichtung vieler Fabriken in den Städten, sowie die Konzentration der Bevölkerung in den Großstädten mit sich geführt, aber noch immer bildet die Bauernschaft den größeren Teil der Bevölkerung. Ferner haben zwar die städtischen Lebensformen sich sehr stark im westeuropäischen Sinne entwikkelt, aber die althergebrachten japanischen Sitten und Gebräuche in den Dörfern haben keinerlei Veränderung erfahren und sich in ihrer ursprünglichen Form erhalten.

Im Dorf wird der einzelne Mensch nicht als Einheit des Gesellschaftslebens betrachtet. Vielmehr ist es die Familie. Daher gilt innerhalb der Familie Gewinn oder Verlust des einzelnen nichts. Einer steht für den anderen ein. Da weiterhin die Familien sich zur Einheit einer Dorfgemeinde fest zusammenschließen, ist es das absolut Übliche, daß die Mitglieder dieser Gemeinde einander freiwillig helfen. So werden z. B. bei Krankheitsfällen die Nachbarn bestimmt, die bei der Feldarbeit mithelfen, und bei Straßen- oder Brückenreparaturen innerhalb des Dorfes arbeiten die Bauern gemeinsam und unentgeltlich. Diese in Japan von alters her bestehende Tradition der gegenseitigen Hilfe bildet das Fundament, auf dem die japanische Arbeitsdienstbewegung fußt."

Diese von Jiro Yamamoto als „gesinnungsmäßige Tradition" gekennzeichneten gewissen Voraussetzungen eines Arbeitsdienstgedankens waren aber zu selbstverständlich, als daß sie bewußt empfunden worden wären. Und wenn auch das deutsche Wort „Arbeitsdienst" in den letzten Jahren im japanischen Sprachgebrauch bereits starken Eingang gefunden hatte, so fehlte den eigenen Bestrebungen, da sie sich spontan und freiwillig aus dieser schönen und von selbst entwickelten Tradition aufgebaut hatten, noch manches an Systematik. Offensichtlich ist jedoch, daß bei dem großen Interesse, das von seiten der japanischen Regierungsstellen von jeher der Entwicklung des deutschen Arbeitsdienstes gezeigt wurde, das eigene System einen außerordentlich starken Ansporn erhalten hat. Als daher schon bei Ausbruch des Chinakonfliktes alle nationalen Kraftreserven mobil gemacht wurden, erfuhr auch die Arbeitsdienstidee die ihr zukommende stärkste Unterstützung und Ausweitung und hat nunmehr mit einer Verfügung des Tenno im Dezember 1941, die die Bildung sogenannter nationaler Arbeitsdienstkorps ausspricht, auch die gesetzliche Grundlage erhalten.

Der bis zur staatlichen Anerkennung zurückgelegte Weg ist zwar, verglichen mit dem des RAD., sehr verschieden ge-

Digitized by Google

wesen, hat aber im Prinzip immer das gleiche Ziel gehabt: uneigennütziges Dienen zum Wohle des Volksganzen. Unabhängig voneinander haben zwei in sich sehr verschiedene Völker aus der Tiefe ihrer Volksseele ähnliche Gedankengänge geschöpft und zur Richtschnur für die geistige Erziehung ihrer jungen Generation gemacht. Dies wird besonders klar, wenn man neben die Worte des Reichsarbeitsführers Hierl aus einer Ansprache auf dem Reichsparteitag 1938 einige Sätze aus den Glaubensartikeln stellt, mit denen Japans Jugend sich der dienenden Arbeit verschrieben hat:

(Hierl): „Wir sehen in der Arbeit vor allem eine sittliche Pflicht, die Erfüllung einer gottgewollten Bestimmung. Wir glauben, daß wir auf dieser Erde sind, um die von Natur in uns gelegten Anlagen und Fähigkeiten zu entwickeln und zu entfalten, mitzuarbeiten und zu schaffen und dadurch einem göttlichen Willen zu dienen. Wir glauben, daß die Erziehung im Reichsarbeitsdienst in diesem Geiste zugleich eine Erziehung zu tiefer, echter, positiver Religiosität darstellt."

(Japan): „Das Land, das die Morgensonne unmittelbar bestrahlt. Das Land, wo der Schatz von Land und Meer unendlich ist... Warum bebaut man nicht diese höchst fruchtbare Erde? Warum nimmt man nicht diese grenzenlose Gottesgnade? Die Arbeit ist die Wonne der Lebenden und die Freude der Jugend. Triefender Schweiß! Verdoppelung der Arbeit!

Am Sommertage, wo die Hitze sogar Eisen schmilzt, arbeitet man mit unermüdlichem Eifer. Auch am Wintertage, wo die Kälte die Haut sticht, strebt man rastlos.

Wie edel ist die Gestalt! Wie glänzend ist das Herz! Hört! Die Morgenglocke läutet laut in unseren Müßiggang!

Auf! Jugend vom Land der Sonne! Heraus! Aufs Feld mit den Hacken! Hinauf! In die Berge mit den Äxten! Watet durch die Flut mit den Netzen! Geht zu den Stellen mit den Eisenhämmern!"

Am deutlichsten läßt sich die Entwicklung an Hand eines Beispiels nachweisen, wie es die Entstehung der japanischen Arbeitsdienstbewegung innerhalb einer Provinz zeigt. Der Präfekt einer Provinz besitzt verhältnismäßig große Selbständigkeit. Auf Grund dieser Tatsache hat der Gouverneur der Provinz Miyazaki aus eigener Initiative einen Arbeitsdienst unter der dortigen Bevölkerung ins Leben gerufen. Miyazaki ist reines Agrargebiet und besitzt nur wenige mittelgroße Städte. Die Lösung, die zur Durchführung des Arbeitsdienstes gefunden wurde, ist durch diese Tatsache mitbestimmt und läßt keine Verallgemeinerung für ganz Japan zu.

Das Kriegserleben und auch die Bedeutung, die der Stadt Miyazaki nach alter Volksüberlieferung in der japanischen Geschichte zukommt, bildeten die geistigen Grundlagen für die Schaffung und die religiöse Zielsetzung der neuen Bewegung. Nach der Legende ist Miyazaki der Geburtsort der Sonnengöttin, die die Urmutter des japanischen Kaiserhauses und damit des ganzen Volkes ist. Ihren Enkel Jimmu, den ersten Kaiser Japans, hat sie auf die Erde gesandt, um das ihm von den Göttern bestimmte Land in Besitz zu nehmen. Miyazaki gilt daher als die Wiege Japans und bedeutet gerade für das dort lebende Volk eine heilige und verpflichtende Tradition.

Im Dezember 1937 konnte die Arbeitsdienstbewegung, die unter dem Namen „Sokoku-Sinkoo-Tai" — Gesellschaft für den Aufschwung des Vaterlandes — feierlich gegründet werden. Sie hat sich völlig in den Dienst des vergötterten Kaisers Jimmu und seines Nachfolgers, des regierenden Kaisers, gestellt. Sie erzieht und führt ihre Mitglieder zu einer gemeinsamen, freiwilligen und unentgeltlichen Arbeitsleistung zum Wohle des Vaterlandes. Diese Leistung tritt zusätzlich neben die Erfüllung der übrigen Berufspflichten und ist zugleich ein religiös begründetes Opfer für den Tenno, in dem sich die Nation verkörpert fühlt.

Die Finanzierung dieses Arbeitsdienstes geschieht aus Mitteln der Provinz und aus privaten Stiftungen. Er erfaßt in erster Linie die Schulen, die Fachschulen und die sehr zahlreichen Jugendverbände und -vereine, die schulentlassene Jugend (Seinen-dan), und zwar beide Geschlechter. Auch die erwachsenen männlichen und weiblichen Bewohner der Provinz können ohne Rücksicht auf ihr Alter am Arbeitsdienst teilnehmen und heißen „Allgemeine Truppen", im Gegensatz zu den Schul- und Jugendtruppen.

Digitized by Google

Das praktische Arbeitsziel besteht vornehmlich in der Urbarmachung neuen Landes. Durch Rodungen wird die Anlage weiterer Teepflanzungen ermöglicht und neues Weideland für die Viehzucht gewonnen. Dazu kommen die Unkrautvertilgung zur Steigerung des Ernteertrages, die Anlage von Dünenbefestigungen, Hilfeleistungen für arme Fischerdörfer und der Bau von Straßen. Die Verpflegung stellt die Gemeinde, in deren Bezirk die Arbeit ausgeführt wird, die Provinz die Arbeitsgeräte.

Die Tracht ist innerhalb der einzelnen Gruppen einheitlich. Eine Vergütung für die Arbeit wird nicht gewährt. An der Spitze der Bewegung steht der Gouverneur. Die Führer der Arbeitsgruppen sind fast ausschließlich Lehrer, denen Ingenieure und Sachverständige zur Seite stehen. Die Arbeit beginnt und schließt mit einer kurzen religiösen Andacht und wird schweigend ausgeführt.

Das Vorbild Miyazakis hat auch an anderen Orten Japans Schule gemacht. Insbesondere haben in den verschiedensten Landesteilen Schüler und Studenten in den Ferien freiwillig Arbeitsdienst geleistet. Innerhalb der großen Schujodan-Bewegung sind es hauptsächlich die Berufstätigen jeder Art, die sich ebenfalls freiwillig dem Arbeitsdienst zur Verfügung gestellt haben, um — erzogen im Geiste des uralten japanischen Schinto-Kultus — für die großen Zukunftsaufgaben des japanischen Kaiserreiches zu schaffen.

Auf Anregung der japanischen Regierung wurde auch in Mandschukuo ein Arbeitsdienst aufgezogen, der für die japanischen Ansiedler eine große Hilfe bedeutet und der bereits eine sehr gute Entwicklung genommen hat. Hier wohnen die Arbeitsmänner in Baracken und werden zur Bebauung und Bewässerung des Bodens herangezogen. Ferner obliegt ihnen der Schutz ihrer Landsleute gegen Bandenüberfälle. Darum sind sie gut bewaffnet, und ihr Lagerleben ist durchaus militärisch aufgezogen.

Haben sie, wie es der Plan der mandschurischen Regierung vorsieht, drei Jahre als Arbeitsmann gedient, so können sie sich frei entschließen, entweder nach Japan zurückzukehren oder als Siedler weiterhin in Mandschukuo zu bleiben. Sie erhalten dann ein Stück Land, um eine eigene Bauernwirtschaft zu begründen.

Der deutsche Arbeitsmann begleitete wegbahnend und nachschubsichernd seit Ausbruch dieses Krieges den deutschen Soldaten an allen Fronten. Wir finden auch für diesen Einsatz eine japanische Parallele. In den letzten drei Jahren wurden unter der Führung geeigneter Professoren vor allem Hochschulstudenten in Arbeitskompanien zusammengefaßt und im Gefolge des Heeres zur Vergrößerung von Militärflugplätzen, zum Bau von Straßen usw. angesetzt. Über den praktischen Zweck dieser Arbeiten hinaus, werden dadurch diesen zukünftigen Führern der Nation das weite Feld und die gewaltigen Aufgaben aufgezeigt, die die Zukunft des Kaiserreichs bedeuten.

So stehen in enger Zusammenarbeit neben den Front- und Besatzungstruppen auf chinesischem Boden sowie den japanischen Siedlern in Mandschukuo oft für die Dauer von Monaten die akademischen Arbeitsdienstgruppen dem gleichen Ziel dienend: Erfüllung des großen Auftrages, den die Geschichte der japanischen Nation erteilt hat.

Oberfeldmeister Hans Fischer.

Von Wilson bis Roosevelt

Zum Jahrestage des Kriegseintritts der Vereinigten Staaten am 6. April 1917

Zum zweiten Male in ihrer Geschichte und in der kurzen Zeitspanne von fünfundzwanzig Jahren versuchen die Vereinigten Staaten mit dem Gewichte ihrer politischen, wirtschaftlichen und militärischen Macht in das weltpolitische Geschehen der Gegenwart einzugreifen und den Ablauf einer schon raummäßig völlig außerhalb ihrer Interessen gelegenen Auseinandersetzung zu beeinflussen und zu entscheiden.

Weder vor, noch im Weltkriege, am wenigsten jedoch bei Ausbruch und im Verlaufe des Ringens der Gegenwart sind amerikanische Interessen von Seite des Deutschen Reiches und seiner Verbündeten irgendwie gefährdet oder verletzt worden, die eine solche Politik der Einmischung rechtfertigen könnten.

Die Neuordnung Europas und Ostasiens vollzieht sich auf der außerhalb

Digitized by Google

der westlichen Hemisphäre gelegenen Erdhälfte.

Die im deutschen Volke lebendige Vorgeschichte des Eintrittes der Vereinigten Staaten in den Kampf der Gegenwart läßt einen Rückblick auf die Ursachen des ersten amerikanischen Kriegsabenteuers von 1917 nicht nur als naheliegend, sondern auch als aufschlußreich erscheinen, sind es doch im wesentlichen die gleichen Kräfte, die US-Amerika veranlaßten, im Gegensatze zu den als Erbe der Freiheitskriege übernommenen Grundsätze, „allen Verwicklungen mit nichtamerikanischen Staaten auszuweichen", zum zweiten Male gegen das Reich und seine Verbündeten als Gegner anzutreten.

Mit jenem 6. April 1917 begann — um mit den von der amerikanischen Kriegsschuldforschung selbst geprägten Worten zu sprechen — der „sinnloseste aller Kriege", begann aber auch jene Tragödie Amerikas, die seitdem nicht nur keinen Abschluß fand, sondern die heute, fünfundzwanzig Jahre später, erst ihrem Höhepunkt entgegenreift.

In amerikanischen Geschichtsbüchern steht heute noch — oder heute wieder — der Satz, die Versenkung des unter amerikanischer Flagge fahrenden bewaffneten britischen Handelsdampfers „Lusitania" oder der uneingeschränkte U-Boot-Krieg hätten den Grund für den Kriegseintritt der Vereinigten Staaten gebildet.

Die wahren Gründe oder besser Hintergründe sind heute nach Öffnung der Geheimarchive und auf Grund der Ergebnisse der verschiedenen amerikanischen Untersuchungskommissionen eindeutig geklärt:

Die Wahrheit ist, daß die ehemaligen Feindbundmächte des Weltkrieges durch Vermittlung des Bankhauses Morgan von der amerikanischen Regierung Kriegsmaterial im Werte von rund 30 Milliarden Dollar eingekauft hatten und die Finanzhyänen von Wallstreet fürchteten, diesen Betrag im Falle eines deutschen Sieges zu verlieren!

Präsident Wilson stand vom ersten Tage des Krieges an gefühlsmäßig auf Seite der Alliierten. Er wollte, wie aus der Unterredung mit Oberst House, seinem Vertrauten und Berater, vom September 1914 hervorgeht, auf Drängen der britischen Regierung den Sieg der Mittelmächte verhindern. Neben Oberst House spielten in der Vorgeschichte des Kriegseintrittes der Vereinigten Staaten auf Seite der Feindbundmächte der damalige amerikanische Botschafter in London, W. H. Page, dessen Aufgabe sich im wesentlichen darin erschöpfte, die ihm von Sir Edward Grey übermittelten Wünsche nach Washington weiterzuleiten und Staatssekretär Robert Lansing eine wenig rühmliche, dafür um so entscheidendere Rolle.

Lansing schrieb beispielsweise bereits im Jahre 1915 in sein Tagebuch: „Wir dürfen nicht zulassen, daß Deutschland diesen Krieg gewinnt, oder auch nur glimpflich davonkommt, obgleich wir, um dies zu verhindern, gezwungen sein werden, uns am Kriege zu beteiligen."

Wilson fand gegenüber den immer stürmischeren Forderungen der britischen Kriegsregierung weder den Mut noch die Kraft, noch hatte er überhaupt den Willen, die Neutralität der Vereinigten Staaten aufrechtzuerhalten, so daß es Grey vorzog, die ihm erst Ende 1916 übermittelte Note des amerikanischen Präsidenten, „daß wir unsere unleugbaren Rechte mit dem gleichen Nachdrucke den Alliierten gegenüber geltend machen werden, wie wir sie bisher den Mittelmächten gegenüber geltend gemacht haben", mit Stillschweigen zu übergehen. Die ganze Ohnmacht und Schwäche Wilsons äußert sich vor allem darin, daß er unfähig zu irgendeinem Entschlusse die Ratschläge der britischen Regierung einholte, wie beispielsweise die Anfrage kurz nach Ausbruch des Krieges, ob eine Vermittlung der Vereinigten Staaten in England als zweckmäßig und erfolgreich erachtet würde, ein Angebot, das Grey dankend ablehnte.

Am 11. Februar 1915 kabelte der damalige amerikanische Botschafter in Berlin, Gerard, als ehrlicher Makler an Wilson, „es ist meine feste Überzeugung, daß Deutschland einen vernünftigen Friedensvorschlag annehmen wird", und wenige Tage später teilte Gerard Wilson mit, „Sie können England mit der Androhung eines Waffenausfuhrverbotes zwingen, Nahrungsmittel und Rohstoffe nach Deutschland hereinzulassen", und Wilson erhielt auf seine Rückfrage bei Grey die Antwort, „es sei völlig ausgeschlossen, daß England die Einfuhr von Nahrungsmitteln nach Deutschland unter ir-

Digitized by Google

gendwelchen Umständen gestatten werde . . ." Während die britische Regierung alle Vermittlungsvorschläge Wilsons rundweg ablehnte, wurde die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten von der Kriegshetze und Greuelpropaganda eines Northcliffe und Parker für den Kriegseintritt sturmreif gemacht.

Das Deutsche Reich hat am 4. Mai 1916 auf Grund der Zusicherung Wilsons, daß er auch von England die Einhaltung der internationalen Verträge erzwingen werde, den uneingeschränkten U-Boot-Krieg bis zum 1. Februar 1917 eingestellt und damit uneinbringliche Zeit verloren, während England dank der amerikanischen Sekundantendienste seinen Blockadering immer enger um Deutschland legen konnte.

Am 6. April 1917, einhundertvierzig Jahre später, als der deutsche General Steuben mit seiner Landung in Neuyork den Grundstein zum Aufstieg des Sternenbanners legte, erklärten die Vereinigten Staaten Deutschland den Krieg.

Hatte Präsident Wilson alles unterlassen, um den Eintritt der Vereinigten Staaten in den Weltkrieg zu verhindern, so hat Präsident Roosevelt alles unternommen, um den britischen Krieg von 1939 zu entfesseln, ihn auszuweiten und zu verlängern.

Zwar zogen sich die Vereinigten Staaten in den ersten Nachkriegsjahren enttäuscht und ernüchtert von dem Europaabenteuer der Jahre 1917/18 auf ihren Kontinent zurück und glaubten sich damit von jeder Mitverantwortung an dem Unheil, das sie mitverschuldet hatten, befreit zu haben. Aber selbst die bittere Erkenntnis, daß nicht nur die auf den Schlachtfeldern Europas gebrachten Blutopfer vergebens, sondern der Krieg auch ein schlechtes Geschäft war, vermochten nicht zu verhindern, daß sich die Vereinigten Staaten immer tiefer in die von den Siegermächten des Weltkrieges geprägten Schlagworte vom „unteilbaren Frieden und damit Kriege" und von der „kollektiven Sicherheit" verstrickten.

Hatte Wilson nicht einen Finger gerührt, um die britische Hungerblockade gegen das Deutsche Reich zu verhindern, so hat Roosevelt in seiner Chicago-Rede vom 5. Oktober 1937 zum ersten Male [illegible]n die autoritären Staaten als Friedensförder und Angreifer bezeichnet und ihnen die „Quarantäne" angedroht.

Damit waren die Würfel für eine Wiederholung des Kriegsabenteuers von 1917 gefallen. Seit diesem Zeitpunkte hat Roosevelt zum zweitenmal das Schicksal der Vereinigten Staaten auf Gedeih und Verderb an jenes der Gegner Deutschlands und seiner Verbündeten geknüpft.

Zwar hat auch Präsident Roosevelt, wie sein Vorgänger auf dem Präsidentenstuhle Wilson, versucht, das amerikanische Volk mit Friedensbeteuerungen zu beschwichtigen. Gleichzeitig wurde aber immer lauter und eindringlicher die Parole von der angeblich bedrohten amerikanischen Sicherheit verkündet, da sich das Schlagwort von der „Demokratie in Gefahr" als zu wenig zugkräftig erwies, um eine Kriegsstimmung zu erzeugen. Im Augustheft 1941 der amerikanischen Zeitschrift „Fortune" sind die wahren Kriegsziele der Imperialisten und Interventionisten um Roosevelt offen beim Namen genannt: „Aus dem Gold der Vereinigten Staaten und den Dominien und Kolonien des britischen Reiches die Vorherrschaft US-Amerikas in der gesamten Welt aufzurichten."

Die „Geschäftemacher mit dem Tode" des Weltkrieges haben ihren Blutzins in den 25 Jahren seit 1917 offenbar bereits verpraßt. Sie hielten den Zeitpunkt für gekommen, um noch einträglichere Geschäfte mit dem Tode abzuschließen. Amerikas Präsident Roosevelt hat vor der geheimen Regierung der Juden Frankfurter, Baruch, Morgenthau, Perkins, Brandeis und Laguardia bedingungslos kapituliert. Das jüdische Element in den Vereinigten Staaten hat unter dem Vorwand, den Frieden und die Freiheit zu retten, die gesamte Gesetzgebung, Rechtsprechung, die Verwaltung, die Außen-, Wirtschafts- und Finanzpolitik an sich gerissen und sich in der unmittelbaren Umgebung des Präsidenten eingenistet.

Wie weit die Entschlüsse zurückreichen, die Vereinigten Staaten um jeden Preis in den britischen Krieg von 1939 hineinzuziehen, geht aus dem erdrückenden, in den Weißbüchern des Auswärtigen Amtes der Reichsregierung veröffentlichten Beweismaterial eindeutig hervor:

Wenn unter anderem, um nur einige Beispiele anzuführen, der amerikanische Botschafter Bullitt in Paris erklärte,

Digitized by Google

„sollte ein Krieg ausbrechen, so werden wir zwar nicht gleich von Beginn an teilnehmen, wir werden ihn jedoch beenden". (Siehe Drittes Weißbuch des Auswärtigen Amtes der Reichsregierung, März 1940.)

Wenn Botschafter Bullitt am 24. März 1939 dem polnischen Botschafter Lukasiewicz gegenüber die Versicherung abgab, die Vereinigten Staaten würden über Mittel verfügen, mit denen sie auf England einen wirksamen Druck ausüben könnten.

Wenn schließlich Präsident Roosevelt noch am 15. Juni 1940, am Tage nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Paris und sieben Tage vor Abschluß des Waffenstillstandsvertrages im Walde von Compiègne, die französische Regierung zur Fortsetzung des völlig aussichtslosen Widerstandes um jeden Preis aufforderte.

Die Weltherrschaftspläne der Regierung Roosevelt können heute nur auf Kosten des britischen Weltreiches Erfüllung finden. Die britische Regierung ist im Laufe dieses Krieges den Wünschen Roosevelts in dem brennenden Bedürfnis nach Hilfe immer stärker entgegengekommen und — in Umkehrung der Lage von 1917 — zu einem willenlosen Werkzeug des amerikanischen Imperialismus herabgesunken.

Präsident Roosevelt hat zum zweitenmal in den Beziehungen seines Landes Europa gegenüber den Krieg gewählt. Aber noch so weit gespannte Weltherrschaftsträume vermögen über den Mangel und die Armut einer konstruktiven Politik der Selbstbeschränkung und Selbstbesinnung auf die den Vereinigten Staaten zugewiesenen räumlich bedingten Aufgaben nicht hinwegzutäuschen. Roosevelt hat Furcht vor der neuen Zeit. Ihm, der ein „amerikanisches Jahrhundert" proklamiert, bleibt die Wiedergeburt der alten Welt fremd, die ihr Schicksal aus eigener Kraft gestaltet.

Die jüdischen Vorfahren der Schicksalslenker der Vereinigten Staaten von heute haben Amerika weder entdeckt, noch erobert, noch bebaut, am wenigsten haben sie um seine Freiheit gekämpft.

Die Vereinigten Staaten werden den zweiten Weltkrieg, den ihr Präsident heraufbeschwor, weder entscheiden, noch beenden und am wenigsten gewinnen.

Die Vereinigten Staaten haben nur zum zweiten Male in ihrer Geschichte ihren eigenen Frieden verloren.

Dr. E. v. Lentner.

Kleine Kulturberichte

Josef Weinheber

Zum 50. Geburtstag des Dichters am 9. März 1942.

Vor zehn Jahren gab es nur wenige, die mit dem Namen Josef Weinheber überhaupt irgendeinen oder gar einen bestimmten Begriff verbinden konnten. Heute steht der Dichter für alle, denen die lyrische Dichtung eine lebendige Wirklichkeit bedeutet, in der ersten Reihe ihrer lebenden Vertreter. Es ist allzuoft schon das Los des Dichters gewesen, mit seinem Schaffen in einer Zeit und unter Menschen zu leben, die ihn nicht verstanden, verkannter Künder und Wegbereiter eines Neuen, Kommenden zu sein, um dessen Notwendigkeit zu wissen eines der Wesensmerkmale des über der Zeit stehenden wahren Dichters ist. Das blieb auch Weinheber nicht erspart, wie denn solche persönliche Tragik zu den Voraussetzungen zu gehören scheint, die zur Entwicklung und Berufung der Persönlichkeit eines Dichters notwendig sind. Weinhebers ersten Gedichtbänden blieb der Erfolg vor zwanzig Jahren versagt, obwohl sie keineswegs als belanglose Jugendwerke bezeichnet werden können, die in seinem Schaffen überhaupt fehlen. Als er seine dichterische Berufung entdeckt, steht er

Digitized by Google

— wie die Mehrzahl aller wesentlichen Dichter — bereits im reifen Mannesalter.

So gibt denn dem ersten Gedichtband, der in einem weiteren Kreise Beachtung und Anerkennung fand, „Adel und Untergang" die Klage über dieses Los des Dichters das Gesicht, eine schmerzliche und leidenschaftliche, aber männlich aufrechte und stolze Klage des durch seine künstlerische Berufung veredelten Menschen aus seiner schöpferischen Einsamkeit inmitten des Getriebes einer lärmenden, dem Augenblick hingegebenen Zeit.

Die geistig-seelische Wiederbesinnung auf das wahrhaft Wesentliche, in der wir stehen, hat die Herzen geöffnet und den Boden bereitet für das Wort eines Dichters vom Range Weinhebers. Der Kreis derer, die, wie er, sich unter einer höheren Verpflichtung sehen als der des Tages und des einzelnen, wächst stetig. Daß der Grund dafür in der Tiefe der geistigen Bewegtheit unserer Zeit zu suchen ist und nicht etwa in einer stärkeren unmittelbaren Tagesbezogenheit des Dichters, versteht sich bei den hohen Ansprüchen, die sein Werk an seinen Leser stellt, von selbst.

„Nie gab ich mich dem Gott der Zeit zu eigen", bekennt er stolz im „Leitwort", aus dessen Schlußzeilen ein entschlossenes Ja zum Schicksal klingt.

In einem hoffnungslosen Kampfe falle
ich weit voran, kein Mann der Ruhmeshalle
jedoch der Ehre wert, daß jene schweigen!

Mit durchdringender Schärfe schweift sein Blick in hohe Fernen, entrückt durch seine Sendung und doch dem Leben verbunden in all seinen Farben und Formen, über Tiefen und Höhen, Seher und Richter der Zeit zugleich.

Ihm indessen,
dem ein tieferes Leiden
unsre Gestirne enthüllt,
ist verhängt der Ruf, die Klage, die Mahnung.

Aus Schwermut und Zorn, Stolz und Trauer erwächst ihm das Wissen um die hohe Verpflichtung des inneren, des wahrhaften Adels des Berufenen, eines Adels, der sich und seinem inneren Gesetz bis in den Untergang getreu bleibt, selbst wenn er nicht verstanden und fast an sich selbst irre wird.

Daß Adel sei, genügt. Der Sinn hiervon,
die Ziele dessen: Ach, wir wissen keine...

Das Bewußtsein einer solchen Sendung läßt den Dichter handeln und denken aus eigener Verantwortung.

Gürte Dich so: Du hast zu gehn
zeitlos durch Unrecht und Recht;
und wenn der Gott ruft, ja, aufzustehn
wider ein ganzes Geschlecht!

Aus der strengen Selbstzucht und dem Bewußtsein hoher Verantwortung erwächst sein Recht auf scheinbar ausschließliche Absonderung:

„Mich vollendend, diene ich dem Volke."

So endet der ziellos scheinende Weg des scheinbaren Einzelgängers wieder dort, wo er im Grunde beginnt: im Volk, das sich selbst in seiner am höchsten gesteigerten Vollendung in der Dichtung verkörpert sieht, in der ihm vom Dichter sein Wesen und seine Aufgabe gekündet und gedeutet werden.

Unermüdlich und in immer neuen Formen gestaltet der Dichter das Lebensgesetz des künstlerischen Menschen, spürt er dem inneren Gegensatz und Zwiespalt nach, der den Dichter als Menschen seiner Zeit und als Träger einer überzeitlichen Aufgabe erfüllt. In feierlichen und erhabenen Formen, oft in vollendet gemeisterten antiken Maßen, gestaltet er in „Adel und Untergang" und „Späte Krone" die Probleme um Kunst und Künstler immer wieder neu. Und dem Menschen seiner und jeder Zeit setzt der Dichter Ziel und Maß: ein heroisches Leben als fraglose Selbstverständlichkeit.

Prüfstein des Mannes
ist, der Vergeblichkeit
in das Antlitz zu sehen, zu
wissen den Tod und
leben zu bleiben.

An sein Menschenbild kann der Dichter auch die Mahnung richten:

Aber atmen und Ehre
sei Euch ein Ding!

Dieses neue erhabene, im Brennpunkt zwischen Chaos und höherer Ordnung geläuterte Menschentum zeichnen auch die Oden um den Menschen: „Zwischen

Digitized by Google

Göttern und Dämonen." Sie geben Antwort auf die Frage des Menschen nach Aufgabe und Wesen des Lebens und nach seinem Standort im Kosmos. Es ist auch hier ein stolzes und schicksalsfreudiges Menschengeschlecht, das dem Dichter vorschwebt: unbeirrt schreitend auf dem scharfen Grat zwischen Sein und Nichtsein, wissend um das Ausgesetztsein und die Gefahr dieses Weges, aber unerschüttert in der festen Gewißheit seiner Aufgabe im Dienste einer höheren Ordnung.

Die bleibende Größe und Bedeutung Weinhebers ist schon nach Erscheinen von „Adel und Untergang", aus dem als Grundton seines Schaffens ein tragisches Lebensgefühl klingt, keine Frage mehr gewesen. Aber Weinheber müßte kein Wiener sein, wenn er nicht auch singen könnte. So gewinnt denn das Bild des Dichters seine Vollendung und Abrundung erst, wenn wir auch seine andere Seite betrachten, die scheinbar unbeschwert-heitere, aus der ein so echter und tiefer Humor spricht, wie wir ihn so ausgesprochen nur ganz selten bei einem Lyriker finden.

Der Stimmungsgehalt von Gedichten, wie „Wien wörtlich" wird wohl nur der engere Landsmann des Dichters ganz erfassen können. Doch auch jeder andere Leser wird an der Melodie dieser Prachtstücke mundartlicher Dichtung seine Freude haben. Aber außerdem hat diese Dichtung das wunderbare Bildnis einer Stadt und ihrer Menschen eingefangen. Hier ist diese Stadt einmal so zu einem lyrischen Begriff geworden, wie sie schon vorher ein musikalischer war. Die ganze so vielfältig zusammengesetzte innere und äußere Atmosphäre von Wien, jener Schimmer dieser einzigartigen Stadt, um dessen Erfassung sich auch Kolbenheyer in dem schönen Gedicht „Wien" bemühte, das seelische Klima der Stadt und ihrer Menschen hat in diesen Versen eine Verdichtung und Darstellung gefunden, die jede andere Stadt mit Neid erfüllen muß auf das Denkmal, das der Dichter seiner Heimat und ihren Menschen gesetzt hat.

Nicht nur der Stadt und ihren Menschen allein, sondern auch der bäuerlichen Welt des Alpenlandes gilt die Liebe des Dichters, wo er dem unmittelbar Menschlichen sich heiter-offen zuwendet. Naive Volksdichtung und alte Bauernweisheit haben in den köstlichen Gedichten aus dem bäuerlichen Jahreslauf und Lebenskreis „O Mensch, gib acht ...!" eine Fassung gefunden, die man ohne Übertreibung, ohne allen Vorgriff auf verfrühte Vorschußlorbeeren als bleibend bezeichnen darf. Monate und Sternbilder, Umwelt und Glaubensvorstellungen, Beruf und Gerät des bäuerlichen Lebens läßt der Dichter zu einem Reigen von froher Bewegtheit und satten, starken Farben sich verschlingen. Und doch liegt darin mehr als nur ein fröhlicher Bilderbogen. Hinter dieser äußeren Gestalt steht überall und immer wieder der tiefe Ernst des Wissens um die letzten und entscheidenden Züge und Gesetze gerade des bäuerlichen Lebens.

Erhabene Themen in strengen Maßen und Formen geben dem Werke Weinhebers in der Hauptsache das Gepräge. Zu seiner Gesamtheit gehören aber — ein notwendiger und fruchtbarer Gegensatz — auch die heiter-volkstümlichen Töne. Unter dem weitgreifenden Bogen dieser inneren Spannweite des Dichters blüht ein bunter „Blumenstrauß" (in „Adel und Untergang"), ertönen die Instrumente der „Kammermusik". Blumen und Musik, beide vollendeter Ausdruck schöner Zwecklosigkeit, sind die Themen für eine Reihe der schönsten Gedichte Weinhebers. Auch hier jene bewundernswerte Weite des Dichters von fröhlicher Tonmalerei bis zu tiefster Verinnerlichung, die für sein gesamtes Schaffen bezeichnend ist.

Einer Würdigung gerade dieses Dichters würde eines der wesentlichsten und bezeichnendsten Momente fehlen, wenn man nicht seines Verhältnisses zu Form und Sprache besonders gedenken wollte. Es liegt im Wesen lyrischer Dichtung, diesen beiden Komponenten eine besonders hohe Bedeutung beizumessen. Nur selten aber, nur wenigen Dichtern waren sie bisher so entscheidend wichtig wie Weinheber. Er benutzt die Sprache nicht nur; er spielt und arbeitet mit ihr, er prüft sie auf alle Möglichkeiten, die in ihr liegen, geht ihrem Klang bis in die einzelnen Buchstaben nach („Intarsia aus Vokalen" und „Ode an die Buchstaben") und stimmt endlich, ergriffen von ihrer Gewalt und Schönheit jenen unvergleichlichen Hymnus auf die deut-

Digitized by Google

sche Sprache an, der ausklingt in die fromme Anrufung.

Sprache unser!
Die wir Dich sprechen
In Gnaden, dunkle Geliebte!
Die wir Dich schweigen
In Ehrfurcht, heilige Mutter!

Es ist selbstverständlich, daß dem Dichter über die Sprache hinaus auch die Form seiner Gedichte besonders am Herzen liegt. Wie mit der Sprache, so ringt Weinheber auch mit der Form. Wie kaum ein anderer unter den Lebenden meistert er sie, wie den volkstümlich-einfachen Knittelvers so auch das strenge, vollendete Ebenmaß antiker Rhythmen. Besonders der Vielfalt klassischer Versformen hat er sich immer wieder prüfend, versuchend und vollendend zugewendet, ein Thema in immer neuer Form variiert, Sonette kunstvoll zum geschlossenen, auch innerlich vollendeten Kranze verschlungen — nie aber um ihrer selbst willen mit Worten und Formen nur gespielt. Inhalt und Form sind stets einander unlöslich verpflichtet, das eine dem anderen dienend zugeordnet.

Es wurde bis jetzt ausdrücklich darauf verzichtet, Weinheber mit anderen Dichtern vergleichend zu messen. Ein Name aber läßt sich nicht länger verschweigen: im Zusammenklang von Form und Inhalt, in Weltanschauung und Menschenbild klingt vieles an, das gewiß nicht zufällig an Hölderlin gemahnt.

Und noch ein anderer Name bringt sich dem Leser wie von selbst zum Bewußtsein: Arthur Schopenhauer ist nicht ohne tiefe Wirkung auf den Dichter geblieben. Ihm hat er denn auch ein schönes Sonett gewidmet, dessen Schlußzeilen ein tiefes, über die handgreifliche Unmittelbarkeit hinausgehendes Verständnis des Philosophen bezeugen.

Er ist der Prüfstein,
scheidend Art und Gaben,
ihn lieben, heißt ein
Mann sein und von Adel,
und ihn verstehn heißt,
überwunden haben.

Weinhebers Schaffen in all seinen Verästelungen und Weiten nachzugehen und zu würdigen, hieße den törichten Versuch unternehmen, seine guten Verse in schlechte Prosa zu übertragen. Wo wir Zeitgenossen am Werke des Dichters auch tätigen Anteil nehmen wollen, kann es sich nur darum handeln, den Weg zu ihm zu weisen, und der Gewißheit Ausdruck zu geben, daß er zum Bleibenden in der deutschen Dichtung gehören wird. Das wieder einmal zu tun, bot der 50. Geburtstag des Dichters einen willkommenen Anlaß, den wir zugleich benutzen, die Hoffnung auszusprechen, Josef Weinheber möge der deutschen Dichtung noch lange in ungeminderter Schaffenskraft erhalten bleiben.

Dr. Heinz Oeppert.

Die Hauptwerke des Dichters:
Adel und Untergang (1934),
Wien wörtlich (1935),
Späte Krone (1936),
O Mensch, gib acht (1937),
Zwischen Göttern und Dämonen (1938),
Kammermusik (1939).

Sämtlich Georg Langen/Albert Müller, München.

Japanische Haikus

Wir wissen von der fanatischen Liebe des Japaners zu seinem Volk, von seiner selbstverneinenden Hingabe an die große Gemeinsamkeit seines Vaterlandes, die ihn alles geduldig und lächelnd ertragen heißt, was zur größeren Ehre seines Landes beitragen kann. Seine Hingabe erwächst aus einer grenzenlosen Liebe zur Heimat, die sich zu jeder Blume am Wegrand und zu jeder Strohhütte dankbar hinneigt, weil sie aus ihrem Boden erwachsen ist.

Wie ein Sinnbild dieser Liebe mutet der japanische Dichter an, der Dichter der Haikus, der als Wandermönch durch die Provinzen zieht, unter einem Baum oder einem kärglich gespendeten Dach schläft, zerschlissene Kleider trägt und mit den kargsten Gerichten vorlieb nimmt, der aber in seinen Versen über die Jahrhunderte hinaus lebt. Und nicht nur das, er öffnet auch uns westlichen Menschen ein Tor zu der Seele seines Volkes; durch die Pforte der japanischen Lyrik können wir schrittweise eintreten in die Gedanken und Gefühle und selbst bis in das Heiligtum dieses Volkes.

„Womit vergleiche ich Japans Seele wohl am treffendsten? Mit dem gehei-

Digitized by Google

men Duft der Kirschenblüte, wenn die goldne Sonne des Morgens sieghaft aus der Dämmerung steigt." Sind diese Worte Norinagas nicht fast schon ein Gedicht? Ein Gedicht über die geheimnisvolle Seele Japans, die in seiner Lyrik aufleuchtet, zart und verschlossen, schweigsam und duftend wie die Kirschblüte? Die klassische Form des japanischen, lyrischen Gedichtes ist das Tanka oder Uta, ein reimloses Versbild von fünfunddreißig Silben. Das japanische Gedicht ist wie das japanische Bild durch äußerste Knappheit des Stils gekennzeichnet; der Dichter ist bestrebt, mit möglichst wenig Worten eine einprägsame und einmalige Stimmung zu vermitteln. Dabei ist jedes Wort schwer von Bedeutung und erfüllt von dem Glanz der Landschaft und der Seele des Dichters, die sich an ihr entzündet.

Seht, wie er sieghaft durch die Wolken bricht!
Sein wunderbarer Glanz flicht Silbernetze,
Die über Land und Meer sich schimmernd breiten,
Auch über meinen Strand, wo nun die Steinchen
Des Sandes klar wie Diamanten schimmern.

Der Mond, den hier die Edeldame Isikawa besingt ist wie die Kirschblüte, die seidigen Blüten des Pflaumenbaumes, der graue Vogelflug und die wechselnden, immer in bereiter Seele aufgenommenen Gezeiten des Jahres, ein sicherer Bestandteil der japanischen Lyrik, der liebevoll gezeichnete Vordergrund des Bildes, das darüber hinaus in die Ferne und Weite des Menschen- und Seelenmythos ragt:

Ihr meint, zu balde weht die Kirschenblüte
Im Wind dahin? Ach, flüchtiger ist manches,
Verändert sich das Herz des Menschen nicht
Oft schneller, als ein Windhauch sich erhebt? Tsurayuki.

Der japanische Dichter geht oft vom Gegenständlichen aus, er betrachtet die Welt vorwiegend vom Impressionistischen her; der westliche Lyriker ist auch, wo er sich zur impressionistischen Linie gehörig fühlt, ein Lyriker des Ichs. Er empfängt die Welt im Spiegel seiner Seele und strahlt sie, durch seine Sinne und seine Seele verändert zurück; der japanische Dichter bleibt ehrfürchtig vor den Dingen der Welt, er sieht sein Werk darin, sie zu sagen, sie in sich aufzunehmen, nicht um sie mit den Erkenntniskräften seiner Seele zu belasten, sondern um seine Seele mit ihnen zu bereichern und ihnen Namen und Worte wie einen bescheidenen Schmuck darzureichen.

Auch die ganz persönlichen Erlebnisse des Dichters finden ihre Kraft und ihre Stärke durch die Dinge:

Nimm diesen Blütenzweig! In jedem Blatte
Der zarten Blüten schlummert hundertfach
Ein Liebeswort aus unruhvoller Brust.
O weise meine Liebe nicht zurück!
Fujiwara no Hirotsugu.

Oder ein anderes Gedicht eines unbekannten Dichters:

In schlafgemiedner Nacht hör ich die Rufe
Des Kuckucks aus den Bergen klingen. Ach,
Bist du von Liebesschmerzen auch geplagt,
Daß du nicht schlafen kannst, o ferner Vogel?

Wie spärliche Töne aus einer abendlichen Flöte rührt uns so manches japanische Gedicht an, das uns in einer stillen Eindringlichkeit verfolgt, bis wir ihm unser Herz öffnen.

Weit zurück liegt die Blütezeit der japanischen Lyrik. Zwei große Anthologien, Manyoshu und Kokinshu, repräsentieren uns die erste und die zweite, die „goldene" klassische Epoche. Das Manyoshu, das im Jahre 759 abgeschlossen wurde, vereinigt in zwanzig Büchern 4500 Gedichte. In ihm finden sich vor allem die Gedichte des Elegikers Hitomaro, des größten Dichters der japanischen Nation. Dem Hitomaro wurden Tempel errichtet und ein Poet, dem daran liegt, ein gutes Gedicht zu bilden, geht zu dem Tempel des Hitomaro und ruft ihn um seinen Beistand an, der noch nie versagt worden sein soll.

Digitized by Google

Das Kokinshu, die zweite große Anthologie, wurde 905 beendet. Auf Veranlassung der Kaiser, die in Japan immer viel für die Dichtkunst übrig hatten, ja in den meisten Anthologien als Dichter vertreten sind, wurden noch viele Anthologien hergestellt, die aber nie ihre großen klassischen Vorbilder erreichten.

Im 16. Jahrhundert begann man, die festliegende Form des fünfzeiligen Tanka, zumeist in Scherzgedichten, zu verkürzen. So entstand die berühmte Form des japanischen Haikus, auch Haikai oder Hokku genannt, das sich mit der Zeit zu einem klar umgrenzten Gebiet der japanischen Literatur formte.

Die Haiku-Dichtung erlebte ihre Höhen und Tiefen, sie wurde gekünstelt und maniriert, in den Schulen gelehrt und wieder von diesem Zwange befreit. Der größte aller Haiku-Dichter Matsuo Basho hat es verstanden, die Erstarrtheit zu lösen und neue zarte Blüten erstehen zu lassen.

Ein Haiku ist ein dreizeiliges Gedicht zu siebzehn Silben. Seine Form, seit dem 16. Jahrhundert bis heute die hauptsächlichste Form der japanischen Lyrik, ist nicht eine zufällige und willkürliche Versform. Sie ist der vollkommene Ausdruck dessen, was die japanische Lyrik erstrebt, zuchtvolle Form in der äußersten Knappheit des angewandten Wortes.

Die Haiku-Dichtung ist nur ein Teil des Haiku-Denkens, das die Dichter, die zumeist als Wandermönche im Lande leben, als Vollendung anstreben. Das Erlebnis, das die Seele anrührt, muß übermächtig sein, um sie zum Klingen zu bringen und es muß so rein und klar sein, so unverfälscht von der gewohnten Formel des Gedankens, daß es sich in den wenigen Worten sagen läßt. Darum lebt der Haiku-Dichter in der Einsamkeit, um sich von den vielen lauten und vordringlichen, den abgenutzten Begriffen rein zu halten, um das einzige Wort, das seinem Erlebnis Offenbarung sein kann, wie ein allzeit bereites Geschenk in sich aufsteigen zu lassen.

Mondenschein!
Ganz leichter Dunst
schwebt über dem See.
Ransetsu.

Oder ein Haiku des Dichter Kikaku:

An den grünenden Weiden
huscht in der abendlichen Sonne
eine Fledermaus vorbei.

Die Regeln der Haiku-Dichtung schreiben vor, daß in jedem Gedichte die Jahreszeit genannt oder erratbar angedeutet werden müsse. Das innerlichste Element der japanischen Lyrik ist die Natur. Sie ist die große Umformerin, die Allgewaltige, aber noch öfter die Zarte, die Holdeste, die Duftende, diejenige, aus der jedes Gefühl, jede Tat, jeder Glauben erwächst.

Senkt die Köpfe, Freunde,
und horcht!
Die Nachtigall singt zum erstenmal.
Kikaku.

Oder:

Unter Blüten, Blüten, Blüten,
sieht ganz plötzlich
mein Kindchen hervor.
Kikaku.

Wie der Maler schmale, zarte Pinselstriche auf seine Seide setzt, rasch das Bild, das ihm hinter den Lidern lebt, erschafft, ohne zu bessern, zu grübeln, sich in das Begonnene zu versenken, so muten uns japanische Gedichte an. Es ist fast so, als hätte sich das Erlebnis des Dichters selbst in Worte geformt; die Dinge, die ausgesprochen werden, sind durch keine menschliche Meditation umgestaltet und doch steht die Gestalt des Dichters zwischen seinem Gedicht und uns, aber nicht hemmend, und die Dinge auf sich ziehend, sondern leitend, mit einer reifen und unfremden Gebärde nach den Dingen deutend.

Nacht! Der letzte Hauch des Windes
bringt aus dem nahen Wäldchen
den Duft von Prunusblüten.

Und es schlägt ein Herz in allen Gedichten, es ist die Freude darin, der Jubel, die Liebe und der Tod, die Lust des Werdens und die zarte und traurige Melodie des Vergehens.

Ein glitzerndes Glühwürmchen!
Sieh! wollt ich rufen
doch ach! Ich war allein.
Taiji.

Und ein Lied des berühmtesten Haiku-Dichters Basho:

Digitized by Google

Viel Vergessenes
kommt vor die Seele wieder,
wenn die Kirschbäume blühen.

Das Haiku ist wie die gesamte japanische Lyrik eine Andeutung, eine Gedichtskizze. Es verzichtet darauf, in Sätzen zu sprechen, zu beschreiben, zu schildern. Das japanische Gedicht deutet an, aber die angedeutete Stimmung verdichtet sich zu einem wirklichen Bilde. Das Gedicht gibt uns den Rahmen des Bildes, das der Dichter gesehen hat, aber das Bild gestaltet sich in jedem Lesenden neu, es ist als weiteten sich die Worte, bis das Fließen des Mondlichtes und der zarte Schnee der Kirschenblüte nach Jahrhunderten wieder ihren Glanz und ihren Duft verströmen.

Dr. Nausikaa Fischer.

Aus dem Berliner Musikleben

Querschnitt durch den ereignisreichen Konzertwinter der Reichshauptstadt

Überblickt man rückschauend den bisherigen Musikwinter der Reichshauptstadt, so muß man auch diesmal die ungewöhnliche Fülle der künstlerischen Ereignisse und die großartige Vielseitigkeit und Lebendigkeit dieses blühenden Kunstlebens aufrichtig bewundern. Denn keine andere Stadt der Welt kann sich rühmen, in einer Spielzeit sieben bedeutende Sinfoniekonzertreihen, für die sich zwei Sinfonie- und drei Opernorchester einsetzten, vor stets ausverkauften Häusern zur Durchführung zu bringen.

An erster Stelle im beispiellos vielfältigen Konzertgeschehen standen auch diesmal die weltberühmten Philharmonischen Konzerte des Berliner Philharmonischen Orchesters, die unter Wilhelm Furtwänglers Leitung wieder zu unübertrefflichen Höchstleistungen deutscher Orchesterkultur wurden. Vor allem die vollendeten Aufführungen der sinfonischen Gipfelwerke Beethovens und Bruckners, die die erhabene Größe des deutschen Geistes und seiner Kunst in hellstem Glanze erstrahlen lassen, waren unvergeßliche Erlebnisse. Auch die beiden Gastdirigenten dieser Konzertreihe, Clemens Krauß (Staatsoper München) und Ernest Ansermet (Genf), vermittelten den Besuchern der stets seit Monaten ausverkauften Philharmonie erlesene und bedeutende Musikaufführungen. Daß Wilhelm Furtwängler auch dem Musikschaffen unserer Zeit sehr aufgeschlossen entgegentritt, bewies er mit den Ur- bzw. Erstaufführungen des klangvollen Cellokonzertes von Karl Höller, der — von den Hörern teilweise mit Mißfallens-, teilweise mit Beifallskundgebungen aufgenommenen — „Ballade für großes Orchester" von Theodor Berger, der geistvollen und persönlich geprägten „Musik mit Mozart" von Philipp Jarnach und der sehr gekonnten und erfreulichen „Sinfonischen Variationen über einen Baß von Bach" (Werk 47) von Paul Höffer.

In einer zweiten, hochbedeutenden Konzertreihe dieses Meisterorchesters waren an je drei Abenden führende deutsche Dirigenten zu Gast, so Hermann Abendroth aus Leipzig, Karl Böhm aus Dresden, Eugen Jochum aus Hamburg, Hans Knappertsbusch aus Wien und Carl Schuricht aus Wiesbaden. Daß in beiden Konzertreihen nur die ersten Instrumental- und Vokalsolisten Großdeutschlands und des verbündeten und befreundeten Auslands mitwirkten, versteht sich fast von selbst. Im Zeichen einer verantwortungsbewußten Förderung der zeitgenössischen Schöpferkräfte kamen auch hier wiederholt neue Werke deutscher und ausländischer Komponisten zur Ur- und Erstaufführung.

Die traditionsreiche Staatskapelle, das hervorragende Orchester der Berliner Staatsoper, führte auch in diesem Winter unter der Leitung des jungen, begabten Dirigenten Herbert von Karajan sechs Sinfoniekonzerte durch, die ihren Gipfel mit der großartig gestalteten Siebenten Sinfonie von Anton Bruckner erreichten. — Dem vortrefflichen Orchester des Deutschen Opernhauses dankte man gleichfalls eine Reihe hervorragender Sinfonieabende. Auch Artur Rother, der Leiter dieser Konzerte, der erfreulicherweise auch selten zu hörende Werke großer Meister berücksichtigte, setzte sich nachdrücklich für die zeitgenössische Musik ein.

Digitized by Google

Zwei bedeutende, ebenfalls ausverkaufte Konzertreihen unter der Führung Fritz Zauns veranstaltete das Städtische Orchester im Schiller-Theater der Reichshauptstadt und in der Staatlichen Hochschule für Musik. Die Beachtung zeitgenössischer Kompositionen, denen in jedem Frühsommer ein mehrtägiges Musikfest gewidmet ist, und die Pflege auch weniger bekannter Meisterwerke älterer und neuerer Zeit gaben diesen Vormittags- und Abendkonzerten ein besonderes Gepräge.

Im vergangenen Winter hatte auch das Orchester der Volksoper unter der Leitung des Intendanten Erich Orthmann mit der Veranstaltung von Sinfoniekonzerten begonnen, die mit einem in Werkwahl und Wiedergabe sehr gelungenen Mozartabend erfolgreich eröffnet wurden.

In einem von Paul van Kempen geleiteten Gastkonzert der Dresdener Philharmoniker, das Bruckners Vierte Sinfonie (in der Originalfassung) als Hauptwerk darbot, erlebte die gehaltvolle Sinfonie des Berliner Komponisten und Kunstbetrachters Walter Abendroth ihre freundlich begrüßte Erstaufführung. Auch die Münchener Philharmoniker unter Leitung von Oswald Kabasta hatten mit ihrem Gastspiel in der Philharmonie einen starken künstlerischen Erfolg zu verzeichnen.

Äußerst rege und vielseitig war auch der künstlerisch hochwertige Einsatz der drei Berliner Opernhäuser. Die Staatsoper bescherte ihren Besuchern die packende Neugestaltung von Wagners „Rienzi" mit Max Lorenz in der anspruchsvollen Titelpartie. Starken Beifall fand auch die deutsche Uraufführung der heiteren Oper „La Farsa Amorosa" des zeitgenössischen italienischen Komponisten Zandonai, der zu einem etwas unergiebigen und mit einigen Längen behafteten Textbuch eine frisch-bewegte und klanglich sehr reizvolle Musik geschrieben hat. Gilbert Gravina, ein Urenkel Franz Liszts, leitete als Gast diese beschwingte Aufführung, die mit Maria Cebotari, Peter Anders, Willi Domgraf-Faßbender und Erich Zimmermann eine unübertreffliche Besetzung gefunden hatte. — Den stärksten Widerhall jedoch fand die künstlerisch besonders hochstehende Neuinszenierung der „Salome" von Richard Strauß, jenes einst vielumstrittenen, in der Folgerichtigkeit seiner einzigartigen klanglichen Atmosphäre aber durchaus genialen Musikdramas. Mit Recht betonte die Kunstbetrachtung des „Völkischen Beobachters", daß wir im Zeitalter des jüdisch-plutokratischen Weltkrieges erst jetzt „den alttestamentarisch-jüdischen Geist, der aus diesem Werk spricht, klar erkennen", und daß „diese jüdische Prinzessin eben die Macht hat, ganz offen das zu tun, was der weniger mächtige Jude ersehnt. Menschliche Gefühle kennt der Auswurf der Menschheit nicht" (Herbert Gerigk). Die meisterliche musikalische Leitung des Gastdirigenten Clemens Krauß (Staatsoper München) und die wahrhaft glanzvollen Leistungen der Solisten Maria Cebotari — die erstmals die schwierige Titelpartie übernommen hatte —, Jaro Prohaska (Jochanaan), Julius Pölzer als Gast (Herodes), Martha Fuchs (Herodias), Vasso Argyris und Erich Zimmermann erregten die stürmische Bewunderung des ausverkauften Hauses.

Das Deutsche Opernhaus leistete mit den Neueinstudierungen von Mozarts „Idomeneo" unter Artur Rother und Verdis „Othello", den der Florentiner Meisterdirigent Mario Rossi mitreißend leitete, sowie Rossinis „Barbier von Sevilla" gleichfalls eine hervorragende Opernarbeit. Die Volksoper, die sich stets auch um die Wiedererweckung vergessener Opern bemüht, bot mit Mozarts „Titus", „Figaros Hochzeit", „Cosi fan tutte" und dem „Fliegenden Holländer" gleichfalls sehr anerkennenswerte Aufführungen.

Eine sehr große Zahl von Konzert- und Opernaufführungen war natürlich dem 150. Todestag Mozarts gewidmet. Aus der Fülle dieser Gedenkfeiern können hier nur die Mozartfeiern des Städtischen Orchesters unter Fritz Zaun, des Kammerorchesters Edwin Fischer, des Kammerorchesters Fritz Stein — das auch drei von Wilhelm Kempff in verklärter Schönheit dargebotene Klavierkonzerte begleitete — und die vollendete Aufführung des „Re-

Digitized by Google

Sango Okochi:
Ein Bergwald
(Aufnahme:
Scherl-Bilderdienst)

Digitized by Google

quiem" unter Furtwänglers Meisterhänden eine besondere Erwähnung finden.

In den beiden Konzertfolgen der „Stunde der Musik" und der „Konzerte junger Künstler" wurden auch im vergangenen Winter allwöchentlich die begabtesten Nachwuchskräfte gefördert und vorgestellt. — Starke Beachtung fanden auch stets die verdienstvollen „Internationalen Austauschkonzerte" in der Singakademie, die einen lebendigen Kulturaustausch mit jungen, aufstrebenden Solisten des uns befreundeten Auslands verwirklichen helfen.

Viel bejubelte Gastspiele des vorzüglichen Florentiner Kammerorchesters unter Mario Rossi und des nicht minder vortrefflichen Neapeler Kammerorchesters unter Adriano Lualdi, die auch der Königlich italienische Botschafter Dino Alfieri mit seinem Besuch beehrte, dienten gleichfalls einer fruchtbaren kulturellen Austauscharbeit.

Auf die fast unübersehbare Fülle der Lieder-, Solisten- und Kammermusikabende, die von jungen, vorwärtsstrebenden Künstlern und berühmten, längst anerkannten Meistern täglich veranstaltet wurden, sei noch besonders hingewiesen. Viele dieser Künstler, wie die Altistin Emmi Leisner, der Geiger Leo Petroni (mit Michael Rauchheisen), das Kammerorchester Fritz Stein, die Quartettvereinigungen von Max Strub und Wilhelm Stroß und das neu gegründete Siegfried-Schultze-Trio erfreuten ihre Hörer mit ganzen Zyklen, die klassische und romantische Werkgruppen in erlesener Gestaltung zur Aufführung brachten.

Inmitten des entscheidendsten Kampfes unseres Volkes um Freiheit und Lebensrecht muß uns eine Rückschau auf eine so einzigartige Kulturarbeit mit berechtigtem Stolz erfüllen. Ein Volk, das seine höchsten Kulturgüter auch im härtesten Daseinskampf seiner Geschichte mit so unbeirrbarer Ruhe und Zuversicht pflegt, um daraus immer wieder neue Kräfte zu gewinnen, kämpft wahrlich nicht vergebens.

Dr. Erwin Völsing.

Spanische Kunst der Gegenwart

Im Berliner Kronprinzenpalais wurde am 19. März eine Ausstellung spanischer Malerei und Plastik der Gegenwart eröffnet, die von der Deutsch-Spanischen Gesellschaft und dem Ibero-Amerikanischen Institut veranstaltet war in dem Bestreben, einen Querschnitt durch die spanische Malerei der letzten vierzig Jahre aufzuzeigen.

Es ist klar, daß dies nur ein gedrängter Querschnitt sein konnte, der in vielen Fällen gezwungen war, ein Bild für eine Richtung zu bringen, der die weit auseinanderliegenden Möglichkeiten eines einzelnen Malers nur skizzenhaft veranschaulichen konnte.

Trotzdem ist es den Veranstaltern gelungen, nicht nur ein klares Bild der spanischen Malerei der letzten Jahrzehnte zu vermitteln, sondern darüber hinaus eine einheitliche Ausstellung aufzubauen, die sachlich und künstlerisch interessierte.

Der Comisario General del Patrimonio Artistico de Espana, Francisco Iniguez, sprach in seiner Einführung zu der Ausstellung von den zwei großen Hauptgruppen, die in der spanischen Kunst der Gegenwart zu unterscheiden sind: die eine, die als Reaktion auf die Kunst der vergangenen Jahrhunderte entstanden ist, die andere, die aus äußeren und inneren Erregungen und Revolutionen zu einer neuen Form durchzustoßen versucht.

Die Malerei jener ersten Gruppe könnte man, von außen gesehen, mit der Berührung und der Aufnahme des Impressionismus zu erklären versuchen; es ist eine Malerei, die sich dem Licht zuwendet, der flirrenden Luft, der nervösen Farbe. Damit wäre aber keineswegs etwas Endgültiges über die Bilder eines Joaquin Mir, eines Munoz Degrain — um nur einige Namen zu nennen — ausgesagt. Den Impressionismus haben die spanischen Maler als etwas Zusätzliches aufgenommen, sie haben ihre Sehweise intensiviert, ohne ihre großartige Maltradition zu vergessen oder zu vernachlässigen.

So bleibt als das Wichtigste bei der Betrachtung, auch der zweiten modernen Malergruppe der Eindruck einer unver-

Digitized by Google

minderten Fortsetzung der Tradition von Velasquez, Murillo und Goya.

Der Wirklichkeitssinn der spanischen Maler war stärker als die malerische Doktrin des extremen Impressionismus und aus der spanischen Revolution, aus der nationalen Selbstbesinnung, die unter Blut und Kämpfen gewonnen wurde, wuchs eine Überwindung all der spekulativen Problematik, die die gesamte europäische Kunst der letzten Jahrzehnte ergriffen hatte und eine Rückkehr und Umkehr zu der eigenen Vergangenheit.

Dem Inhalt nach sind fast alle der ausgestellten Bilder typisch spanisch und aus diesem Inhalt — Straßenbildern aus spanischen Städten, heimische Landschaft, Volkstypen — erwächst eine ganz eigene Form, die alle zeitgebundenen Kunstströmungen nur als Bereicherung ihrer Tradition empfindet und sich nie von ihnen überwältigen läßt.

In dieser Gebundenheit ist aber Raum gelassen für eine überraschende Vielseitigkeit in Farbe und Form, eine immer wieder neue Schau, die neue und weite Perspektiven eröffnet. Es ist ein weites Spielfeld von der strahlenden Helligkeit, der Wirklichkeitsfreude und dem Farbenerlebnis, wie sie uns in der „Baluertastraße" von José Amat Pagés entgegenleuchtet bis zu der formalen Harmonie, der geschlossenen Komposition und den kreidigen Farbtönen in einem Bild Julia Minguillons „Die Schule".

In jedem Abschnitt dieser weitgespannten Skala finden wir ein Bild, das unserer Bewunderung wert ist. Nirgends ist Virtuosentum und losgelöstes Experiment, überall erkennen wir den gemeinsamen Urgrund, aus dem es gewachsen ist.

Die Ausstellung spanischer Malerei und Plastik in der Reichshauptstadt ist viel mehr als ein interessanter Einblick in das Kunstschaffen eines fremden Landes, sie ist vielmehr ein Ausdruck der Kraft der europäischen Kultur, die schon im spanischen Befreiungskriege von 1936 bis 1939 gemeinsam verteidigt wurde, und für deren Freiheit und dauernden Fortbestand die deutschen Soldaten mit ihren spanischen Kameraden von der Blauen Division und den Verbündeten bis zum endgültigen Siege kämpfen werden.

Dr. Nausikaa Fischer.

„Film der Nation"

Am 3. März wurde in Berlin der Veit-Harlan-Film der Tobis „Der große König" festlich uraufgeführt. In Anwesenheit von Dr. Goebbels lief dieser Film an, dessen Ehrengäste verwundete Soldaten, Rüstungsarbeiter und -Arbeiterinnen waren. Reichsminister Dr. Goebbels hat den Film durch das höchste Prädikat „Film der Nation" ausgezeichnet. Der deutsche Filmring, der mit diesem Prädikat verliehen wird, wurde dem Regisseur Veit Harlan zuerkannt; diese Auszeichnung erhielten bisher Emil Jannings für den Film „Ohm Krüger" und Gustav Ucicky für „Heimkehr".

Einen historischen Film zu drehen, bedeutet eine Verpflichtung gegenüber der historischen Wahrheit, die ungleich größer ist als beispielsweise die des Theaters. Die Umgebung des Films ist nicht Kulisse, sondern echteste Wirklichkeit, der Schauspieler bewegt sich in der Landschaft, nicht auf der Bühne.

Der historische Film, wenn er ein Kunstwerk sein soll, greift deshalb Themen auf, in denen die historische Wahrheit eine ewige Wahrheit ist, er gestaltet Zeiten, denen wir uns heute noch innerlich verbunden fühlen; damit erwächst aus der Realität, aus der wirklichkeitstreuen Gestaltung der Historie das Überzeitliche und Übernatürliche: die Idee.

Diesen idealen Zusammenklang von historischer Wahrheit und überzeitlicher Geltung hat Veit Harlan in seinem „Großen König" geschaffen.

Er sagt selbst über seinen Film aus: „Der Historiker hat den Auftrag, dem Menschen die Wahrheit zu sagen, der Künstler hat den Auftrag, den Menschen zu erheben und ihm Kraft und Glauben zu geben. Beide Aufträge hat der Gestalter eines historischen Kunstwerks."

„Ich war mir bewußt, daß ich dem deutschen Volk keinen Dienst erweisen würde, wenn ich ihm in einer Zeit unerbittlicher Realität eine freie Dichtung über Friedrich II. übergeben hätte. Ich habe mich daher beim Schreiben des Drehbuchs strengstens an die Geschichte gehalten." „Ich habe auf jede heroische Pose verzichtet, ich wollte in das vergrämte Antlitz eines Mannes schauen, der nach der verlorenen Schlacht unter

Digitized by Google

der Verantwortung schier zusammenbricht, die er auf sich geladen hat." „Man wird in meinem Film keine der vielen berühmten Anekdoten finden und auch keine leutseligen Geschichten, mit welchen man früher dem deutschen Volk seinen größten König nahezubringen versucht hat, sondern man wird den König so sehen, wie ich glaube, daß er war, — wie er gewesen sein muß."

Die Berechtigung, das Leben und die Taten Friedrichs des Großen zu einem historischen Kunstwerk zu gestalten, steht außer Zweifel. Auch wenn die Worte des Königs, die er im Film spricht — es sind zum größten Teil geschichtlich belegte Aussprüche Friedrichs des Großen selbst — nicht so unerhört zeitnah wären und jeden von uns fast erschreckend unmittelbar packten, wäre sie es. So bestätigt sich nur die Kontinuität jenes Schicksals, unter dem der Preußenkönig stand und unter dem wir stehen. So bestätigt es sich, daß dies ein deutsches Schicksal ist, umgeben von der Vielzahl der Feinde unter dem schweren Stern des Krieges zu stehen, durch die bittere Menschennot zu gehen, immer wieder und immer neu mit ihr zu ringen und immer wieder und immer neu sie zu bezwingen.

In drei großen Abschnitten läuft der Film vor uns ab, die sich in ihrem äußeren Ablauf mit den Namen der Schlachten von Kunersdorf, Torgau und Schweidnitz verbinden. Sie spannen einen Bogen von der erdrückenden Not der Niederlage und dem fanatischen Willen, sie zu überwinden zu der Anspannung aller Kräfte und dem militärischen Siege und schließlich zu dem endgültigen Triumph über die Feinde und einem beglückenden Frieden, in dem die Menschen wieder sicheren Schrittes gehen, in dem die Saat in die Felder gesenkt wird, denen eine Ernte gewiß ist.

Aus grandiosen Schlachtenbildern, aus dramatischen Auseinandersetzungen des Königs mit seiner Umgebung, aus den Worten und sparsamen Gebärden des Königs selbst und aus dem einfachen Spiel zweier Herzen, die das große Geschehen in ihre Bewährung zwingt, ist ein Film geworden, den zu den Kunstwerken unserer Zeit zu zählen, niemand anstehen kann.

Es gehört zu dem sicheren, eigenen Stil der Regie Veit Harlans, Massenbilder zu gestalten, sei es die geordneten Aufmärsche der Heere oder die brodelnd bewegte Masse der kämpfenden Menschen. Aus dem Chaos stürzender Soldaten, dahinrasender Pferde, Flüchtender und Kämpfender baut er eine Szenenfolge auf, die nirgends des dramatischen Höhepunktes vergißt, die von der Strenge des Gedankens auch im Bewegtesten noch gehalten wird; sie wird also nie zum Selbstzweck, nie zur technischen Spielerei mit den Möglichkeiten der Kamera, sondern bleibt im Rahmen des ihr zugedachten Sinnes. In diesem Zusammenhang darf der Kameramann Harlans, Bruno Mondi, nicht vergessen werden.

Friedrich den Großen spielte Otto Gebühr, den der Führer zum Staatsschauspieler ernannte. Schon oft hat Gebühr die Rolle des großen Königs gezeichnet, aber vielleicht ist es ihm noch nie gelungen, die Gestalt dieses großen, um sein Schicksal ringenden Einsamen so aus der Härte und Gewalt und aus der Erfüllung dieses Schicksals zu gestalten. Denn die Handlung dieses Films bleibt nicht im Tatsächlichen allein, sie hebt aus den Hintergründen das wahre Führertum dieses Mannes hervor, das auf Verzicht und Willen gebaut ist. So spielt Gebühr den König am Abend der Schlacht von Kunersdorf, müde und frierend, in Not und Sorge, so spielt er ihn hart und unerbittlich im Strafen des Regimentes, dessen Flucht ihn ärger traf als jede Niederlage, so spielt er ihn einsam und glücklos, verlassen von Bruder und Freunden; er gibt ihm die verhaltene Güte, mit der er lobt und er hält ihn frei von jeder Pose, von jeder derben Veranschaulichung der Begriffe, deren Ausprägung er ist. Eine Leistung, die wir von der ersten bis zur letzten Szene bewundern.

Fast ist es unmöglich, auf den Personenkreis dieses Filmes näher einzugehen, denn jede schauspielerische Leistung ist so gerundet, ordnet sich so selbstverständlich in das Geschehen ein, daß man sie alle nennen müßte, die der Spielzettel meldet. Da sind die Generäle Friedrichs des Großen, unter ihnen der prächtige Oberst Rochow Otto Wernickes, die stille Königin Elisabeth Hilde

Digitized by Google

Körbers, Claus Clausen als der Bruder Friedrichs, Walter Franck als der österreichische General Laudon und nicht zuletzt der hinterhältig schlaue russische General Czernitscheff Paul Wegeners.

Der menschliche Hintergrund des Dramas zwischen Not und Überwindung wird geweitet in der Geschichte der Müllerstochter Luise (Kristina Söderbaum) und des Feldwebels Treskow (Gustav Fröhlich). Sie ist frei erfunden, diese Geschichte, aber sie trägt ihre geschichtliche und menschliche Wahrheit in sich. Der Soldat, der sich in Schuld verstrickt, weil er seinen König nicht begreift, steht in der entscheidenden Stunde widerspruchslos unter dem Gesetz seines Königs, er gibt sein Leben hin für ihn und für seinen Glauben, den er sich in bitterem Ringen gegen sich selbst erkämpft hat. Denselben Weg geht Luise, die sich in einem einsamen Leben bewähren muß. Am eindrucksvollsten sind die Szenen, da sie aus ihrem persönlichen Leben heraus zögernd und doch getrieben von der Kraft ihres Herzens den Weg in das Gesetz findet.

Eine Tatsache, an der man nicht ohne Besinnen vorbeigehen kann, ist, daß Veit Harlan, der Regisseur, sein Drehbuch selbst geschrieben hat. Daraus erwächst eine Einheit von Bild und Dialog, die für die zukünftige Entwicklung der Filmkunst nicht ohne Interesse sein dürfte. Die optischen und die akustischen Mittel ergeben zusammen erst das Kunstwerk des Films; darum sollte auch ihre Anwendung in einer Hand liegen. Was geleistet werden kann, wenn es so ist, ersehen wir aus diesem Film Veit Harlans.

In hervorragender Arbeit aller Beteiligten ist ein überwältigendes Bild deutscher Größe entstanden und ein Meisterwerk der Filmkunst.

Dr. Nausikaa Fischer.

Schrifttumsschau

In Berlin wurde am 17. Januar in Gegenwart von Reichsminister Rust, zahlreichen Angehörigen des diplomatischen Korps und Vertreter der Partei und Ministerien, durch Botschafter Dino Alfieri die große Buchausstellung des Italienischen Nationalen Instituts für die kulturellen Beziehungen mit dem Ausland eröffnet. Die in der Preußischen Akademie der Künste durchgeführte Ausstellung umfaßte etwa 17000 Bände, zeigte das italienische Buchschaffen auf den verschiedensten Fachgebieten und betonte auch die Verbindung zwischen Deutschland und Italien durch die besondere Pflege der germanistischen Studien. Die italienische Buchausstellung wurde während ihrer Dauer stark besucht.

In Münster starb im Alter von 75 Jahren der frühere Direktor der Handschriften-Abteilung der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin, Prof. Dr. Hermann Degering, der eine große Anzahl von bibliographischen Arbeiten veröffentlicht hat.

Am 18. Januar vollendete der in Iglau geborene Schriftsteller Karl Hans Strobl sein 65. Lebensjahr. Er wurde vor allem durch seine Studenten- und Grenzlandromane bekannt.

Der 70. Todestag Grillparzers am 21. Januar 1942 wurde in der deutschen Presse zum Anlaß genommen, auf das Werk dieses deutschen Klassikers hinzuweisen.

Am 22. Januar hätte Ludwig Thoma seinen 75. Geburtstag feiern können. Auch dieser Gedenktag wurde in den deutschen Zeitungen gewürdigt. Ludwig Thoma starb vor zwei Jahrzehnten im Alter von 55 Jahren.

Der Lessing-Preis der Hansestadt Hamburg wurde am 22. Januar, dem Geburtstag Lessings, Hermann Claudius, einem Urenkel des „Wandsbecker Boten", für sein dichterisches Gesamtwerk verliehen.

Im Rahmen der italienischen Buchausstellung sprach am 22. Januar der römische Germanist Professor Gabetti über Fragen der deutschen und italienischen Literatur der Gegenwart.

Der Schweizer Dichter Ernst Zahn wurde am 24. Januar 75 Jahre alt. Er ist im deutschsprachlichen Schrifttum mit etwa 50 Werken vertreten, die in einer Gesamtauflage von mehr als zwei

Digitized by Google

Millionen verbreitet sind. Schauplatz der Handlung in seinem Schaffen ist zumeist die heimatliche Bergwelt, deren Menschen ihm Gleichnis für allgemeinmenschliche Probleme und Handlungen sind.

In München wurde am 27. Januar durch Gauleiter Staatsminister Adolf Wagner das Dietrich-Eckart-Heim seiner Bestimmung übergeben. Das Dietrich-Eckart-Heim soll vorwiegend der fachlichen Schulung des buchhändlerischen Nachwuchses dienen.

Der Greifswalder Historiker Professor Carl Petersen starb in Berlin. Er ist der Herausgeber des Handwörterbuches des Grenz- und Auslanddeutschtums, dessen Vollendung er nicht mehr erlebte.

Am 5. Februar wurde in Gegenwart des Ministerpräsidenten Professor Filoff und mehrerer Minister eine deutsche Buchausstellung in Sofia eröffnet. Sie umfaßt 3000 Bücher aus allen Lebensgebieten, die zum größten Teil dem bulgarischen Volk nach Abschluß der Ausstellung als Geschenk überlassen werden.

Anfang Februar wurde zu Beginn einer Vorlesung der Ordinarius für deutsche Philologie, insbesondere neuerer deutscher Literaturgeschichte in der philosophischen Fakultät der Universität Göttingen, Professor Dr. Rudolf Unger, im Alter von 65 Jahren durch einen Herzschlag aus dem Leben gerissen.

In Hundham bei Miesbach (Oberbayern) starb der Schriftsteller Fritz Müller-Partenkirchen, der eine große Anzahl erfolgreicher Erzählungen — insbesondere aus dem Kaufmannsleben — schrieb. Müller-Partenkirchen war einer der ersten Vertreter der Kurzgeschichte in der deutschen Literatur.

Am 8. Februar starb im Alter von 71 Jahren der Berliner Schriftsteller Hans Brennert, der vor allem durch seine Tragikomödie „Die Hasenpfote" bekannt wurde. Er schrieb daneben eine Reihe anderer Bühnenwerke sowie Erzählungen und Gedichte. Die dramatisierte Ballade von Nante, dem Berliner Original, wird vom Schillertheater der Reichshauptstadt nach des Dichters Tod uraufgeführt.

Der italienische Unterrichtsminister Bottai traf zum Besuch der italienischen Buchausstellung am 14. 2. in Berlin ein. Aus diesem Anlaß wurde bekannt gegeben, daß mit Zustimmung des Duce eine deutsch-italienische Gemeinschaftsausgabe von Goethes „Italienischer Reise" vorbereitet werden soll. Eine deutsch-italienische Kommission wurde zu diesem Zweck gebildet. Die Ausgabe soll sich auszeichnen durch Illustrationen zeitgenössischer Künstler, die Italien so zeigen, wie Goethe es bei seinem Besuch kennenlernte.

Der Dramatiker und Erzähler Karl Schönherr vollendete am 24. Februar sein 75. Lebensjahr. Seine Dramen „Glaube und Heimat", „Der Weibsteufel" und „Erde" wurden von vielen deutschen Bühnen gespielt.

Am 25. Februar wurde der 100. Geburtstag von Karl May gefeiert. Der aus dem sächsischen Erzgebirge (Ernstthal) gebürtige Schriftsteller ist der Schöpfer des „Winnetou" und einer großen Anzahl von Büchern, die trotz mannigfacher Anfeindungen in Millionenauflagen verbreitet wurden.

Am 25. Februar wurde im Brüsseler Palast der Schönen Künste in Gegenwart des Militärsbefehlshabers in Belgien und Nordfrankreich, General von Falkenhausen, eine deutsche Buchausstellung eröffnet.

Am 28. Februar vollendete Rudolf Huch sein 80. Lebensjahr. Aus diesem Anlaß wurde eine Gesamtausgabe seiner Werke angekündigt.

Georg Stammler wurde am 28. Februar 70 Jahre alt. Nachdem er bis vor einem Jahrzehnt nur wenigen Deutschen bekannt war, bereitete ihm das Buch von Hellmuth Langenbucher „Der deutsche Ruf" den Weg zu weitester Verbreitung.

50 Jahre alt wurde am 2. März Heinrich Zerkaulen, der Journalist und Schriftsteller. Er wohnt seit 1½ Jahrzehnten in Dresden-Blasewitz.

Der Dichter Erwin Guido Kolbenheyer sprach am 2. März über „Das Geistesleben im volksbiologischen Zusammenhang" im Schillertheater der Reichshauptstadt.

Digitized by Google

Der ostpreußische Dichter Erich Karschies ist im Osten gefallen. Er ist im Reich vor allem durch sein Buch „Der Fischmeister", das in seiner memelländischen Heimat spielt, bekannt geworden. Dieser Roman soll demnächst verfilmt werden.

Abgeschlossen am 5. März 1942.

Dr. Wilhelm Stölting.

Ecke der Schriftleitung

Das Aprilheft der „Nationalsozialistischen Monatshefte" ist unseren japanischen Verbündeten gewidmet und ihrem Kampfe um ein großostasiatisches Reich. Seine Exzellenz der Kaiserlich Japanische Botschafter in Berlin, General Hiroshi Oshima, hat uns dazu ein Geleitwort geschrieben, in dem er die Ziele dieses Kampfes und die Parallelität zu Deutschlands Kampf um seinen Lebensraum hervorhebt.

Die Reproduktionen japanischer Bilder und Plastiken sind uns freundlicherweise von Herrn Professor Dr. Kümmel zur Verfügung gestellt worden.

Die Bilder der Fotobeilagen sind von den Fotofirmen Bavaria und Mauritius.

Digitized by Google

Das Buch

Eckpfeiler Großostasiens

Die Neuordnung Ostasiens begann Japan mit der Besetzung der Mandschurei im Jahre 1931 und mit der Errichtung des Kaiserreiches Mandschukuo. Es schien, besonders in Hinsicht auf die alte und junge chinesische Kolonisation, als ob hier aus reinen Machtinteressen ein künstliches Staatsgebilde geschaffen worden wäre. Aber eine eingehende Betrachtung der Beschaffenheit des mandschurischen Raumes und seines bewegten politischen Schicksals läßt deutlich erkennen, daß die Mandschurei sich im Rahmen Ostasiens zu einer „besonderen Einheit" auch in politischer Hinsicht entwickeln konnte. So zeugt diese Schaffung eines neuen großasiatischen Staates von der konstruktiven Art des japanischen Vorgehens bei der Neuordnung Ostasiens.

Diese jüngste Staatsschöpfung gehört übrigens zu den größten staatlichen Erscheinungen der Erde. Mandschukuo hat einen Flächeninhalt von 1 303 437 qkm und zählte im Oktober 1940 43 233 954 Einwohner. Das deutsche Schrifttum hatte bisher noch keine systematische und einigermaßen erschöpfende Landeskunde der Mandschurei aufzuweisen. Diese Lücke wird nun in hervorragender Weise gefüllt durch den bekannten Geographen und Geopolitiker Fochler-Hauke, der eine umfassende Landeskunde *„Die Mandschurei"* vorlegt, (Bd. 3 der „Schriften zur Wehrgeopolitik", Kurt Vohwinkel, Verlag, 1941, Heidelberg, Berlin, Magdeburg, RM. 25,00). Das Werk, dem der Verfasser den Untertitel „Eine geographisch-geopolitische Landeskunde gab, entstand auf Grund des meist sehr schwer zugänglichen Schrifttums und eingehender wissenschaftlicher Studien im Lande. Als Geograph und Geopolitiker gibt Fochler-Hauke nicht nur eine gründliche Darstellung von den geographischen und wirtschaftlichen Grundzügen, sondern auch von dem geschichtlichen Schicksal des mandschurischen Raumes, seiner ihn bewohnenden Rassen und seiner ihn gestaltenden Kulturen, so daß die Voraussetzungen, die zur Neubildung eines großasiatischen Staatswesens führten, dem der letzte Abschnitt des Werkes gewidmet ist, deutlich erkennbar werden. Diese für den Geographen wie vor allem für den Politiker unentbehrliche Landeskunde der Mandschurei ist mit einer Reihe vorzüglicher Bilder und Kartenskizzen ausgestattet, die in mustergültiger Weise die wissenschaftlichen Ausführungen unterstützen.

Mandschukuo bildet gleichsam den nördlichen Eckpfeiler des neuen Großasiens. Auch im Süden hat Japan es verstanden, einen Eckpfeiler dieses Großraumes zu errichten. Durch sein geschicktes diplomatisches Vorgehen ist Thailand heute für Japan ein sicherer Garant der neuen Ordnung. Die Truppen dieses mächtig aufstrebenden Staates kämpfen zusammen mit Japans Armeen um die Freiheit Ostasiens von angelsächsischer Bevormundung. Thailand entging nur mit knapper Not dem Schicksal völliger Aufteilung durch die Kolonialmächte. Das einst große und glänzende Reich der Tai schuf sich aber seit 1909, dem Jahr der letzten Gebiets-

Digitized by Google

abtretungen, in harter Arbeit und straffer Selbstdisziplin die Grundlagen zu einer neuen Blüte. Thailand nahm frühzeitig Fühlung mit Japan, mit dessen Hilfe es im März 1941 auch äußerlich seinen Aufstieg dokumentieren konnte, indem durch Vertrag mit Französisch-Indo-China 1907 verlorene Gebiete an Thailand wieder zurückgegeben wurden. Über Thailand besitzen wir in deutscher Sprache eine landeskundliche Gesamtschau von Wilhelm Credner (*„Siam — das Land der Tai"*, Verlag Engelhorns Nachf., Stuttgart, besprochen in NS.-Monatsheften März 1938). Eine kurze Darstellung für die Allgemeinheit über Geschichte und Gestalt des südostasiatischen Reiches ist 1941 in der bekannten Reihe „Weltgeschehen" des Verlages Goldmann erschienen. Das Buch hat den Titel: *„Thailand, das neue Siam"* und ist verfaßt von Wilhelm Friedrich Gordon (Preis RM. 3,-). Der Verfasser hat es verstanden, die wesentlichsten Schicksale und Fragen, sowie die Grundzüge der Politik und Wirtschaft Thailands sachlich anschaulich darzustellen. Das Buch erfüllt gerade jetzt, wo Thailand stark in den Mittelpunkt des Weltinteresses gerückt ist, seine Aufgabe.

Karl Rosenfelder.

Indien

Je weiter sich der Rahmen dieses Krieges spannt, desto mehr wird Englands Schatzkammer Indien in das große Weltgeschehen einbezogen und desto unmittelbarer wird die Gefahr für diese Position des Empire. Versuchte London durch den vollen Einsatz seiner Macht im Mittelmeer und in Iran die westliche Pforte zum indischen Raum zu verteidigen, so muß es heute erkennen, daß die Wehrmacht unseres japanischen Verbündeten bereits recht energisch an das östliche Tor Indiens pocht. In London weiß man recht gut, daß von allem, was man besitzt, Indien das Wertvollste ist, und daß mit ihm das Empire steht und fällt. Erst wenn Indien verloren gegangen ist, wird England endgültig zur Bedeutung eines westlichen Außenpostens des USA-Empires herabsinken. Unter diesen Umständen ist es an der Zeit, daß auch wir Deutschen uns einmal näher mit den indischen Dingen befassen. Bisher war es ja leider so, daß unsere diesbezüglichen Interessen stets von der britischen Propaganda gestört wurden, und die meisten literarischen Veröffentlichungen in deutscher Sprache zeigten Indien mehr oder weniger durch die englische Brille. Selbst sonst recht selbständige Berichterstatter erlagen bei ihren Besuchen in Indien britischen Propagandisten, die es geschickt verstanden, sie durch das Land zu führen und ihnen immer wieder die größte britische Kolonialleistung demonstrierten. Die Tatsache, daß der Brite für die meisten Weißen der unerläßliche Vermittler zur Bekanntschaft mit Indien war, ließ sich nicht verleugnen. Britische Gastfreundschaft wie die imponierende Leistung der Beherrschung dieses Millionenreiches durch wenige Menschen ließen letztlich immer wieder eine anerkennende Sympathie mit England in den Berichterstattern wach werden. Die dem kritischen Beobachter auffallenden negativen Dinge wurden geschickt durch britische Propaganda den Indern zur Last gelegt, die sich eben unvernünftig gegen die „guten Absichten" der britischen Verwaltung sträubten und damit das „edle Britentum" daran hinderten, aus dem Land ein Paradies zu machen. So wie die Gegenwartslage in Indien wurde aber auch die Geschichte des Landes uns vornehmlich aus englischen Quellen dargestellt. Heute, wo überall die britische Fassade zerbröckelt und die Dinge sich zeigen, wie sie wirklich sind, können auf dem deutschen Büchermarkt Werke begrüßt werden, die auch hinsichtlich Indiens uns ein wahres Bild zeigen. Unter dem Titel *„Aufruhr in Indien"* (Verlag für Volkstum, Wehr und Wirtschaft, Berlin, RM. 8,50) erscheint die deutsche Veröffentlichung

Digitized by Google

eines auf ungewöhnliche Weise in unseren Besitz gelangten englischen Originalmanuskriptes, dessen Drucklegung bezeichnenderweise in England verboten worden ist. Ein ungenannter indischer Nationalist gibt hier in einer von der Leidenschaft des Herzens durchglühten Sprache einen geschichtlichen Bericht des großen Freiheitskampfes seines Volkes vor 85 Jahren. In aller Ausführlichkeit schildert er unter scharfer Abrechnung mit der pseudowissenschaftlichen Geschichtsschreibung der Briten die große Revolution von 1857, die uns unter dem Namen des Sepoy-Aufstandes bekannt ist. Überzeugend weist er nach, daß dieses Ereignis nicht auf die Meuterei einiger in ihren religiösen Gefühlen verletzten indischen Soldaten der Briten — wie es die englische Zweckpropaganda immer wieder dargestellt hat — zurückzuführen ist, sondern daß es sich dabei um eine echte auf die großen Leitideen Religion und Vaterland gestützte Revolution handelte. Gewiß mußten die Freiheitskämpfer den besseren britischen Waffen und der strafferen militärischen Organisation erliegen, ebenso wie ihnen eigene Fehler — so der verfrühte die Briten warnende Beginn des Aufstandes und der Mangel an geeigneten Führern - zum Verhängnis wurden, aber dies ändert ja letztlich nichts an der Tat selbst, an der Größe der Idee. In meisterhafter Weise werden die Persönlichkeiten des indischen Kampfes, allen voran Nana Sahib, geschildert, aber auch den Kämpfern auf der Gegenseite wird volle Gerechtigkeit zuteil. Immer wieder zurückgreifend auf in dieser Hinsicht bestimmt objektive britische Quellen wird der Nachweis geführt, daß all die den Indern zur Last gelegten Grausamkeiten, dort, wo sie tatsächlich vorkamen, nur die Vergeltung für britische Taten waren. Ein einfacher zahlenmäßiger Vergleich, der bei Racheaktionen — also nicht im offenen Kampf — getöteten Menschen zeigt, daß die Briten auch beim Menschenschlachten den Indern bedeutend überlegen waren. Immer wieder sich bemühend die durch Jahrzehnte von der britischen Geschichtsschreibung verbreiteten Lügen zu berichtigen und den Ehrenschild seines Volkes rein zu waschen, läßt der Verfasser vor seinen Lesern ein Heldenlied packender Eindringlichkeit aufklingen. Wenn auch die Revolution von 1857 gescheitert ist, so war sie nach des Verfassers Meinung eine Probe vor der Geschichte, und so wie die meisten großen Umwälzungen nicht auf Anhieb gelungen sind, sondern Opfer forderten, deren tiefe Bedeutung in der Mahnung an die Nachgeborenen liegt, das im Herzen zu bewahren, für was die Ahnen kämpften und fielen, so will er auch den Aufstand von 1875 in diesem Sinne gewertet wissen. Religion und Vaterland sind auch heute die idealen Zentralkräfte, um die sich der Kern des indischen Freiheitswillens kristallisiert. Das Buch, dem der Leiter der Presseabteilung des Auswärtigen Amtes ein Vorwort schrieb, ist ausgezeichnet geeignet, uns Deutschen eine wesentliche Epoche indischer Geschichte zu zeigen. Gleichzeitig aber ist es eine einzige Anklage gegen jenes Inselvolk, das unter dem Deckmantel des Christentums Völker unterwarf, um sie aufs Skrupelloseste auszubeuten. Hier zeigt sich, daß England schon damals Methoden beherrschte, die in ihrem höllischen Sadismus sich durchaus mit denen seiner roten Bundesgenossen von heute messen können.

Behandelt das eben genannte Buch nur Geschichtliches, so gibt H. Manzooruddin Ahmad *„Geheimnisvolles Indien"* (Deutsche Verlagsgesellschaft, Berlin, RM. 5,50) ein Bild von der heutigen Lage des indischen Volkes. Auch hier schildert ein Inder indische Dinge aus dem Wunsche heraus, der deutschen Leserschaft seine Heimat zu zeigen, so wie sie wirklich ist und nicht, wie sie die englische Propaganda den europäischen Völkern dargelegt wissen will. In knapper klarer Sprache wird alles behandelt, was uns an Indien interessieren kann, und auch die scheinbar geheimnis-

Digitized by Google

vollen Dinge werden nüchtern erklärt. In seinem Eingangswort betont der Verfasser, daß alle Lebensäußerungen seines Volkes von der Religion bestimmt werden, ganz gleich, ob diese Religion nun der Hinduismus, der Islam oder eine andere sei. Unter dieser Voraussetzung bringt das Werk unserem Verständnis viele Dinge näher, die sonst wohl meist auf ein nichtbegreifendes Achselzucken des Europäers gestoßen wären. Sachlich werden die britischen Propagandalügen entkräftigt. Z. B. wird an Hand der Sprachenstatistik die von London immer wieder vertretene These zerpflückt, daß erst durch das Band der englischen Sprache eine Verständigung zwischen Indern aller Landesteile möglich geworden sei (also der britischen Sprache eine ähnliche Rolle zugesprochen wird wie sie die deutsche z. B. bei den Panslawistischen Kongressen gespielt hat). Ohne Beschönigung wird das Elend des Volkes und das Mißverhältnis zwischen Volk und politischen Führern beispielsweise in den Fürstenstaaten aufgezeigt, trotzdem dabei aber dort, wo sie vorhanden ist, die Leistung der Fürsten durchaus anerkannt. Eine klare und einleuchtende Behandlung findet die Frage der Kasten, und gerade hierbei wird die innige Verwobenheit indischen Lebens mit der Religion aufgezeichnet und dem Leser klar gemacht, daß keine soziale Revolution denkbar ist ohne vorherige Aufgabe der Religion und aus dem Grunde gerade die Lösung dieser Zentralfrage des indischen politischen Lebens auf unerhörte Schwierigkeiten stößt. Ob nun der Leser Auskunft wünscht über das Los der Frau, das Familienleben, Arbeiterfragen, Fakire oder Baukunst, für alles hat der Verfasser eine zwar kurze aber doch klare Antwort. Recht instruktiv sind auch die Abhandlungen über die Götterwelt Indiens. Das geschriebene Wort wird von zahlreichen typischen Bildern begleitet und unterstrichen. Somit gehört das vorliegende Werk zweifellos mit zu den besten indischen Büchern in deutscher Sprache und vermag gerade demjenigen, für den Indien bisher nur am Rand seiner politischen Interessenzone lag, sehr viel Wertvolles zu geben.

S. Zantke.

Kampf um das Reich

Das Ringen des Führers um die Neugestaltung Europas lenkt den Blick auch auf bedeutende militärische Entscheidungen in den vergangenen geschichtlichen Zeitabschnitten. Franz Iblher hat in *„Vor der Entscheidung"* (Alfred Metzner, Verlag, Berlin, 1941, Preis RM. 5,—), Reden und Botschaften von Staatslenkern und Feldherrn aus drei Jahrtausenden in einer Auswahl zusammengestellt. Die geschichtlichen Zusammenhänge sind dabei jeweils durch eine umreißende eindringliche Einleitung erläutert worden. Sorgfältige Auswahl und Wiedergabe erhöhen die Bedeutung dieses Querschnittes. Aus den Worten großer Gestalter geschichtlichen Werdens gewinnen wir einen unmittelbaren Eindruck von zahlreichen Wendepunkten der historischen Entwicklung Europas, insbesondere der deutschen Geschichte in den letzten Jahrhunderten.

Hugo Paul Uhlenbusch will mit seiner Erzählung *„Der Sieger"* (Verlagsanstalt Hüthig & Co., Leipzig, 1940, Preis RM. 3,85) das Heldentum des vielgepriesenen König Leonidas und seiner 300 Spartiaten feiern, die durch ihren heldenhaften Kampf gegen die Weltmacht der Perser ein hervorragendes Beispiel für den höchsten Einsatz im Kampfe um die Verteidigung des Vaterlandes gegeben haben. Der Dichter hat es verstanden, in einer begeisternden Darstellung diesen Heldenkampf der Spartaner wiederaufleben zu lassen.

Der Kameradschaft der deutschen Soldaten im Weltkriege widmet Hans Frentz sein Buch *„Der Adjutant"* (Verlagsanstalt Hüthig & Co., Heidelberg, 1940, Preis RM. 3,85). Das große Kriegserlebnis des deutschen Volkes, die Kameradschaft der Front hat er in klare Worte gefaßt. Die Liebe zu einer Frau greift in die Gemeinschaft zweier Offi-

Digitized by Google

ziere. Mit Spannung wird der Konflikt zwischen Pflicht und Liebe in der Größe starker Charaktere vom Dichter gestaltet. Die erhabene Kameradschaft deutscher Männer im Kampf um die Verteidigung des Vaterlandes findet hier eine dichterische und sehr lebensnahe reiche Gestaltung. Der Leser wird in den Bann des inneren Erlebens einbezogen und nimmt unmittelbar Anteil an dem mit starkem künstlerischen Empfinden sehr fein gezeichneten Leben der beiden Männer.

Im Rahmen der Schriften der Kriegsgeschichtlichen Abteilung des Historischen Seminars der Friedrich-Wilhelms-Universität, Berlin, hat Dr. Wilhelm Friedrich eine erschöpfende Abhandlung *über „Maximilian Graf Yorck von Wartenburg"* (Junker & Dünnhaupt, Verlag, Berlin, 1941, Preis RM. 6,80) herausgegeben. Der Verfasser hat es sich zur besonderen Aufgabe gemacht, eine zusammenfassende Darstellung der wichtigsten Ereignisse aus dem Leben Yorcks und eine eingehende Würdigung seiner wehrwissenschaftlichen Abhandlungen zu geben. Als Militärattaché in Petersburg und als Generalstabsoffizier hatte Yorck eine bedeutungsvolle militärische Laufbahn begonnen, die durch seinen frühen Tod in China abgebrochen wurde. Besonders beachtenswert ist seine Tätigkeit als Militärschriftsteller. Eine ganze Reihe hervorragender Arbeiten zeigen sein vielseitiges militärisches Empfinden und Einfühlungsvermögen.

Die geistige Haltung unserer Gegner in dem uns aufgezwungenen Kriege zeigt uns Fritz Spiesser an dem in seinem Buch *„Das Konzentrationslager"* (Zentralverlag der NSDAP., Frz. Eher Nachf., München, 1940, Preis RM. 2,40) behandelten Ausschnitt aus dem Kampf des Burenvolkes um seine Freiheit im Abwehrkampf gegen seine britischen Unterdrücker. Als den Briten der heldenmütige Widerstand dieses kleinen tapferen Volkes schwer zu schaffen machte, griffen sie zu dem grausamsten und unwürdigsten Mittel, dem Kampf gegen die wehrlosen Frauen und Kinder. Spiesser hat uns in seiner ausgezeichneten Abhandlung diese brutale Methode an dem Erleben einiger Frauen, die nach der sinnlosen Zerstörung ihres Anwesens völlig erschöpft und gebrochen mittellos dem Willen ihrer Unterdrücker ausgeliefert sind, wiedergegeben. Mit tausenden anderer Frauen und Kindern werden sie in Konzentrationslagern unter unvorstellbaren und unmenschlichen Umständen zusammengepfercht. Durch Epidemien geht ein großer Teil zugrunde. Gerade diese Tatsache gibt ein so erschütterndes Bild der geistigen Verfassung der Briten, deren Weltherrschaftssystem wohl an keinem anderen Beispiel in seinen Einzelheiten so ergreifend erläutert werden kann, als es aus diesen Zeilen spricht. Wir selbst erleben heute die Kampfmethoden der Briten gegen die wehrlose Zivilbevölkerung. Spiesser hämmert es in unser Bewußtsein, daß es kein Zurück mehr bis zum endgültigen Siege geben kann.

In diesem Zusammenhang möchten wir die Schrift von Professor Dr. Erich Schwinge: *„Die Entwicklung der Mannszucht in der deutschen, britischen und französischen Wehrmacht seit 1914"* (J. Schweitzer, Verlag, Berlin/München, 1940, Preis RM. 2,—) hervorheben. Der Verfasser hat hier einen von ihm gehaltenen Vortrag veröffentlicht, der in überaus klarer Darstellung erstmalig eine Abhandlung zu diesem bedeutungsvollen Thema enthält. Von dem Verfasser ist besonders herausgearbeitet worden, welche entscheidenden Voraussetzungen zur Aufrechterhaltung des Gehorsams erfüllt sein müssen, wenn der Einsatz jedes einzelnen Soldaten für die große Aufgabe der Armee gewährleistet bleiben soll. Diese Untersuchung über die Verhältnisse während des Weltkrieges in der deutschen, britischen und französischen Armee wird durch die Charakterisierung der verschiedenen Auffassungen der einzelnen Armeeführungen sehr wertvoll. Die mannigfache Beleuchtung der gewählten Einzelfälle disziplinärer Vergehen eröffnet typische Momente zur Beurteilung der jeweiligen Auffassung der Armeeführungen. Außer der Wiedergabe einer Fülle von Vorgängen wird der Wert der Schrift durch die spannende Darstellung erhöht. Ihre große kriegswissenschaftliche Bedeutung ist nicht auf ihren eigentlichen Bereich beschränkt, sie verdient auch in weitgehendem Maße die Beachtung der weiteren Öffentlichkeit.

Digitized by Google

Der Verlag Junker & Dünnhaupt, Berlin, setzt mit den beiden Bänden für das Jahr 1939 die Sammlung *„Dokumente der deutschen Politik"* (1940, Preis Leinen RM. 28,—), herausgegeben von der Auslandswissenschaftlichen Fakultät der Universität, Berlin, Prof. Dr. Six, fort. Die bisher erschienenen Bände dieser für die weitesten Kreise sehr wertvollen Quellensammlung werden durch die vorliegenden zwei Bände, die das entscheidende Werden des Reiches im Jahre 1939 behandeln, in einer umfassenden Auswahl ergänzt. Im Jahre 1939 sind weltpolitische Entscheidungen größten Ausmaßes in Europa gefallen. Unsere Kriegsgegner haben Deutschlands Willen zur Erhaltung des Friedens nicht anerkennen wollen und damit den Kampf um die Neuordnung Europas unter Deutschlands Führung durch die Aufstachelung des polnischen Größenwahns in eine Auseinandersetzung mit militärischen Mitteln verwandelt. Die von Deutschland auf friedlichem Wege angestrebte Erringung der Gleichberechtigung wurde trotz der zahllosen großzügigen Angebote des Führers abgelehnt.

Wir lesen die in reicher Auswahl gebrachten politischen Dokumente dieses geschichtlichen Werdens des erwachenden Europas mit besonders großem Interesse. Manches ist durch die militärischen Ereignisse und einzigartigen Erfolge der deutschen Soldaten und Waffen in der lebendigen Erinnerung zurückgedrängt. Wir gewinnen ein eindringliches Bild des Ablaufs dieses Jahres und der Ereignisse auf allen Lebensgebieten unseres Volkes in einer ausgezeichneten Übersicht und Zusammenstellung des wichtigsten und entscheidenden Materials. Die vorliegenden Bände verdienen daher auch wiederum eine hervorzuhebende Beachtung, zumal sie nicht nur dem im einzelnen Interessierten, sondern weitesten Kreisen wieder eine reiche Quelle sein werden.

Auf die Ankündigung des Herausgebers, daß die mit dem Jahre 1933 begonnene Sammlung durch eine Anzahl Bände mit Dokumenten der Zeit von 1914—1933 zum Verständnis der inneren Reichspolitik seit Ausbruch des Weltkrieges und der Neugeburt unseres Volkes ergänzt werden wird, möchten wir hinweisen.

Die Behandlung der Problematik jeder Kriegsführung hängt entscheidend auch von der Kenntnis der geopolitischen Gegebenheiten ab. Dieses nicht nur wegen der Durchführung gewisser Vorbereitungen und Planungen, die wohl schon jeder Krieg erforderte, sondern wegen der erhöhten Spannungen, die die wirtschaftlichen Verhältnisse mit ihrem weltweiten Netz als große Gefahren in sich bergen.

Karl Haushofer hat seine entscheidende und dieses Sondergebiet grundlegend behandelnde *„Wehr-Geopolitik"* (Verlag Junker & Dünnhaupt, Berlin, 1941, Preis geb. RM. 7,—) jetzt in der dritten Auflage herausgeben können. Dieses Werk hat seine besondere Bedeutung durch die knappe und anschauliche Form. Wohl immer wird das reiche Material wertvolle Anregungen geben.

Haushofer hat in seiner ausgezeichneten Darstellung die geopolitischen Eigentümlichkeiten der Erdoberfläche u. a. des asiatischen Raumes eindringlich dargelegt und zur Verständlichmachung des Verlaufes der Kämpfe in Ostasien einen wesentlichen Beitrag gegeben. Wenn auch hier eine endgültige, erschöpfende Auswertung vorläufig nicht möglich ist, hat Haushofer mit seinem vorliegenden bedeutsamen Werk ein Thema behandelt, dem in der gegenwärtigen weltgeschichtlichen Entwicklung ganz besondere und weitreichende Beachtung zukommt.

Zukünftig werden Arbeiten dieses bekannten Forschers durch ihre wertvolle Ausschöpfung und eindeutige Behandlung der weitgreifenden Zusammenhänge großen Wert haben.

Mit einem Geleitwort von Generalfeldmarschall von Reichenau ist im Einvernehmen mit dem Reichsbildberichterstatter der NSDAP., Prof. Hoffmann, eine Chronik des Krieges in Wort und Bild über *„Der große deutsche Feldzug gegen Polen"* in dem Verlag für Militär- und Fachliteratur Franz Göth & Sohn, Wien (1940, Preis RM. 24,—) erschienen. In der Bearbeitung von Heeresarchivrat Ernst Wißhaupt ist hier ein hervorragendes Werk geschaffen worden, daß in einer umfassenden Zusammenstellung die politischen und militärischen Dokumente

Digitized by Google

mit vielen ausgezeichneten Illustrationen und die jeweiligen Ereignisse mit einem erläuternden Text versehen wiedergibt. Es ist eine würdige Chronik dieses Feldzuges geschaffen worden. Generalfeldmarschall von Reichenau kennzeichnet die Bedeutung dieses Feldzuges in seinem Vorwort mit folgenden Worten: „Wenn je in der Weltgeschichte freventlicher Übermut, verlogene Überheblichkeit und gemeine Grausamkeit mit blitzschnellen Schlägen vernichtet und gerächt worden sind, dann ist es in diesem Feldzug gegen Polen der Fall gewesen ...“ „Von diesem Kampfe aber gilt, daß er gegen einen tapferen, zähen Gegner nur deshalb so überzeugend, so ohne Rückschläge gewonnen werden konnte, weil Führung, Kämpfertum und Material zu einem vollendeten Ganzen zusammengeschweißt waren, zu einer Waffe, die den Feind zerbrach, wo sie ihn traf, welch starke Entschlüsse oftmals notwendig waren, welch hingebende Tapferkeit bewiesen werden mußte, um schnelle Erfolge zu erringen, örtliche Krisen zu meistern, das werden nur die Mitkämpfer selbst wissen. Wir sind stolz und glücklich, zur Zufriedenheit unseres geliebten Führers, der so oft bei seinen kämpfenden Soldaten weilte, die erste große Feuerprobe bestanden zu haben.“

Im Verlag Mittler & Sohn, Berlin, gibt die Kriegswissenschaftliche Abteilung des Generalstabes des Heeres das Buch *„Kampferlebnisse aus dem Kriege an der Westfront 1940“* (1941, Preis RM. 1,80) heraus. Die Schilderungen von Frontkämpfern über ihr Kampferlebnis — ein entsprechendes Werk über den Feldzug in Polen ist bereits früher erschienen — geben den Kampfeinsatz der verschiedenen Truppenteile in den Schlachten auf diesem entscheidenden Kriegsschauplatz in eindringlicher Schau wieder. Wir erleben den Feldzug in Holland, Belgien und Frankreich in der gewissenhaften Darstellung einzelner Kampfphasen. Das Vermächtnis der deutschen Soldaten des Weltkrieges hat seine Erfüllung gefunden. Das vorliegende Buch wird nicht allein Lehrbeispiele geben, sondern es zeigt, wie heldenhaft unsere Soldaten in hartem schweren Kampf ihr Leben für Deutschland eingesetzt haben.

Die deutsche Panzerwaffe hat in überragendem Einsatz auf allen Kriegsschauplätzen derartig entscheidend zu den Gesamterfolgen beigetragen, daß sie eine besondere Anerkennung und Hervorhebung ihres Anteils verdient. Oberleutnant Alfred Tschimpke hat den Einsatz der deutschen Panzer im Westen in einem äußerst lebendigen Bericht *„Die Gespenster-Division“* (Zentralverlag der NSDAP., Frz. Eher Nachf., München, 1940, Preis RM. 3,50) aus eigenem Erleben im Rahmen dieses Kampfverbandes wiedergegeben. Ihren Namen hat diese deutsche Panzerdivision vom Gegner erhalten, er wurde zum Schreckensruf der französischen Truppen, deren Linien immer wieder von den deutschen Panzern durchbrochen und überrannt wurden. Das Tempo der deutschen Panzer war so erschreckend schnell, daß den Franzosen zum fluchtartigen Verlassen ihrer Stellungen keine Zeit mehr blieb. Deutsche Panzer tauchten überall dort auf, wo sie der Gegner immer wieder nicht vermuten konnte. Und so haben die deutschen Panzer einen ganz entscheidenden Anteil an der Zerschlagung der französischen Armeen.

Man muß dieses unmittelbar ergreifende Buch gelesen haben, um den Einsatz dieser Panzerdivisionen in den entscheidenden Kampfhandlungen an der Westfront unter ihrem heldenhaften General erfassen zu können. Tschimpke hat die Gespenster-Division auf ihrem Siegesmarsch von der holländischen bis an die Atlantikküste begleitet und entwirft ein überwältigend anschauliches Bild des Ringens um die Vernichtung des Feindes und die Brechung seines Widerstandes. Dabei ist es ihm geglückt, den vorbildlichen persönlichen Einsatz ihres Generals, des Kommandeurs des Deutschen Afrikakorps, Generaloberst Rommel, seine hervorragenden Taten und seine gewaltige Konzentration in der Führung wiederzugeben. Den „schwarzen Husaren“ der großdeutschen Wehrmacht ist hier ein schönes Denkmal gesetzt worden.

Uns allen ist durch seine überragenden einzigartigen Erfolge der siegreichste Jagdflieger der Welt, Oberst Werner Mölders, in so hohem Grade zum Inbegriff deutschen Einsatzwillens und steter Kampfbereitschaft geworden, daß wir

Digitized by Google

mit großer Spannung und innerem Miterleben den Erlebnisbericht *„Mölders und seine Männer"* (Steirische Verlagsanstalt, Graz, 1941, Preis RM. 4,80), den Fritz von Forell ausgezeichnet gestaltet hat, lesen werden. Die Persönlichkeit des Soldaten Mölders ist hervorragend in ihrem Wesen gekennzeichnet. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß wir keine Wiedergabe seines Lebens im Ablauf der Ereignisse und etwa nur seine Siege in ihren besonderen Einzelheiten erzählt bekommen, sondern von Forell hat in einer packenden Schilderung diesen großen Meister der deutschen Jagdfliegerei in der Größe seines Charakters und Könnens, insbesondere als Führer seiner ihm anvertrauten Kameraden, wahrhaft gezeichnet. Briefe, Tagebuchblätter und kurze zwischen den Einsätzen geschriebene Berichte und Notizen geben der Darstellung eine starke Betonung. Aus allem spricht zu uns, daß Siege allein nicht das Leben dieses Mannes ausmachten, sondern daß ihn große Ausdauer und Härte zum Vorbild werden ließen, das nicht nur seinen Kameraden ein Ansporn, sondern uns allen eine lebendige Erinnerung sein wird. Die tiefempfundenen Gedenkworte des Reichsmarschalls vermittelten einen Einblick in die Gefühle des Volkes gegenüber diesem großen Toten.

Im Verlag die Heimbücherei, Berlin, gibt der Kommandierende General eines Fliegerkorps, Freiherr von Richthofen, den von Curt Strohmeyer geschriebenen Bericht *„Stukas"* (1941, Preis RM. 5,80) über die Kriegserlebnisse seines Fliegerkorps heraus. Strohmeyer selbst schreibt: „Vielleicht habe ich mich nie dem edelsten Blut meines Vaterlandes näher gefühlt als unter diesen Männern am Steuerknüppel des stürzenden Vogels. Und wie keine Macht der Erde je den namenlosen Kämpfer hervorzubringen vermag, der in Deutschlands grauen Kolonnen der Infanterie marschiert, so ist es auch Deutschland allein, das den besten Flugzeugen der Welt eine Elite an Männern, an strahlender, kampffreudiger, sieggewohnter Jugend zu stellen vermag." Wer könnte die Leistung seiner Männer besser charakterisieren als der Herausgeber des Buches, indem er im Geleitwort folgendes hervorhebt: „... ich habe erfahren, daß es viel einfacher ist, Stukaverbände oder Schlachtflieger, Jäger, Kampfverbände oder Aufklärer sechsmal am Tage zum Einsatz zu bringen, Nachrichtenmänner viele hundert Kilometer durch das Land zu hetzen, Offiziere und Beamte, Unteroffiziere und Mannschaften der deutschen Luftwaffe Aufgaben der verwegensten oder hingebungsvollsten Art erfüllen zu lassen, als die gleichen Männer dazu zu bringen, auch nur eine Zeile über ihr Erleben von sich zu geben." Diese Männer haben namenlos harte Kämpfe bestanden und namenlos sind ihre Berichte, die stilles Kämpfen, heldenhaften Einsatz und höchste Opfer einschließen. An allen Fronten sind sie angetreten und haben die Schlagkraft und Stärke der deutschen Luftwaffe unter Beweis gestellt.

„Es ist das Heldenepos des Stukafliegers, das er sich selbst schrieb, obwohl er doch nur beabsichtigte, sein stärkstes Kampferlebnis mitzuteilen, für das ihm schönster Lohn das Gefühl der Pflicht ist."

Mit dem Wesen des Nationalsozialismus setzt sich der Finne Johannes Öhquist in seinem Buch *„Das Reich des Führers"* (Ludwig Röhrscheid, Verlag, Bonn, 1941, Preis RM. 5,80) in einer vorbildlichen Darlegung auseinander. Wenn sich Öhquist als Ausländer dieser schweren Aufgabe unterzieht, eine das Wesen des Nationalsozialismus in umfassender Form behandelnde Schrift in sprachlich guter Gestaltung herauszugeben, mögen sich manchem Menschen, insbesondere außerhalb Deutschlands, unsichere Gefühle aufdrängen. Es muß aber hervorgehoben werden, daß der Verfasser seine Aufgabe in anerkennenswerter Weise gelöst hat. Öhquist hat die Umgestaltung aller Lebensgebiete des deutschen Volkes durch den Nationalsozialismus in ihren grundsätzlichen Zusammenhängen erschaut. Den Aufbau des nationalsozialistischen Staates erläutert er unter Einbeziehung einer ausführlichen Behandlung der Entwicklung der außenpolitischen Gestaltung recht verständlich und gibt eine Übersicht über die durch die genialen Leistungen des Führers errungenen, für uns Zeitgenossen in ihrem Ausmaß kaum faßbaren, unvorstellbar großen Erfolge. Dieses Buch wird auch dazu beitragen, dem

Digitized by Google

Ausländer gegenüber eine Aufklärung über das Werden des Großdeutschen Reiches zu geben. Wobei Öhquist auf die Leistungen, die von allen Teilen des Volkes zur Verwirklichung der nationalsozialistischen Weltanschauung vollbracht wurden, hinweist.

Die jüngsten geschichtlichen Ereignisse im Westen des Reiches haben diesen Raum wieder sehr stark in den Ablauf der Geschichte gestellt. Der Geschichtsforschung werden damit wieder besonders aktuelle Aufgaben zugewiesen. Prof. Dr. Leo Just hat im Staufen-Verlag, Köln, eine Sammlung seiner Vorträge und Aufsätze „*Um die Westgrenze des alten Reiches*" (1941, Preis RM. 4,—) herausgegeben. Die großen Linien heben sich klar ab, der weiteren geschichtlichen Forschung bieten sie in ihren Einzelheiten Anregungen. Der Stoff ist lebendig in seinen Beziehungen zu der Entwicklung der neueren Zeit verarbeitet. Die Westpolitik des Reiches ist in ihrer inneren Einheit zwischen Vergangenheit und Gegenwart beleuchtet.

In der Schriftenreihe der Aktion „Soldat und Staatsmann", ist als Band 5 „*Politisches Soldatentum*" (Nibelungen-Verlag, Berlin/Leipzig, 1941, Preis RM. 1,80) eine Auswahl aus den Schriften Carl von Clausewitz von Walter Faltz eingeführt und ausgewählt erschienen. Aus diesem kleinen Werk spricht die überragende Persönlichkeit des preußischen Generals, dessen Arbeit einen neuen Abschnitt in der deutschen Geschichte nach dem Zusammenbruch Preußens durch Napoleon mit herbeigeführt hat. Dabei ist bisher wenig beachtet worden, daß in der Zeit, in der Clausewitz unter den führenden Männern eine ganz bedeutende Stellung einnimmt, die Periode in der deutschen Geschichte einsetzt, in der die Auseinandersetzung mit dem System des absolutistischen Staates auf breiter Basis beginnt. Seine politischen Erkenntnisse haben eine nachhaltende Wirkung auf führende Persönlichkeiten gehabt. Der Staatsmann Clausewitz ist auch einer der bedeutendsten Kriegsphilosophen. Sein Wirken und Wollen in der heutigen Zeit der breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen, erstrebt diese knappe und umfassende Auswahl aus seinen Werken.

Die Kämpfe des Führers haben einen so umfassenden historisch-politisch-geistigen Hintergrund, daß es zu einer klaren Heraushebung dieser Tatsache unter Würdigung der Entwicklung in den vergangenen Jahrhunderten in einer mehr der Allgemeinheit zugänglichen Form entscheidender Voraussetzungen bedarf. Es ist zu einer solchen Darstellung nicht allein das Maß des Wissens ein Wegweiser, sondern zur Herausarbeitung der entwicklungsgemäßen Schilderung der großen Zusammenhänge der gesamteuropäischen Geschichte gehört die Überlegenheit des Wissens um die Motive und Ausgangspunkte der tatsächlichen Begebenheiten auf allen Gebieten des Lebens in der Vergangenheit.

Dr. Kurt Hancke hat mit seiner ausgezeichneten Arbeit „*Deutscher Aufstand gegen den Westen*" (Junker & Dünnhaupt, Verlag, Berlin, 1940, Preis RM. 7,—) eine geistesgeschichtliche Auseinandersetzung im Rahmen des Deutschen Auslandswissenschaftlichen Institutes gegeben, die das Wesen der europäischen Kultur behandelt. Dem Verfasser geht es dabei um die Darlegung der Hintergründe und Zusammenhänge der augenblicklichen weltgeschichtlichen Umwälzung in Europa, dem großen Gegensatz zwischen dem Wesen des Deutschen Reiches und den plutokratischen Vertretern der westlichen Demokratien. Der Aufriß beginnt mit der Darstellung der mittelalterlichen Verhältnisse und gibt eine klare Antwort auf die Frage nach dem Ursprung der augenblicklichen Auseinandersetzung in Europa. Der Verfasser ist dabei bemüht, durch eine geistesgeschichtliche Analyse die ideologischen Gehalte der beiden Fronten klarzulegen. Es ist Dr. Hancke in vorbildlicher Weise gelungen, das Kräftespiel zwischen dem Reich und dem Westen während der vergangenen Jahrhunderte durch seine reichen Kenntnisse und sein umfassendes Wissen um die innere Struktur desselben in einer sprachlich gewählten Form darzustellen. Wobei das Geschehen und Werden auf allen Lebensgebieten sicher erfaßt und die Entwicklung Europas in ihren großen Zusammenhängen in beherrschender eindeutiger Schau gedeutet wird.

Der Geist der westlichen Demokratien will durch diesen Krieg die Bestätigung der Richtigkeit seiner politischen und

Digitized by Google

wirtschaftlichen Erkenntnisse erringen und steht mit dem rationalen, humanitärem Empfinden so tief in dem vergangenen Geschehen der letzten Jahrhunderte, daß seine Schlagworte in diesem Kampf zu erkennen geben, daß sein Traum vom status quo und seine Erhaltung gegenüber dem deutschen „Friedensstörer" mit seinem „Rassenwahn" und der „Dunkelheit" und „Unberechenbarkeit" seiner Ideen für die Zivilisation Europas die einzige und entscheidende Sicherheit bietet.

„Die Analyse der ideologischen Fronten richtet sich auf den Ursprung und die Entwicklung eines Gegensatzes, in den sich der europäisch-amerikanische Westen immer wieder zum Reiche gestellt findet, den Hancke abkürzend auf den Nenner bringt: hier Zivilisation - dort Barbarei. Die Analyse will erweisen, daß die Vermeintlichkeit eines solchen Gegensatzes auf ein ewiges Widerspiel von Geschichte und Verfall zurückgehe: das geschichtliche Europa ist das Reich, das Zivilisations-Europa ein reichsfremdes Erzeugnis der Entartung."

Dr. Hancke überrascht mit seiner Arbeit durch die knappen erschöpfenden Prägungen begrifflicher Abhandlungen, die die sehr lebendige Untersuchung der geistesgeschichtlichen Zusammenhänge der gesamteuropäischen Geschichte erscheinen läßt als den größten Aufstand der Deutschen gegen den Westen. Wir stehen im jetzigen Kriege gegen eine Welt im Kampf, deren tragende Idee sich in der Erhaltung der bestehenden politischen Ordnung erschöpft. Demgegenüber steht im Reich das Bewußtsein, die Neugestaltung Europas im Gefühl der Größe der Verantwortung vor dem Volk und der Geschichte zu gewährleisten.

Friedrich Kortkampf.

Herausgeber: Reichsleiter Alfred Rosenberg, Berlin / Hauptschriftleiter: Dr. Eberhard Achterberg, Berlin / Stellvertreter: Dr. Nausikaa Fischer, Berlin / Verantwortlich für farbige Kunstbeilagen: Robert Scholz, Berlin · Anzeigen: Joh. Bartenschlager, München / Anschrift der Schriftleitung: Berlin-Charlottenburg 2, Bismarckstr. 1; Fernruf 11.0022 / Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., München 22, Thierschstr. 11 Bezug durch die Postanstalt und jede Buchhandlung; Bezugspreis vierteljährlich RM. 3,60 ohne Bestellgeld; Einzelnummer RM. 1,20 / Anzeigenpreise laut aufliegendem Tarif Nr. 5 / Druck: J. G. Weiß'sche Buchdruckerei, München / Für nicht angeforderte Manuskripte wird keine Haftung übernommen.

Digitized by Google

Nationalsozialistische Monatshefte

Zentrale politische und kulturelle Zeitschrift der NSDAP.
Herausgeber Alfred Rosenberg

Heft 146 | Mai 1942 | 13. Jahrg.

Oberbefehlsleiter Erich Hilgenfeldt:

Nationalsozialistische Volkspflege als Aufgabe der Menschenführung

Die Leistungen der NS.-Volkswohlfahrt und des Winterhilfswerkes werden gewöhnlich unter dem Gesichtspunkt gesehen, welche materiellen Werte in Rechnung zu stellen sind, welche Höhe also z. B. das Sammlungsaufkommen eines Winterhilfswerkes aufweist oder wieviel Kinder im Rahmen der Erholungsmaßnahmen erfaßt und betreut werden. Eine solche Betrachtung sieht nur die eine, statistisch erfaßbare und gewiß bedeutungsvolle Seite; sie vergißt aber dabei jene Leistungen, die in der sozialen Arbeit nicht meßbar und wägbar sind, denen aber gerade wegen ihres ideellen Gehaltes ein besonderer Wert innewohnt, der sie noch über die materiellen Leistungen stellt.

Wir müssen dabei die Arbeit der NSV., die im April dieses Jahres auf ein zehnjähriges Bestehen zurückblicken konnte, näher untersuchen.

Als sich im Jahre 1932 einige wenige Parteigenossen und Parteigenossinnen in Berlin zur Gründung der NSV. zusammenfanden, um innerhalb der Bewegung die hilfsbedürftigen Familien zu betreuen, geschah dies in dem zunächst auf das Augenblicksziel gerichteten Gedanken, durch Organisation der Selbsthilfe in den eigenen Reihen der Not und wirtschaftlichen Verelendung der Systemzeit zu steuern. Opferwillen und Kameradschaftsgeist lebte und glühte in diesem kleinen Kreis, der sich aber, trotz vieler Widerstände, rasch vergrößerte, weil seine Arbeit von einem tiefen Idealismus getragen war, der auch andere begeistern und mitreißen mußte. Nicht in Worten, sondern durch die Tat bewiesen diese ersten Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der jungen Organisation, daß sie das vom Führer vorgelebte Ideal ganz in sich aufgenommen hatten, ein Ideal, das — fern von kleinlicher Ichsucht und enger Eigenbrötelei — die Erfüllung des Seins im Dienste und im Glauben an die ewigen Werte des deutschen Volkstums sieht.

Digitized by Google

Es war schon, verstanden und gesehen aus der damaligen Zeit, in der die trübsten Verfallserscheinungen in Deutschland in ihren brutalsten Formen auftraten, ein fühlbares Opfer, wenn der junge, arbeitslose SA.-Mann von seiner kärglichen Unterstützung seinen Beitrag zu dem von der NSV. organisierten Betreuungswerk beisteuerte, wenn Frauen und Männer, trotz widerlichster politischer Anfeindung und Anpöbelei, sich Tag und Nacht diesem Werk zur Verfügung stellten in dem unbeirrbaren Glauben, auch damit die Bausteine für den künftigen Neubau unseres Vaterlandes zusammenzutragen. Sie waren alle Idealisten; denn persönlich gab es bei dieser Arbeit nichts zu gewinnen, sondern schlimmstenfalls alles zu verlieren, wenn die Hetzhunde der Kommune auf die Spur gesetzt oder wenn durch üble Machenschaften Fangschlingen gelegt wurden. Nur Idealisten konnte diese Arbeit gebrauchen, nur Idealisten sie trotz aller Schwierigkeiten zu dem Erfolg führen, den sie bereits nach kurzer Zeit im Gau Berlin verzeichnen konnte. Denn „wahrer Idealismus hat nichts mit spielerischer Phantasterei zu tun", sondern er ist „nichts weiter als die Unterordnung der Interessen und des Lebens des einzelnen unter die Gesamtheit".

So wuchs mit der Entwicklung der Arbeit mehr und mehr auch die klare Erkenntnis von der Größe der Aufgabe und von ihrer ewigen Bedeutung für das deutsche Volksleben, das durch die nationalsozialistische Bewegung neue Grundlagen, neuen Inhalt und neue Formen erhielt. In ihrer Satzung hat die junge Organisation, die im Kampfjahr 1932 in Berlin ihre Bewährungsprobe bestanden und die Anerkennung des Gauleiters Dr. Goebbels gefunden hatte, als Zweck bezeichnet, „Volkswohlfahrt im weitesten Umfang zu treiben, die lebendigen, gesunden Kräfte des deutschen Volkes zu entfalten und zu fördern". Damit hatte sie auch in konkreter Form nach außen deutlich gemacht, daß sich ihre Aufgabe und ihr Arbeitsfeld in jeder Hinsicht unterschied von den Auffassungen über Wohlfahrtspflege einer überwundenen Zeit, die mit diesem Begriff einen geradezu typischen Ausdruck wirtschaftlicher Not und Unfreiheit verband. Die soziale Arbeit der NSV. wurde, nachdem sie nach der Machtübernahme, entsprechend dem Vorbild der NSDAP., den organisatorischen Rahmen für ihr Wirken im Reichsmaßstab erhalten hatte, ausschließlich ausgerichtet auf das Volk in seiner Gesamtheit. Uns erscheint heute diese Zielrichtung als etwas Selbstverständliches und als die einzig mögliche — damals bedeutete sie einen schroffen Bruch mit einer Gedankenwelt, deren hervorragende Kennzeichen Schwachheiten und Halbheiten waren, die Abwendung von einer Praxis, die lieber dem erbuntüchtigen, für das Volk wertlosen Menschen Pflege und Sorge angedeihen ließ, als der erbgesunden, kinderreichen Familie Lebensraum und Lebensmöglichkeiten zu geben.

Indessen: das Ziel erkennen, heißt noch nicht, es auch verwirklicht zu haben. Mittel und Wege, die letzten Endes in unserem Falle nur eine große, allumfassende Organisation zu bieten vermag, müssen gefunden werden, um das Ziel auch zu erreichen. Es mag hierbei an das Wort des Führers aus dem „Kampf" erinnert werden: „Die Verwirklichung weltanschauungsmäßiger Ideale und der aus ihnen abgeleiteten Forderungen erfolgt eben-

Digitized by Google

sowenig durch das reine Gefühl oder das innere Wollen des Menschen an sich, als etwa die Erringung der Freiheit durch die allgemeine Sehnsucht nach ihr. Nein, erst wenn der ideale Drang nach Unabhängigkeit in den Formen militärischer Machtmittel die kampfesmäßige Organisation erhält, kann der drängende Wunsch eines Volkes in herrliche Wirklichkeit umgesetzt werden. Jede Weltanschauung, sie mag tausendmal richtig und von höchstem Nutzen für die Menschheit sein, wird solange für die praktische Ausgestaltung eines Völkerlebens ohne Bedeutung bleiben, als ihre Grundsätze nicht zum Panier einer Kampfbewegung geworden sind, die ihrerseits wieder solange Partei sein wird, als sich ihr Wirken nicht im Siege ihrer Ideen vollendet hat und ihre Parteidogmen die neuen Staatsgrundsätze der Gemeinschaft bilden."

Es galt also, in planmäßiger, organisierter Form das Volk ideenmäßig zu durchdringen, ihm Zweck und Ziel der sozialen Arbeit im nationalsozialistischen Volksleben im Großen nahezubringen, wie auch den einzelnen immer wieder hinzuführen zu seiner Bindung an die Gemeinschaft, aus der allein sein Leben seinen Halt empfängt. Menschenführende Aufgaben waren es also, die der NSV. auf ihrem Gebiet gestellt wurden und noch heute gestellt werden, weil solche Aufgaben ihrer Natur nach nicht von heute auf morgen enden, sondern sich in einem ständigen organischen Auswirkungsprozeß befinden. Unter diesem Gesichtspunkt der menschenführenden Aufgabe darf an eine große Maßnahme erinnert werden, deren Durchführung der NSV. im Jahre 1933 übertragen wurde: der bevölkerungspolitische Aufklärungsplan. Von der Einsicht ausgehend, daß ein neuer Staatsaufbau sich nur gründen konnte auf einem gesunden Volksleben, mußte dem deutschen Volksgenossen vor Augen geführt werden, daß der wahre Reichtum eines Volkes nur in seinen Kindern ruht, daß alles übrige Schall und Rauch ist, wenn nicht „Mutter und Kind als Unterpfand für die Unsterblichkeit des Volkes" geachtet und gewertet werden. So entstand dieser Plan und so wurde er mit der Verbreitung größter Auflagen von Aufklärungsschriften verwirklicht. Hand in Hand gingen damit die vielfältigen praktischen Maßnahmen der sozialen Arbeit, die sicherstellten, daß der deutschen Frau und Mutter die Stellung im Volksleben wieder eingeräumt wurde, auf die sie füglicherweise Anspruch erheben kann. Wenn an diesem, für seine Zeit völlig neuartigem bevölkerungspolitischem Aufklärungsplan die menschenführende und damit große politische Aufgabe der sozialen Arbeit deutlich wird, so zeigt sie sich auch noch in einer anderen Beziehung in einem Werk, das heute jedem zu einem feststehenden Begriff geworden ist, dem Winterhilfswerk.

Ebenfalls im Jahre 1933 war die NSV. mit seiner Trägerschaft betraut worden, aus einer „kühnen Improvisation" mußten die Formen entwickelt werden, die für die Arbeit im einzelnen erforderlich waren. Vor allem aber war wichtig, festzustellen, daß dieses Werk nichts mit „privater Mildtätigkeit", oder mit einem in das Belieben gestellten Almosengeben zu tun hatte, sondern daß es sich um ein Gemeinschaftswerk handelte, das vom Volk für das Volk geschaffen worden war. Richtung und Ziel dieser Arbeit

Digitized by Google

gab der Führer bei der ersten WHW.-Eröffnungskundgebung mit folgenden Worten an:

„Es soll mit Absicht einem Teil unseres Volkes eine gewisse Not mit aufgebürdet werden, damit er dadurch hilft, die Not des anderen Teils erträglicher zu gestalten. Jeder muß verstehen, daß sein Geben überhaupt nur dann im Sinne der Herstellung einer wirklichen Volksgemeinschaft einen Wert hat, wenn dieses sein Geben für ihn ein Opfer bedeutet. Nur so kann man letzten Endes diese höhere Solidarität aufbauen, zu der wir hinstreben müssen, wenn wir die andere überwinden wollen. Wenn das ganze Volk richtig erfaßt hat, daß diese Maßnahmen für jeden ein Opfer bedeuten müssen, dann wird aus diesen Maßnahmen heraus nicht nur eine Milderung der materiellen Not eintreten, sondern es wird noch etwas viel Gewaltigeres herauskommen, es wird daraus die Überzeugung erwachsen, daß die Volksgemeinschaft nicht nur ein leerer Begriff ist, sondern daß sie wirklich etwas Lebendiges ist." Damit ist gesagt, daß das WHW. nicht nur die Aufgabe der Beseitigung materieller Not, sondern in noch höherem Maße die menschenführende Aufgabe der Erziehung des einzelnen Volksgenossen zu volksgemeinschaftlichem Handeln erhalten hat. Die soziale Arbeit ist also Mittel zur Erreichung des höheren Zweckes, zur Schaffung und Erhaltung der deutschen Volksgemeinschaft.

An diesen Beispielen dürfte der völlig neue Wesensgehalt dieser Arbeit deutlich geworden sein. Es dürfte hiernach aber auch einleuchten, daß die Bezeichnung „Wohlfahrtspflege" — weil sie gemeinhin mit den Vorstellungen der überwundenen Systemzeit sich verbindet — den Inhalt dieser Arbeit kaum richtig kennzeichnet. Treffender ist an seine Stelle zu setzen der Begriff „Volkspflege", der sowohl die Zielrichtung der praktischen sozialen Tätigkeit wie ihre politische Bedeutung als Aufgabe der Menschenführung einschließt. Die nationalsozialistische Volkspflege, wie wir sie heute durch die Arbeit der NSV. gestaltet finden, hat sich nicht entwickelt aus der Wohlfahrtspflege liberalistischer Prägung, sondern sie hat von vornherein, wie oben dargelegt wurde, von einem anderen Standpunkt aus neue Wege beschritten. Die nationalsozialistische Volkspflege ist also mit einer Wohlfahrtspflege der vergangenen Zeit nicht vergleichbar und nicht in Parallele zu setzen, weil dieser die die Arbeit der NSV. bestimmende Größe fehlt: die Beziehung aller sozialen Maßnahmen auf das Volk! Für uns ist nationalsozialistische Volkspflege die planmäßig gelenkte soziale Tätigkeit der deutschen Volksgemeinschaft zur Erhaltung und Entfaltung seiner Lebensquellen, die es in seinen Müttern und Kindern besitzt.

Es ist bekannt, daß die nationalsozialistische Volkspflege nach dem Wunsch und Willen des Führers auf dem Grundsatz der Freiwilligkeit, d. h. Freiwilligkeit der Mitarbeit und Freiwilligkeit der finanziellen Leistung beruhen sollen. Mehrfach hat der Führer eingehend begründet, weshalb nicht im Wege der Steuerzahlung diese Arbeit finanziert werden soll. Auch aus diesen Begründungen ist die der Volkspflege innewohnende men-

Digitized by Google

schenführende Aufgabe klar ersichtlich, wenn es zu dem Gedanken des Opfers heißt:

„Nicht der Staat soll dich zwingen, daß du dieser natürlichen Pflicht genügst, sondern du sollst deiner Empfindung für die Volksgemeinschaft selbst lebendigen Ausdruck geben. Du mußt herantreten und freiwillig Opfer bringen. Sei glücklich, wenn du im Rahmen dieser Volksgemeinschaft dein tägliches Brot verdienen kannst. Denn du verdienst es nicht, weil du da bist mit deiner eigenen Kraft, sondern du verdienst es, weil die ganze Volksgemeinschaft hinter dir steht. Alle die Millionen ermöglichen es dir, daß du dein Leben hast."

Den deutschen Volksgenossen für diese soziale Arbeit immer wach und bereit zu halten, ihn also immer in eine nahe, lebendige Beziehung zur Volksgemeinschaft zu setzen, ist eine der wichtigsten Aufgaben der nationalsozialistischen Volkspflege im menschenführenden Sinne. Mit Stolz kann die NSV. heute darauf verweisen, diese Aufgabe in der Millionenzahl ihrer Mitglieder (zur Zeit zählt die NSV. 16 Millionen Mitglieder), noch mehr in dem die Million ebenfalls übersteigenden Heer seiner freiwilligen, ehrenamtlichen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen erfüllt zu haben. Der ehrenamtliche Mitarbeiter, der nach des Berufes Last und Mühe die Familien seines Blockes aufsucht, weil in der einen etwa der Vater Soldat ist und die Mutter einen Rat oder eine Auskunft braucht, weil in der anderen eines der Kinder nach eben überstandener Krankheit einer Erholungskur zugeführt werden soll, weil in der dritten die Lebensmittelzuteilung zu ordnen ist, die Kindergärtnerin, die in Entlastung der berufstätigen und der kinderreichen Frau und Mutter mit wenigen Helferinnen eine große, muntere Kinderschar betreut, die Volkspflegerin, die in den Hilfs- und Beratungsstellen, als Leiterin von Mütter- und Jugenderholungsheimen tätig ist, die Schwester in ihrem aufopferungsvollen, schweren Dienst am Krankenbett oder in der Gemeindepflege — sie alle machen nicht viel Worte um ihre Arbeit, aber sie sind erfüllt von einer tiefen Verantwortung und von dem Bewußtsein, daß jede dieser einzelnen Leistungen einmündet in das große, allumfassende Werk der Volkspflege, das der deutschen Familie, der Sicherung der organischen Entwicklung ihrer gesunden Glieder, zu dienen bestimmt ist.

In dem uns aufgezwungenen Schicksalskampf, der den Einsatz aller Kräfte fordert, kommt es nicht zuletzt entscheidend mit darauf an, in welchem Sinn die menschenführenden Aufgaben gelöst werden. Denn nur aus dem reinen Zusammenklang von Front und Heimat erwächst jene Stärke, die alle Widerstände überwindet und alle Angriffe der Gegner abschlägt. Der nationalsozialistischen Volkspflege ist demnach ein bedeutungsvoller Platz innerhalb der Heimatfront zugewiesen. Daß sie ihn beispielgebend ausfüllen kann, wird der Stolz aller Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der NSV. sein. Denn „die Einheit unseres Volkes ist das höchste Gut, das es für uns geben kann. Die Gemeinschaft der deutschen Menschen ist durch gar nichts ersetzbar. Dafür ein Opfer zu bringen, ist gar kein Opfer, sondern es ist nichts anderes als ein Tribut an das Leben."

Digitized by Google

Werner Daitz:

Das europäische Sittengesetz als Strukturgesetz der europäischen Großraumwirtschaft

„Wir hängen mit grenzenloser Liebe und Treue an unserem eigenen Volkstum. Aber wir respektieren die nationalen Rechte auch der anderen Völker aus dieser selben Gesinnung heraus. Wir kennen daher nicht den Begriff des Germanisierens . . . Wir sehen die europäischen Nationen um uns als gegebene Tatsachen."

Adolf Hitler.

Über das Ziel der in der Entstehung begriffenen europäischen Großraumwirtschaft im gemeinsamen Lebensraum der europäischen Völkerfamilie besteht heute keinerlei Unklarheit mehr. Sie erstrebt möglichste Unabhängigkeit und Selbständigkeit unter gleichzeitiger Erhöhung des wirtschaftlichen Lebensstandes der europäischen Völkerfamilie — um so von der Wirtschaft her einen entscheidenden Beitrag zu einer natürlichen, nicht imperialistischen Weltordnung zu leisten, die allein einen ehrenhaften und dauerhaften Frieden in der Zukunft ermöglicht.

Es besteht ferner bereits eine gewisse Klarheit über die technischen Mittel und Formen der bewußten wirtschaftlichen Zusammenarbeit der europäischen Völker. Unklarheit aber in weitestem Umfange besteht noch bei den meisten europäischen Völkern — weil sie vom geistigen und sittlichen Gehalt der europäischen Revolution noch nicht genügend erfaßt sind — über das fundamentale Sittengesetz, das der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Zusammenarbeit der europäischen Völkerfamilie künftig zugrunde liegen muß. Und das ausschließlich die Struktur dieser Zusammenarbeit auf allen Gebieten bestimmen wird.

Die europäische Großraumwirtschaft ist also nicht eine isolierte wirtschaftliche Angelegenheit, die man lediglich von Fall zu Fall auf Grund von augenblicklichen Zweckmäßigkeitserwägungen behandeln kann, sondern wird in ihrer Struktur von unverrückbaren sittlichen Grundsätzen bestimmt. Diese Struktur kann niemals aus der mehr oder weniger vollkommenen Handhabung der Wirtschaftstechnik, sondern nur aus dem europäischen Sittengesetz gewonnen werden, das mit den technischen und organisatorischen Mitteln der Wirtschaft zu vollziehen ist. Diese stellen lediglich die Exekutive auf wirtschaftlichem Gebiete dar, die sich immer wieder an dem ihr übergeordneten Sittengesetz auszurichten hat.

Welches ist nun dieses Sittengesetz, das die Struktur und die Marktordnung der europäischen Großraumwirtschaft autonom bestimmt?

Digitized by Google

Das Leben gestaltet den Lebensraum. Deshalb hat Adolf Hitler immer wieder das Volkstum als den wahren und einzigen Gestalter des Lebensraumes bezeichnet. So entsteht der Kleinlebensraum des Volkstums mit allen seinen natürlichen Ordnungen in Politik, Wirtschaft und Kultur. Und so entsteht auch der echte Großraum. Denn auch dieser wird nicht von außen her, vom Raum aus gestaltet, sondern er ist der natürliche Lebensraum einer Völkerfamilie. Die Völkerfamilie, der biologische Inhalt, ist darum der wahre und einzige Bildner eines echten Großraumes. Deshalb gelten auch für beide Lebensräume — den Kleinlebensraum des Volkstums und den Großlebensraum der Völkerfamilie — dieselben Lebensgesetze und damit die gleiche Sittlichkeit. Denn einmal sind die Völker einer Völkerfamilie ja nur verschiedene Entfaltungserscheinungen der gleichen biologischen Substanz[1]. Und zum anderen bildet die Gesamtheit ihrer Kleinlebensräume den Großlebensraum der Völkerfamilie.

Wenn also der einzelne Volksgenosse nicht als isoliertes Einzelwesen in der Welt dasteht, sondern unablösliches Glied seiner ihm übergeordneten Volksgemeinschaft ist, aus der er erst Leben und Lebenszweck empfängt, dann ist ebensowenig ein Volk eine isolierte Individualität, sondern unablöslicher Bestandteil einer Gemeinschaft, nämlich seiner Völkerfamilie, aus der es ebenfalls erst Leben und Lebensgesetz empfängt. In gleicher Weise wie sich der Einzelne nicht ungestraft gegen seine Volksgemeinschaft vergehen kann, ebensowenig kann sich infolgedessen ein Volk ungestraft gegen seine natürliche Völkergemeinschaft, seine Völkerfamilie vergehen. Volk und Völkerfamilie, Volks- und Völkergemeinschaft unterstehen also dem gleichen Sittengesetz.

Wenn also der Nationalsozialismus als sittliches Grundgesetz völkischen Lebens proklamiert: Gemeinnutz geht vor Eigennutz, — dann gilt das gleiche auch als Grundgesetz für das Leben der europäischen Völkerfamilie: europäischer Gemeinnutz geht vor nationalistischem Eigennutz. So wie der Einzelne zuerst Bürger seines Volkes, dann Bürger Europas und erst an letzter Stelle Weltbürger zu sein hat, so hat auch jedes Volk zunächst seine Pflichten gegenüber der ihm übergeordneten Völkerfamilie zu erfüllen, ehe es mit Völkern außerhalb seines Großlebensraumes Bindungen eingeht. Diese erneute sittliche Bindung des Einzelnen an sein Volkstum und des Volkes an seine Völkerfamilie ist die Folge der unlöslichen biologischen Zusammengehörigkeit, die den Einzelnen zum Volk und die Völker zur Völkerfamilie bindet und die in unseren Tagen wieder bewußt wird. Daher muß jedes Volk künftig sowohl im Verkehr mit anderen Völkern seiner Völkerfamilie, als ganz besonders aber in seinen Beziehungen zu Völkern außerhalb des Großlebensraumes seiner Völker-

[1] Wenn auch ihre Differenzierung so weit fortgeschritten ist, daß eine Vermischung der einzelnen Gruppen einer Völkerfamilie nicht oft wünschenswert erscheint, so bilden sie doch anderen Völkerfamilien gegenüber eine biologisch-politische Einheit und Realität, wie z. B. die ostasiatische Völkerfamilie gegenüber der europäischen und beide gegenüber der indisch-malaiischen usw.

Digitized by Google

familie stets sich nach der verpflichtenden Norm des Gemeinnutzes der eigenen Völkerfamilie ausrichten, und zwar in Übereinstimmung mit der repräsentativen Führungsmacht seines Großraumes. Diese Bindung des einzelnen Volkes gewährt ihm ja andererseits auch entsprechende Rechte: das Recht auf gegenseitigen Schutz und Bevorzugung auf wirtschaftlichem, politischem und kulturellem Gebiet. So zeigt sich, daß wir auch im neuen Europa nicht mehr nationalistisch, eigennützig, sondern nur noch nationalsozialistisch gemeinnützig denken dürfen. So wird also das nationalsozialistische Sittengesetz auch zur Grundlage europäischer Sittlichkeit. Dies kann ja auch gar nicht anders sein, denn wie ich schon oft ausgeführt habe[2], ist die nationalsozialistische Revolution ebenso wie die faschistische, die falangistische und die übrigen völkischen Revolutionen, die noch folgen werden, jeweils nur der nationale Vollzug, die nationale Eigenform der gesamteuropäischen Revolution, die jedem Volk Europas eine neue und stärkere nationale Haltung und zugleich auch eine neue europäische Haltung gibt. Ein erneuertes nationales Selbstbewußtsein, zugleich aber auch ein neues europäisches Bewußtsein und Zusammengehörigkeitsgefühl.

In Deutschland ist eben infolge seiner Leidenszeit nach Versailles, die schwerer war als die irgendeines anderen europäischen Volkes, die europäische Revolution zuerst in ihrer Totalität und Grundsätzlichkeit in Form des Nationalsozialismus durchgebrochen. Deutschland marschiert deshalb mit seinen Erkenntnissen an der Spitze der europäischen Revolution.

Der Nationalsozialismus als solcher ist selbstverständlich keine „Exportware", weil er ja die deutsche Form der europäischen Revolution darstellt. Aber seine Grundprinzipien, seine Grunderkenntnisse sind von europäischer Bedeutung, weil sie die Grundprinzipien der gesamten europäischen Revolution sind. Wäre es anders, gäbe es für die europäischen Völker keine über ihre nationalen Interessen und Individualitäten hinausgehende Bindung, würde ein nationalistisches Denken der Weisheit letzter Schluß sein und nicht ein nationalsozialistisches — dann würde der krasseste Ausdruck nationalistischen Denkens, der bisher in der Welt aufgetaucht ist, das englische „right or wrong my country" die höchste sittliche Maxime sein. Infolgedessen muß die nationalsozialistische Parole: Gemeinnutz vor Eigennutz auch die sittliche Grundlage der europäischen Großraumwirtschaft sein und ihre Struktur bestimmen.

Die Zusammenarbeit der europäischen Völker in ihrem gemeinsamen Großlebensraum bewegt sich also nicht in der Ebene des mechanischen Nebeneinander, sondern in der höheren Ebene des biologischen und damit sittlichen Miteinander. Die europäische Völkerfamilie ist aber kein Organismus, dessen unselbständige Glieder zu Monokulturen enwickelt sind, wie Auge, Ohr, Arme und Beine, Herz und Lunge und infolgedessen ein selbständiges Leben nicht mehr führen können. Die Mitglieder der europäischen Völkerfamilie sind vielmehr selbständige, frei bewegliche Volks-

[2] Vgl. Werner Daitz: „Europäische Marktordnung", Leitartikel im Jahrbuch 1941 der Gesellschaft für europäische Wirtschaftsplanung und Großraumwirtschaft e. V.

Digitized by Google

BERLIN

Digitized by Google

WIEN

Digitized by Google

ROM

Digitized by Google

WAPPEN DER STADT NÜRNBERG

Digitized by Google

persönlichkeiten, etwa wie Sonne und Planeten in einem Weltkörpersystem. In einer Völkerfamilie spielt nämlich die natürliche biologische Zusammengehörigkeit der einzelnen Mitglieder — weil sie aus einer biologischen Substanz hervorgegangen sind — dieselbe Rolle und hält das System zusammen, wie die Gravitation in einem Sonnensystem. Es ist naives Denken, etwa die Kräfte, welche die einzelnen Volksgenossen zum Volke und die ebenso frei beweglichen Volksindividualitäten zur Völkerfamilie binden, deshalb leugnen zu wollen, weil sie unsichtbar sind. In gleicher Weise müßte man dann auch die Existenz der Gravitation in einem Weltkörpersystem leugnen, die doch die einzelnen Planeten und das gesamte System zusammenhält und trägt. Denn auch sie ist unsichtbar. Beide, die anorganische wie die organische Gravitation, kann man nur an ihren Wirkungen, der Systembildung, erkennen. Sie sind also trotz ihrer Unsichtbarkeit von höchster Realität, weil sie in jedem Falle das Ganze tragen. Hier, an der Leugnung oder der Bejahung der biologischen Gravitation innerhalb eines Volkes und innerhalb einer Völkerfamilie scheidet sich im letzten Grunde das liberalistisch anglo-amerikanische Weltbild von der lebensgesetzlichen Weltanschauung des Nationalsozialismus.

Ja, das Gleichnis des Planetensystems geht noch weiter. Wie das Gewicht der Einzelkörper in einem Sonnensystem zugleich auch seine Ordnung bestimmt, so bestimmt das Leistungsgewicht eines Volkes oder eines Staates seinen Platz im Großlebensraum der Völkerfamilie und damit dessen zwanglose Ordnung. Ein solches Weltkörpersystem und ein so geordneter Großlebensraum einer Völkerfamilie sind frei von jeder Vergewaltigung. Autokratische Vergewaltigung würde es sein, wenn die Sonne oder das führende Volk die Planeten oder die kleineren Völker an sich zöge und sie zur Sonnenmasse oder zu einem Überstaat auflöste. Demokratische Vergewaltigung würde es sein, wenn die Planeten oder die einzelnen Völker auf Grund ihrer größeren Zahl gegenüber der Sonne oder dem Führungsvolk erklärten, sie fühlten sich nicht gebunden und verließen das System. Die größere Zahl gelte mehr als das Gewicht. Ordnen sich dagegen die Völker einer Völkerfamilie nach ihrem Leistungsgewicht einander zu, so entsteht ein frei bewegliches System zwangloser Ordnung, natürlicher Demokratie, in dem die Einzelkörper gewogen und nicht gezählt werden.

Aus diesem Gleichnis ergibt sich, daß innerhalb der europäischen Großraumwirtschaft — als der Lebensraumwirtschaft der europäischen Völkerfamilie — jeder beteiligten Volkswirtschaft ein Maximum ihrer Freiheit, d. h. eigenständiger Wirtschaftsentfaltung im Sinne nationaler Arbeitsteilung gelassen werden muß. Monokulturen, wie sie das imperialistische englische Wirtschaftssystem erzeugte, widersprechen Sittlichkeit und Struktur der europäischen Großraumwirtschaft. Die imperialistische Struktur des englischen Weltwirtschaftssystems darf sich deshalb niemals in der europäischen Großraumwirtschaft wiederholen; sie darf und wird kein englisches Weltwirtschaftssystem im kleinen sein. Dieses war charakterisiert durch den absoluten Vorrang der internationalen Arbeitsteilung vor der möglichen

Digitized by Google

nationalen und untergrub damit systematisch die maximale Eigenständigkeit, Unabhängigkeit, Entfaltung und Ertragfähigkeit der einzelnen Volkswirtschaften und ganz Europas.

Arbeitslosigkeit und Konjunkturschwankungen waren die Folge dieser unnatürlichen Wirtschaftsordnung. Sie verschwinden automatisch (wie dies Deutschland beispielhaft gezeigt hat), wenn eine natürliche, lebensgesetzliche Ordnung innerhalb der Volkswirtschaften und ihrer Zusammenarbeit in der Großraumwirtschaft wieder verwirklicht sein wird. Die künftige europäische Großraumwirtschaft wird deshalb keine Arbeitslosen, weder in Deutschland, noch in den übrigen Volkswirtschaften Europas kennen, diese sind nur das Symptom einer falschen Wirtschaftsordnung. Im Gegenteil werden künftig stets mehr Aufgaben und Wünsche zu erfüllen sein, als Arbeitskräfte zur Verfügung stehen, so daß eine Lenkung ihres Einsatzes innerhalb ihrer heimischen Volkswirtschaften erforderlich sein wird. Nicht Arbeitslose werden künftig — sobald erst eine echte Großraumwirtschaft entstanden sein wird — verlagert werden, sondern die Arbeit, wenn dies vom Gesichtspunkt des Ganzen, der europäischen Großraumwirtschaft, erforderlich ist. Nur so kann auch ein höchstmöglicher Nutzeffekt für alle erzielt werden.

Denn jeder Arbeiter leistet naturgemäß in seiner Heimat mehr als im fremden Lande unter fremdem Volkstum. Die Gefahr einer entwurzelten Arbeitslosenarmee, die je nach Bedarf bald hier und bald da in Europa eingesetzt wird, wird gar nicht aufkommen, wie dies von denen befürchtet wird, die noch im alten Wirtschaftsdenken befangen sind und daher Arbeitslosigkeit und Konjunkturen als unabänderliche Erscheinungen im Ablauf des volkswirtschaftlichen Geschehens hinnehmen. Wenn heute in der Kriegswirtschaft Arbeitslose anderer Länder in Deutschland in großem Maße beschäftigt werden, so ist dies einmal eine Hilfeleistung seitens Deutschlands, um die ersten Kriegsfolgen und Umstellungsschwierigkeiten zu überwinden, und zweitens ein moralischer Beitrag der anderen europäischen Völker für den Befreiungskampf ganz Europas. Es sind Not- und Kriegsmaßnahmen, die nicht auf die Friedenswirtschaft übertragbar sind.

Denn das Land gehört nur demjenigen, der es bebaut. Rom und andere Staaten sind zugrunde gegangen, weil sie durch Fremdvölkische ihr Land bebauen (Landarbeiter), ihre Erdschätze heben (Bergarbeiter) und die Grundstoffe ihrer gewerblichen Wirtschaft durch sie erzeugen und bearbeiten ließen. — In jedem Volkstum waltet ein biologischer Kreislauf. Dem größten Teil der obersten Schichten pflegt die „Höhenluft" auf die Dauer nicht zu bekommen. Sie werden angekränkelt und sinken nun in die große Masse, in den Mutterschoß des Volkstums zurück, um sich hier zu regenerieren zu neuem Aufstieg. Wenn nun aber die untersten Schichten des Volkstums von Fremdvölkischen durchsetzt sind, so werden gerade die von oben Absinkenden und instinktlos Gewordenen besonders geneigt sein, sich mit den Fremdvölkischen zu verbinden, um eine Bastardschicht zu bilden, die am Schluß die obersten Schichten abhebt. Auf diese Weise sind große Kulturvölker zugrunde gegangen.

Digitized by Google

In jedem Volk muß deshalb die einfachste Arbeit in der Landwirtschaft und in der gewerblichen Wirtschaft von den eigenen Volksgenossen geleistet werden. Das nationalsozialistische, das lebensgesetzliche Ethos der Arbeit verlangt dies unbedingt. Denn die einfachste Arbeit, wenn sie nur mit ganzem Herzen und nach besten Kräften getan wird, gilt vor den Augen der Ewigkeit, in sittlicher Hinsicht, ebensoviel wie die des größten Staatsmannes. Wer die Arbeit adelt, den adelt die Arbeit wieder. Niemals darf beim Aufbau der europäischen Großraumwirtschaft an diesem Grundgesetz nationalsozialistischer Sittenlehre gerüttelt werden. In ihm liegt die Ehre der Arbeit und des Arbeiters beschlossen.

Zu einer bodenständigen Landwirtschaft, die die Grundlage jeder Volkswirtschaft ist, gehört nun als integraler Bestandteil eine ebenso bodenständige gewerbliche Wirtschaft. Diese Grunderkenntnis von der Einheit von gewerblicher Wirtschaft und Landwirtschaft kann nicht durch eine europäische Arbeitsteilung nach dem Vorbild des englischen Weltwirtschaftssystems aufgehoben werden, ohne schwere Einbuße an Lebensmächtigkeit und Ertragsfähigkeit der einzelnen Völker und ihrer Wirtschaften sowie der ganzen europäischen Völkerfamilie und ihrer Großraumwirtschaft nach sich zu ziehen.

Der Bauernhof ist ursprünglich, noch bevor sich eine arbeitsteilige Marktwirtschaft entwickelt hatte, gewissermaßen das Ei der Volkswirtschaft. In ihm sind in nuce bereits alle Glieder einer echten Volkswirtschaft enthalten. Der eine Teil der Familie des Bauern beschäftigt sich mit der Bestellung des Ackers. In der volkswirtschaftlichen Ausfächerung entsteht so die Landwirtschaft mit allen ihren Zweigen. Der andere Teil der Bauernfamilie beschäftigt sich mit der Herstellung und Reparatur der Ackergeräte, aus ihr entsteht in der volkswirtschaftlichen Ausfächerung alsdann die gewerbliche Wirtschaft mit allen ihren Spezialisierungen und Differenzierungen. Und wenn nun neues Siedlungsland nicht im gleichen Maße erworben werden kann, wie die Familie auf dem Bauernhof wächst, dann beginnt dieser mit anderen Bauernhöfen Austausch zu treiben, deren Ackerboden für bestimmte Kulturen besser geeignet ist als der eigene Acker, während auf dem eigenen Grund und Boden beispielsweise Hackfrüchte besser gedeihen als auf den Feldern der benachbarten Bauernhöfe. Der einzelne Bauernhof wird nun das Bestreben haben, solche Produkte an seine Nachbarn abzugeben, die bei ihm besonders gut und reichlich gedeihen, um dafür solche einzutauschen, die auf dem eigenen Grund und Boden nur spärlichen Ertrag abwerfen. Hierin finden weitere Angehörige der sich vergrößernden Bauernfamilie die Grundlage ihres Lebens. So entwickelt sich von hier aus in der volkswirtschaftlichen Ausfächerung der Außenhandel in seiner ganzen Mannigfaltigkeit.

Niemals aber gibt der einzelne Bauernhof seine Selbständigkeit auf; Pflug und Schwert bleiben immer vereint. Würde man also die natürliche Ganzheit der einzelnen Volkswirtschaften willkürlich beschränken, so würde daraus nicht eine Erhöhung des Lebensstandards für das Ganze, sondern eine Verminderung eintreten. Denn die künstliche Unterbindung und Ab-

Digitized by Google

schnürung von Entwicklungsmöglichkeiten bedingt immer einen Verlust an Lebensmächtigkeit und damit auch an wirtschaftlichem Ertrag. Verkümmerung irgendwelcher Art kann niemals zum Erfolg führen.

Ein Mischwald ist nur dann stark, wenn jeder einzelne Baum stark ist, wenn also jeder sich nach seinem Lebensstil möglichst unabhängig und frei entfalten kann und aus eigenem Raum und eigener Kraft lebt innerhalb der natürlichen Begrenzung und Bindung durch den gesamten Wald. Ein solcher eigenwüchsiger Mischwald ist viel stärker gegenüber Katastrophen, wie Windbruch und Schädlingen, als ein nach dem Prinzip der Monokultur angelegter und standardisierter Einheitsforst, eine Holzfabrik.

Dementsprechend muß also jede Volkswirtschaft bestrebt sein, Monokulturen zu vermeiden und statt dessen möglichst große nationale Arbeitsteilung und Eigenfabrikation zu verwirklichen, soweit Rohstoffe, eine genügend breite eigene Konsumbasis und die technischen Fertigkeiten des eigenen Volkstums dies ermöglichen. Damit soll gewiß nicht die natürliche Arbeitsteilung unter den Völkern Europas zugunsten einer künstlich konstruierten nationalen Autarkie beeinträchtigt werden, ebensowenig aber darf die natürliche Selbständigkeit der einzelnen Volkswirtschaften durch eine künstliche und konstruierte Arbeitsteilung etwa nach dem Schema: hier Agrarvölker — hier Industrievölker geschädigt werden.

Jede Volkswirtschaft bedarf also eines gewissen Mindestmaßes heimischer Industrie, die in erster Linie billige Standardgüter für den heimischen Massenkonsum zu erzeugen hätte. Sobald es sich jedoch um hochwertige gewerbliche Fertigwaren mit einem hohen Arbeitswertanteil handelt, wird die natürliche Arbeitsteilung in der europäischen Großraumwirtschaft in ihre Rechte treten und zu einem Austausch innerhalb der europäischen Großraumwirtschaft führen, und zwar in einem solchen Umfange, wie er bisher noch unbekannt war. — Und hier wird es auf Grund der natürlichen Unterschiede der einzelnen Völker untereinander, die sich aus ihrem Lebensstil, den Rohstoffen und Anbaumöglichkeiten ihres Raumes herleiten, selbstverständlich immer so sein, daß bestimmte Volkswirtschaften eine Sonderstellung entweder für gewisse gewerbliche Rohstoffe oder für bestimmte hochspezialisierte und hochentwickelte Industriefertigwaren oder agrarische Grund- und Rohstoffe und Veredelungserzeugnisse für die Versorgung ganz Europas einnehmen werden.

Man wird also von vornherein sagen können, daß innerhalb der europäischen Großraumwirtschaft an erster Stelle der Osten und Südosten Europa mit seinen Überschüssen an Nahrungsmitteln und landwirtschaftlichen Rohstoffen versorgen wird, während der Westen, Süden und Norden unter handels- und verkehrspolitischem Frontwechsel um 180 Grad und unter Strukturwandel seiner Exportgüter den osteuropäischen Raum auf einen höheren Kulturstandard heben und die Rohstoff- und Nahrungsquellen dieses Raumes zum Fließen bringen wird. Denn Osteuropa kann nur mit den Kräften ganz West- und Mitteleuropas mobilisiert werden.

Die Wirtschaftspolitik Europas während der letzten 300 Jahre, während derer es mit seinen besten Menschen, Wirtschaftskräften und -gütern unter

Digitized by Google

Vernachlässigung des osteuropäischen Raumes Nord- und Südamerika und andere überseeische Gebiete aufbaute und sie so stark machte, daß sie sich heute mit Waffengewalt gegen Europa wenden können, findet jetzt in der revolutionären Wiedergeburt Europas ihr Ende. West- und Mitteleuropa wenden sich ihrer natürlichen raum- und rohstoffpolitischen Basis, Osteuropa, wieder zu, um das Werk des ersten Reiches, Heinrichs des Löwen, der Hanse und des Deutsch-Ritterordens zu vollenden.

Ein Gleiches gilt für Afrika. Auch Afrika ist eine europäische Gemeinschaftsaufgabe. Das in der Entwicklung begriffene Großraumrecht[3], das nicht nur eine politische, sondern auch eine wirtschaftliche Präferenzierung der Völker Großostasiens und Großeuropas (Europa und Afrika) in ihren Räumen vorsieht, verlangt auch eine weitgehende Umlagerung weltwirtschaftlicher Beziehungen und Bezüge. An erster Stelle wird Europa künftig alles, was zu seinem Wohlleben an kolonialen Produkten gehört, planmäßig im afrikanischen Raum anbauen, erzeugen und aus ihm beziehen müssen — unter lebensgesetzlicher Neuordnung auch dieses Raumes, um so der „Verwüstung" der Lebensordnungen seiner Eingeborenen, die allein nur unter europäischer Führung den afrikanischen Raum für Europa fruchtbar machen können, und der fortschreitenden „Verwüstung" des Raumes selbst durch Raubbau an Wald-, Wasser- und Viehwirtschaft ein Ende zu bereiten. Dieser „Verwüstung" und diesem Raubbau an Mensch, Tier und Boden durch die Ausbeutungsmethoden des liberalistisch-kapitalistischen Wirtschaftssystems und seiner Weltanschauung, die ihre Parallele in der „Versteppung" Nordamerikas findet, werden nun die lebensgesetzliche Neuordnung der einzelnen Großräume und die daraus erwachsende neue Weltanschauung und Wirtschaftsordnung entgegentreten. Infolgedessen wird dieser Raum den größten Teil der nach Vorwegbefriedigung des osteuropäischen Raumes noch übrig bleibenden europäischen Exportgüter zu seinem Aufbau benötigen. Die Schiffahrt und die sonstigen Verkehrsmittel werden dieser Umlagerung Rechnung tragen und an erster Stelle ein direktes Verkehrsnetz in und um Großeuropa — d. h. Europa und Afrika — zu ziehen haben und dann erst Linien nach anderen Großräumen entwickeln.

Man darf, trotz der natürlichen nationalen und geschichtlich gewordenen Unterschiede, die auch im Wirtschaftlichen ihren Ausdruck finden, jedoch nicht übersehen, daß sich aus dem Bewußtsein einer neuen europäischen Zusammengehörigkeit und Schicksalsgemeinschaft nach innen und außen eine ganze Reihe von Vereinheitlichungen und Vereinfachungen durchsetzen werden. Europäische Normung und Typisierung wird sich nicht nur auf das Verkehrswesen erstrecken (gleiche Spurweite der Eisenbahn, Standardisierung der Lokomotiven, Güter- und Personenwagen u. a.), sondern auch auf die Planung von ganz Großeuropa überziehenden Autobahnen und einer systematischen Förderung der Motorisierung. Ebenso wird eine Vereinheitlichung der Tarife im Post- und Verkehrswesen erforderlich

[3] Vgl. Werner Daitz: „Echte und unechte Großräume" in „Reich, Volksordnung, Lebensraum", Zeitschrift für völkische Verfassung und Verwaltung, 2. Band, 1941.

Digitized by Google

werden, und in gleicher Weise wird man sich um die Vereinheitlichung der Statistik, der Banktechnik usw. bemühen müssen. Niemals aber wird ein europäischer Standardmensch oder gar eine europäische Standardkultur das Ergebnis einer solchen europäischen Vereinheitlichung sein dürfen. Deshalb können niemals Parallelen zwischen der Entwicklung in den USA. und in Europa gezogen werden.

Innerhalb der europäischen Großraumwirtschaft wird man nun immer weniger mit den liberalistischen Mitteln einer vergangenen Epoche — mit Zins und Zöllen — steuern, sondern mit den Mitteln moderner und sich immer mehr verfeinernder Wirtschaftslenkung, wie sie die autoritäre und lebensgesetzliche Wirtschaftsführung entwickelt hat, nämlich mit Kontingenten, nationalen und europäischen Marktordnungen, sowie Preisregelungen auf der Basis von wirtschaftlichen Ergänzungsverträgen. Ob die Solidarität Europas künftig durch einen gemeinsamen Zollschutz nach außen dokumentiert werden soll oder ob man statt dessen zu Wirtschaftsabkommen der einzelnen sich nunmehr in der Welt herausbildenden Großräume untereinander schreiten wird, wird die Praxis zeigen.

Jedenfalls kann die europäische Zusammenarbeit nur auf der Basis echter Kameradschaft innerhalb der europäischen Völkerfamilie gedeihen. — Wie ich schon oft ausgeführt habe, wird die Bildung natürlicher Großraumwirtschaften, die sich in ihren Existenzgrundlagen nicht überschneiden, nicht nur zu einer inneren Befriedung der Volkswirtschaften, sondern auch zu einer Befriedung und Stabilisierung ihrer Beziehungen untereinander führen. — Wirtschaftskräfte, die früher in unfruchtbaren Bürger- und Wirtschaftskriegen innerhalb der einzelnen Großlebensräume vergeudet wurden, werden nunmehr für den Aufbau und für die Erhöhung des Lebensstandes innerhalb der Großraumwirtschaften eingesetzt werden.

Dazu aber ist erforderlich, daß in jedem Volke die Arbeit lebensgesetzlich — nach dem Lebensstil des Volkstums organisiert wird, denn nur so ist ein Maximum des Erfolges zu erzielen, und nur dann ist eine Beschränkung auf ein Minimum an Beeinflussung und Lenkung möglich. Nur so wird ein Maximum an Freiheit in der natürlichen Gebundenheit erreicht werden können. So können Bürokratismus und Zwangswirtschaft vermieden werden. Nicht die Organisation der Arbeit an sich, sondern die lebensgesetzliche Ordnung der Arbeit ist nationalsozialistische Ordnung. Die Arbeit haben auch der Bolschewismus und der anglo-amerikanische Liberalismus organisiert, aber nach erdachtem, intellektuellem und am Reißbrett konstruiertem System und nicht nach dem ewigen und unveränderlichen Lebensstil der Völker, nach den Gesetzen von Blut und Boden. Deshalb werden die Arbeits- und Wirtschaftssysteme des jüdischen Kapitalismus, soweit sie noch in Europa nachwirken, und des Bolschewismus im osteuropäischen Raum, mit Naturgesetzlichkeit von der lebensgesetzlichen, d. h. von der autoritären Arbeits- und Wirtschaftsordnung in der europäischen Großraumwirtschaft verdrängt werden.

Digitized by Google

Professor Dr. Erich Maschke:

Die Verteidigung Europas

Nichts weckt und schärft die Erkenntnis des eigenen Selbst mehr als die Auseinandersetzung mit einem anderen. Das Selbstbewußtsein der Völker begann daher wohl allgemein mit der Erfahrung des Andersseins der Nachbarn, denen gegenüber sich die Gemeinsamkeit des eigenen Volkes in Sprache, Sitte und Wesen so scharf abhob, daß sie dann auch in sich begriffen werden und zu einer geistig-politischen Kraft emporwachsen konnte. Nicht anders hat die Bedrohung Europas durch fremde Mächte und Kräfte immer wieder im Laufe der Geschichte die Erkenntnis von der Einheit und Zusammengehörigkeit der europäischen Völkerwelt wachgerufen. Eben indem diese ihr Dasein, ihre sämtlichen Lebenswerte gegen Völker zu verteidigen hatten, die ihnen allen nach Art und räumlicher Herkunft gleich fremd waren, wurden sie auf ihre Gemeinsamkeit verwiesen. Objektiv gegeben und subjektiv erkannt, bewährte sich die europäische Einheit am stärksten und reinsten in der Verteidigung gegen äußere Eingriffe und Bedrohungen. So wurzelt das europäische Gemeinschaftsgefühl am tiefsten und ursprünglichsten in der gemeinsamen Pflicht, die eigene Welt gegen die Einbrüche fremder Mächte zu schützen. Es wirkte auch, wenn die Bewegung der Abwehr ausschwang in den mächtigen Rhythmus einer eigenen Ausdehnung, doch überwucherten dann die Gegensätze zwischen den einzelnen Völkern, die mit hinausgetragen wurden in die neu gewonnenen Räume, nur zu schnell das Gemeinsame, das die Vertreter der einzelnen Völker tatsächlich auch draußen in der außereuropäischen Welt miteinander verband. Die Verteidigung Europas ist doch in der Geschichte der reinste Spiegel der europäischen Einheit geblieben.

Im Westen sicherten das Meer, im Norden See und Klima vor feindlichen Angriffen. Nur aus dem Osten, wo das reich und fein gegliederte Europa hinüberwächst in die riesige Weiträumigkeit des asiatischen Kontinents, und aus dem Süden, wo jenseits des Mittelmeeres sich der Nordrand Afrikas in geringer Entfernung hinzog, drohten Gefahren. Aus dem Osten und dem Süden brachen dann in der Tat immer wieder fremde Mächte in die Zonen alter und hoher Kultur der europäischen Völker ein. In diesen beiden Fronten der Verteidigung mußte sich daher immer wieder die gemeinsame Kraft der europäischen Völker bewähren.

Im Mittelalter war die Bedrohung aus dem Osten dadurch gekennzeichnet, daß in längeren Zeitabständen, und dann jeweils auf einige Jahrzehnte oder gar Jahre beschränkt, asiatische Reitervölker Europa zu überschwemmen suchten; im Süden aber galt es, den Vorstoß der Araber aufzuhalten und dann in einem unaufhörlichen Ringen von mehr[illegible]r-

Digitized by Google

hunderten wieder zurückzuwerfen. In den neueren Jahrhunderten beherrschte die Türkengefahr vom Südosten her das Denken aller verantwortungsbewußten Staatsmänner, und zuletzt wurde das russische Vordringen nach dem Westen zu einer Bedrohung, die nicht nur den unmittelbaren Nachbarn des Zarenreiches, sondern Europa und seiner Kultur galt.

Der Einbruch der Hunnen nach Europa um die Mitte des 5. Jahrhunderts traf noch das Römische Reich, freilich in eben der Zeit, als sich aus seinem Verfall und dem Siegeszug der germanischen Stämme die Grundlagen einer neuen europäischen Welt zu bilden begannen. Auch die Vorstöße der westmongolischen Awaren gehören noch in den gleichen Zusammenhang hinein; sie trafen den Westen so sehr wie das Oströmische Reich. Innerhalb der germanischen Staatenwelt wurden besonders Langobarden und Bayern von ihnen berührt. Als dann aber Bayern durch Karl den Großen fest mit dem fränkischen Gesamtreich verbunden worden war, da fiel diesem nun auch die Aufgabe zu, die Awarengefahr im Südosten zu beseitigen. König Karl hat sich dieser Pflicht nicht entzogen. Seit dem Jahre 791 zerschlugen er und die Seinen in mehreren Feldzügen die Awarenherrschaft im Ostalpen- und Donaugebiet. Die Slawen, die hier unter dem Joch der Awaren gelebt hatten, wurden nun der fränkischen Herrschaft unterworfen. Im Jahre 822 wird der Name der Awaren zum letzten Male in der Geschichte genannt. Karl hatte sie aus der Geschichte ausgelöscht.

Wie im Südosten, so nahm der Frankenkönig auch im Südwesten seines Reiches den Kampf gegen eine europafremde Macht auf: gegen die Araber. Diese waren im Jahre 711 über die Meerenge von Gibraltar gegangen, die nach ihrem Feldherrn Tarik bis heute den Namen trägt, und hatten das Westgotenreich bis auf geringe Reste vernichtet, die sich in den Nordwestwinkel der Pyrenäenhalbinsel zurückzogen. Um Septimanien, das Gebiet westlich der unteren Rhone, gegen die Einfälle der Araber zu schützen, schuf Karl die Spanische Mark, deren Grenze bis zum Ebro vorgetrieben wurde. Die Markengründung, die ja für den deutschen Osten seit Karl dem Großen eine überragende Bedeutung erhalten sollte, ist hier an der Pyrenäengrenze nie über die Aufgabe: Verteidigung durch Angriff in eine eigentlich positive Zielsetzung hinausgewachsen. Die aus ihr hervorgehende Mark Barcelona ging auch dem Fränkischen Reich wieder verloren. Aus dem Blickpunkt der europäischen Geschichte war das nicht wesentlich. Bedeutungsvoll aber war, daß diesen Kämpfen, die durch das Rolandslied ihre bleibende Verherrlichung erfahren haben, das westgotische Restgebiet im Nordwesten, in Galizien-Asturien, seine Selbständigkeit verdankte, so daß von hier aus die Reconquista, die heldenhafte Wiedergewinnung Spaniens für Europa, ihren Ausgang nehmen konnte.

Karl der Große, der germanische Stämme zum deutschen Volke zusammengezwungen hat, ist zugleich auch der Neuschöpfer der abendländisch-europäischen Welt nach dem Zerfall des Römischen Reiches. Sein Frankenreich stellt das kontinentale Europa jener Zeit schlechthin dar. Sein Kampf gegen Awaren und Araber hatte daher eine grundsätzliche Bedeutung für das Ringen gegen europafeindliche Mächte. Zunächst lassen die Kämpfe

Digitized by Google

im Südosten und im Südwesten bereits den ganzen Unterschied zwischen den jeweiligen Gegnern erkennen: dort war es ein asiatisches Nomadenvolk, das als Vernichter europäischer Kultur erschien, ohne andere, hochwertige Leistungen an ihre Stelle setzen zu können. Das Kalifat von Cordoba hingegen war der Mittelpunkt blühender arabischer Kultur, hier entfalteten sich Kunst und Wissenschaft zu einer Fruchtbarkeit, der bald die abendländische Wissenschaft wesentliche Anregungen verdanken sollte. Dennoch blieb die arabische Herrschaft in Spanien nach Herkunft, Rasse und Glauben ein Fremdkörper innerhalb der europäischen Völkerwelt, der in langwierigen und erbitterten Kämpfen entfernt werden mußte. Der Herrscher des Fränkischen, wie im folgenden Jahrhundert des Deutschen Reiches, der die von Karl erneuerte Kaiserkrone trug, nahm diesen Kampf nicht nur für sich und seinen Staat auf. Vielmehr übernahm er damit eine allgemeinere Verpflichtung, die denn auch ihre unmittelbaren Rückwirkungen auf die europäische Völkerfamilie hatte, wie die Ermöglichung der Reconquista in ihren Anfängen bezeugt. Germanisch-deutsches und romanisch-spanisches Wesen, wenn man diese beiden Kennzeichnungen so gebrauchen darf, fanden sich hier zum ersten Male im Kampfe gegen einen gemeinsamen, außereuropäischen Feind.

Etwa ein Jahrhundert nach der Vernichtung der Awaren spie die pannonische Ebene um Theiß und Donau von neuem asiatische Reitervölker aus, die sich hier festgesetzt hatten, um plündernd und brennend die Herzvölker Europas anzugreifen. Es waren die Magyaren. Ihre Angriffe trafen das fränkisch-deutsche Reich ebenso wie Italien.

Nirgends in der Geschichte Europas sind die Schicksale zweier Völker so innig und langwährend ineinander verflochten, wie die des deutschen und des italienischen Volkes. Diese Verbundenheit galt in höchstem Maße während des 10. Jahrhunderts in der gemeinsamen Abwehr außereuropäischer Mächte. Nicht nur waren beide von den Einfällen der Ungarn heimgesucht. Nachdem Otto der Große 962 die abendländische Kaiserwürde erneuert und durch sie die tatsächliche Machtstellung des Deutschen Reiches und seines Königs gekrönt hatte, wurde durch das beide Völker umfassende Imperium auch die Verdrängung der Araber wie die von Byzanz aus der Apenninenhalbinsel ihre gemeinsame Pflicht.

Wenige Jahre zuvor in der heutigen ungarischen Tiefebene angekommen, brachen die Ungarn 899 zum ersten Male in Oberitalien ein. Konnten sie auch das mauerbewehrte Pavia nicht nehmen, so verheerten sie doch ein ganzes Jahr hindurch das reiche Land. Im Jahre 900 stießen sie in die bayerische Ostmark vor, und von nun an wurden Deutschland und Italien Jahrzehnte hindurch immer wieder von ihnen mit Mord und Brand aufgesucht. In Italien drangen sie über Spoleto bis gegen Süditalien vor, in Deutschland bis nach Bremen und dem Südwesten, ja, bis nach Frankreich dehnten sie ihre Raubzüge aus. Konnten die Italiener bzw. Langobarden hinter den festen Mauern ihrer Burgen und Städte oft erfolgreichen Widerstand leisten, so waren die Deutschen darauf angewiesen, dem Gegner in offener Feldschlacht zu begegnen, wenn die Gefahr wirklich für immer

Digitized by Google

gebannt werden sollte. Die Siege Heinrichs I. bei Riade an der Unstrut 933 und Ottos des Großen auf dem Lechfelde bei Augsburg 955 haben die Ungarn zur Seßhaftigkeit in den Landschaften gezwungen, die sie noch heute besiedeln. Bald sollten auch sie zu einem europäischen Kulturvolke geworden sein. Die deutschen Siege aber hatten Deutschland und Italien für immer von der furchtbaren Gefahr befreit. Nach dem Jahre 947 sind die Ungarn nicht mehr in Italien eingefallen. An der Lechfeldschlacht waren auch die Böhmen mit einem tapfer streitenden Heerbann unter Führung ihres Herzogs beteiligt.

Sehr viel länger zog sich der Kampf mit den Sarazenen hin. Im Jahre 827 waren sie auf Sizilien gelandet, das sie im nächsten halben Jahrhundert unterwarfen. Mit der Eroberung von Bari und Tarent im Jahre 841 faßten sie auch auf dem Festlande Fuß, ja, die Plünderung der Petersbasilika vor den Mauern Roms bedeutete einige Jahre später einen kaum noch überhörbaren Weckruf an das christliche Abendland. Durch ihre Seetüchtigkeit den anderen Mittelmeervölkern überlegen, konnten sie es sogar wagen, sich an der Küste der Provence festzusetzen. Die Uneinigkeit der Einzelgewalten auf der Apenninenhalbinsel, der langobardischen Staaten, des Kirchenstaats, der byzantinischen Gebiete erleichterte ihnen ihr Vordringen und erschwerte ihre Bekämpfung. Gelegentliche Koalitionen gegen sie waren durchaus erfolgreich, hatten aber doch nur vorübergehende Wirkung.

Da wurde der deutsche König in diesen Abwehrkampf hineingezogen, als er zu Rom die Kaiserkrone erworben hatte. Nun war es kaiserliche Pflicht, das Abendland von der Bedrohung durch die andersgläubigen Araber zu befreien. Gleichzeitig aber war für Otto den Großen und seine Nachfolger die Auseinandersetzung mit Byzanz wieder aufgelebt, mit der schon Karl der Große zu schaffen gehabt hatte — nicht nur räumlich und machtpolitisch von Reichsitalien aus, sondern vor allem geistig, war doch der Kaiser des Abendlandes, von Ostrom her gesehen, ein Usurpator. So entstand für den ersten und zweiten Otto in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts eine doppelte Front in Italien: gegen Byzanz, das in Unteritalien und Venedig noch immer mächtig war, selbst ein Gegner der Araber, doch mit ihnen in gleichartiger Gegnerschaft gegen den römischen Kaiser verbunden, und gegen die Araber selbst. Beides lag aber auf der großen Linie des Ringens gegen europafeindliche Mächte, denn hielt auch Byzanz den Anspruch aufrecht, der echte Erbe des Römischen Imperiums zu sein, so trennte es sich doch kirchlich und politisch immer tiefer vom Abendlande, wurde es rassisch und geistig stets mehr orientalisiert. Seine Vertreibung aus dem westlichen Mittelmeer bedeutete die notwendige Verdrängung einer raum- und geistesfremden Macht aus Europa.

So führte die Verknüpfung deutschen und langobardisch-italienischen Volkstums im Imperium Deutschland und Italien, wie gegen die gemeinsame Ungarnnot, so auch in dem weltgeschichtlichen Ringen gegen Byzanz und gegen die Araber zusammen. Der deutsche König und römische Kaiser, Otto II., brachte in diesem Ringen schwere Opfer; im Jahre 982 erlitt er bei Cap Colonne südlich Cotrone an der Küste des jonischen Meeres eine

Digitized by Google

Niederlage, nachdem ihm der Sieg schon sicher zu sein schien. Der Kaiser entging der Gefangennahme nur, indem er auf das Meer hinausschwamm, bis er von einem Schiffe aufgenommen wurde.

Die Kämpfe gegen die Sarazenen in Spanien und Italien waren nur Teile eines gewaltigen Ringens. Zwar hatte der Franke Karl Martell schon im Jahre 732 durch den Sieg bei Poitiers das Eindringen der Sarazenen in das europäische Festland verhindern können, die Küsten und Inseln des Mittelmeeres blieben ihnen noch lange ausgeliefert. Es ging darum, ob dieses ein arabisch-islamisches oder ein europäisch-christliches Binnenmeer sein sollte. Eben im Zeichen der abendländischen Einheit, die symbolisch und weithin auch politisch durch das Reich vertreten wurde, folgte auf den das ganze Mittelmeer von Konstantinopel bis Gibraltar umfassenden Vorstoß des Islams zunächst im 9. und 10. Jahrhundert der Stillstand dieses gewaltigen Eroberungszuges, an den dann die rückläufige Bewegung anschließen sollte.

Diese hat in der Form der Kreuzzüge den Islam vor allem im östlichen Mittelmeer aufgesucht und dort an der syrischen Küste sich für genau zwei Jahrhunderte festsetzen können. Doch fügen sich weder die Kämpfe gegen die Araber in Spanien noch die in Unteritalien und Sizilien ohne weiteres in die eindeutige Form von „Kreuzzügen" im Sinne der Zeit ein.

In Spanien war die Reconquista, die Wiedereroberung alten westgotischen Reichsbodens, keineswegs primär bestimmt vom Glaubensgegensatz gegen den Islam. Zu eng und zu lange hatten sich Abendland und Morgenland hier durchdrungen, zu tief waren die Einwirkungen der arabischen Kultur und Wissenschaft auf die Träger der literarischen Bildung in den christlichen Staaten der Pyrenäenhalbinsel, zu gleichartig auch die rassische Mischung auf beiden Seiten geworden, als daß die Reconquista zunächst einen anderen als einen politischen Sinn haben konnte. Die einzelnen spanischen Königreiche, dazu das aus der 1095 geschaffenen Grenzgrafschaft hervorgehende Portugal sahen in der zerfallenden islamischen Staatenwelt im Süden der Halbinsel den Raum für ihre Eroberungen und ihr natürliches Wachstum. Daher trugen sie in der Hauptsache den Kampf gegen die Araber aus eigenen Kräften. Nur langsam drangen in diesen die Kreuzzugsideologien ein. Wohl aber wurde der Kampf der spanischen Reiche und Portugals gegen den Islam, wie er diesen Staaten selbst, trotz aller Spannungen im Wettlauf um die mächtigste Ausdehnung, eine lebendig verspürte Gemeinsamkeit gab, im übrigen Europa als Vorkampf in dem Ringen angesehen, das doch die ganze abendländische Völkerwelt im tiefsten anging. Daher nahmen französische, deutsche und englische Ritter an einzelnen Kreuzzugsunternehmen auf der Halbinsel teil. Flämische und niederlothringische, englische und normannische Kreuzfahrer, die auf der Fahrt nach Syrien waren, ließen sich im Jahre 1147 unterwegs zur Eroberung Lissabons für den portugiesischen König bestimmen und erzielten damit den einzigen Erfolg des völlig mißglückten zweiten Kreuzzuges. Genueser und Pisaner Schiffe waren gleichzeitig an der Einnahme von Almeria beteiligt. So stand hinter den heldenhaften Kämpfen der spanisch-

Digitized by Google

portugiesischen Reconquista nicht nur mitfühlend, sondern auch mithandelnd die europäische Völkergemeinschaft, durch Kreuzfahrer und Krieger germanischer und romanischer Herkunft vertreten. Daß sie nicht nur an den großen, von den universalen Häuptern des Abendlandes geleiteten Kreuzzugsunternehmen teilhatten, sondern gerade auch bei diesen räumlich und ideologisch begrenzten Kämpfen gegen die islamischen Staaten der Pyrenäenhalbinsel erschienen, kennzeichnet die europäische Einheit in der aktiven Gegenwehr und Zurückdrängung der fremden arabischen Welt.

Auch in Unteritalien und Sizilien wurde der Kampf gegen die Araber auf rein politischer Ebene geführt. Die vierzig normannischen Ritter, die wohl 1016 auf der Rückfahrt von Jerusalem in Unteritalien landeten, wurden zunächst zwar gegen die Sarazenen eingesetzt, gingen, als Nachzug aus der Heimat eingetroffen war, aber bald dazu über, sich im langobardisch-byzantinisch-sarazenischen Spannungsgebiet Unteritaliens eine eigene Herrschaft zu begründen. Im Jahre 1061 begann Robert Guiskard den Kampf um Sizilien, dessen arabische Reste, politisch entmachtet und nur noch kulturell bedeutungsvoll, im 13. Jahrhundert zur Zeit Friedrichs II. von der Gnade ihres kaiserlichen Herrn lebten.

Wie die russischen Waräger im 10. Jahrhundert, so wurden die unteritalienischen Normannen des 11. Jahrhunderts angelockt von dem Glanze der alten Kaiserstadt am Bosporus. Auf dem Wege nach dem Osten fügten sie sich ein in die allgemeine Kreuzzugsbewegung. Als diese im Jahre 1096 mit dem ersten Kreuzzuge begann, war die Kreuzzugsidee, der Gedanke des bewaffneten Kampfes um die heiligen Stätten der Christenheit, bereits zu voller Reife gediehen.

Die drei ersten Kreuzzüge haben unter dieser Idee gestanden. Danach wurden sie immer stärker weltliche Unternehmungen. Doch auch in den drei ersten Zügen nahm die politische Zielsetzung einen für die europäische Geschichte entscheidenden Anteil ein. Alle Völker Europas hatten an dem Kampfe teil, der im Zeichen des Kreuzes die Gegenbewegung gegen die arabischen Vorstöße des 7. bis 10. Jahrhunderts darstellte. Franzosen und Normannen, also romanisierte Germanen, führten im wesentlichen den ersten Kreuzzug durch. Vom zweiten Zuge an war auch die germanische Völkerwelt an der Bewegung beteiligt. Stand auf der zweiten Kreuzfahrt der deutsche König Konrad III. neben dem französischen König, so trat der greise Friedrich Barbarossa, das unbestrittene Haupt des Abendlandes, an die Spitze des dritten großen Unternehmens. Obgleich dann Friedrich II. als Gebannter 1228/29 gar die Krone des Königreichs Jerusalem gewann, bleiben die Kreuzzüge doch überwiegend eine politische Bewegung der romanischen Völker. Pisa, Genua und dann Venedig fanden in ihnen die großartigsten Möglichkeiten für ihren Handel. Vor allem aber baute sich der französische Adel in den syrischen Kreuzfahrerstaaten einen Kolonialraum, in den seine überschüssigen Kräfte abströmen konnten. Das „Lateinische Kaisertum" von Konstantinopel (1204) stellt den Abschluß dieser Bewegung dar.

Digitized by Google

In das 13. Jahrhundert fiel auch die Abwehr eines anderen Gegners: die Mongolen brachen nach Mitteleuropa ein. Schon waren die ostmitteleuropäischen Staaten überrannt. Alle Kreuzzugspläne scheiterten an dem Kampfe des Papstes gegen Kaiser Friedrich II. Dennoch setzten die bedrohten Länder allein auf das Reich ihre Hoffnung. In Ungarn wollte man sich gern der längst abgestreiften Lehnshoheit des Reiches wieder unterstellen, um seinen Schutz zu gewinnen. Da wurde die Schlacht, die Herzog Heinrich II. von Schlesien am 9. April 1241 auf der Wahlstatt bei Liegnitz schlug, zum glorreichen Zeugnis des deutschen Opferwillens, auch wenn die Umkehr der Mongolen aus inneren Gründen erfolgte.

Trotz des Überwiegens der romanischen Völker stellen die Kreuzzüge die gewaltige Gegenbewegung der europäischen Völker dar, die die weltgeschichtliche Antwort auf die Vorstöße der Nachfolger Muhamets war und ihrerseits abgelöst wurde durch das Vordringen der Türken nach Europa. Selten ist wohl die Einheit der europäischen Völker so lebhaft empfunden worden, wie auf dem ersten Kreuzzuge. Doch eben daß auf diesen Zügen sich die Angehörigen der europäischen Völker so nahe kennenlernen konnten, wie niemals sonst, schärfte in ihnen auch das Bewußtsein für ihre Unterschiede, und je mehr die ganze Bewegung verweltlichte, desto mehr förderte sie die Erkenntnis der Gegensätze und Unterschiede.

Denn die letzten Kreuzzugsunternehmungen des 13. Jahrhunderts fielen bereits in die Zeit, in der die abendländische Einheit durchbrochen wurde von den mehr oder minder national bestimmten Einzel- und Einheitsstaaten. Gewiß hat es nie ein universales, vom Imperium gelenktes, einheitliches Abendland gegeben. Unter der gemeinsamen kirchlich-lateinischen Bildung, unter der Schicht allgemeiner Ideen lebten die Völker. In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts aber begann sich ein Nebeneinander von unabhängigen Einzelstaaten zu bilden, das man schon als ein europäisches Staatensystem bezeichnen darf. Je ausschließlicher dieses das politische Leben beherrschte, je stärker mit dem Verfall der beiden universalen Pole der mittelalterlichen Welt, des Kaisertums und des Papsttums, diese Welt selbst aus den Fugen ging und in ihren Einzelteilen auseinanderstrebte, desto fragwürdiger wurde die Einheit Europas.

Vom späten Mittelalter an ist diese ein offenes Problem geblieben. Denn bis heute ist die große Aufgabe ungelöst, von den neuen, weltlichen Grundlagen her eine dauerhafte und gültige Ordnung der europäischen Völker auf der unbezweifelbaren Grundlage ihrer geschichtlichen Zusammengehörigkeit zu schaffen. Diese Tatsache aber mußte ebenso ihre tiefen Rückwirkungen auf alle Auseinandersetzungen mit der nichteuropäischen Außenwelt haben, wie umgekehrt diesen Auseinandersetzungen nun für das Bewußtsein der europäischen Einheit eine vielleicht noch erhöhte Bedeutung zukam.

Es gab in den neueren Jahrhunderten zwei große Zusammenhänge, in denen sich ein europäisches Gemeinschaftsbewußtsein bewähren konnte: in der Ausdehnung der weißen Rasse über die Erde und in der Verteidigung Europas gegen die Türken.

Digitized by Google

Wie schon im 12. Jahrhundert die unteritalienisch-sizilischen Normannenkönige, wenn auch vergeblich, nach Nordafrika hinübergegriffen hatten, so erreichte die spanische Reconquista zunächst die Inseln des westlichen Mittelmeeres, um dann die Sarazenen nach der Vertreibung von der Pyrenäenhalbinsel auch auf dem afrikanischen Gegenufer anzugreifen. Erst das 19. Jahrhundert hat mit den verschiedenen europäischen Kolonialgründungen auf dem Boden Nordafrikas den Abschluß dieser Entwicklung gebracht. Doch im 15. Jahrhundert ging aus ihr die moderne Entdeckungsgeschichte hervor. An ihr waren daher zunächst Spanier und Portugiesen führend, die italienischen Seestädte nur mitbeteiligt. Frankreich folgte nach. Erst langsam traten von germanischen Völkern Niederländer und Engländer in den Wettbewerb ein. Das Ringen um die Verteilung des Erdballs und die Schaffung überseeischer Kolonialreiche kann in diesem Rahmen nicht geschildert werden. Gewiß waren sich die Vertreter der weißen Völker Europas gegenüber den fremden Rassen und Völkern der Welt des gemeinsamen Wesens bewußt. Doch Rückwirkungen auf die europäische Einheit gingen hiervon, mit verschwindenden Ausnahmen, nicht aus. Im Gegenteil verschärften die Formen, in denen England sein Kolonialreich aufbaute, die Gegensätze unter den europäischen Staaten in zunehmendem Maße.

So waren es denn die Türkenkriege, die in der Verteidigung Europas auch das Einheitsbewußtsein seiner Völker wach erhielten. Im 14. Jahrhundert hatten die Türken europäischen Boden im geographischen Sinne betreten. Etwa ein Jahrhundert umbrandete ihre Flut das alte, so oft anscheinend dem Tode nahe und doch so zählebige Byzanz; dann nahmen sie im Jahre 1453 Konstantinopel ein. Serbien war ihnen untertan. Ungarn verteidigte sich vergeblich in tapferer Gegenwehr. Bei Mohacs verlor Ludwig II. von Ungarn 1526 mit der Schlacht auch Reich und Leben. Der Habsburger Ferdinand I. erbte Ungarn und Böhmen, doch mußte ersteres erst in einem langen Ringen aus der Hand der Türken gewonnen werden. Im Jahre 1529 standen diese zum ersten Male vor Wien, das sie vergeblich belagerten.

Der ungeheuerlich anwachsenden Gefahr war das Abendland zunächst mit Kreuzzugsplänen begegnet. Immer wieder riefen die Päpste zur Kreuzfahrt gegen die Glaubensfeinde auf. Kaiser und Fürsten diskutierten auf den Reichstagen um den Türkenkampf im Zeichen des Kreuzes. Doch die mittelalterliche Welt und mit ihr die große Bewegung der Kreuzzüge war unwiederbringlich dahingegangen. Daß man an Abwehr der Gefahr mit den Waffen der Vergangenheit dachte, kennzeichnet die Krise, in der sich die europäische Welt zu einem neuen Dasein hindurchrang. Denn die alte Kirche war erschüttert von den Stürmen der Reformation, die in den Deutschen zuerst eine Wandlung schufen, aber ebenso hinüberbrausten zu fast allen Völkern Europas. Einem neuen Europa auf reformatorischer Grundlage sollte die Gegenreformation die Möglichkeiten verbauen. Für das Schicksal Europas aber und seines Herzlandes wurde es fast zum Verhängnis, daß der Vorstoß der Türken gerade in eine Zeit tiefster Erschütterung durch die inneren Glaubenskämpfe fiel.

Digitized by Google

Da erwies es sich, daß nicht der Papst, nicht der Kaiser als universales Haupt der abendländischen Welt, wohl aber das Reich von einer Kraft war, die jetzt der Rettung Europas diente, wie es einst auf den Schlachtfeldern von Riade, dem Lechfelde und Wahlstatt über die eigene Freiheit hinaus der europäischen Völkergemeinschaft gedient hatte.

Gewiß gab es, namentlich im Mittelmeerraum, auch andere politische Koalitionen zum Kampfe gegen den Türken. Der Johanniterorden setzte die große Überlieferung der Kreuzzugszeit fort in der tapferen Verteidigung von Rhodos, von Tunis und schließlich von Malta. Venedig kämpfte zur See gegen die türkischen Flotten um seine Kolonien und seinen Handel im östlichen Mittelmeer. Das habsburgische Spanien blieb mit dem Türkenkrieg in der alten Überlieferung des Ringens gegen die Sarazenen. Dauerhafte Erfolge blieben ihnen versagt. Der Sieg, den die vereinigte Flotte Venedigs, Spaniens und des Papstes 1571 bei Lepanto unter der Führung Don Juans d'Austria errang, war zwar die größte Seeschlacht, die das Mittelmeer seit der Antike gesehen hatte — das Ringen gegen den gewaltigen Gegner Europas konnte sie nicht entscheiden.

Der Sieg wuchs langsam aus der noch immer lebendigen Wirklichkeit des Deutschen Reiches empor. Gewiß standen die Deutschen in der Verteidigung Europas jetzt so wenig allein, wie in früheren Jahrhunderten. Ungarn, dem mächtigen Feinde ja noch näher, wehrte sich, solange es noch einen Rest von Freiheit besaß. Die Heldengestalt Zrinys, dessen Festung Sziget Sultan Suleiman 1566 vor seinem Tode nicht mehr fallen sah, ist auch dem deutschen Volke durch Körners Drama unvergeßlich. Spanische Gelder halfen. Wenn auch Frankreich gelegentlich Kontingente entsandte, so täuschte das freilich nicht darüber hinweg, daß Franz I. im 16. und Ludwig XIV. im 17. Jahrhundert Europa verrieten und den Bund mit den Türken schlossen, um ihrer Politik gegen das Reich im Westen freie Bahn zu schaffen.

Die schwerste Last ruhte doch auf den Deutschen, und sie sollten die Wendung herbeiführen. Im Jahre 1683 standen wiederum, und nun zum letzten Male, unermeßliche türkische Kriegsvölker vor Wien. Da wurde die Verteidigung der Kaiserstadt zur allgemeinen deutschen Sache, und als die Türken abrücken mußten, war nicht nur die Stadt gerettet, sondern es begann der Rückzug der Türken aus Europa, der dieses auch im Südosten sich selbst zurückgab. Prinz Eugen wurde der Held der Türkenkriege, die vom Reich um Europas willen geführt wurden. Seine Siege sind im deutschen Volke lebendig wie keine anderen Taten jener Zeit. Immer weiter konnte die Militärgrenze hinausgeschoben werden. Wie einst im Mittelalter im ganzen Osten, so gewann nach dem Schwerte der deutsche Bauer auch hier im Südosten das Land erst recht eigentlich der deutschen und europäischen Kultur.

Nicht mehr vom universalen Grunde der mittelalterlichen Ordnung her, doch aus der unversiegbaren Kraft des Reiches hielten die Türkenkriege zum letzten Male in der europäischen Geschichte das Gemeinschaftsbewußtsein Europas durch die Verteidigung seiner gemeinsamen Werte lebendig. Das Ringen um die Einheit Europas ist seitdem weder von innen her noch in

Digitized by Google

der Abwehr eines äußeren Gegners von grundlegenden Auswirkungen gewesen.

Das zersplitterte Deutschland konnte der europäischen Völkerwelt weder Einheit noch Ordnung vermitteln. Die Ideen der Französischen Revolution uniformierten ein Jahrhundert hindurch das Freiheitsstreben der Völker, um sie nur tiefer untereinander zu trennen und zu entzweien. Der Sproß und Überwinder der Revolution, Napoleon, mußte scheitern, da er vom Rande des Kontinents her die Völker durch seine Tyrannis zwingen wollte. Jeder Erfolg Frankreichs im Kampf um die Führung Europas führte aber schließlich eine Macht des Ostens tiefer nach Europa hinein: Rußland.

Schon im 16. Jahrhundert war der Moskauer Staat in seinem Streben nach dem Meere auf das deutsche Livland gestoßen. Im Beginn des 18. Jahrhunderts hatte Peter der Große ihm die Ostsee gewonnen und das Fenster nach Europa geöffnet. Der russische Zarenstaat wurde eine Macht, die politisch immer tiefer in das europäische Staatensystem verflochten zu werden schien. Mit dem Zerfall Polens gegen Ende des 18. Jahrhunderts, mit dem Schlußstrich unter das Zeitalter Napoleons auf dem Wiener Kongreß 1815 schob es sich stets gewichtiger an die deutschen Grenzen heran. Es wurde zur beherrschenden Großmacht des Ostens.

Schon Friedrich der Große hatte die Last gespürt, die sich hier auf Preußen, aber auch auf Europa legte. Die Deutschen des Freiheitskrieges gegen Napoleon hatten sich eines unheimlichen Gefühls angesichts des fremdartigen Bundesgenossen aus den Steppen des Ostens nicht erwehren können. Dem Vordringen Rußlands gegen das Mittelmeer und den Balkan haben die europäischen Mächte während des 19. Jahrhunderts zweimal Halt geboten — einmal im Krimkriege der Jahre 1854 bis 1856, und dann auf dem Berliner Kongreß des Jahres 1878, als Bismarck als „ehrlicher Makler" im Sinne eines europäischen Ausgleichs die Russen an der vollen Ausnutzung ihrer Siege über die Türken hinderte.

Was aber in der Tiefe dieses „Russischen Reiches" an europafremden und -feindlichen Kräften lebte, das blieb dem 19. Jahrhundert doch verborgen. Die deutschen Soldaten des Weltkrieges, das bedrohte Ostpreußen ahnten es. Das Tannenberg von 1914 glich in tiefster historischer Bedeutung dem Tannenberg von 1410, das einst der deutsche Orden gegen das polnisch-litauische Heer verloren hatte, eben darin, daß beide Male die Völker Asiens gegen Deutschland, den Hüter europäischer Kultur im Osten, aufgeboten worden waren.

Der Durchbruch des Bolschewismus bestätigte diese Ahnung und die Deutung der Schlacht von Tannenberg. Das 20. Jahrhundert steht im großen weltgeschichtlichen Rhythmus des 10., 13., 16. und 17. Jahrhunderts. Wieder ist Europa bedroht durch Mächte, die es aus der Weite des Ostens bedrohen. Und wieder hebt eben die Verteidigung der allen europäischen Völkern gemeinsamen Güter in ihrer aller Bewußtsein ihre schicksalhafte Einheit und Zusammengehörigkeit.

Digitized by Google

Dr. Walter Hotz:

Die Einheit Europas in der bildenden Kunst

In einem apollinischen Gesang ist zum ersten Male die Rede von Europa. Mutet es nicht als sinnreiche Fügung an, daß die älteste geschichtliche Überlieferung des vielsagenden Namens Europa, das erste morgenschöne Auftauchen dieses Begriffes aus den Nebeln vorgeschichtlicher Dämmerung in einer altgriechischen Hymne an Apoll, den Gott der Künste, geschieht? Die griechische Mythologie leitet zudem den Namen „Europa" von der holden Königstochter ab, die Zeus liebgewann und die er in Gestalt eines Stieres aus den bukolischen Gefilden Phöniziens an das Gestade Kretas entführte, wo sie die Stammutter eines berühmten Geschlechtes wurde. Dort in Kreta — und bald danach im hellenischen Mykene formte sich die erste europäische Hochkunst, von der wir genauere Kenntnis haben. Die homerischen Gesänge lehren uns das kampfgestählte Achäergeschlecht kennen, und die zyklopischen Mauern der Burgtrümmer von Mykene und Tiryns, die Goldmasken und Ziergefäße, die Waffen und Gürtelschnallen weisen zum ersten Male eine Form auf, die sich gegen das asiatische Assyrien und das afrikanische Ägypten deutlich als andersgeartet, als europäisch, zu erkennen gibt.

Wenn wir unsere Betrachtung im östlichen Mittelmeer beginnen ließen, so geschah das nicht, um ausgetretene Pfade nochmals zu wandeln. Wir wissen ja heute, daß die „blondgelockten Achäer" Homers, die ersten Kulturträger Europas, ein nordisches Volk waren. Aber es gilt hier zunächst einmal, den Begriff Europas von der schärfsten Kulturgrenze her, die das geschichtliche Werden unseres Erdteils kennt, zu bestimmen.

Europa, das vielgestaltige, das von den eisigen Polarlandschaften des hohen Nordens bis zu den sonnenheißen Küsten des Mittelmeeres reicht; Europa, Heimat arischen Menschentums, das dazu berufen war, die Welt mit seinem Geist zu erleuchten und mit seinen Taten zu gewinnen; Europa, die blutgetränkte Walstatt großer Völkerkriege und doch zugleich der mütterlich begnadete, segenspendende Nährboden unvergänglicher Schöpfungen, in denen sich menschlicher Prometheusgeist mit der ewigen Gottheit gemessen — kein anderer Erdteil kann es ihm gleichtun, kann diese Fülle von Kraft und Tatwille, diese Vielfalt der Erscheinungen, diesen Wechsel der Gesichte, diese Fruchtbarkeit des Geistes sein eigen nennen.

Ist es nicht ein gewagtes Unterfangen, von Einheit in der europäischen Kunst sprechen zu wollen, wo sich doch zunächst überall die Mannigfaltigkeit der Formen aufdrängt, eine Unsumme von Werken, unter verschieden-

Digitized by Google

sten Voraussetzungen entstanden, zerstört und wiedergeboren, die sich gegen jede Einordnung in ein System zur Wehr setzt, ja, jeden Versuch, auch wenn er nur in begrifflichen Überlegungen besteht, eine Einheit zu proklamieren, scheinbar scheitern läßt? Gewiß, nichts würde der europäischen Leistung, nichts der Kunst der Völker unseres Erdteiles so sehr Gewalt antun, als wenn man sie wahllos unter das gleiche Schema zwängte. Das hat das liberalistische Zeitalter mit der Parole, daß Kunst international sei, zur Genüge getan. Geschichtliche Schau und Gliederung dagegen, Erkenntnis, daß Einheit der einer Vielheit übergeordnete, sogar aus gelenkter, geformter Vielheit bestehende Begriff ist, und daß jedes bißchen Vielheit, um leben zu können, den Keim und das Streben nach Einheit in sich tragen muß, weil sonst das Chaos wäre, ermöglichen es, die Einheit der europäischen Kunst in den Lebenskreisen der Völker zu erblicken.

Die viel erörterte Frage des Verhältnisses von Volkskunst und Hochkunst kann hier nur gestreift werden. Denn für unsere Untersuchung ist entscheidend die Bekundung eines Gestaltwillens, wie ihn die Hochkunst offenbart — die Volkskunst ist daneben der reiche Garten, ist die notwendige und reizvolle Umwelt, in der die Werke der Hochkunst, edlen Bäumen gleich, gedeihen. Ihnen allein ist es vergönnt, ihre Kronen sonnenwärts zu recken und das volle, reine Himmelslicht zu empfangen. Durch das Dach ihrer Zweige und Blätter erst malt die Sonne ihre kreisenden Bildchen auch auf Laub und Gras und Blumen des nährenden Bodens.

Hochkunst ist stets willensbetont. Sie ist dann am echtesten, wenn sie aus den Notwendigkeiten eines Gemeinwesens erwächst, wenn sie einer zeitbeherrschenden Idee gültige Gestalt verleiht. Kunst ist ja immer wahrhaftig und macht immer auch die geheimsten und verborgensten Triebkräfte eines Zeitalters offenbar. Dafür muß der Künstler oft genug in seinem Leben herbes Prophetenschicksal tragen.

Entgegen einer bekannten Formulierung eines verdienstvollen Forschers muß gesagt werden: Hochkunst muß Machtkunst sein. Denn nur die Machtkunst hat wahres Ethos, ein Ethos des Kampfes, des Werteschaffens um der Gemeinschaft willen, des Opfers aus Haltung und in Verpflichtung gegenüber einer übergeordneten organischen Ganzheit. Auch die Einheit Europas in der Kunst wird vor allem an *den* Werken bewußt, die nicht zuerst der persönlichen Begnadung des Künstlers, sondern einem ihm in innerer und äußerer Berufung zuteil gewordenen Auftrage ihr Dasein verdanken.

Dabei möchten wir nie die Volkskunst missen, weil dann die Hochkunst vereinsamte und fremd würde. Wir lauschen gerne der heimlichen Quelle, die von Märchen und Mythen umraunt, seit der Vorzeit ewig jung bleibt, wir glauben auch nicht, daß Volkskunst nur gesunkenes Kulturgut sei — im Gegenteil, die Volkskunst hat ihre eigenen Antriebe und Gesetze, wie jede Form ihres Gesetzes bedarf — und sie liegen uns alle durch unsere Herkunft aus dem Schoße unseres Volkes im Blute. Sie erneuern sich immer wieder aus den gleichen gottnahen Urgründen, aus denen der Menschengeist von Anbeginn seine Bestimmung empfängt.

Digitized by Google

Aber es bleibt als These, als Ausgang auch dieser Ausführungen die Erkenntnis, daß wirkliche Größe, daß Unsterblichkeit nur den Werken der Hochkunst beschieden ist. Die Kunst Europas muß daher politisch, d. h. von der Polis, vom sich seiner selbst bewußten Volke, oder, deutscher gesprochen, vom Reiche, das ja unsere Polis ist, gesehen werden.

Unter den Kleinodien des alten Deutschen Reiches befanden sich Werke verschiedenster Herkunft. Die Krone stellt eine burgundische Arbeit dar, die der Salier Konrad II. mit Bügel und Kreuz versehen hat. Das Reichskreuz ist wohl am Ober- oder Mittelrhein entstanden. Der Säbel Harun al Raschids ist eine vom byzantinischen Bereich herrührende Waffe. Dann folgen das deutsche Mauritiusschwert mit seinem an die Pflicht zur Kolonisation gemahnenden Namen, die germanische Reichslanze, das karolingische Evangeliar, Reichsapfel und Zepter, römischem Brauch entstammende Herrschersymbole, die normannischen Krönungsgaben für Heinrich VI.: Schwert und Handschuhe und schließlich neben einigen kleineren Stücken, wie Reliquiaren und Gewändern, der prachtvolle normannisch-sarazenische Krönungsmantel. Diese Werke umschreiben sinnbildhaft den Kreis der europäischen Machtkunst, wie sie im Kraftfelde des Reiches fast ein Jahrtausend lang wirksam war.

Daß es eine tiefere Einheit Europas gibt, ruht auf der rassischen Verwandtschaft der europäischen Völker. Daß diese Einheit aber auch geistig fortdauerte und immer wieder hergestellt wurde, wo sie zu zerfallen drohte, ist das Werk des alten Reiches, das Verdienst des Germanentums. Der dem Germanen angeborene Wille zur Synthese — oft auch verhängnisvoll, weil er Brücken baute auf Pfeilern, die zu ihrer Zeit noch zu schwach waren — hat jenes Europa geschaffen, das wir heute vor Augen haben, wenn wir den Namen und die Leistungen unseres Erdteils meinen. Das muß aller mißgünstigen antigermanischen Geschichtsklitterung zum Trotz betont werden, ohne die Germanen und namentlich ohne die Germanen der großen Wanderzeit, die man am meisten beschimpft hat, gäbe es keine europäische Geistes- und Kulturgeschichte, die in ununterbrochener Folge von den Mythen Hellas' und Roms ebenso wie denen des Nordens bis in unsere Tage reicht, und die sich wider alle Aufspaltungsversuche behauptet hat.

Nur Germanen waren imstande, Europas Kultur auch gegen äußere Feinde zu verteidigen. Von der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern über die Siege Karl Martells und Ottos des Großen auf dem Lechfelde, die Mongolenschlacht bei Liegnitz und die Feldzüge Prinz Eugens bis zum gegenwärtigen Weltkampfe gegen den Bolschewismus waren es immer wieder Germanen, die Europa vor dem Untergang bewahrten.

Werden und Vergehen künstlerischer Schöpfungen vollzieht sich in Machtkreisen. Ein Machtkreis aber entsteht dort, wo Blut und Geist im Willen großer Persönlichkeiten einander begegnen, wo auf dem Grunde einer schöpferischen Rasse Ideen empfangen und geboren werden und Gestaltung erheischen, wo ein Volk bereit und fähig ist, seine Kraft und seine Mittel in den Dienst künstlerischer Verwirklichung zu stellen. Man soll nicht erschrecken vor dem Begriff „Machtkunst". Sie hat nichts mit Verknech-

Digitized by Google

tung des Geistes zu tun. Wir wissen es heute aus eigenem Erleben, daß gerade die Kultur der Macht bedarf, um Geltung zu besitzen, ja, sie sogar zur Voraussetzung hat. Die Kunst eines Volkes würde — und wir können auch dafür Beispiele anführen — zur Spielerei entarten, zur Winkelkunst verkümmern, wenn sie sich nicht getragen wüßte von politischer Macht und beschirmt vom Schwert, das den Frieden sichert.

Die beiden großen Machtkreise der europäischen Kunstgeschichte: der hellenisch-römische und der germanische — er ist der umfassendste — haben sich, obwohl sie zeitlich aufeinander folgen, gegenseitig durchdrungen und aus diesem Bündnis ist die europäische Kunst gewachsen. Nur am Rande wirken der byzantinische und später russische Machtkreis des Ostens und der arabisch-afrikanisch-islamische Machtkreis des Südens auf Europas geistiges Werden ein. Die politische Führung des alten Reiches hat auch, vor allem unter den Hohenstaufen, die Auseinandersetzung mit diesen beiden Machtkreisen fruchtbringend geführt. Ein Problem, eine Gefährdung der europäischen Einheit, ist daraus auch dann nicht erwachsen, als während der Kreuzzüge Europa im Raume eines anderen Machtkreises Fuß faßte.

Auf dem mauerumgürteten Burghügel Athens, im Heiligtum der speertragenden Göttin, hat die Kunst der Griechen ihre klassische Form gefunden. Die Marmorblöcke der Akropolis, die Säulen und Bildwerke des Parthenon und der übrigen Tempel, sind ein bleibendes Symbol jener frühen und doch so einzigartigen europäischen Hochkunst geworden, ein Symbol, zu dem sich alle Jahrhunderte europäischer Geistesgeschichte als zu ihrem Eigentum bekannten. Im perikleischen Zeitalter, jener kurzen Spanne zwischen den großen Kriegen des Hellenentums: dem Befreiungskriege gegen die Perser und dem zermürbenden peloponnesischen Kriege um die Vorherrschaft im griechischen Raume, nahm all das Gestalt an, was diesem kleinen Volke an Schöpferkraft innewohnte. Es war nordischer Geist, der hier wirkte. Auf eine besondere Art freilich — in einer Ruhe und Ausgeglichenheit, in einer inneren und äußeren seligen Selbstsicherheit, wie sie nur einmal, eben in diesen wenigen Jahren zwischen den Schlachten dem europäischen Menschentum vergönnt war.

In der Dichtung, in der Philosophie hat Griechenland Werte ewiger Geltung erworben. In der bildenden Kunst hat es den Begriffen des Schönen, der Harmonie, des In-sich-selbst-Ruhens, jenen erhabenen und doch so menschlichen Ausdruck gegeben, den wir mit dem Wort „klassisch" bezeichnen, und dessen Gesetzen nachzuspüren viele der Besten unseres Volkes unternommen haben.

In der Baukunst ist der säulengetragene Tempel, das hehre Heiligtum der Gottheit, in der Skulptur der vollkommene, der schöne Menschenleib von den Griechen als gültiges Leitbild für die Kunst Europas gestaltet worden — auch das im Kampf und in ständiger Auseinandersetzung mit Mächten und Ideen, die zudem von Kleinasien her die Einheit und Reinheit hellenischer Kultur bedrohten. Denn das ist ja das Wesentliche aller großen Taten, daß sie ertrotzt, erkämpft, durch Opfer erkauft und bewahrt werden.

Digitized by Google

Man kann die griechische Kunst ebenso wie die griechische Geschichte in unzählige Einzelepisoden zerlegen, die ein buntes, jeder Ordnung entbehrendes Bild ergeben. Aber, es ist gar nicht entscheidend, daß es auch Widerspruch und Auflehnung, Entartung und Fremdwerk gab, sondern, daß die großen Wahrzeichen griechischer Kunst, vor allem Athen und Olympia, sich als reine Schöpfungen aus nordischer Haltung behauptet haben, und daß sie, und nicht das, was niedriger und weniger edel ist, als Vorbilder empfunden werden.

Die Macht des Stadtstaates Athen ging in einem langwierigen Kriege zugrunde. Athen hatte sein Werk getan. Mazedonien, das die Hellenen als „barbarisch" verachteten, wurde der Erbe. Alexander der Große begründete mit seinem unvergleichlichen Siegeszug bis zur Grenze Indiens das Zeitalter des Hellenismus. Ein vielgeschmähter Begriff — und doch ist durch den Hellenismus hindurch griechische Kunst, zu leidenschaftlichen Ausdrucksformen gesteigert, Gemeingut jenes Reiches geworden, das mit der Schwertmacht seiner Legionen und vermöge seiner staatsbetonten Verwaltung die erste höhere europäische Einheit schuf: des alten römischen Kaiserreiches. Auf dem Boden dieses Imperiums, das vom Schwarzen Meer bis zu den Säulen des Herkules reichte und die Mittelmeerküsten Afrikas und Asiens ebenso umschloß wie es Gallien, Hispanien, die britannischen Inseln und Teile des großgermanischen Raumes ergriff, wurden viele Ideen und Wesenheiten lebendig, aber doch immer wieder eingeschmolzen in jene alle Glieder bindende und einende römische Reichskultur, die unter hellenistischen Vorzeichen stand. Athene siegte auch über die Giganten, wie es auf einem bedeutsamen Werke frühhellenistischer Kunst, dem Pergamonaltar, gleichnishaft dargestellt ist.

Die Schöpfungen der Griechen bedurften der römischen Weltmacht, um Fundamente europäischer Kultur zu werden.

Im Zeitalter des Kaisers Augustus, dem „glücklichen" Zeitalter der römischen Geschichte, nach dem sich die Imperatoren und die späteren deutschen Kaiser nannten, lebte in jenem schon genannten Begegnungsraum der Machtkreise Roms, des Hellenismus und der vorderasiatischen Welt, am südöstlichen Mittelmeer, der galiläische Wanderprediger Jesus von Nazareth, welcher der bedeutendste Religionsstifter des Erdkreises wurde.

Die Lehren Jesu, „des Gesalbten", wie ihn seine Jünger nannten, sind in griechischer Sprache überliefert. Die ersten dogmatischen Formulierungen und Auseinandersetzungen bewegen sich in den gleichen Ausdrücken, deren sich die griechische Philosophie bediente. In den zahlreichen Kämpfen um die Christologie, welche die urchristliche Gemeinde und die frühe Kirche zu bestehen hatten, spiegeln sich die großen geistigen Fragen und die Gläubigkeit des hellenistischen Menschen. Das Christentum ist in diesen Kämpfen, die mehr waren als ein bloßer Streit um Worte, innerlich und äußerlich gewachsen und zur abendländischen Macht geworden, indem es sich immer deutlicher von dem byzantinischen Osten abgrenzte. Da das Christentum über eine straffe Organisation verfügte und Träger einer einheitlich ausgerichteten Weltanschauung war, errang es bald den Sieg über die Vielzahl zwar

Digitized by Google

oft recht geistvoller, aber doch der lebendigen Substanz entbehrender römisch-hellenistischer Kulte und Philosophiesysteme. Konstantin aber baute die christliche Kirche mit staatsmännischer Klugheit in das Gefüge des Römischen Reiches ein und schloß damit das schicksalhafte Bündnis von Imperium und Sacerdotium, das den weiteren Verlauf der europäischen Geschichte bis zur Neuzeit bestimmt hat.

Christliches Gedankengut, geformt durch hellenistisch-römischen Geist, hat auch auf die antike Kunst manchen Einfluß genommen. Jede Kunst bedarf ja der Religion. Die christliche Kirche war zwar nicht immer kunstfreundlich und gerade im byzantinischen Osten tobten um der Bilderverehrung willen heftige dogmatische Streitigkeiten. Aber der römische Westen, der massiver und auch gesünder dachte, hat die Kunst im Gottesdienst als selbstverständliches Erbe aus der Heidenzeit übernommen, ja manchmal sogar heidnische Götterbilder, mit christlichen Attributen versehen, in seinen Kulträumen aufgestellt.

Was sich entscheidend im europäischen Geistesleben auswirkte, war, daß das zur Macht gekommene Christentum der Kunst nicht nur neue Aufgaben, neue Themen stellte, sondern auch den Inhalt des Kunstschaffens wandelte. Der Christenglaube lehrte die Güter der Erde gering achten zugunsten der Hoffnung auf ein besseres Jenseits. Die Kunst, die ja aus den Kräften der Zeit lebt, die stets ein Stück Ewigkeit in der Zeit sichtbar werden läßt, bekam ein neues Ethos: Wegweiser und Vorbereitung zu sein, sie bekam ihren transzendenten Charakter, sie wurde zerbrechliches Gefäß unvergänglichen Geistes, sie trat aus der scharfen Klarheit der griechischen Sonne in das geheimnisvolle mystische Dämmerdunkel weiter Kirchenräume. Das geschah wahrlich nicht zum Schaden der Kunst. Denn sie wurde dadurch vor Verflachung, vor Erstarrung in formengewandtem Manierismus bewahrt.

Christliche Kunst von Rang gibt es erst seit Konstantin. Sie ist Ausläufer der Antike und zugleich Aufgang einer neuen Welt. Die Bildwerke und die Malerei blieben zunächst der gleichen Technik verbunden, die die heidnische römische Kaiserzeit handhabte. Das Kultgebäude, die Basilika, allerdings nahm nicht den griechisch-römischen Göttertempel, sondern die hellenistische Markt- und Versammlungshalle zum Vorbild. Diese entsprach den Erfordernissen christlichen Gottesdienstes ebensosehr wie sie der Pflicht des Staates entgegenkam, nach dem Wegfall des Kaiserkultes Stätten geeigneter politischer Repräsentation und Erziehung zu besitzen.

Segen und Fluch der Tat Konstantins werden seit anderthalb Jahrtausenden in oft heftigem Für und Wider erörtert. Es ist müßig, Geschichte mit Wenn und Aber zu konstruieren, denn alle Geschichte ist das Werk weiser Vorsehung, die sich auch menschlicher Unzulänglichkeit bedient, um ihr Ziel zu erreichen.

Eines steht fest: Konstantin hat getan, was er zu seiner Zeit und in seinem Amt tun mußte. Er hat dem allein dafür geeigneten Christentum die Überlieferungen Roms und Griechenlands zu tragen und zu vermitteln anver-

Digitized by Google

traut. Das Christentum, als Religion, als Idee, wurde durch ihn zum stärksten europäischen Machtfaktor europäischer Kultur erhoben.

Als nach jahrhundertelangen Kämpfen die Germanen die Nordgrenzen des alten Römischen Reiches durchbrachen und die Westgoten Alarichs siegreich in Italien eindrangen, hatte die Stunde der sich auflösenden antiken Welt geschlagen. Der Markomanne Odowakar stieß den letzten Kaiser Westroms vom Thron. Der Ostgote Theoderich gründete dann in Ravenna den ersten weltpolitisch bedeutenden Germanenstaat Europas. In anderen Teilen des Römerreiches: bei den Vandalen Nordafrikas, bei den Westgoten Spaniens und Aquitaniens, bei den Franken zwischen Niederrhein und Seine, bei den Langobarden in Italien, im Stromgebiet der Donau und im Alemanenland zeigten sich gleichzeitig oder wenig später ähnliche Erscheinungen germanischer Staatenbildungen. Die Germanen ergriffen überall die Macht im Römerreiche. Sie wurden damit auch die Erben antiker Kultur.

Die germanischen Völker brachten aus dem Norden nicht nur kriegerisches Ungestüm, sondern auch eine entwickelte Kunstgesinnung, handwerkliche Tüchtigkeit, eine ehrfürchtige Haltung gegenüber allen Werten der Religion und der Kultur und eine schöpferische, nach Tat drängende Begabung mit. Diese jungen Völker waren allein fähig, mit ihrer gesunden Kraft auf den Resten des überalterten Römerreiches ein neues Europa zu schaffen.

Die Monumentalbauten Theoderichs in Ravenna — mögen auch byzantinische Werkleute daran beteiligt gewesen sein — bezeugen es heute noch, wie sehr bereits wenige Jahrzehnte nach der gotischen Landnahme in Italien eine großartige politische und kulturelle Synthese aus Germanentum und Antike einem genialen Staatsmann und Volksführer gelungen ist. Daß das Gotenreich nur ein kurzer Traum blieb, spricht nicht gegen seinen Schöpfer. Noch obsiegte Byzanz — jenes Byzanz der Hagia Sophia, welche wie ein Markstein die Grenze Europas bezeichnet —, die Zeit des germanischen Reiches war noch nicht erfüllt. Erst der fränkische Schöpfer des Reiches, Karl der Große, durfte ein Gebäude errichten, das, in mancherlei Kammern unterteilt, die Jahrhunderte überdauerte. Die Klammer des Christentums band dieses Reich im einheitlichen Glauben zusammen, der Führerwille und die organisierte Macht des größten unter den Germanenherrschern erfüllte den weiten europäischen Raum mit einem neuen politischen Selbstbewußtsein.

Die karolingische Kunst verkörpert in ihren Bauwerken, in ihren Buchmalereien und ihren handwerklichen Erzeugnissen dieses neue, im wahrsten Sinne europäische Denken. Und sie wurde im Westen und Süden genau so verpflichtend empfunden wie am Rhein, in dessen Stromgebiet heute noch die bedeutendsten Denkmale dieser Zeit anzutreffen sind. Welch ein Bauwerk möchte sich mit dem gewaltigen Münster zu Aachen vergleichen, der Pfalz- und Gruftkapelle Karls des Großen und späteren Krönungsstätte deutscher Könige und Kaiser, das in seiner Rundgestalt, in seinem säulengetragenen Kuppelraum sinnenfälligster Ausdruck des karolingischen Reiches

Digitized by Google

und der karolingischen Kunst ist, die aus der Begegnung von Germanentum und christlich überlieferter Antike wuchs!

Während der großen Kaiserzeit des alten Reiches, die mit den Sachsen Heinrich I. und Otto dem Großen anhebt und mit dem Hohenstaufen Friedrich II. endet, hat die europäische Kunst im Reiche und vom Reiche her ihre wesentlichen Gesetze empfangen. Die verschiedenen Möglichkeiten, welche die karolingische Kunst sichtbar gemacht hatte, wurden schöpferisch weitergebildet. In der Baukunst formte sich der Stil des Runden Bogens. In der Bildhauerkunst gewann die Darstellung des Menschen im Dienste der Architektur eine eigene, von der Antike wesentlich unterschiedene Form. In der Malerei entstanden Wandbilder und Miniaturen in packender Farbenfreude und unter Betonung einer rhythmischen oder ornamentalen Gliederung.

Die größten Leistungen vollbrachte die Kunst der Kaiserzeit in ihren Bauten. Der Kirchenbau zeigt deutlich die Durchdringung der überlieferten spätantiken Typen mit germanischen Gedanken. Jetzt wachsen organisch aus den Schiffen der Basilika die Türme empor, welche den Domen das Ansehen riesiger Gottesburgen geben, Querhäuser werden eingeschaltet, die einseitigen Richtungsbauten werden durch doppelte Chöre ausgeglichen, die Hochwände werden gegliedert, die Decken eingewölbt, Zentralbau und Basilikalbau verschmelzen in der Vierung zu neuer Einheit . . . Im Burgenbau findet eine künstlerische Durchseelung der reinen Wehranlagen statt. Der Palas grüßt mit schönen Fensterstellungen und die Mauern und Türme werden mit ausgesprochen monumental wirkenden Buckelquadern ummantelt. Das alles sind germanische oder deutsche Beiträge zur europäischen Kunst.

Kaiser Friedrich II. versucht im Süden des Reiches eine abermalige Synthese von Antike und Germanentum unter weitgehender Ausschaltung der geistigen Vermittlerrolle der christlichen Kirche. Sein Lieblingsschloß Castel des Monte in Apulien, in großartiger Einsamkeit gelegen, ist ebenso wie Aachen für Karl den Großen das bezeichnendste Denkmal dieses Titanen der Weltgeschichte. Auch Friedrich wählte wie Theoderich und wie Karl die universale Gestalt des Zentralbaues, er gliederte aber aus ihm noch einmal Ecktürme heraus und über die Eingangspforte setzte er ein antikes Tempelgebälk. Die „Krone Apuliens" wurde häufig mit einem Kristall verglichen, so rein, so allseitig geschlossen und gereift steht dieses Bauwerk vor uns, so ganz steingewordenes Sinnbild seines großen Erbauers, der darin die bewegenden Kräfte der europäischen Welt in vollendeter Form begriff.

Während Friedrich II. das Bergschloß baute und in Deutschland die Bildwerke von Straßburg, Bamberg und Magdeburg und wenig später auch die zu Naumburg und Meißen geschaffen wurden, gebar der Westen aus fruchtbarer Einung fränkischen und normannischen Könnens und geistig überhöht von dem filigranenen Gedankengebäude der scholastischen Wissenschaft die Gotik. Sie schenkte Europa eine neue Möglichkeit des Bauens, sie gab der Architektur neue Gesetze und Formen. Sie ist aus nordischem konstruktivem Denken geworden, gänzlich anders als der griechische Tempel und

Digitized by Google

ihm doch in tiefster Seele und in ihrer andächtigen Wahrhaftigkeit so nahe. Die gotische Kathedrale und der griechische Tempel sind die äußersten Pole der europäischen Baukunst. Die Gotik ist bald weit über die Grenzen ihrer Heimat hinaus zur europäischen Kunst geworden, wobei sich freilich in der Art ihrer Anwendung schon deutlich nationale Besonderheiten herausschälen. Wie man von deutscher Sondergotik spricht, kann man auch von englischer oder spanischer reden. Am engsten verbunden bleibt der germanische Kernraum: Deutschland-Nordfrankreich-England. Im norddeutschen Küstengebiet und namentlich an der Ostsee hat die Gotik eine eigentümlich deutsche Abart, die nach dem Werkstoff so genannte Backsteingotik, entwickelt, die, getragen vom deutschen Ritterorden und der Hanse, weit ins Ostland hineinwirkte und dort mit dem außereuropäischen Machtkreise der spätbyzantinisch-russischen Kunst zusammentraf, wie später noch einmal das Barock.

Die Kunst der Gotik, die Bauten zuerst, dann die Bildwerke, die als Glieder der Architektur heranwuchsen, schließlich die Malerei, thematisch von der Kirche bestimmt und dabei sich langsam zu jener menschlichen Größe steigernd, die wir zuerst in Italien und im burgundischen Raum bewundern, löste die Kunst der Kaiserzeit ab. Sie bewegte sich aber innerhalb der gleichen Werdegesetze, wie sie seit Karl dem Großen gültig waren und die Einheit Europas begründet hatten.

Zu gotischer Zeit beginnen sich deutlicher, als das in den Jahrhunderten der deutschen Kaiserzeit und der unbestrittenen Vorherrschaft des Reiches geschah, nationale Kunsträume in Europa abzuzeichnen. Die Schwächung der politischen Zentralmacht des Erdteils hatte die Erstarkung von Eigenkräften der einzelnen Völker zur notwendigen Folge. Es lassen sich im wesentlichen der gesamtdeutsche Kunstraum, zu dem auch der niederländisch-flämische und der österreichisch-donauländische Kunstraum gehören, gegen einen burgundischen, einen französischen, englischen, skandinavischen, italienischen und spanischen Kunstraum abgrenzen. Das künstlerische Schaffen dieser Räume gewinnt eine betont nationale Prägung. Die Übergänge sind natürlich fließend und auch innerhalb der einzelnen großen Kunsträume, namentlich im deutschen, sind wiederum starke landschaftliche Besonderheiten spürbar. Trotzdem bleiben die Kunstwerke durch die Stilform der Gotik und den gemeinsamen Christenglauben der Völker einander verbunden.

Das gilt vor allem für die kirchliche Kunst. Aber gerade damals nimmt auch die sogenannte Profanbaukunst einen gewaltigen Aufschwung. Die Rathäuser und Kaufhallen und Ordensburgen werden weitragende Wahrzeichen weltlicher Macht und zugleich Künder eines neuen Weltgefühls.

In Italien und nicht zuletzt in Rom vollzog sich der erste Aufstand gegen die seit Karl dem Großen bestehende Ordnung Europas. Im Süden wurde die Losung einer „Renaissance" ausgerufen, die eine Rückkehr zur Antike, zum Römertum, eine Absage an das hierarchische „Mittelalter" forderte. Aber in der Aufnahme dieser revolutionären Parole, in der Umformung

Digitized by Google

des Renaissanceideals, wie es den italienischen Theoretikern vorschwebte, durch die bodenständigen Kräfte der einzelnen Kunsträume, in der Befruchtung des gesamten Geisteslebens, das überall in den Dienst einer großen Besinnung auf die Herkunft und damit einer artgemäßen Gestaltung der Gegenwart trat, erwies sich trotzdem die europäische Einheit der Kultur.

Was die Renaissance wollte, hat sie in wörtlichem Sinne nicht erreicht. Sie konnte das auch nicht, weil die Wortführer kein unmittelbares Verhältnis zur Antike hatten. Was sie begeisterte, war der vitale, kraftgesättigte Hellenismus, nicht die klassische Form des perikleischen Zeitalters.

Wohl aber bedeutete die Renaissance einen Aufbruch der Persönlichkeit, und damit endete sie jenes Jahrtausend, in dem der Einzelmensch hinter der Aufgabe, die gestellt war, zurücktreten mußte. Unter folgenschweren Erschütterungen verlief die Einordnung der Renaissance in das künstlerische Leben Europas. Aber wiederum zeigte es sich, daß gerade Kampfzeiten die größten Männer auf den Plan rufen. Von der europäischen Einheit aus gesehen waren Dürer und Michelangelo, Grünewald und Leonardo, waren Gutenberg und Luther, Kalvin und Kopernikus berufene Künder und Gestalter des geistigen Schicksals, welches Europa zugedacht war. Die Reformation hat zudem das Papsttum nicht nur religiös aus einer Schlüsselstellung entfernt, die es zu Unrecht innehatte und darum für die nationale Eigenentwicklung der Völker die Bahn frei gemacht. Eine Entwicklung, die notwendig war, weil sie Kräfte entband, die zuvor in der Tiefe schlummern mußten, weil sie zur Selbstbesinnung zwang und den Menschen mit Verantwortung belastete, die vorher andere Instanzen ihm abgenommen hatten, und weil sie erneut die Frage nach der übergeordneten Einheit, die eine gedankenblasse Formel geworden war, vom Leben her stellte. Nachdem die Einheit zerbrochen war, wurde sie erst wieder als erstrebenswertes und umworbenes Ziel begriffen. Gewiß ist damals viel verloren gegangen, viel auch umgedeutet und in falsche Bahnen gelenkt worden. Aber dafür wurde der Mensch als Persönlichkeit aufgerufen, nach bestem Gewissen und Wissen sein Leben zu meistern.

Europa hat seine Einheit im Geistesleben nicht vergessen. Aber der Weg, der nun geboten war, war dornenvoll und mühselig. Er führte zum Dreißigjährigen Krieg, zur endgültigen Zerschlagung der Reichsmacht, zur bourbonischen Hegemonie, zu den Blutorgien der Französischen Revolution, zur Aussonderung Englands aus dem Kontinent, zum liberalistischen Zeitalter mit all seinen Folgeerscheinungen. Die Kunst war auch hierin stets wahrhaftiger Ausdruck der Zeit, Abbild und Spiegel eines oft gigantischen Ringens, das menschliches Schöpfertum um seinen ewigen Auftrag führen mußte.

Eine besonders schwere und oft schmerzliche Rolle in der Kunstgeschichte Europas seit der Renaissance fällt der deutschen Kunst zu. Wie in einem Spiegel findet sich in ihr jede Bewegung europäischen Kulturlebens aufgezeichnet. Nachdem Deutschland nicht mehr die politische Führung der

Digitized by Google

europäischen Völker wahrnehmen konnte, ja auch in sich selbst weitgehender Zersplitterung anheimfiel, war es der deutschen Kunst beschieden, für die Kraft ihrer völkischen Lebensäußerungen zu zeugen. Die deutsche Kunst ist nach dem tragischen Scheitern der großen Möglichkeit, an der Schwelle der Neuzeit Europas Vormacht, ja Weltmacht mit reichen überseeischen Besitzungen zu werden, welche sich unter Karl V. bot, nicht zur Winkelkunst geworden. Sie lebte in den Städten und an den Höfen weltlicher und geistlicher Fürsten in unverminderter Blüte fort. Die italienische Renaissance gewann in Deutschland — und das ist vor allem das Verdienst der großen Reichsstädte — ihr eigenes deutsches Gesicht, wurde weltoffen und heiter, wo sie in Italien verschlossen und herrisch war. Der deutsche Humanismus, eine zutiefst nationale Bewegung, schuf in Straßburg, Augsburg oder Nürnberg, in der mitteldeutschen Werkstatt Cranachs und vor allem im kurpfälzischen Heidelberger Schloß Werke, die auf ihre Weise, vollendeter als es — wenigstens, was die Baukunst betrifft — Italien getan und eigenwilliger als Frankreich die Frage der Zeit nach einer neuen Kunst beantwortete.

Als Deutschland in den Dreißigjährigen Krieg verstrickt war, begann Frankreichs Aufstieg zur europäischen Vormacht. Französische Gesittung, französischer Stil wurde Mode in Europa. Auch die bildende Kunst empfing von Frankreich nachhaltige Beeinflussung. Aber wiederum hat sich der deutsche Geist, ein halbes Jahrhundert nach dem Westfälischen Frieden, die Ausdrucksmittel geschaffen, die nur dem unzerstörten Leben eines Volkes entsprossen können, die ihm wieder Rang und Würde unter den Nationen Europas sicherten. Ja, gerade Deutschland hat dem Barock die Seele gegeben, ohne die es in Frankreich höfische Etikette und in Italien theatralisches Pathos geblieben wäre.

Das deutsche Barock, von Frankreich und Italien her im Formalen befruchtet, hat im Norden wie im Süden Deutschlands eine Fülle kraftgesättigter Kunstwerke errichtet und noch mehr geplant.

Das Barock, das so sehr in den Freuden der Erde lebte und mit seiner prunkvollen farbigen Pracht wahre Triumphe irdischer Lust feierte, tat dies weithin im Dienste einer universalen kirchlichen Idee. So hat vor allem das katholische Kaisertum der Habsburger seine Kirchen und Schlösser als Ruhmesdenkmale eines theokratischen Imperialismus verstanden. Aber so wie die Klosterpaläste von Klosterneuburg und Göttweig, denen der spanische Eskorial zum entfernten Vorbild diente, unvollendet blieben, so hat auch das Trachten nach universaler Vereinigung politischer und kirchlicher Macht sich nicht verwirklichen lassen.

Im Barock haben die nationalen Kräfte Europas mit dem katholischen Universalismus gerungen. Und so sehr auf der einen Seite die Kirche das Barock als ihren eigensten Machtstil entwickelte, daß er weit über Europa hinaus in Amerika und Asien den kirchlichen Führungsanspruch verkündete, so stark waren auf der anderen Seite die Gegenbewegungen, die das Barock zur im besten und wahrsten Sinne volkstümlichen Kunst werden

Digitized by Google

ließen. In diesem Ringen, an dem alle Völker unseres Erdteils teilhaben, fiel Deutschland wieder die Aufgabe zu, den Kampf in seinem Inneren auszutragen, weil im deutschen Volk und Raum die beiden Ideen des Barock einander trafen und überschnitten. In diesem Ringen hat Deutschland trotz französischer Aufklärung langsam seine politische und geistige Selbsterkenntnis zurückgewonnen. Auf das Zeitalter Friedrichs des Großen und Maria Theresias folgt die Geistesblüte der deutschen Klassik und Romantik.

Die Französische Revolution und die napoleonischen Kriege haben Europa zwar viel Unruhe beschert und ungeheure Opfer gefordert. Aber sie blieben künstlerisch unfruchtbar. Nicht ungestraft hatten die Jakobiner die Kathedralen und Schlösser zerstört und dem Volke Frankreichs die Bindung an seine Geschichte genommen. Währenddessen hat abermals die deutsche Kunst, jetzt unter Führung der romantischen Malerei, sich zu neuen Aufgaben bereitet. Das 19. Jahrhundert, das wir heute mit all seiner kritischen Wissenschaft und seinem Historismus im Kulturleben als das große retardierende Moment europäischer Geistesgeschichte empfinden, hat die Grundfragen künstlerischen Schaffens klar und hart in den Vordergrund gestellt. Aus eigener Kraft mußten die Künstler ihre Wege suchen, nachdem die großen Auftraggeber Kirche und Staat in den Hintergrund getreten waren. Das hat zu Verirrungen, wie dem verderblichen Satz des „l'art pour l'art", daß die Kunst um der Kunst willen da sei, geführt. Es hat aber auch, besonders in der Malerei, wo Mensch und Landschaft die beiden Themen waren, um die die europäische Kunst rang, die nordische Liebe, ja Leidenschaft zur Landschaft wieder erweckt. Gerade darin zeigt sich die Einheit Europas, daß an den Spannungen und ihrer Überwindung alle teilhatten, und daß uns die gleichen Gedanken überall, wenn auch national abgewandelt, begegnen. So hat auch der Bildhauer um die neue weltliche Form seiner Werke gekämpft. Er sah das klassische griechische Ebenmaß und die gotische Bewegtheit vor Augen. Zwischen beiden bewegte sich sein Schaffen.

Rodins „Bürger von Calais" sind vielleicht das ergreifendste Symbol dieser Zeit und ihrer Nöte, die sie — wie einst die Ratsherrn der Kanalfestung vor dem englischen König — als fast übermenschliche Bürde um Europas willen tragen mußte. Und dabei war Rodin zugleich einer der großen Seher, der auch die Kunst der Vergangenheit, die seinem Volke so entrückte Schönheit gotischer Kathedralen beschwor, um der europäischen Kunst ihre Zukunft zu sichern. Denn nur die Zukunft wird echt und rein und groß sein, die sich der Vergangenheit verpflichtet weiß.

Abermals ist das deutsche Volk und Reich vom Schicksal dazu ausersehen, Lasten zu tragen, die nur starken Schultern aufgebürdet werden. Deutschlands gegenwärtiger Waffenkampf gegen die Mächte der Verneinung ist der Kampf Europas um seine Sendung. Auch um der europäischen Kultur willen, um das Recht einer jahrtausendealten Geschichte, die der Menschheit höchste Werte schenkte, fließt in diesem Kriege deutsches Blut. Deutschland erhebt heute auf Grund seiner Leistungen, seiner Volkskraft, seines Raumes und seines geschichtlichen Rechtes den Anspruch auf die Führung Europas. Und vor der Ewigkeit wird jedes Volk nach dem Maß

Digitized by Google

der Opfer gewogen, die es für dieses Recht und sein Leben zu bringen gewillt und imstande ist.

Mitten im Kriege wächst uns die Aufgabe zu, die höhere Einheit Europas zu schaffen. Dabei ist gleichzeitig die Frage gestellt, wie weit diese Einheit auch im Geistesleben und besonders in der das Wesen eines Volkes und einer Zeit stets am reinsten offenbarenden bildenden Kunst vorhanden ist. Es wurde versucht, von der Geschichte her, die ja unsere große Lehrmeisterin ist, die Fülle der Probleme zu umreißen. Freilich unter dem höheren Gesichtspunkte europäischer Einheit, wie sie zuerst und zuletzt, aller Bedrohung zum Trotz, im Reiche der Deutschen Gestalt annahm. Jede Auslegung folgt einem Bekenntnis.

Wir aber glauben, daß das Reich, einst berufen, die europäische Synthese des „Mittelalters" aus Antike, Christentum und Germanentum zu schaffen, heute auch die Synthese unseres Zeitalters sowohl im politischen wie im geistigen Leben als Führungsmacht Europas vollenden muß. Und die Kunst unseres Erdteils wird von dieser Aufgabe in neuer Thematik mit unvergänglichen Schöpfungen zu künden haben.

Digitized by Google

Generalarbeitsführer Karoly Kampmann:

Idee der Jugend

Eine grundsätzliche Betrachtung über den Aufbau von Arbeitsdiensten in den europäischen Ländern

I.

Die deutsche Idee vom Arbeitsdienst, so wie sie der Nationalsozialist Konstantin Hierl begründet und entwickelt hat, ist als vorbildlich für die Erziehung der Jugend in zahlreichen europäischen Ländern anerkannt worden. So sind seit 1940 Arbeitsdienste in Norwegen, in den Niederlanden, in Flandern, Wallonien, Rumänien, Kroatien und in der Slowakei aufgebaut worden, zum Teil schon weit in der Organisation vorgeschritten, zum Teil noch im ersten Aufbau begriffen, aber doch schon über den schwierigen Anfang hinweg. Diese Arbeitsdienste beruhen auf den gleichen starken Gedankengängen, die die Grundlage für die Schaffung des Freiwilligen Nationalsozialistischen Arbeitsdienstes und — aus ihm politisch und soldatisch entwickelt — des deutschen Reichsarbeitsdienstes waren. Idee und Werk des Reichsarbeitsführers sind Vorbild für Europa geworden.

Gewiß hat es, wie vor der nationalsozialistischen Machtübernahme in Deutschland, auch in einigen europäischen Ländern früher nicht an Versuchen gefehlt, Arbeitsdienste aufzuziehen. Aber genau so wie einst bei uns mangelte es bei fast allen diesen Unternehmungen infolge politisch-parteilicher oder konfessioneller Bindungen an der großen volksverbundenen Idee, die nicht nur Teile einer Nation, sondern ihre Gesamtheit und damit auch ausnahmslos die Jugend geschlossen erfassen muß. Und wenn selbst eine nicht in vorgezeichneter Form gebundene Idee vorlag, wie z. B. bei der von hohen Idealen geleiteten Artamanenbewegung in Deutschland oder bei der kleinen, aber nicht minder zu bewertenden Gründung Erling Winsnes' in Norwegen, so fehlte doch jeweils die Kraft, die gewonnene Überzeugung von der Größe der Aufgabe dem Verständnis und dem Herzen des eigenen Volkes zu vermitteln.

Die Idee Konstantin Hierls aber wurde zur Überzeugung der nationalsozialistischen Kämpfer und wuchs unter seiner überlegenen geistigen Führung in die Herzen der Millionen hinein, die sich um die Fahne Adolf Hitlers scharten. Nach dem Siege des Führers vom 30. Januar 1933 gewann dann auch die nationalsozialistische Arbeitsdienstidee immer mehr Anhänger. Ihre Krönung aber fand sie am 26. Juni 1935 mit der Verkündung der Arbeitsdienstpflicht, deren Einführung das unverrückbare Ziel ihres Schöpfers war in der Erkenntnis, daß die gesamte deutsche Jugend zum Nutzen der Gemeinschaft des Volkes an der hohen Aufgabe teilhaben muß.

Digitized by Google

Arbeitsdienst ist nach nationalsozialistischer Auffassung Ehrendienst. Infolgedessen ist seine Erfüllung nationale Verpflichtung. Diese Auffassung ist heute Gemeingut des deutschen Volkes, und die Jugend, die im Reichsarbeitsdienst steht, hat Jahr für Jahr in steigendem Maße in Arbeit und Haltung Zeugnis von ihrer Einsatzfreudigkeit und ihrem Einsatzwillen abgelegt. Führer und Führerinnen des Reichsarbeitsdienstes, Arbeitsmänner und Arbeitsmaiden haben immer von neuem die Kraft der Idee auf alle Kreise des Volkes übertragen, das längst für die Überzeugung Hierls gewonnen wurde, daß die Einfügung der Arbeitsdienstpflicht zwischen Schul- und Wehrpflicht eine nationale Notwendigkeit war.

Diese Idee und, auf ihr beruhend, das Werk des Reichsarbeitsführers sind also heute das Vorbild für die europäischen Arbeitsdienste geworden. Wenn auch, bis auf Norwegen, für die männliche Jugend die Arbeitsdienstpflicht in der kurzen Zeit des Bestehens der jungen Organisationen noch nicht durchgeführt werden konnte, so ist sie doch das Ziel im Aufbau der Länder, die sich dieser Aufgabe zugewandt haben. Es ist nach den bisherigen Ergebnissen kein Zweifel, daß sie kommen wird, ist sie doch teilweise schon gesetzlich festgelegt. Der Zeitpunkt der Einführung richtet sich allerdings nach der im Kriege natürlich erschwerten Möglichkeit, Unterkünfte aufzubauen, und ist außerdem auch abhängig — abgesehen von den jeweiligen politischen Gegebenheiten — von der Anzahl der benötigten Arbeitsdienstführer. Es ist erklärlich, daß für diese erst eine eingehende Ausbildung und Ausrichtung erforderlich ist, damit sie mit der ihnen zugedachten hohen erzieherischen Aufgabe vertraut werden.

Um den einzelnen Ländern den Aufbau der Organisationen zu erleichtern, und um ihnen vor allem in der Überwindung von Schwierigkeiten und Hindernissen zu helfen, die sich dem Arbeitsdienst in Deutschland in seinen Anfängen auf den Gebieten der Verwaltung, Organisation usw. entgegenstellten, hat der Reichsarbeitsführer auf Ansuchen der Regierungen dieser Staaten

1. Beauftragte — besonders geeignete RAD.-Führer — als Berater für die einzelnen Arbeitsdienste mit kleineren Stäben abgestellt,
2. genehmigt, daß auf RAD.-Schulen in Deutschland Führerstämme ausgebildet werden, die ihrerseits wieder in ihrer Heimat für die Erziehung eines befähigten Nachwuchses sorgen, und daß
3. die Unterstützung von seiten des Reichsarbeitsdienstes gewährt wird, die notwendig ist, um den europäischen Arbeitsdienstorganisationen zunächst einmal die Grundlage zu bereiten für den weiteren Aufbau.

Das Hauptgewicht der vom Reichsarbeitsführer gegebenen Hilfe liegt in der Arbeit der Beauftragten, die wie in Norwegen und in den Niederlanden zu den Reichskommissaren, in Belgien zum Militärbefehlshaber abgestellt, in Rumänien, in der Slowakei und in Kroatien den deutschen Gesandtschaften angegliedert sind. Diese Reichsarbeitsdienstführer sind die Berater für den Aufbau und die Durchführung der verschiedenen Arbeitsdienste auf allen Gebieten. Ihre sehr verantwortliche Aufgabe erfordert vor

Digitized by Google

allem ein starkes Einfühlungsvermögen in die jeweiligen nationalen Eigenarten des Landes, in dem der Beauftragte des Reichsarbeitsführers tätig ist. Denn so wie der Reichsarbeitsdienst eine rein deutsche Angelegenheit ist, so sind auch die unter eigenen Kommandanten stehenden europäischen Arbeitsdienste eine ihrem Volkstum ureigene Aufgabe.

Gerade unter Berücksichtigung dieser Tatsache liegt es aber nun dem Beauftragten ob, den Arbeitsdienstführern der jungen Organisationen die richtigen Erkenntnisse aus der Idee Konstantin Hierls zu vermitteln und, wenn eine der RAD.-Schulen in Deutschland für die Grundausbildung und -ausrichtung besucht wurde, dafür zu sorgen, daß die gewonnenen Erfahrungen dann auch bei der Erziehung der Jugend und der Einweisung in ihre Arbeit die notwendige Berücksichtigung finden. Hinzu kommt für den Beauftragten die Beratung in organisatorischen, technischen und wirtschaftlichen Fragen, die sich bei der neuen Errichtung einer Organisation ergeben, Fragen, die in Deutschland seit Bestehen des Arbeitsdienstes längst ihre Beantwortung gefunden haben.

Ebenso wie im Reich fällt den Arbeitsdiensten in den europäischen Ländern die Aufgabe zu, Erziehungsschule der Jugend zu sein. Sie soll erkennen, daß sie in ihrer jungen Kraft in erster Linie dazu berufen ist, ihrem Volke zu dienen, und daß sie dafür vom Schicksal ausersehen ist, im gemeinsamen Schaffen die Brücke zu schlagen über die Schranken, die bisher im eigenen Lande klassenmäßig gezogen waren. Sie soll aber auch in der Auswirkung dieses Krieges erfassen, daß die Jugend in Europa eine europäische Aufgabe hat, daß die Arbeit die unerläßliche Voraussetzung für den Aufbau unseres Kontinents ist, und daß nur derjenige, der zu diesem Einsatz bereit ist, auch die Bereitschaft zum Verstehen und zur Tat bei den andern findet.

Diese Erkenntnisse waren es auch, die die verantwortlichen Männer in verschiedenen europäischen Ländern veranlaßten, über die deutschen Dienststellen an den Reichsarbeitsführer heranzutreten und um seine Unterstützung zu bitten. Sie ist jederzeit bereitwillig gewährt worden, weil Deutschland heute erstens dazu in der Lage ist und zweitens, weil die im Reichsarbeitsdienst erzielten Ergebnisse wirklich von hohem Nutzen für die jungen europäischen Arbeitsdienste sind.

So wie im Großdeutschen Reich die Jugend sich im Ehrendienst der Arbeit zur Gemeinschaft fand, so wird sich auch die Jugend in den Staaten, die sich dem Arbeitsdienst verschrieben haben, auf der jetzigen Grundlage und auf Grund der von ihnen gewonnenen Erlebnisse immer mehr zusammenschließen, bis es eines Tages alle sind, die in diesen Ländern unter dem Spaten dienen.

Es wird die Stunde kommen, da der Spaten, die Waffe des Friedens, auch in Europa das Symbol einer neuen Gemeinschaft geworden ist. Daran kann auch die Feindpropaganda nichts ändern, die immer wieder versucht, den Arbeitsdienst als Fron- oder Sklavenarbeit hinzustellen. Denn die europäische Jugend, die heute in seinen Reihen steht, kann aus eigener Anschauung beurteilen, was besser ist, mit den Händen in den Hosentaschen

Digitized by Google

faulenzend herumzustehen, oder im Interesse und zum Nutzen ihrer Völker Arbeit zu leisten, die Freiheit und Wohlergehen im Gefolge haben wird. Kann man es daher einem Volke, das bittere Erfahrungen mit seiner früheren politischen Einstellung oder mit einem System machen mußte, in das es einst gezwungen wurde (Kroatien, Slowakei), verübeln, wenn es seiner Jugend die Auszeichnung gibt, im Ehrendienst der Nation zu stehen? Die Schaffung des Norwegischen, Niederländischen, Flämischen, Wallonischen, Rumänischen, Slowakischen und Kroatischen Arbeitsdienstes ist die eindeutige Antwort auf diese Frage.

Gewiß gibt es heute noch in den genannten Ländern Menschen, die aus Unkenntnis, Unverständnis oder Böswilligkeit dem Arbeitsdienst ablehnend gegenüberstehen. Das war auch einst bei uns so, aber die Jugend hatte die große Aufgabe erkannt. So wird es auch in den anderen Staaten sein. Denn es ist nicht entscheidend, wer abseits steht. Entscheidend ist allein, wer aus Überzeugung mitkämpft. Er wird sich durchsetzen. Und die Jugend, die heute die Pioniere des europäischen Arbeitsdienstes stellt, ist schon jetzt in ihrer Bereitschaft und in ihrer Tat Zeuge dafür, daß die Forderung der Zeit erfüllt wird.

Wenn die junge Mannschaft des Arbeitsdienstes frühmorgens den Spaten schultert und zu ihrem Tagewerk marschiert, dann ist sie sich bewußt, daß sie das Werkzeug des Friedens führt. So ist es überall, wo es Arbeitsdienste gibt. Es ist nun wie ein Symbol, wenn die deutschen Arbeitsmänner seit Kriegsbeginn draußen an der Front ihren Einsatz erfüllen und dem Werk des Soldaten, das über den uns aufgezwungenen Krieg letzthin für Europa zum Frieden führen soll, mit ihrem Spaten helfen. Es ist, als könne die Waffe des Krieges nicht auf die des Friedens verzichten und als gäbe der Spaten in diesem harten Ringen dem heldenhaften Kampf unserer Soldaten und Verbündeten geradezu das Zeichen der kommenden Zeit, als grabe der Spaten des deutschen Arbeitsmannes gleichsam für alle die Spaten in den Fäusten der europäischen Jugend, die jetzt schon unter seinem Zeichen für die Zukunft in einem gesicherten und von fremden Einflüssen befreiten Kontinent arbeitet und schafft.

II.

In Norwegen, wo seit dem Regierungsantritt Vidkun Quislings ein Departement für Arbeitsdienst und Sport unter Axel Stang errichtet wurde, und in den Niederlanden wurde im Frühjahr 1941 die Arbeitsdienstpflicht für Männer gesetzlich festgelegt, in Norwegen bereits durchgeführt. Hier hatte es auch schon seit 1933 jährlich von Nasjonal Samling eingerichtete Lager gegeben, in denen norwegische männliche und weibliche Jugend freiwillige Arbeit beim Bauern leistete. Jedoch erst nach dem Kriege 1940 konnte — wie die „Deutschen Monatshefte in Norwegen" (2. Jahrgang, Nr. 9/10) in einer sehr aufschlußreichen Zusammenstellung ausführen — der allgemeine Arbeitsdienstgedanke, wie ihn Erling Winsnes einst vertrat, wieder aufleben. Winsnes, einer der jungen Wahrheitssucher — so nennt ihn die Zeitschrift —, hatte die Ansicht vertreten, daß die Jugend

Digitized by Google

seines Volkes wenigstens ein Jahr Dienst am Boden für die Landwirtschaf leisten müsse. Er selbst konnte aber für seine Gedanken keine Anhänge finden, so daß das von ihm geplante Werk, eine Art Arbeitsdienst, nich zur Tat wurde. Er mußte damals erkennen, daß in Norwegen die Zeit nich reif war für seine Anschauungen und mit klarer Überzeugung stellte er kurz vor seinem frühen Tode fest: „Es wird auch diesmal Deutschland sein!"

Als dann im Jahre 1940 an den Reichsarbeitsführer die Bitte herangetragen wurde, Norwegen beim Aufbau seines Arbeitsdienstes zu helfen, entsandte er als seinen Beauftragten den Generalarbeitsführer Bormann, der tatkräftig als Berater und Kamerad dem Kommandanten des jungen Arbeitsdienstes (A.T. = Arbeidtjeneste), General Frölich-Hansen, und seiner Organisation zur Seite steht. Arbeitsdienst ist Ehrendienst. Diese deutsche Idee und die machtvoll entwickelte Organisation des Reichsarbeitsdienstes standen Pate bei der Geburt der neuen norwegischen Staatseinrichtung, die unter Wahrung ihrer nationalen Eigenarten und Belange aufgebaut wurde und geleitet wird.

Wie war es in den Niederlanden? Dort war nach der Kapitulation der Armee als Auffangorganisation für entlassene Offiziere und Soldaten der sogenannte Aufbaudienst gegründet worden. Man hatte den Plan, aus dieser Einrichtung die Menschen zu finden, die in der Lage gewesen wären, zusammen mit anderen Niederländern den Aufbau eines Arbeitsdienstes zu ermöglichen. Das ist jedoch nicht gelungen, weil die Erfüllung dieses Planes an der damaligen Zusammensetzung der Männer und ihrer bisherigen Aufgabe scheitern mußte. Hinzu kommt die starke individualistische Einstellung des Niederländers, die vielleicht nicht immer offensichtlich war, aber in einer deutlichen Klasseneinteilung zum Ausdruck kam. So war es kein Wunder, daß hier der Gedanke vom Arbeitsdienst nur in der Vorstellung gipfelte, daß Pflicht zur Arbeit, selbst für das eigene Volk, nur ein die persönliche Freiheit einengender Zwang sei.

Es ist der unermüdlichen Arbeit des Generalarbeitsführers Bethmann, des auf Ansuchen der Regierung vom Reichsarbeitsführer entsandten Beauftragten, zu danken, daß sich die Idee des Arbeitsdienstes als Ehrendienst bei der klarsehenden niederländischen Jugend durchsetzte. In der Person eines ehemaligen Generalstabsoffiziers, des Oberstleutnant a. D. Generaalarbeidsleider de Bock, hat der Niederländische Arbeitsdienst (N.A.D.) einen Kommandanten gefunden, der die große Aufgabe für sein Volk erkannt und der, von seinem deutschen Kameraden weitestgehend unterstützt, im Laufe der letzten Monate mit seiner Organisation die Grundlage dafür geschaffen hat, daß gemäß Verordnung des Generalsekretärs für die inneren Angelegenheiten alle die Männer, die studieren oder ein Hochschulexamen ablegen (man kann das in Holland auch ohne Studium tun) oder in den öffentlichen Dienst eintreten wollen, ab 1. Juni 1942 ihrer Arbeitsdienstpflicht genügen müssen. Damit ist ein weiterer Schritt zur Durchführung der allgemeinen gleichen Arbeitsdienstpflicht in den Niederlanden getan.

Digitized by Google

Der Norwegische und der Niederländische Arbeitsdienst sind die in Europa im Aufbau am weitestvorgeschrittenen Organisationen. Die Einheit des Willens, auf der großen Linie der Idee dem Ziele, dem Arbeitsdienst der Jugend, zuzustreben, erkennen wir deutlich aus der gesetzlichen Festlegung dieser hohen erzieherischen Aufgabe:

RAD.	A.T.	N.A.D.
§ 1	§ 1	§ 1
Der Reichsarbeitsdienst ist Ehrendienst am deutschen Volke. Alle jungen Deutschen beiderlei Geschlechts sind verpflichtet, ihrem Volk im Reichsarbeitsdienst zu dienen. Der Reichsarbeitsdienst soll die deutsche Jugend im Geiste des Nationalsozialismus zur Volksgemeinschaft und zur wahren Arbeitsauffassung, vor allem zur gebührenden Achtung der Handarbeit erziehen. Der Reichsarbeitsdienst ist zur Durchführung gemeinnütziger Arbeiten bestimmt.	Der Arbeitsdienst soll die norwegische Jugend zu norwegischem nationalen Geist, zu Disziplin und Gemeinschaftsgefühl und zu Achtung vor der körperlichen Arbeit erziehen. Der Arbeitsdienst soll, ohne bezahlte Arbeit zu verdrängen, große nationale Arbeitsaufgaben zum Segen für Land und Volk durchführen.	Alle jungen Niederländer beiderlei Geschlechts, die innerhalb der besetzten niederländischen Gebiete wohnen oder sich aufhalten, sind verpflichtet, ihrem Volke im Niederländischen Arbeitsdienst zu dienen. Der Niederländische Arbeitsdienst ist Ehrendienst am niederländischen Volk; seine Aufgabe ist es, die niederländische Jugend im Geiste wahrer Volksgemeinschaft zu einer sittlichen Arbeitsauffassung und insbesondere zur gebührenden Achtung der Handarbeit zu erziehen.

Im norwegischen Arbeitsdienst haben im vergangenen Jahre 6000 Männer in vierzig Abteilungen ihrer Pflicht genügt. Infolge schwieriger Verhältnisse im Aufbau der Unterkünfte kann erst in diesem Jahre die Arbeitsdienstpflicht — die jetzt drei Monate beträgt — zur stärkeren Auswirkung kommen. Am 1. Februar 1942 bestanden drei Schulen. Die Lehrgänge dienten entweder den Truppführern bis zum Arbeitsführer einschließlich, die bereits im vergangenen Jahre Kurse durchlaufen hatten, zur Vertiefung der damals gewonnenen Kenntnisse oder der Neuschulung von Führern der unteren Laufbahn. Es muß noch bemerkt werden, daß Norwegen auch einen weiblichen Arbeitsdienst besitzt, in dessen Lagern im Jahre 1941 über 1500 Mädchen ihren Ehrendienst erfüllten und auf deren Schule Führeranwärterinnen laufend auf ihre Aufgabe vorbereitet werden. Auch für diese weibliche Jugend ist, wie General Frölich-Hansen vor kurzem in einem Vortrag erklärte, die Durchführung der Arbeitsdienstpflicht vorgesehen.

Der Niederländische Arbeitsdienst umfaßte 1941 über 6000 Männer, die in 30 Abteilungen untergebracht waren. Außerdem verfügt er bis jetzt über eine Middenkaderschule (entspricht unserer Feldmeisterschule), eine Verwaltungsführer- und eine Truppführerschule. Die Dienstzeit beträgt sechs Monate. In diesem Jahre wird der Ausbau, allein schon bedingt durch die teilweise Durchführung der Arbeitsdienstpflicht ab 1. Juni, erheblich er-

Digitized by Google

weitert werden, so daß bis August mit der Verstärkung um 30 Abteilungen gerechnet werden kann.

Dem weiblichen N.A.D. gehörten im vorigen Jahre 500 Mädchen an. Er besitzt auch eine eigene Führerinnenschule. Dem beschleunigten weiteren Ausbau wird ein besonderes Augenmerk zugewandt.

In planmäßiger Organisation wird unter der Führung seines Kommandanten, des Generals Palangeanu (Generaladjutant des Königs), auch der Rumänische Arbeitsdienst (Munca Tineretului Roman) auf festem Fundament aufgebaut. Bereits 1941 wurde eine deutsche Truppführerschule als Lehreinheit auf Anregung des Beauftragten des Reichsarbeitsführers, Oberstarbeitsführer von Stetten-Erb, zur Schulung von unteren Führern für diese Organisation nach Breaza gelegt, wo in kameradschaftlicher Zusammenarbeit sehr gute Ergebnisse erzielt wurden.

Von besonderer Bedeutung aber war die Entsendung von 29 rumänischen Frontoffizieren, die Marschall Antonescu im Oktober 1941 zu einem viermonatlichen Lehrgang auf die RAD.-Schule Querum bei Braunschweig entsandte. Diese für die obere und mittlere Arbeitsdienstführerlaufbahn vorgesehenen Offiziere haben während ihrer Anwesenheit in Deutschland einen tiefgehenden Einblick in alle Aufgaben des Reichsarbeitsdienstes erhalten, und die Hingabe, mit der diese oft mehrfach verwundeten rumänischen Kameraden ihren Dienst versahen, war zugleich ihr Bekenntnis zu der hohen erzieherischen Aufgabe, mit deren Wahrnehmung der Marschall sie auszeichnete. In Gegenwart von General Palangeanu sprach Reichsarbeitsführer Reichsleiter Hierl zu den ihm gemeldeten rumänischen Arbeitsdienstführern: „So wie nach den Worten unseres Führers der Reichsarbeitsdienst ein Eckpfeiler des Großdeutschen Reiches geworden ist, so wird der Arbeitsdienst ein Eckpfeiler des neuen Europa werden." Das war Anerkennung und, wie der Aufbau der Organisation in Rumänien zeigt, Ansporn zugleich.

Auch in Belgien wird mit Hilfe des Beauftragten, Oberstarbeitsführers Avenarius, an einer organischen Weiterentwicklung des Flämischen Arbeitsdienstes (Vrijwillige Arbeidsdienst voor Vlaandern: Kommandant van Thilo) und des Wallonischen Arbeitsdienstes (Service des Volontaires du Travail pour la Wallonie: Kommandant Bauchau) geschafft. Der Anfang ist gelungen, Schulen und die ersten Abteilungen stehen, und die weiteren Pläne für den Ausbau sind, in eine klare Ordnung gebracht, im Abrollen. Wenn auch der Gegebenheit des Landes entsprechend durch die Zweiteilung besondere Aufgaben erwachsen sind, so zeigen doch Eifer und Freude, mit denen man an der Arbeit ist, daß die bereits im eigenen Lande wie beim Reichsarbeitsdienst in Deutschland gewonnenen Erlebnisse die Erkenntnis von der Bedeutung und Größe der neuen Idee in jeder Hinsicht verstärkt haben.

Es muß außerdem erwähnt werden, daß bereits einige Lager des Flämischen Arbeitsdienstes für die weibliche Jugend aufgebaut sind und daß die ersten Arbeitsmaiden ihre schöne Aufgabe im flandrischen Lande erfüllen. Auch für den Wallonischen weiblichen Arbeitsdienst liegen die Pläne vor, die in absehbarer Zeit ihre Verwirklichung finden werden.

Digitized by Google

Der Slowakische Arbeitsdienst (Slovenská praconá služba) unter der Führung des Staatsministers Tiso — Beauftragter Generalarbeitsführer Lukesch, Sachberater Oberarbeitsführer Prager — steht schon seit langem mit dem Reichsarbeitsdienst in Verbindung. Ursprünglich gab es nach der Verselbständigung der Slowakei eine Organisation für Arbeitspflichtige, die im vergangenen Jahr der Einrichtung eines auf gleicher Grundlage wie in Deutschland aufgezogenen Arbeitsdienstes gewichen ist. Auch Führer dieser Gemeinschaft haben wiederholt Gelegenheit gehabt, die Schulen des Reichsarbeitsdienstes zu besuchen und sich mit allen den Aufgaben vertraut zu machen, die der Durchführung in ihrer Heimat harren. Das Ergebnis dieser Lehrgänge hat dem Slowakischen Arbeitsdienst schnell über den Anfang hinweggeholfen, so daß auch hier bereits ein planmäßiger Aufbau vor sich geht.

Das gleiche Ergebnis muß bei dem unter dem Kommando von Staatsarbeitsführer von Halla stehenden Kroatischen Arbeitsdienst (Nezavisna Država Hrvatska), dem als Berater Oberarbeitsführer von Stoeckelle zur Seite steht, festgestellt werden. Nach dem Sieg der Achsenmächte über Serbien besteht gerade in Kroatien ein begreifliches Interesse daran, die mit ihrer Heimat eng verbundene Jugend im Ehrendienst für das eigene Volk und damit für den Aufbau des Landes zu erfassen.

Bis auf den Dänischen Arbeitsdienst, der in den ersten Anfängen steht und eine Gliederung der Dänischen Nationalsozialistischen Partei ist, handelt es sich bei den im einzelnen umrissenen Arbeitsdiensten um staatliche Einrichtungen.

So ist der augenblickliche Stand der Entwicklung. Es kann ferner schon mitgeteilt werden, daß auch Finnland Vorbereitungen trifft, um nach dem Kriege, der dieses Heldenvolk in seiner Ganzheit soldatisch und kämpferisch im Einsatz findet, einen Arbeitsdienst nach seinen Notwendigkeiten aufzuziehen.

Mit dem bulgarischen Arbeitsdienst, der seit 1920 besteht und damit die erste staatliche Organisation dieser Art in Europa war, verbindet den Reichsarbeitsdienst eine langjährige traditionelle Freundschaft. Der bulgarische Arbeitsdienst ist nach militärischen Gesichtspunkten aufgebaut und hat für sein Land höchst beachtenswerte Leistungen hervorgebracht. Der Kommandeur ist Generalmajor Ganew.

III.

Das ist das Ergebnis der Betrachtung:

Mitten im gewaltigsten Ringen um die Freiheit Europas findet sich heute bereits in verschiedenen Ländern die Jugend unter dem Zeichen des Spatens. Um die ersten Pioniere, die Träger der Idee wurden, sammelten sich die Neuen, die von der idealen Aufgabe begeistert waren und sich ihr verschrieben. Immer mehr werden kommen, bis die Pflicht, zu dienen, ihnen allen Bekenntnis ist.

Digitized by Google

Da die Jugend nicht nur aufgeschlossen ist für das Neue, das sie als gut empfindet und in klarer Beurteilung als richtig erkennt, sondern weil sie auch die Fähigkeit besitzt, die Kraft der wirklichkeitsverbundenen Arbeitsdienstidee zu verspüren, deshalb wird sie Bahnbrecher für ihre Durchsetzung sein.

Idee der Jugend! In dieser Vollendung wird die Arbeitsdienstidee Konstantin Hierls ihre völkerverbindende Erfüllung finden. Im Bekenntnis zur Arbeit wird der Sieg der Spaten reifen.

Ecke der Schriftleitung

Das Maiheft der „Nationalsozialistischen Monatshefte" beschäftigt sich mit der inneren Einheit Europas.

Die Bilder der zweiten Tiefdruckbeilage sind folgenden Büchern entnommen: Das Olympieion und der Hermes des Praxiteles aus dem Buch „Griechische Kultur", Safari-Verlag, Berlin, Giuliano de Medici aus dem Buch „Michelangelo" desselben Verlages. Photo Dr. F. Stoedtner, Berlin. Das Bild von Melk stammt von Dr. A. Defner, der Kopf des Johannes aus der Kreuzigungsgruppe aus: I. Schneider-Lengyel, Das Gesicht des deutschen Mittelalters, Verlag F. Bruckmann KG., München (vergriffen), die Emma aus St. Emmeran, Regensburg, Photo Marburg, die Landschaft mit den drei Bäumen von Rembrandt, nach dem Reichsdruck Nr. 102 aus dem Verlag der Reichsdruckerei, Berlin, und die Böhmische Landschaft von Caspar David Friedrich veröffentlichten wir mit der freundlichen Genehmigung der Staatl. Gemäldegalerie Dresden. Die Kunstdruckbeilage ist nach Kupferstichen aus dem Kupferstichkabinett Berlin hergestellt.

Digitized by Google

Kritik der Zeit

Die Persönlichkeit in der gelenkten Wirtschaft

Die Beziehungen zwischen Mensch und Wirtschaft interessieren in doppelter Hinsicht: vom Standpunkt der von der Wirtschaft Abhängigen, also der Gefolgschaften, und vom Standpunkt der Wirtschaftsführer. Die Betreuung der Schaffenden in den Betrieben und das neue, innere Verhältnis, das auch in Handwerk und Handel die Menschen mit ihrer Arbeit verbindet, sind wiederholt — auch in diesen Heften — behandelt worden. Zu erörtern bleibt die Frage der Gefolgschaftszahlen und damit der Betriebsgrößen.

Hier soll zunächst von der heutigen Situation des deutschen Unternehmertums gesprochen werden. Die großen Wandlungen, denen die industriellen Betriebe seit 1933 beinahe ständig und seit dem Kriege in besonderem Maße unterworfen sind, hängen naturgemäß aufs engste mit der Haltung der Wirtschaftsführer zusammen. Die große Bewährungsprobe des Krieges hat die Industrie bestanden. Technisch sind die Betriebe in Ordnung, vom ersten bis zum letzten Mann haben alle ihre Pflicht in der Produktion erfüllt. Wie steht es aber mit der wirtschaftspolitischen Bewährung?

In der Wirtschaft selbst werden immer wieder Lenkung und Steuerung, das Verhältnis von Privatwirtschaft und Staatswirtschaft, Nachwuchs- und Führungssorgen erörtert. Die Zeitungen lassen erkennen, daß auch die Öffentlichkeit an der neuen Gestaltung der Wirtschaft, um die offenbar noch gerungen wird, Anteil nimmt. Neue Formen der Selbstverwaltung in der gewerblichen Wirtschaft, wie die ersten Reichsvereinigungen für Kohle, chemische Fasern und Textilveredelung, werden geschaffen. Mehrfach hat in letzter Zeit Präsident Hans Kehrl, Generalreferent im Reichwirtschaftsministerium, das Wort ergriffen und sehr offen Stellung genommen[1]. Er versagt den Männern, die Entscheidendes für den Sieg der deutschen Waffen geleistet haben, nicht die Anerkennung, stellt aber zugleich Forderungen für die Zukunft, damit die Wirtschaft auch ihren völlig neuen Aufgaben im geeinten Europa entsprechen kann.

Bis 1933 herrschte auch bei uns die „freie Wirtschaft". Sie ist überwunden und wird niemals wiederkehren. „Wir organisieren jetzt den Mangel, und wir werden eines Tages organisieren müssen den Überfluß an Wünschen, an Ideen, an Möglichkeiten, wir werden ihn irgendwie durch Organisation bändigen müssen, wenn die riesige Revolution, an deren Anfang Deutschland erst steht, fortgeführt werden soll, wenn es der sozialistische Staat werden soll, der es werden muß." Als etwa 1934 die staatliche Ordnung begann, als immer mehr Rohstoffe bewirtschaftet und die Herstellung lebenswichtiger Güter geregelt werden mußte, geschah das nicht systematisch, sondern völlig improvisiert und stückweise — man hatte ja auch kein Vorbild und keinen ähnlichen Vorgang in der Geschichte. Nur ein Zweig der Gesamtwirtschaft erhielt sofort und planvoll seine neue Gestalt: für die Ernährungswirtschaft schuf Parteigenosse Reichsminister Darré durch Marktordnung und Festpreise die sichere Grundlage und im Reichsnährstand die politische Organisation, mit der er dem Bauerntum die soldatische Ausrichtung gegeben hat.

In der gewerblichen Wirtschaft aber hieß es: „Nur nicht in das diffizile Räderwerk der Wirtschaft eingreifen!" Die alten Kräfte, die nach der Machtübernahme in der Wirtschaftsorganisation belassen wurden, müssen nun erst von ihr selbst verdaut werden. Überall, wo heute in der Wirtschaft zu entscheiden ist, müssen Männer stehen, die nicht ängstlich fragen, ob der Weg noch mehr

[1] Hans Kehrl, „Bürokratische oder unternehmerische Wirtschaft" (Beihefte der Rhein-Mainischen Wirtschafts-Zeitung). Verlagsgesellschaft Breidenstein. Frankfurt a. M. 1941. 40 S. RM. 1,—.

Digitized by Google

von den alten gewohnten Geleisen abführt, sondern die selbst aus tiefster Überzeugung unter Einsatz ihrer schöpferischen Kräfte Wege zu den neuen Zielen weisen.

Zu entscheiden gibt es wahrlich genug, und an Männern, die richtige Entscheidungen aus eigenem zu treffen bereit sind, ist nie Überfluß. Warum, so fragt Präsident Kehrl, hat die Wirtschaft sich nicht der Verhüttung der deutschen Eisenerze selbst angenommen? Warum hat die Automobilindustrie den KdF.-Wagen nicht selbst herausgebracht? Warum hat sie hernach nicht wenigstens den Volksschlepper entwickelt? Warum mußte Generalmajor Schell kommen und die Typenbereinigung anordnen? Solche Gelegenheiten werden sich in der Zukunft noch oft bieten, und der Staat würde es begrüßen, wenn die Selbstverwaltung der Wirtschaft aus sich heraus die notwendigen Wege ginge.

Es ist heute ganz müßig, sich über einen zunehmenden Einfluß des Staates auf Wirtschaftsbetriebe zu sorgen. An der Spitze der dem Staat gehörenden Unternehmen stehen genau so gute Persönlichkeiten mit Initiative wie in irgendeinem Privatbetrieb, während in manchem Großbetrieb und Konzern der Bürokratismus lustig Blüten treibt. Wo das Kapital herkommt, ist dank den Verhältnissen, die Aktienrecht und Steuererfassung geschaffen haben, nicht mehr wesentlich, sondern allein die Leistung.

Der Wirtschaftsführer darf nicht so weit in seinem Betrieb aufgehen, daß er daneben nicht mehr das große Ganze sieht. Er soll nicht abseits stehen und warten, bis „oben" oder von Staats wegen Entscheidungen fallen. In den Organisationen der Wirtschaft muß er selbst tätig mittun. Weder können dort hauptberufliche Geschäftsführer alles regeln und verwalten, noch genügen „Beiräte", um den Kontakt mit der Praxis herzustellen. Schöpferische Initiative, die bei manchem etwas eingerostet scheint, tut not, damit aus den vielen Wirtschaftsführern immer wieder wirklich führende Männer der deutschen Wirtschaft erwachsen. „Regieren und Führen ist schwerer als verwalten. Es ist eine Kunst, und nicht ein Handwerk wie das Verwalten." Es gilt, die inneren Reibungun, die heute oft noch so rießengroß sind, zu verkleinern. Der Staat will und muß sich in der Planung und Lenkung auf einen kleinen zentralen Apparat beschränken. Die Einzelheiten zu entwikkeln und durchzuführen, ist Aufgabe der Wirtschaft selbst. „Die Synthese zwischen gesteuerter Wirtschaft und unternehmerisch freiem Schaffen kann und muß gefunden werden, und nur die Wirtschaft selbst kann und muß sie finden und muß die Brücken bilden."

Es ist interessant, was ein Wirtschaftsführer selbst über den Unternehmer von heute sagt. Dipl.-Ing. L'Orange gibt eine Fülle wertvoller Erfahrungen und persönlicher Bekenntnisse, die wir hier nur teilweise andeuten können[2]. „Das pionierhafte Unternehmertum, das seine Aufgaben hatte und erfüllte, als die Wirtschaft moderner Art noch Neuland war, das an tausend Stellen zugleich gerodet und beackert wurde, hat seine Aufgaben zu einem großen Teil beendet." Die Betriebsführer der meisten Mittel- und Kleinbetriebe konzentrieren ihre Energien auf die Fertigungs- und Gefolgschaftsaufgaben. In den Großbetrieben müssen sich notgedrungen auch hochwertige technische Fachleute mit reiner Verwaltungsarbeit befassen. Nun ist eine saubere Verwaltung unerläßlich und die Arbeit dafür nicht minder wert als jede andere. Aber wir können es uns nicht leisten, daß dadurch zahlreiche schöpferische Persönlichkeiten gehindert sind, sich produktiv zu entfalten.

Obwohl die Erhaltung der Klein- und Mittelbetriebe zu den wirtschaftspolitischen Forderungen des Parteiprogramms gehört, haben Aufrüstung, Vierjahresplan und Kriegswirtschaft zunächst eher das Gegenteil gefördert. Mitten im Kriege läßt sich hieran auch nichts ändern. Gleichwohl ist es am Platze, diese entscheidende Strukturfrage unserer Wirtschaft wenigstens grundsätzlich zu behandeln.

Sich in der Fülle von ordnenden und regelnden Gesetzen, Anordnungen und Verboten auszukennen, ist für den Be-

[2] Rudolf L'Orange, „Der Hersteller-Ring". Ein Weg, den Klein- und Mittelbetrieben die Vorteile des Großbetriebs zu sichern, jedoch dessen Nachteile zu vermeiden. Verlag für Wirtschaft und Verkehr, Forkel & Co. Stuttgart 1942. 132 S. RM. 12,—.

Digitized by Google

triebsführer eines kleineren Unternehmens, der oft in einer Person Konstrukteur, Betriebsingenieur, Kaufmann und Steuerfachmann sein muß, kaum möglich. Die Existenz eines Betriebes ist aber — selbst in günstigen Zeiten — niemals allein dadurch gesichert, daß irgend etwas produziert wird, sondern der Betrieb muß mindestens einen „Artikel" haben, eine Sonderheit, die ihm technisch überhaupt einen Platz neben den Großbetrieben und Konzernen offen läßt. Der Großbetrieb mit Forschungsabteilungen und Patentbüro wendet laufend große Mittel auf, um wenigstens einige seiner Neuerungen marktreif und wettbewerbsfähig zu machen. Die Schwierigkeit, ständig einen Artikel zu haben, ist die tiefste Ursache für die unsichere Lage zahlreicher Mittel- und Kleinbetriebe.

Diese Erkenntnisse haben vor zehn Jahren Parteigenossen L'Orange zu dem Gedanken des „Hersteller-Ringes" geführt: eine Anzahl von Fertigungsbetrieben haben eine gemeinsame „Kopf-Firma", die für sie alle die Neuschöpfung der Artikel, die konstruktive und betriebstechnische Entwicklung, den Vertrieb und den Kundendienst übernimmt. Hierfür hat die Kopf-Firma wie jeder Großbetrieb Sonderfachleute. Die Fertigungsbetriebe verwenden alle Kraft auf die Fertigungstechnik, eine Aufgabe, die heute wahrlich groß genug ist!

Der erste Hersteller-Ring Gebrüder L'Orange Motorzubehör, Stuttgart, entstand in dem Notjahr 1932. Inzwischen haben sich ihm Dutzende von Herstellerbetrieben in allen Teilen des Reiches angeschlossen. Das Entscheidende ist, daß sie alle volles Eigentum ihrer Besitzer bleiben. Im Eigentum sieht L'Orange die direkteste Verantwortung in der Wirtschaft. Eigentum bedeutet Aktivierung der persönlichen Initiative, gegenüber der bekannten Abstumpfung der Menschen in Großbetrieben. Hier liegt die Ursache für die praktisch erwiesene hohe Leistungsfähigkeit und die Wirtschaftlichkeit des Hersteller-Ringes, obwohl dieser — als eine völlig neue Erscheinung in der Wirtschaft — bis heute von der Gesetzgebung keineswegs richtig behandelt wird.

Der Betriebsführer L'Orange teilt nicht die in der Wirtschaft noch viel befolgte Ansicht, „daß im Zweifelsfalle zu mißtrauen ist, daß Mißtrauen eine wirtschaftlich notwendige Einstellung ist," sondern er bekennt sich zu dem Grundsatz, daß Mißtrauen der größte Luxus, das Unrentabelste ist, was es gibt. Sein Prinzip ist: „Die Art der Durchführung der Aufgabe in keiner Weise vorzuschreiben noch zu kontrollieren, sondern nur sich für die Aufgabe den Mann auszusuchen, diesem alle nötigen Mittel und Rechte zu geben und ihm in allem anderen zu vertrauen." Dieser Idealismus ist auf die Dauer der größere Realismus. Man darf heute schon sagen, daß eines Tages die gesamte Atmosphäre in der Wissenschaft von dieser Auffassung getragen sein wird, da anders die soldatische Haltung, die nationalsozialistische Bewährung im Alltag der Arbeit, nicht Wirklichkeit werden kann.

Der Hersteller-Ring ist das einfachste Mittel zur Auflockerung der Industrie. „Man soll die Arbeit zu den Menschen bringen und nicht die Menschen zur Arbeit." Allein durch die Heranschaffung der Arbeitskräfte ist jeder Großbetrieb viel stärker mit Transportkosten belastet als der Hersteller-Ring (Größenordnung 100 : 1). Alfred Rosenberg sagt schon im „Mythus des 20. Jahrhunderts" (S. 553/554): „Die Entproletarisierung unserer Nation — und jeder anderen — ist aber durch den bewußten Abbau unserer Weltstädte und Gründung neuer Zentren denkbar. Von einer Seßhaftmachung und Nationalisierung inmitten von Riesensteinhaufen zu sprechen, ist Wahnsinn. Eine Amerikanisierung durch „Rettung" mit Hilfe des Autos, wie es in Amerika versucht worden ist, bedeutet Kraftvergeudung und Zeitverlust trotz der Kilometerfresserei . . . An Stelle von vielleicht hundert großen volksverseuchenden Zentren können einst zehntausend kulturfördernde bestehen, wenn willensstarke Köpfe über unser Schicksal bestimmen und nicht Marxismus und Liberalismus. Zeichnerisch gesprochen, geht unser Leben heute immer nur auf einer Linie vor sich: hin und zurück. In Zukunft muß es einen Kreislauf um organisch festgelegte Mittelpunkte haben." Was eine solche Entlastung des Verkehrs bedeuten würde, erlebt im Kriege heute jeder selbst.

Digitized by Google

Die Urproduktion — Bergbau, Großchemie, Hüttenwesen — und der Großmaschinenbau scheiden für Klein- und Mittelbetriebe aus. „Gerade weil es so viele Industrien gibt, die unbedingt einen Groß- und Größtbetrieb erfordern, sollen die verhältnismäßig wenigen, meist aber sehr wichtigen Produktionen, welche durch ihre technischen Vorbedingungen die Herstellung in kleinen und mittleren Betrieben ermöglichen, so weit wie nur irgend möglich auch in solche Betriebe verlegt werden."

L'Orange gibt mit seiner Pionierarbeit nicht nur wichtige Unterlagen für die Wandlung der Wirtschaftsstruktur, sondern zugleich für den Aufbau zahlreicher gesunder Existenzen in den neuen Gebieten des Reiches. „Seine Menschen zu entpersönlichen kann jeder andere Staat sich eher leisten als Deutschland! Wenn zu lange Generationen hindurch der deutsche Handwerker nicht mehr verantwortungsbewußte Persönlichkeit sein dürfte, wird der deutsche Infanterist kein Einzelkämpfer mehr sein. Das Hinabsinken in verantwortungslose stumpfe Massen kann nur ein Staat wie der russische, der sich auf entsprechender Rasse und Menschenmengen, sowie Reserven an Land und Bodenschätzen, aufbaut, vielleicht zulassen, ohne alsbald zu zerfallen. Das geht aber nicht bei einem Deutschland, das seine Existenz auf engem, zentral gelegenem Raum nur der überlegenen Qualität, d. h. dem Persönlichkeitswert all seiner einzelnen Menschen verdankt."

H. v. Renesse.

Germanische Besinnung und Aufbruch in flämischen und holländischen Zeitschriften.

Als am 10. Februar 1942 der Wehrmachtbericht mitteilte: „In erfolgreichen Abwehrgefechten bei heftigsten Massenangriffen der Sowjets haben sich die Württembergische 25. motorisierte Infanteriedivision und die SS-Division Flandern besonders ausgezeichnet", — da waren rund 16 Monate vergangen seit der Gründung der „Allgemeinen SS-Flandern" Ende 1940. Aus der „Allgemeinen SS-Flandern" war am 1. September 1941 durch Anordnung der Reichsführung SS die „1. SS-Standarte Flandern" geworden, die von nun ab zur Reichs-SS gehört.

In diesen kurzen Daten kommt völkisches Erwachen, Besinnung und Aufbruch des germanischen Flandern unmißverständlich zum Ausdruck. Von dem knappen und vielsagenden Satze jenes Wehrmachtberichtes blitzartig erhellt, trat dem neuen Flandern jetzt die geschichtliche Tatsache ins Bewußtsein, daß „Flandern nach vielen Jahrhunderten endlich wieder einmal aus eigenem freien Drang mit der Tat eingriff in das Weltgeschehen", wie es das Kampfblatt der SS-Flandern, „De SS-Man", am 14. Februar 1942 aussprach. Wie tief aufwühlend und umwälzend dieses symbolhafte Ereignis in Flandern selbst empfunden wurde, ahnen wir, wenn wir an derselben Stelle weiterlesen: „Denn etwas Stolzeres, etwas Schöneres ist in Flandern seit der Geusenzeit nicht mehr geschehen . . . Beim Anhören jener Worte (des Wehrmachtberichts) standen unsere Jungen vor unserm Geist, nicht als Piet und Jan und Klas, wie wir sie aus dem gewöhnlichen Alltagsleben kennen, sondern so, wie sie wirklich sub specie aeternitatis sind, so wie sie vor der Geschichte dastehen, wie unsere Kinder und Kindeskinder sie sehen und verehren werden, wenn sie einmal lernen und lesen von den Helden, die aus dieser beinahe schon verlorenen flämischen Masse sich plötzlich erhoben und so mit einem Schlag zum Beispiel wurden für germanische Kampfbereitschaft und Soldatentum."

So ist „De SS-Man", das Kampfblatt der SS in Flandern, seit seinem ersten Erscheinen Anfang Dezember 1940 bis heute immer reiner und stärker zur führenden Stimme des jungen völkischen und nationalsozialistischen Flandern geworden, das heute Schulter an Schulter mit unseren Soldaten für ein wieder auferstandenes Reich und ein neues Europa kämpft. Als erster Hauptschriftleiter gab der jungen Wochenschrift der bewährte Weltkriegsaktivist und führende nationale Propagandist Flanderns, Ward Hermans, den kämpferischen Stempel und einen weltanschaulich klaren und weiten Blick mit auf den Weg; ihn löste nach einigen Monaten sein Kamerad Maurits van de Walle ab, der in Deutschland als Wegbereiter Cyriel Verschaeves bekannt

Digitized by Google

wurde und nun seit einem Jahre durch viele Wechselfälle und gelegentliche Rückschläge hindurch unbeirrt die Kampfziele der flämischen ᛋᛋ mit seiner unerschrockenen und ritterlichen Feder vertritt; hierbei mußten naturgemäß die anfangs auf breitester Grundlage aufgerollten weltanschaulichen und mehr künstlerisch-kulturpolitisch ausgerichteten Stoffkreise mit der Zeit und vor allem nach Beginn des Rußlandfeldzuges und mit dem Antreten der flämischen ᛋᛋ auf dem militärischen Kampfplan einstweilen der vordringlichen tagespolitischen Schulung und Erziehung weichen, ohne daß aber der von Anfang an eingeschlagene Weg zu gewissenhafter und gründlicher Vertiefung jemals verlassen wurde. Zahlreiche Leitaufsätze wie auch Kampflieder würden, in Buchform zusammengestellt, eine wertvolle geistige Reserve bleiben für die Zeit nach einem siegreichen Frieden, wenn die mehr aufbauende als polemische weltanschauliche Arbeit wieder in ihre Rechte treten kann; dann werden wir auch über diesen Teil der Arbeit des „ᛋᛋ-Man" ausführlicher berichten.

Solange aber der Krieg währt, hat hier in Flandern „De ᛋᛋ-Man" nach mehreren Seiten zugleich in Abwehr und Angriff zu stehen: Flandern ist heute wie je germanischer Vorposten gegen den Westen, wo aus dem Süden die sogenannte culture latine mit allen kulturpolitischen Kampfmitteln germanisch-flämisches Volkstum und germanischen Kulturraum zurückdrängen möchte, während über den Kanal herüber die angelsächsische Feindpropaganda in das hetzerische, unterirdische und oft sogar frech an die Oberfläche drängende Treiben eines machthungrigen politischen Katholizismus betont „belgischen" und d. h. antideutschen Patriotentums sich einschaltet — ein infernalisches und verwirrendes Bild innerer Zerrissenheit! Auf der anderen Seite stehen die äußeren Feinde, die als gemeinsame Gegner des Reichs und Europas zu bekämpfen sind. Dem heute fast gefährlicheren, weil meist gut getarnten Feinde im Inneren setzt „De ᛋᛋ-Man" auf jeweils der letzten Seite jeder Folge regelmäßig sein „Sperrfeuer" entgegen, unter welcher Überschrift die polemischen Forderungen des Tages mit schneidender Schärfe und — trotz allem — mit ritterlicher Sachlichkeit erledigt werden. Dem äußeren Feinde gilt — neben größeren politischen Aufsätzen — vor allem die dritte Seite „Hier ist die Waffen-ᛋᛋ", wo nun seit Monaten die von flämischen ᛋᛋ-Kameraden von der russischen Front heimgesandten Feldpostbriefe (die als historisches Dokument übrigens von der Schriftleitung gesammelt und für eine spätere Gesamtausgabe gesichtet werden) sowie die PK.-Berichte sich zur wirkungsvollsten geistigen Waffe gegen den Feind Europas zusammenfinden. Diese Druckseite und die andere „Aus der Bewegung", welche regelmäßige Berichte von Veranstaltungen, Familienanzeigen u. a. aus der flämischen ᛋᛋ-Organisation und von ihren Angehörigen bringt, zeigen zunehmend von Woche zu Woche, wie, ausgehend von den flämischen ᛋᛋ-Männern und vor allem den Frontsoldaten unter ihnen, der Geist der nationalsozialistischen Kampf-, Volks- und Rassegemeinschaft immer weitere Kreise auch in den noch so „verdunkelten" Winkeln Flanderns in seinen Bann zu ziehen und durch gemeinsame Freuden und Sorgen sachlich und menschlich einander näherzubringen beginnt.

Dem gleichen obersten Auftrag: Grenzwächter des Germanentums gegen das Artfremde aus dem Süden und Westen zu sein, das nicht auf Grund natürlich stärkeren Volkstums, sondern vielmehr gerade aus zunehmender Volkstumsschwäche und Angst mit wütender Gewalt Boden halten und noch dazugewinnen und als culture latine und unter vielerlei anderen Tarnungen Schule, Sprache, Presse und zuletzt das ganze Leben entvlaamschen, entgermanisieren und dafür französieren möchte —, diesem selben Auftrag wie „De ᛋᛋ-Man" im sogenannten Belgisch-Flandern dient im sogenannten Französisch-Flandern nun schon im 14. Jahrgang die Monatsschrift des „Vlaamsch Verbond in Frankrijk", die in französischer Sprache als „Lion de Flandre" mit einem flämischgeschriebenen Zusatzteil „De Torrewachter" von ihrem umsichtigen und unerschrockenen Hauptschriftleiter J. M. Gantois herausgegeben wird.

Wir dürfen unter „Französisch-Flandern" eigentlich nicht allein jenen geographisch statt volkskundlich festgelegten

Digitized by Google

Gebietsstreifen vom sogenannten Westhoek an der Kanalküste bis nach Lille (flämisch: Rijsel) und Roubaix (flämisch: Roobeke) verstehen, die etwa den französischen Departements Nord und Pas de Calais entsprechen (hier ist übrigens die Heimat der Ahnen unseres Generalobersten Rommel sowohl als auch der Geburtsort des französischen Marschalls Pétain zu suchen), sondern müssen dazu das ganze Artois, ja die Picardie, große Teile der Ile de France, vor allem aber die Landschaft der Seinemündung bei Rouen und um Amiens begreifen lernen, und das nicht etwa aus historisch abgeleiteten Gründen (dann verliefe die Grenze noch viel weiter südlich und südöstlich!), sondern auf Grund der heutigen Bevölkerungsstatistik, die seit dem Ende des vorigen Weltkrieges fortlaufend eine starke flämische Bauerneinwanderung und Ansiedlung in diesen Landstrichen aufweist (wobei wir von dem breiten Strom der saisonmäßig rückwandernden Land- und städtischen Industriearbeitern einmal absehen wollen). Dieses weite Gebiet wird also vornehmlich oder teilweise von flämischen Menschen bewohnt und bearbeitet, die — außer im Westhoek und anderen Sprachinseln — allerdings seit einer oder mehreren Generationen nur mehr flämischen Blutes, aber schon französischer Sprache sind. Wir verweisen zum näheren Studium dieser bedeutsamen Fragen auf die beiden grundlegenden Schriften: 1. H. van Byleveld „Nederland in Frankrijk-de Suidergrens der Nederlanden", De Sikkelverlag/Antwerpen 1941, und 2. van Acker „Vlaamsche Boerenkolonies in Frankrijk-Ter Oplossing van het beslissend Vraagstuk der Vlaamsche Lebensruimte", Uitgeverij Steenlandt/Brüssel 1941; beide Arbeiten verdienten vordringlich eine baldige Verdeutschung.

Der „Lion de Flandre" muß sich also seinen „verfranschten" Lesern vorläufig noch in französischer Sprache verständlich machen, während der beigegebene „Torrewachter" allmählich immer stärker auch die flämischen Sprachkenntnisse auffrischt und erneuert. Die Zeitschrift ist so vielseitig wie gründlich und wissenschaftlich bedeutsam.

Der deutsche Leser wird hier auf allen Gebieten Überraschungen erleben und Neuland entdecken, wenn er Vergangenheit und Gegenwart rassengeschichtlich und rassenbiologisch zu werten unternimmt; unzählige Namen, Werke und kulturelle Leistungen, die ihm bislang unter französischem Deckmantel geläufig waren, enthüllen ihm, auf Grund einwandfreier Nachweise, ihren germanisch-niederdeutsch-germanischen Ursprung und Charakter. Die Zeitschrift, die ja auf französischem Staatsgebiet erscheint und gelesen wird, ist für das neue Europa unter einer rassebewußten und volkstumsbewahrenden nationalsozialistischen Führung ein zuverlässiger germanischer „Turmwächter" und ein zukunftsvoller Wegbereiter durch den noch nicht geordneten Urwald westlich liberalistischer Ideologien.

Von Dünkirchen bis Königsberg reicht jene „Niederdeutsche Stammesverbundenheit", für die heute Zeitschriften wie „Lion de Flandre" und „De SS-Man" arbeiten und kämpfen und die — mit einem entsprechenden Kartenbild auf jedem Heftumschlag — die „Hollandsche Post" seit 1938 schon als Kampfziel auf ihre Fahnen geschrieben hatte, bis sie am 1. Januar 1941 ihren Aufgabenkreis ausweitete, eine umrißhafte Europakarte mit der Lebensrune als Umschlagseite und als Untertitel „Für den Aufbau von Neu-Europa" wählte. Jef Hinderdael, der Herausgeber, Hauptschriftleiter und Verleger dieser gehaltvollen und einzigen nationalsozialistischen Halbmonatsschrift Hollands in einer Person, dessen so aufschlußreichen „volkspsychologischen Roman" unter dem Titel „Spiel der großen Kinder" wir früher schon an dieser Stelle würdigen konnten, ist einer der treuesten Freunde, die Deutschland seit dem vorigen Weltkrieg in Flandern und Holland besitzt. Er mußte Ende 1918 wegen völkisch-aktivistischer Betätigung seine Heimat Flandern verlassen, wo ihn das „belgische" Gericht zu zwanzig Monaten Zuchthaus verurteilte. Daß er nun in Holland, seither der alte gefürchtete Kämpfer und hervorragende politische Schriftsteller geblieben war, wurde ihm von der bald darauf ausreißenden niederländischen Regierung der van Cleffens und Genossen dadurch bescheinigt, daß er von ihren Schergen am 10. Mai 1940 als einer der ersten verhaftet und ins Kon-

Digitized by Google

zentrationslager geschleppt wurde. In Jef Hinderdael, der sein Leben lang um das völkische und soziale Problem aus germanischer Verantwortung heraus gerungen und darum schon sehr früh über die Schriften Alfred Rosenbergs, Darrés, Paul de Lagardes und vor allem über Adolf Hitlers „Mein Kampf" zu den Wurzeln und Quellen des neuen Deutschland gefunden hat, steht ein, Dietrich Eckart vergleichbarer, politischer Dichter und Schriftsteller wie Journalist vor uns, bei dem Leben, Wirken und Schreiben untrennbar Eines sind und folgerichtig in unsere Weltanschauung ausmünden mußten. Um ihn wirklich kennenzulernen, lohnt es auch für manchen deutschen Leser, der über das Plattdeutsche einen leichten Zugang zum Flämisch-Niederländischen besitzt, des öfteren in seiner „Hollandschen Post" zu blättern und sich an den gründlichen und weltoffenen Überschauen über die europäischen und überseeischen politischen Zusammenhänge, an den geist- und humorvollen Polemiken mit der feindlichen Rundfunkpropaganda und vor allem den geschliffenen und ebenso tiefgründigen wie handfesten Zeitgedichten des Herausgebers zu unterrichten und — ja man möchte schon sagen — zu erbauen. Hier weht wirklich Geist von unserem Geiste. Die häufigen „Interviews mit Mr. Roosevelt oder Churchill" u. a. Aufsätze „unseres Spezialkorrespondenten Jeremias Stastok", einer aus schöpferischem Humor geborenen und den holländischen Spießbürger aller Farbtöne unsterblich karikierenden Zeitgenossenfigur, sind alleine schon die Bekanntschaft mit dieser gehaltvollen Halbmonatsschrift wert, die außerdem regelmäßig „Die Stimme des neuen Europa" mit Presseauszügen und Briefen aus Finnland, Norwegen, Flandern usw. und richtungweisende Ausblicke auf das neue europäische Geschehen aus berufenen Federn bringt.

Die „Hollandsche Post" gibt außerdem eine „Aufbaureihe" heraus, in der ihre hervorragendsten Mitarbeiter die wichtigsten Zeitfragen auf breiterer Grundlage mit wissenschaftlicher Gründlichkeit und bemerkenswerter Allgemeinverständlichkeit behandeln, wie z. B. J. B. van Heutsz „Die Zukunft der Niederlande im Ringen zwischen merkantilkapitalistischer Ausweitung und volkssozialistischer Einordnung", oder von demselben „Über die politischen Ursachen des heutigen Krieges", von W. Wichers „Der Kampf um Europa-Kontinent gegen Kontinent" und „Moskaus Aufstieg und Fall" u. a. m.

In den Jahrgängen 1938-1940 wurden in der „Hollandschen Post" des öfteren so lebendige Reiseberichte des Herausgebers aus Sudetenland (1938), aus Deutschland (1939), von einer Fahrt ausländischer Schriftleiter aus Danzig und Polen (1940) und in vielen Folgen jene „Briefe aus der Lüneburger Heide" (Herbst 1938) abgedruckt, daß es der deutsche Leser immer wieder bedauern mußte, diese lebendig unmittelbaren Eindrücke und Gedanken eines stammverwandten Flamen, der aus so elementarer Völkerseelenkunde heraus für holländische Leser schrieb, nicht in einem Buche gesammelt und ins Deutsche übertragen besitzen zu können; sie würden ja später einmal historische Dokumente darstellen von einer umwälzenden inneren und äußeren Wandlung! — Nun hat der um das niederdeutsche und flämisch-niederländische Verstehen schon hochverdiente Verlag Franz Westphal/Wolfshagen-Scharbeutz (Lübecker Bucht) uns diesen Wunsch erfüllt und legt unter dem Titel „Ich fand zu Deutschland — Briefe eines Niederländers" mit einem schönen Vorwort über Leben und Persönlichkeit Jef Hinderdaels aus der Feder von Dr. R. P. Oszwald jene Briefe unverändert in einer guten Verdeutschung auf 125 Seiten vor. Wie tief ihr Verfasser schon damals dem neuen Werden ahnend verbunden war, zeigen die geradezu seherischen Worte, die er dort im Oktober 1938 niederschrieb und mit denen wir unseren Bericht über Germanische Besinnung und Aufbruch in Flandern und Holland abschließen wollen: „Ich habe seit langem den Eindruck und die Überzeugung bekommen, daß das deutsche Volk in naher Zukunft ein großes, führendes Volk sein wird, das ganz Westeuropa sein Gepräge und der Geschichte Richtung gibt, eine Richtung, die jetzt nur von wenigen geahnt oder angenommen wird, weil sie die Offenbarung des neuen Menschen in Europa bedeutet, des nordisch-germanischen Typs, der aus einer unmittelbaren Gottesanschauung leben und handeln wird." *Fritz Peuckert.*

Digitized by Google

Wege und Irrwege einer Kolonialmacht. Aufstieg und Ende Insulindes.

Zwischen dem 23. Juni 1596, da zum ersten Male holländische Seeleute unter Cornelis de Houtman nach zehnmonatiger abenteuerlicher Fahrt den Boden Javas betraten — und dem 9. März 1942, dem Tage, an welchem der letzte niederländische Generalsstatthalter van Stakenborgh die bedingungslose Kapitulation der niederländischen Streitkräfte unterzeichnete, liegen nahezu dreihundertfünfzig Jahre.

Das Drama des niederländischen Kolonialreiches, dessen Schlußakt unter den vernichtenden Schlägen der japanischen Wehrmacht abrollte, begann mit dem Zeitpunkte, da eine verblendete Führung im Haag, bar jeden Weitblickes für die Fanale einer neuen Zeit, den Einflüsterungen und Versprechungen aus London und Washington erlag, die Sicherheit Insulindes dem fragwürdigen Schutze der Mächte des Beharrens anzuvertrauen und in maßloser Überschätzung nicht nur der eigenen Kraft, sondern auch der Stärke der Verbündeten, glaubte, als vierter Partner der sogenannten ABCD-Front (America, British, China, Dutch) im ostasiatischen Raume die Rolle eines gleichberechtigten Bundesgenossen spielen zu können.

Wieviele Stürme sind doch in diesen dreihundert Jahren über die Niederlande auf ihrem Wege zur Kolonialmacht hinweggebraust! Sie führten den Freiheitskampf gegen das Spanien Habsburgs und rangen in vier Kriegen mit wechselndem Glück mit England um die Freiheit der Meere. Wieviel bestes germanisches Seefahrerblut ist in diesen Jahrhunderten vielfach nutzlos in alle Welt verströmt. Das kurze brasilianische Abenteuer der siebenjährigen Statthalterschaft Johann Moritz von Nassau-Siegens scheiterte; die nordamerikanische Kolonie ging verloren; die Vorherrschaft an der Küste Westafrikas wurde gebrochen; die Inselbrücke dagegen vom Indischen zum Stillen Ozean verblieb unter Niederlands Flagge und konnte im wesentlichen gegen alle Anstürme behauptet werden.

Bereits in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts waren holländische Seeleute in portugiesischen Diensten bis nach Vorder- und Hinterindien, ja bis nach China und Japan gekommen. Unter Verwendung spanischer und portugiesischer Seekarten entwarf 1592 der holländische Geograph Petrus Plancius eine Weltkarte nach Mercators Vorbild und drei Jahre später erschienen Jan Huygen van Linschotens Segelanweisungen für Indienfahrer. Im Jahre 1594 gründeten Amsterdamer Kaufleute eine Handels- und Schiffahrtsgesellschaft, die am 20. März 1602 in der vereinigten ostindischen Handelskompanie ihre endgültige, mit der Kolonialgeschichte der Niederlande auf das engste verknüpfte Form erhielt. Es wurde ihr zunächst auf 21 Jahre das Recht verliehen, in allen Gebieten östlich vom Cap der Guten Hoffnung Handel zu treiben, Kriege zu führen, Bündnisse zu schließen und in den eroberten Gebieten Befestigungen anzulegen. Im Jahre 1605 setzten sich die Holländer auf Amboina, ein Jahr später auf Neuguinea fest. Im Jahre 1609 wurde in Pieter Both der erste Generalstatthalter von Niederländisch-Indien eingesetzt. Nach Verdrängung der Spanier begann der Kampf mit England, dessen Kolonialpioniere in dem 1617 zum Generalgouverneur ernannten Jan Pieterszoon Coen einen nicht nur ebenbürtigen, sondern überlegenen Gegenspieler fanden. In dem erbitterten Ringen mit der aufstrebenden britisch-ostindischen Handelskompanie neigte sich schließlich der Erfolg auf Hollands Seite. Das auf Java in Yakatra angelegte Fort Batavia wurde zum Mittelpunkt Insulindes. Mit unerbittlicher Härte vernichtete Coen die Niederlassung der Briten auf Amboina; Schritt um Schritt bauten wagemutige Männer das indische Überseereich, das sich neben Borneo, Sumatra und Celebes in seiner größten Ausdehnung vorübergehend bis auf die Insel Formosa (1624-1661) und Ceylon (1658) erstreckte. Von den Generalstatthaltern Niederländisch-Indiens verdient neben van Diemen vor allem Gustav Willem von Imhoff besondere Erwähnung, der aus Deutschland kam und Buitenzorg (Sorgenfrei) gründete, das zweihundert Jahre lang die Sommerresidenz der Generalgouverneure blieb. Seine 1741 über die Mißstände in der Verwaltung der ostindischen Handelsgesellschaft veröf-

Digitized by Google

fentlichte Denkschrift hat zwar größtes Aufsehen erregt, vermochte jedoch infolge des Widerstandes der Handelsherren ihren Verfall und schließlich ihren Zusammenbruch nicht aufzuhalten, bis sie 1796 mit einer Schuldenlast von 125 Millionen Gulden ruhmlos erlosch.

Durch die Erfolge Robert Clives waren die Engländer zu Herren Vorderindiens und Bengalens geworden. Im 4. britisch-holländischen Kriege (1780—1785) drangen britische Streitkräfte bis zur holländischen Westküste Sumatras vor. Drei Jahre lang blieben die niederländischen Überseebesitzungen vom Mutterlande völlig abgeschlossen. Vom Bginn des 19. Jahrhunderts an hatten die Niederlande den im Vergleiche zu seiner größten Ausdehnung zwar stark geschmälerten Bestand ihres niederländischen Kolonialbesitzes, der mit zwei Mill. Quadratkilometern und einer Bevölkerung von 70 Mill. das Mutterland mit 35 000 Quadratkilometern und neun Mill. Menschen nahezu um das 60fache übertraf, im wesentlichen der Rivalität der großen europäischen Seemächte zu verdanken.

Mit der immer stärkeren Einbeziehung der Überseebesitzungen in das weltpolitische Geschehen Europas sah sich im Blickfelde Insulindes der Haag vor die Entscheidung gestellt, der neuen durch das Erwachen des groß-ostasiatischen Gedankens und des gleichzeitigen Erstarkens der Führungsmacht Japan angebahnten Entwicklung Rechnung zu tragen, oder das Schicksal seines Überseereiches dem fragwürdigen Schutze raumfremder Mächte anzuvertrauen. Der Haag hat seinen Platz an der Seite der Mächte des Beharrens gewählt. Dazu war die Regierung in Holland der Ideologie des Genfer Völkerbundes von der Universität, vom Kollektivismus und der Automatik seiner Hilfeleistungsversprechen noch zu einem Zeitpunkt erlegen, als sich bereits die Konturen einer neuen weltpolitischen Struktur von Regionalpakten abzeichneten und sich die Welt in Lebens- und Großräume aufzuspalten begann, ohne zu erkennen, daß sich in den 25 Jahren nach dem ersten Weltkriege das Kräfteverhältnis wesentlich verlagert hatte.

Am 23. Januar 1934 fand an Bord eines vor Singapur liegenden britischen Kriegsschiffes jene Zusammenkunft englischer Admirale mit niederländisch-indischen Offizieren statt, als deren Ergebnis Insulinde in die britische Verteidigungslinie einbezogen wurde, die von Britisch-Malakka bis nach Australien reichte. Zu Beginn des Jahres 1941 begann in Manila die Konferenz zwischen dem damaligen Oberbefehlshaber der amerikanischen Streitkräfte im Südost-Pazifik mit dem britischen Oberkommandierenden in Singapur, Sir Brooke-Popham, und zwei Vertretern Niederländisch-Indiens, die im Mai mit dem Abschluß eines geheimen Militärabkommens zwischen den Vereinigten Staaten, England und Niederländisch-Indien beendet wurde. Als das japanisch-französische Abkommen über Indochina zustande kam, versäumte die niederländisch-indische Regierung ihre historische Stunde.

Acht Monate lang hat Japan nach der Kapitulation des Mutterlandes durch Sondergesandte, wie des Handels- und Industrieministers Kobayashe und des Botschafters Yoshizawa versucht unter Zusicherung der territorialen Unverletzbarkeit des niederländischen Kolonialbesitzes mit Batavia zu einer handelspolitischen Verständigung zu gelangen. Alle Ansätze zu einem Ausgleich wurden jedoch von London und Washington im Keime erstickt. So konnten nach der endgültigen Eingliederung Insulindes in den um Japan gelegten Blockadering nur noch die Waffen entscheiden. Dennoch vermied es Japan, in die Kriegserklärung vom 8. Dezember 1941 an Großbritannien und die Vereinigten Staaten auch Niederländisch-Indien einzubeziehen. Der Kriegszustand zwischen Tokio und Batavia wurde vielmehr in London unter britischem Druck von der holländischen Emigrantenregierung erklärt, ohne daß die niederländisch-indische Volksvertretung befragt worden wäre.

Am 1. März 1942 landeten japanische Streitkräfte auf Java, und erreichten vier Tage später Batavia, wo sich am 9. März die Regierung bedingungslos ergab.

Sowohl der amerikanische Admiral Hart wie der britische General Wavell, denen der Schutz Niederländisch-Indiens übertragen worden war, haben das Inselreich in der Erkenntnis von der Nutzlosigkeit jeden Widerstandes seinem Schicksale überlassen. General Wavell

Digitized by Google

hat sich vor Java ebensowenig in sein Schwert gestürzt wie überall dort, wo er geschlagen wurde.

Holland ist durch den Verlust Insulindes hart getroffen worden, auch wenn die Gewißheit besteht, daß die Bevölkerung des Inselreiches im größeren Lebensraum der japanischen Führungsmacht genügend Arbeit und Brot finden wird.

Die Niederlande, die in ihrer Geschichte wiederholt für die germanische Welt Tor nach dem Westen und Brücke zwischen Land und Meer waren, beginnen sich heute, wie der Generalstaatsanwalt im Haag, Professor Dr. van Genechten, kürzlich in einem Vortrag ausführte, wieder auf ihre kontinental-europäischen Aufgaben zu besinnen und ihrer Verpflichtung dem Reiche gegenüber, aus dem sie kamen, bewußt zu werden.

Dr. von Lentner.

Kleine Kulturberichte

Josef Hofmiller

Der Verfasser muß zu seiner Schande gestehen, daß er lange den Namen Josef Hofmiller nicht gekannt hat und erst vor einem halben Dutzend Jahren zufällig an ein Buch von ihm geraten ist. Das aber, den „Umgang mit Büchern" hat er begeistert und in einem Zuge gelesen und es vielfach verschenkt, um jedesmal die gleiche Freude damit zu erwecken.

Bekannt war — und ist, besonders für Norddeutschland muß man das wohl leider sagen — Hofmiller erstaunlich wenig. Der Grund dafür kann nur darin liegen, daß seine Arbeiten zu seinen Lebzeiten in Zeitungen und Zeitschriften verstreut und nur verhältnismäßig selten gesammelt erschienen und damit einem größeren Leserkreis zugänglich waren. Die Art seines Schaffens nämlich ist keineswegs etwa dazu angetan, eine Münchener oder Rosenheimer Lokalgröße aus ihm zu machen oder seine Bedeutung auf Süddeutschland allein zu beschränken. Wer so souverän und gelassen bei aller gebotenen Ehrfurcht mit den Großen der Dichtung umgeht wie Josef Hofmiller, der gehört auch seinerseits über den engen Bereich seines Wirkens hinaus zu den Großen der Literaturgeschichtsschreibung oder ihrer Vorstufe, der Kritik.

Ein äußerlich geschlossenes größeres Werk hat der 1933 kaum 62jährig Verstorbene nicht hinterlassen. Daß damit nicht etwa ein abschätziges Werturteil ausgesprochen wird, ist jedem selbstverständlich, der weiß, wieviel Bedeutendes und Wesentliches gerade von den seltenen Meistern der „kleinen Form" schon ausgesprochen worden ist. Wie die Novelle an künstlerischer Vollendung und verdichtetem Ausdrucksvermögen über dem Roman steht, so steckt in knappen Aufsätzen Hofmillers an inhaltlicher Verdichtung und formaler Geschliffenheit oft mehr, als in manchem umfangreichen literarhistorischen Wälzer.

Es wäre ein Jammer und für jeden an Dichtung und Dichtern Interessierten ein wirklicher Verlust gewesen, würden Hofmillers Arbeiten in alten Zeitungs- und Zeitschriftenjahrgängen verstauben und vergessen werden oder in den durchweg längst vergriffenen noch von ihm selbst herausgegebenen Sammelbänden ohne Neuauflagen Eigentum nur Weniger bleiben. Drum darf der Verlag Karl Rauch in Dessau des freudigen und aufrichtigen Dankes aller jetzigen und der sicherlich zahlreichen künftigen Freunde von Hofmillers Schaffen dafür gewiß sein, daß er es unternommen hat, es durch eine von seiner Witwe sachkundig und verständnisvoll besorgte Ausgabe seiner wichtigsten Arbeiten — darunter zahlreicher bisher unveröffentlichter Stücke — einem größeren Kreise zugänglich zu machen. Mit den jetzt vorliegenden sechs Bänden ist ein — wie wir hoffen, nur vorläufiger — Abschluß dieser Planung erreicht.

Mit Recht stehen die literarhistorischen Essays Hofmillers an der Spitze der Gesamtausgabe, jene unter dem deutschen Namen „Versuche" bekanntgewordenen kleinen Arbeiten, die für Hofmiller bezeichnendste Ausdrucksform seines Schaffens. Aus umfassender Kenntnis des Stoffs bis in all seine Ur-

Digitized by Google

sprünge und scheinbar abseitigsten Nebenwege gibt Hofmiller seine Darstellungen aus den Literaturen aller Länder und Zeiten. Der erste Band enthält die ersten der zahlreichen „Versuche". Die späteren — als „Umgang mit Büchern" und „Letzte Versuche", erschienen — fehlen in der Ausgabe des Rauch-Verlages noch; es ist zu hoffen, daß auch sie in diesem Rahmen ihre Neuauflage finden. Aber selbst diese ersten zeigen schon den ganzen, echten Hofmiller der späteren, besten Jahre in der für ihn stets selbstverständlichen, scheinbar mühelosen Bewältigung seines Stoffs und in der geradezu eleganten Beherrschung der jeweils angemessenen Ausdrucksmittel. Mit zwei Arbeiten über Nietzsche begann Hofmiller dieses 1909 zum erstenmal erschienene Buch; Nietzsche, dem er sich in späteren Jahren noch einmal in einer kleinen Monografie zuwenden sollte. In gewisser Weise gehört auch die im gleichen Bande enthaltene Arbeit über den geistreichen Italiener Galiani in diesen Zusammenhang. Recht beachtenswert ist daneben die Würdigung zweier Amerikaner: des Philosophen Emerson und seines Freundes Thoreau, eines bei uns kaum bekannten seltsamen Naturschwärmers. Neben diesen und anderen ausgesprochen literarhistorischen Arbeiten — von ihnen soll eine über die Heilige Catarina von Siena wenigstens genannt werden — steht eine ausgesprochen auf Hofmillers literarische Gegenwart bezogene kritische: die köstliche Würdigung eines heute mit Recht vergessenen Modedramatikers jener Zeit, des Belgiers Maeterlinck, dem wir für sein Vorhandensein dankbar sein müssen, weil seine Dramen Hofmiller Anlaß gaben zu einer wundervoll sarkastischen Abfuhr für den literarischen Krampf und Kitsch.

Fast die Hälfte des Bandes füllen Jugendarbeiten. Aufsätze über Alexander Ritter und Leopold Mozarts Violinschule legen neben einer Reihe von Konzertkritiken Zeugnis ab für die tiefe innere Verbundenheit Hofmillers mit der Musik, die wir auch in seinen Briefen des öfteren erkennen. — In den Theaterkritiken — es sind leider nur wenige, und es ist zu hoffen, daß ein von der Herausgeberin geplanter Band zustandekommt, der den „Delta-Kritiker" allein zu Wort kommen läßt — zieht Hofmiller unbekümmert um Publikumsmeinungen und -erfolge mit erfrischender Bosheit und Schärfe gegen alles Unechte und Gemachte zu Felde. Mit leiser Ironie und gutmütigem Spott tut er einen Ganghoferschen Rührkitsch oder ein belangloses Sommerstück ab; mit weitaus gröberem Kaliber wendet er sich gegen zwei damals gerade sehr erfolgreiche Reißer von Tschechow und Gorki, gegen das Kokettieren des Theaterpublikums mit der dumpfen psychopathischen und verkommenen Unterwelt dieser damals kritiklos gepriesenen Russen. Und mit freudiger Überraschung erlebt er bei einer „Carlos"-Aufführung die Unvergänglichkeit Schillers, mit ehrlicher Begeisterung die große Leistung einer einmaligen Schauspielerpersönlichkeit, der Duse.

Ein auf ein geschlossenes Gesamtthema abgestimmtes Gegenstück zu den „Versuchen" ist die Neuauflage der 1928 erschienenen „Franzosen". Hier spricht Hofmiller als Fachmann im eigentlichen und engeren Sinne: der Neuphilologe, dessen nicht immer ungetrübte „Jugendliebe" gerade die Franzosen waren. Zeugnis davon gibt eine Reihe meisterhafter Übersetzungen, ist seine schöne Sammlung französischer Volkslieder „Chansons d'amour" und endlich diese Sammlung von Essays. Es geht ihm auch hier wieder wie in den anderen „Versuchen" in erster Linie um das wahrhaft Große, um die wesentlichen, nicht so sehr um die berühmten und erfolgreichen Bücher und Autoren. So schreibt er denn über Flauberts „Education sentimentale" und den Torso von Taines Schulroman, über Molière, Voltaire und Manon Lescaut, das Deutschlandbuch der Mme. de Staël u. v. a. und äußert schließlich in loserem Zusammenhang eine Menge von Kritischem und Nachdenklichem über die französische Literatur. Man bedauert fast, daß er nicht mehr davon weiter ausgeführt, daß er so viel als unverarbeiteten, oft aphoristisch konzentrierten Rohstoff hat liegen lassen.

Dankbar stellt der Leser fest, daß auch so persönlichen Äußerungen Hofmillers wie seinen Briefen und Tagebuchaufzeichnungen in der Gesamtausgabe ein weiter Raum gegeben ist. Das „Revolutionstagebuch 1918/19",

Digitized by Google

teilweise einmal in einer Tageszeitung veröffentlicht, liegt hier zum erstenmal geschlossen vor. Die Aufzeichnungen aus der Umsturzzeit in München reichen von August 1918 bis Juli 1919. In der anspruchslosen Sachlichkeit dieser Berichte, Beobachtungen und Gespräche spiegelt sich jene krank und wirr gewordene Zeit in ihren großen Geschehnissen und vielen kleinen, scheinbar nebensächlichen, aber doch vielfach überaus kennzeichnenden Einzelzügen. Mit stillem Ingrimm und scharfem Spott und bei alledem mit dem geschärften Blick und Unterscheidungsvermögen des historisch Denkenden für die Zusammenhänge und das Wesentliche der Ereignisse steht Hofmiller offenen Auges inmitten des hoffnungslosen Durcheinanders dieser Monate. Mit oft nur wenigen Worten versteht er es, diese „Revolution" der Unfähigkeit zu kennzeichnen. Dabei fallen Sätze, die uns durch ihre bis heute unverändert gebliebene Gültigkeit in Erstaunen setzen, an denen wir eine der damaligen Zeit weit vorauseilende Einsicht und Vorausschau festzustellen Gelegenheit haben.

Stärker noch als aus diesem Tagebuch aber spricht Hofmillers Persönlichkeit natürlich aus seinen Briefen, deren Auswahl gleich zwei Bände füllt. Sein ganzes äußerlich verhältnismäßig unbewegt und gleichförmig verlaufendes, innerlich aber so reich mit Bewegung und Farbe erfülltes Leben spricht aus diesen zahlreichen Briefen Hofmillers an eine große Zahl der verschiedensten Empfänger. Aus unzähligen, im einzelnen manchmal bedeutungslosen Teilchen formt sich so das lebendige Mosaikbildnis des Menschen Hofmiller, jenes Mannes, der ein Gelehrter und selbst ein Dichter war, ein politischer und ein musischer Mensch, ein amüsanter, spöttischer Plauderer und ein unbestechlicher, scharfer, ja bisweilen boshafter, aber gerechter Kritiker, vor allem aber ein dem Leben und den Menschen zugewandter und aufgeschlossener Mensch. Darum fehlt diesen Briefen so völlig jene peinliche Selbstbespiegelung, die selbst so manchen berühmten Briefwechsel zu einer wenig angenehmen Lektüre macht. Diese Briefe zeigen einen natürlichen, persönlich stets bescheidenen Menschen und erlauben darüber hinaus einen Blick auf den Schreibtisch eines ungewöhnlich vielseitigen und außerordentlich fleißigen Arbeiters.

Eine der liebenswertesten menschlichen Seiten Hofmillers endlich zeigt der letzte hier noch zu würdigende Band „Wanderbilder und Pilgerfahrten": den für jedes echte und unmittelbare Erleben in Natur und Kunst aufgeschlossenen, alles Schöne mit offenen Augen sehenden und mit der Meisterschaft seiner vollendeten Ausdruckskraft darstellenden Wanderer. Der Kreis seiner Wanderungen scheint eng, wenn man die Überschriften in diesem Bande betrachtet; er reicht vom Main bis Oberitalien, und am stärksten ist naturgemäß Hofmillers bajuwarische Heimat vertreten. Aber es ist gar nicht so wichtig, wo Hofmiller wandert, als wie er es tut. An Wanderern hat es uns Deutschen zu allen Zeiten wahrlich nie gemangelt und auch nicht an Schönem, das sie über ihr Wandern und seine Ziele ausgesprochen haben. Unter ihnen wird aber Hofmiller künftig mit in der ersten Reihe stehen, selbst wenn er nichts weiter geschrieben hätte, als das kostbare Schlußstück dieses Bandes: „Vom Wandern", dem man gerade in unserer Zeit des weitgehend mechanisierten Reisens einen Dauerplatz in den Schullesebüchern der Oberklassen wünschen möchte. — Und dann die Einzelschilderungen! Wer erlebt nicht Würzburg oder Burghausen in aller Eindringlichkeit neu aus seiner Darstellung; wer möchte nicht am liebsten sogleich aufbrechen, um mit ihm einmal die unbekannte Schönheit von Freising oder Seeon, Ingolstadt oder Ottobeuren zu entdecken; wer freut sich nicht an seiner Art, ganze Landschaften zu sehen wie den Chiemgau, Württemberg, die Wachau; wem wird es nicht warm ums Herz bei seinem Lob des Pfälzer Weins, der alten deutschen Stadt, der Tiroler Stadt, des deutschen Wirtshauses; wie unverändert gültig ist doch sein Aufsatz „Deutsche Reiseziele nach dem Krieg" (1915), in dem der zeitlos gültige Satz steht: „Vor allem aber wollen wir im schönsten Lande der Welt reisen: in Deutschland!"

Wie für die Dichtung in den „Versuchen", in Kritiken und Briefen, so weist Hofmiller auch hier immer wieder auf das Eigene, Wesensgemäße hin, gegenüber dem äußerlich bestechenden Frem-

Digitized by Google

den. Wie er Raabe, Stifter oder Keller im Grunde über alle Größen fremder Literaturen stellt, so preist er in kaum zu übertreffenden Schilderungen die Schönheit der deutschen Stadt und Landschaft des Südens und weist sogar auf den Norden hin, den er selbst nie gesehen hat. Immer wieder fordert er auf, erst einmal das Eigene, die Heimat im weiteren Sinne kennenzulernen, ehe man die Fremde suche. Es ist bezeichnend, daß unter den zahlreichen Stücken dieses Buches nur eines ein Wanderziel außerhalb der deutschen Grenzen zum Thema hat: San Gimignano. Den Widersinn der Grenzpfähle auf den Salzachbrücken hat er nie verstanden und für seine Person auch nie anerkannt.

Schon diese sechs Bände, mit denen, wie bereits gesagt, Hofmillers thematisch wie umfänglich weitgreifendes Schaffen keineswegs erschöpft ist, geben einen Eindruck nicht nur der erstaunlichen Vielseitigkeit seiner Interessen- und Arbeitsgebiete, sondern auch einer bei einem Menschen unserer Zeit seltenen und schon darum bewundernswerten Weiträumigkeit des geistigen Horizonts und eines umfassenden, beherrschenden Wissens auf einem Felde, das zwar ausgezeichnete Spezialisten, aber in letzter Zeit keine über dem Gesamtstoff stehenden Kenner und Interpreten hervorgebracht hat. Und in jeder seiner zahlreichen kleinen Arbeiten steckt der ganze prachtvoll gerade Mensch Josef Hofmiller. In ihm hat Deutschland viel zu früh einen Kulturkritiker und Literarhistoriker von Rang verloren, einen geistigen Vorkämpfer für das über allem Wechsel bleibende Deutsche, für das Bleibende im kostbarsten Besitz des geistigen Europa.

Dr. Heinz Oeppert.

Der Dichter Emil Strauß

Wenn der Norddeutsche den Klang eines oberdeutschen Volksliedes hört, berührt es ihn wie Verzauberung. Gemütvoll in der Mundart Fülle hallt es in der leichteren Luft, deutsch in anderem als märkisch preußischen Sinn. So schlägt die Welle des deutschen Südens dem entgegen, der Emil Strauß liest. Sein episches Werk wuchs im oberdeutsch-alemannischen Boden — jede große Dichtung hat Heimat. Der Atem ihrer sonnigen Matten und Weiten umweht und umfängt den Leser. Aber er wiegt ihn nicht ein, wie erschlaffender Sünden. „It luck lo" ist ein alemannisches Wort. Der General im „Riesenspielzeug", der es zum erstenmal hört, und sich übersetzen läßt: Nicht-lockerlassen, sagt erstaunt: „Es hat etwas Preußisches, nur im Klang nicht." Nur im Klang nicht . . . In Emil Strauß erleben wir den Dichter, der, den nordischen Menschen im weicheren Land bekundend, durch sein Prosawerk die deutsche Seele dieser Zeit in der Einheit von Nord und Süd zu packen versteht: dem innigen Volkhaften das Harte beigibt, ethische Norm auch aus der freundlichen Rheintal-Schwarzwaldebene aufsteigen läßt, so daß nur noch das Mehr an Sonne und Harmonie den Unterschied ausmacht gegen das nördlichere Land. Hermann Burte hat diesen Künstler in seiner Rede auf Gott gezeichnet:

Emil Strauß, den gestrengen
und lächelnden Mann mit dem Haupt,
wie man an Domen sie sieht,
gotisch gehaun in den Stein.

Was gilt dieser Dichter den Deutschen heute? Von dem Stillen und abseits Wachenden, dessen „Vaterland" die Republik von 1918 nicht ertragen konnte und verbot, hat man im neuen Deutschland gesagt, seine Zeit sei jetzt gekommen. Aber öffentliche Ausstellungen, Aufführungen und die „literarischen" Unterhaltungen bestätigen dies nicht. Ist Strauß etwa „selbstverständlich" geworden? — So ist es keineswegs, sein Werk steht gegen manche Gewohnheit.

Es ist leicht zu bemerken, daß in ihm alles auf eine Tageshelle bezogen ist. Mit dem Zauber der Frische und der Fülle des aufbrechenden Tages ist es fern einem Verklingen im verschwebenden Abendglockenton; kurzer heller Klang in den Morgen hinein ist sein Charakter. Dieser Dichter liebt das Wache und Klärende. Auch so erreicht er unser Gefühl, aber mit dem, was einem klaren Geist am nächsten liegt, mit dem Sichtbaren; der Gestalt. Sein Werk ist ganz und gar Vordergrund; Vertiefung, Nachdruck geschieht durch neue Wirklichkeit. Noch in dem, was man gedanklich nennt, beschert er dem Leser nicht philosophische Exkurse, sondern

Digitized by Google

Dichtung, Gestalt. Man hat Strauß einen Zauberer genannt, das bedeutet einen Menschen, der schon Wirklichkeit erstehen macht, wo andere mit Worten und Gedanken sich voran, vielleicht in eine Tiefe, arbeiten. Es gilt auch in dem umfänglichen Sinn, daß Strauß Jedes zum Leben zu wecken vermag, Gedankliches sowohl wie das ungeachtete zwischen den Lebenshöhepunkten Liegende, den „leeren" Alltag; und es erscheint wirklich eins, ob er dies oder jenes anpackt: ein Künstler, nichts anderes, bis ins Letzte hinein.

Ist dies nur eine Dichtungsmöglichkeit? Der Leser empfindet bald, daß sich darin viel mehr eine Dichterpersönlichkeit kundtut. Es wurde ihr oft nachgesagt, daß sie in die Tiefe führe. Aber das ist es nun gerade: Strauß tut nicht dies, sondern er holt die Tiefen nach vorn. Hier ist in einem Dichter das wache Bewußtsein des adeligen Menschen, das, wo immer es steht, die Ewigkeiten dieser flüchtig scheinenden Erde abgewinnt, und statt aus sich heraus zu treten zu einer fremden Seligkeit, in ihnen wächst zum Herrn der Zeit. Dies ist der Ausdruck einer „Jugend", die Nietzsche verkündet hat. Sie übergeht weder sogenannte Inhaltsleere, noch stockt sie vor irgendeiner Inhaltsschwere; nein, aber sie bildet sie um zum eigenen Fleisch und Blut, zur Natur, formt sie eben dadurch zum organischen Teil der Dichtung. Solche Kunst trägt „im Keim" den oft geforderten „Lebenswert" in sich; denn sie kommt aus einer menschlichen statt dinglichen Tiefe. „Jeder Zoll ein Künster" bedeutet hier mehr als eine ästhetische Aussage oder Forderung. Es ist ein Wort, ein Urteil über die Persönlichkeit.

Es mag sonderbar erscheinen, bei „reiner" Kunst auf die Persönlichkeit gestoßen zu werden: in diesem Künstlertum ist in gleichem Ausmaß ethischer wie ästhetischer Wert, und es ist das einfach Große solcher Dichtung, die bis zum Letzten Form ist, daß sie immer als Ethos wirkt! Ethos, das bedeutet die unserer Rasse gemäße Gesinnung. Sie gewann in keiner Dichtung dieser Jahrzehnte so früh Gestalt wie bei Emil Strauß. Die Erzählung „Prinz Widuwit" aus dem Jahre 1896 und anderes mag man sich recht vergegenwärtigen: nicht daß darin Rasse gesehen wurde, machts — obschon das auch heute noch selten ist —, sondern daß Art im Dichter ist und wirkt nicht als Thema, sondern als Natur, so daß in jener Geschichte Tat steht statt eines Tatbestandes, Leidenschaft und Entscheidung.

Nun bedarf es gewiß bei manchen nur des Zufalls der Bekanntwerdung, und sie sind für diesen Dichter gewonnen. Wo aber eine Stockung entsteht — Strauß hat ja mehr als den „Schleier" geschrieben! — liegt die Schwierigkeit entweder schon am Mangel an Sinnhaftigkeit des Lesers (Stumpf-Sinn), oder in der Tatsache des geheimnisvoll in die Form der Dichtung ausstrahlenden Einsatzes der ganzen Persönlichkeit, der bei gering scheinendem Gegenstand, die Tiefen voraus erfassend, sein Genüge findet, sich gestaltend bewährt in dem Hier und Jetzt. Solche fordernde Größe erträgt nicht jeder; und die Vorwegnahme der Tiefe entspricht nicht deutscher Gewohnheit.

Die Unerbittlichkeit des echten Künstlers zeichnet über Allem Strauß' Schaffen aus. In der Geschichte „Der Laufen" werden zwei Menschen, die füreinander bestimmt sind, scheinbar um nichts auseinandergebracht. Sie müssen den Tod wählen, weil die Härte der Liebe keinen anderen Weg sieht. Das Versöhnende, das vom Kunstwerk erwartet wird, bietet auch Strauß, er gibt es durch Ausweitung „dieser Welt". Auf die innigste Beteuerung von Treue und Verbundenheit durch das unglückliche Mädchen folgt im „Laufen" die unerhörte Antwort, die beide eint: „Sieh, im Leben würde ich es nie haben glauben können." Der Tod wird in die Vollendung des Menschen mit einbezogen! Das Drama „Vaterland", das Schauspiel „Don Pedro" haben den gleichen heroisch verzichtenden Ausgang, der die vielen nicht beglücken mag, den andern aber, auf die es ankommt, leuchtet wie Firnenschnee und in ihnen ein Feuer entfacht und Verehrung solchen Dichters. In den Geschichten hält am Ende ein kleiner Satz den Blick des Lesers weit offen und nährt heldischen Sinn. Dem ganzen straußschen Werk ist der Gedanke eingewoben: dies Leben ist hart, und es ist nicht Aufgabe der Kunst, den Entweichungen der Menschen noch behilflich zu sein.

Digitized by Google

Der aus dem Gleichgewicht Gestoßene soll gegen die Verlockungen des bequemen Auswegs, um des Bildes willen, das er in sich trägt, den Kampf aufnehmen; „und der muß natürlich auf Leben und Tod gehen".

Das ist der für die Dichtung um 1900 ungewöhnliche Geist des Kampfes. „Aber so ist es einmal: wir haben den Kampf in uns und wären nichts ohne ihn" sagt Strauß im „Lebenstanz". Also muß er auch in jenem Leben sein, das wir Dichtung nennen. Man kann diesen Künstler nicht anders begreifen als eine im schönsten Sinne kämpferische Natur. Leben bedeutet für Strauß jenen Heroismus und Sinn für das Äußerste, jenen Wagemut, den Nietzsche gefordert hat mit dem Anspruch, daran den Wert eines Menschendaseins zu messen. Seine Kunst, getragen von einer tiefen Verpflichtung dem Leben gegenüber, ist die Absage des nordischen Menschen an das Glück des Habens, und ist Bekenntnis zum Leben — „Lebens-" nicht „Totentanz"! — „Leid oder Glück, wenn nur das Herz davon brennt und leuchtet" (Kreuzungen). Das gerade ist der Funke dieses Dichters, daß es bei ihm um das Letzte geht, die wahre Erfüllung des Menschen, und komme sie auch durch den Tod. Sie bedeutet die Aristokratie der höchsten Pflicht. „Wem vor dem Tode Angst wird, dem ist vielleicht niemals vor seinem Leben Angst gewesen — eins so schlimm wie das andere." (Der Spiegel.)

Strauß nimmt in seiner festen Bejahung die Welt der Zufälligkeiten, „das Leben" so wie es kommt, als Schicksal; dann aber — und darum! — heißt es bei ihm: „Bewähre Dich!" Das ist so heldisch, wie es lebensecht ist. Schicksal begibt sich täglich neu und fordert so immer neu, sich in ihm zu behaupten. Jeder von außen den Menschen zu- oder übergeworfene Fall wird zu einer Probe, und die Hingabe an die äußere Wirklichkeit ist in solchem Dichter dann nie ein Sichverlieren und Aufgehen in den Dingen, eine Entschrankung des Gefühls, beträfe es die Natur oder die Liebe. (Und welche Rolle spielt doch gerade die Liebe bei Strauß!) Es kennzeichnet die nicht nordisch bestimmte Kunst, daß sie, „Leben" vorgebend, hierin andere Wege geht.

Schicksal und Persönlichkeit sind die Angelpunkte straußscher Gestaltung. Sie heißen nicht Individuum und Gemeinschaft. Ein Menschenleben lang hat Strauß unter der Hochblüte liberalen Denkens gestanden, aber ihrer für groß gehaltenen Fragestellung „Individuum und Gemeinschaft" bringt er seine Kunst nicht zum Opfer, weil er mit seinem Wesen weiter, weil er ein Dichter, aber kein Schriftsteller ist. Der für alle Fragen so sehr Aufgeschlossene spannt seine Kunst nicht ein, sich mit Diesem und Jenem, was die Zeit bereit hält, auseinander zu setzen. Er hat es mit dem Wirklichen und Wesentlichen zu tun. Strauß ist zwar, wie der Zeitroman es fordert, ein scharfer, aber darüber hinaus ist er ein „guter" Beobachter, ein Aristokrat, der, anstatt auch dem Minderwertigen sein Verweilen zu schenken, immer den höheren Menschen erspäht. Das ist der Sinn seiner Dichtung, von da erstrahlt das Ethos dieses Werkes. Persönlichkeit und Schicksal, das ist nicht „Problem" wie Individuum und Gemeinschaft, das ist wirklich, das sind wir selbst, ist unser Leben.

Wir haben in diesem Dichter Tiefe und Reichtum deutscher Art. Besonderheiten engen sein Wesen nicht ein. Er ist nicht von einer Idee noch auch „vom Wort besessen", sondern Herr über beides. Er hat den „goldnen Überfluß der Welt", und auch da ist er der Herr. Vor Jahrzehnten, als ein Zug zur problemreichen Großstadt und zum „Proletariat" bestand, wählte er vom Ethisch-Völkischen seines Wesens her, um des Unmittelbaren willen das bäuerliche Leben. (Jahrzehnte später haben andere es ihm nachgetan — weniger ursprünglich!) Aber, kennzeichnend für Emil Strauß, nie entstand ein Bauernroman daraus. Dieser Dichter hat es mit dem Ganzen zu tun, mit dem, was einer im Grunde seines Daseins ist, als Mensch und als Deutscher. Bäuerliches ist in seinem Werk, aber als Teil eines Weitgefaßten. Gutsherrliches, möchte man sagen, haben manche Gestalten der Straußschen Bücher, und gerade sie vermitteln den wohltuenden Ausdruck deutschen, nordischen Wesens. Man darf das Überlegene darin mitspüren, das dem Gutsherrn gegenüber dem „Massenmensch" eigen ist, aber auch jene bäuerliche Gesinnung, die der Grund unseres Daseins ist, die Vor-

Digitized by Google

bedingung unseres staatlichen Bestandes. Was hätte Strauß am Ende in der Industriewelt gewinnen können? Schließlich geht es darum, daß ein Dichter sich selbst gibt — das ist seine „Aufgabe" — und mehr kann er nicht tun. Es kommt auf den Grund in ihm selber an.

Aus dem Völkischen, das Strauß in sich hat, werden die Persönlichkeiten seines Werkes zu dem was sie sind, werden sie vollendet. Diese Gestalten stehen nicht um einer Bedeutung willen da! Sie führen Nichts vor. Hier ist dichterisch mehr. Sie sind: Volk und Rasse. Die Persönlichkeit ist bei Strauß nicht irgendein, sondern immer nur der deutsche Mensch, der Mann, die Frau in ihrem Volk, in einem Schicksal deutscher Prägung. Wie völkisch schlicht und deutsch spricht die Berta des „Riesenspielzeugs" uns an: von ihrem groß sich weitenden Leben geht am Ende eine solche stille Erschütterung aus, daß wir beim Lesen kein Buch und keinen Strauß mehr sehen. Es ist völkische Dichtung, wenn in den Persönlichkeiten des „Riesenspielzeugs" eine ganze Zeit erfaßt, ihr Schicksal als unseres, und das heißt eben nicht als ein „interessantes", wie im Zeitroman, gestaltet, d. i. zur Dichtung geformt wird. Völkische Gesinnung strahlt in jenen Worten des Fürsten und Helden Sampiero im „Vaterland":

„Kampf, solange wir eine Faser Ehre und Pflicht im Herzen und einen Schimmer von Einsicht im Hirn haben! — Und diesen Kampf um unser Selbst, unser Werk, um unsere Ewigkeit, wir haben ihn heraufbeschworen tief aus dem Felsgrund unseres Volkes, — wir haben jeden Tropfen heimischen Geblütes aufgerührt mit dem Traum unseres Rechts und mit der Pflicht unseres Traumes, wir haben jeden einzelnen erweckt und gesteigert zum Beispiel und Sinnbild seines Volkes, — wir haben das Bild unserer Heimat mit aller Kraft und Entsagung der Seele so hoch und weit und schön gestaltet, daß jeder Wohlgeratene danach verlangen muß und dafür sterben kann —!"

Die Sätze sind 1924 von der Bühne gesprochen worden. (Dann folgte das Verbot des Dramas.)

Der „Wohlgeratene" ist jeder, der den Willen zum heroischen Leben in sich hat. Muß nicht darum im neuen Reich die Zeit für Emil Strauß da sein? Aber die Kunstwilligen hatten bisher meist andere Ziele, eben einen gewissen Pazifismus, und die Gutwilligen sahen diese ebenso strenge wie schöne deutsche Kunst nicht. Man muß sie ihnen nahebringen. Es ist durchweg der Zufall, der jemand zu Emil Strauß führt. Dieser Dichter ist ja nicht abgestempelt und als solcher in vieler Mund. Er ist nicht der Richtung und nicht dem Thema nach abzugrenzen. Man kann sich keine Vorstellung von ihm machen — ohne ihn zu lesen! Wen jener Zufall berührt — wie fügt sich damit auch das straußsche Werk selbst ins Leben ein! — den trifft aber zugleich der Anruf: Bewähre Dich! Oft wird, um Strauß gültig zu bezeichnen, der Spruch aus dem „Vaterland" angeführt: „Du kannst die Welt nur vollenden, indem du dich vollendest!" Das erscheint dann als die Weisheit des innerlich gelebten Lebens. Ist dies Emil Strauß? Jener Satz steht an seinem Ort in einem kriegerischen und keineswegs humanistischen oder mönchischen Sinnzusammenhang. Vom Blutvergießen ist die Rede; da sagt Sampiero zu der töricht schwätzenden Frau sinnend:

„Nie ist einer unterlegen, der für die gute Sache starb! Du kannst die Welt nur vollenden, indem du dich vollendest!"

Ob besiegt oder unbesiegt ist nicht entscheidend. Sein Leben einsetzen im Kampf ist alles. Das wird von Sampiero ausgeführt am Beispiel des Ritters, der vor dem Feinde fällt. Die straußsche Vollendung ist nicht jene abrundende Arbeit an sich selbst, die man Bildung der Seele nennt. Oder: es kommt eben darauf an, was man unter Seele versteht. Sie ist nach einem Wort Alfred Rosenbergs „Rasse von innen gesehen". Die Vollendung in unserer Rasse aber ist der Held, und so, nicht anders, ists auch in jenem Satz aus dem „Vaterland" gemeint. Daher mögen wir Strauß, den unbegrenzbaren, unbestimmbaren erkennen als einen großen Ausprägen starken und hellwachen Deutschtums. Dies ist es, was sich „elementar" dem Leser mitteilt als unausweichlicher Antrieb, als ein „Ruf, der zu werden, der er sein sollte und konnte". (Der Spiegel.)

Digitized by Google

Strauß ist Künstler und nichts außerdem, und er wird als solcher nach der Form gewertet; aber „Form" ist nicht ohne Rasse! Diese Dichtung, aufleuchtend und aus sich strahlend in der künstlerischen Sauberkeit, wird erlebt im Kraftfeld des nordischen, das den Leser berührt, bannt und verwandelt, ob auch der Strom nicht bemerkt wird. Es erfüllt ihn still und gewaltig mit dem Glück der Bewährung, wie nämlich die Art in den Schicksalen durchhält, sich erneuert und stärkt. Hier ist im wahren Sinne „germanisches Erbe in der deutschen Dichtung". Denn nicht (germanische) Stoffe entscheiden, sondern das „Erbe" im tiefsten Sinn. Was in den Romanen so viele befriedigt, ein gewisses Maß von Niederung und danach „Umkehr" des Helden, ist diesem Geiste fern, der den geraden Weg liebt und die Tat, aber dem Leben die Ehre gibt, wie es nordischem Wesen entspricht. Sein Werk ist erfüllt von jenem strengen Leitbild letzter lebensgesetzlicher Ordnung. So wirkt es auf den Leser, und Art und Adel dieses Dichters machen das Beste in ihm klar zur Größe, zu Leben und Gesinnung ohne Wenn und Aber.

Dr. Wilhelm Ropertz.

Naturforscher u. Nationalsozialist

Zum 80. Geburtstag von Geheimrat Professor Dr. Philipp Lenard am 7. Juni 1942.

„Wir möchten nur als Naturforscher hier uns äußern, in welcher Eigenschaft wir allgemeiner Anerkennung uns erfreuen dürften. Als solche möchten wir hiermit nach unserem innersten Empfinden kundgeben, daß wir in Hitler und seinen Genossen ... eben denselben Geist erkennen, den wir bei unserer Arbeit, damit sie tiefgehend und erfolgreich sei, selbst stets gesucht, erstrebt, aus uns hervorgeholt haben; den Geist restloser Klarheit, der Ehrlichkeit der Außenwelt gegenüber, zugleich der inneren Einheitlichkeit, den Geist, der jede Kompromißarbeit haßt, weil sie unwahrhaftig ist. Es ist dies aber auch der Geist, den wir — als uns vorbildlich — früh schon in den großen Forschern der Vergangenheit erkannt und verehrt haben ...

Nicht nur als Naturforscher brauchen wir klare Geister; nein, man trenne nur den Menschen von seinen Leistungen nicht (ein viel geübter semitischer Betrug!), klare ganze Menschen überhaupt wollen wir haben, eben wie Hitler einer ist. Er und seine Kampfgenossen, sie scheinen uns wie Gottesgeschenke aus einer längst versunkenen Vorzeit, da Rassen noch reiner, Menschen noch größer, Geister noch weniger betrogen waren. Wir fühlen das, und die Geschenke sollen uns nicht genommen werden. Dieser Gedanke allein muß schon genügende Festigkeit verleihen, um die Völkischen zusammenzuhalten zu ihrem großen Ziel: mit Hitler als „Trommler" ein neues Deutschland zu gründen, in dem deutscher Geist nicht nur etwa wieder einigermaßen geduldet und außer Kerkern gelassen wird, nein, in dem er geschützt, gepflegt und dann endlich wieder gedeihen und sich weiter entwickeln kann zur Ehrenrettung des Lebens auf unserem jetzt von minderwertigem Geist beherrschten Planeten."

Diese Worte schrieb Philipp Lenard im Jahre 1924 in der bekannten „Kundgebung für Hitler", die nach Mitunterzeichnung durch Johannes Stark im Mai 1924 als offenes Bekenntnis der beiden anerkannten Physiker und Naturforscher zu Adolf Hitler veröffentlicht wurde.

Aus ihnen spricht so ganz der schwungvolle, kompromißlose Feuergeist Lenards, der mit diesen wenigen seiner Kundgebung entnommenen Sätzen selbst am treffendsten Wesen und Inhalt der großen Aufgabe umrissen hat, der damals schon sein ganzes Denken und Fühlen galt und der er sich in den folgenden Jahren bis zum heutigen Tage seines 80. Geburtstages nur um so inniger verschrieben hat. Er sah es schon damals als seine hohe völkische und wissenschaftliche Lebensaufgabe an, als Gefolgsmann Adolf Hitlers und als Naturforscher zugleich durch einen Appell an die dem deutschen Menschen und Wissenschaftler innewohnenden arteigenen Kräfte und ihren klaren und starken eigenen Geist zum Neuaufbau Deutschlands beizutragen und zugleich der deutschen Naturforschung zu neuem Aufbruch und fruchtbarem Neuaufstieg zu verhelfen.

Lenard diente dieser Aufgabe in all

Digitized by Google

den Jahrzehnten, die heute hinter ihm liegen, nie mit Worten allein, sondern ging, wo immer es notwendig war, unter Einsatz seiner ganzen Person mit der Tat voran; sei es, um nur zwei Beispiele zu nennen, indem er sich im politischen Kampf 1922 an der Spitze seiner Studenten einem marxistischen Haufen entgegenstellte, der sein Institut stürmte, sei es, indem er sich als Naturforscher gegen den von jüdischem Geist beeinflußten verderblichen Kurs der naturwissenschaftlichen Entwicklung wandte und bereits im Herbst 1920 auf der Nauheimer Naturforscherversammlung offen gegen Einstein und seine Relativitätstheorie auftrat.

Wie Lenard so als Nationalsozialist wie als Naturforscher durch seine Person selbst beispielgebend wirkte, so stellte er in Erkenntnis der großen Bedeutung des Vorbildes als Ansporn und Erziehungsmittel überhaupt für die gesamte Naturforschung Vorbilder auf, indem er Persönlichkeit und Werk der großen Naturforscher der Vergangenheit erforschte und in seinem 1929 herausgekommenen Buch „Große Naturforscher" zusammenfassend darstellte. Die Bedeutung dieses großartigen Werkes, das kürzlich seine 4. Auflage erlebte, besteht darin, daß es über zwei Jahrtausende hinweg die gleiche Art des Denkens, Wirkens und Arbeitens bei allen großen Naturforschern, die wir kennen, aufzeigte. Diese Art, die vorzüglich durch das germanischen Menschen eigene Wesen gekennzeichnet ist, stellte Lenard den seit Ausgang des 19. Jahrhunderts in zunehmendem Maße wirksam gewordenen fremdrassigen, vor allem jüdischen Einflüssen in der Naturwissenschaften gegenüber, um so in klarer Erkenntnis der beiden sich entgegenstehenden Geisteswelten seinen Kampf gegen die durch artfremden Geist bestimmte Entwicklung der Naturwissenschaften und für die Gestaltung der arteigenen, deutschem Denken und Fühlen entsprechenden Naturforschung zu führen.

Diesem Kampfe Lenards kommt in der gegenwärtigen, auch durch den Ausbruch des jetzigen Krieges nicht abgerissenen Auseinandersetzung um die Grundlagen-, Methoden- und Weltanschauungsfragen in Naturwissenschaft und Naturforschung entscheidende Bedeutung zu. Ich muß es mir an dieser Stelle versagen, auf die Problematik dieser sehr ernsten und tiefen Auseinandersetzung im allgemeinen einzugehen. Lenards Standpunkt ist folgender: seinem eigenen Denken und Fühlen entsprechend und bestärkt durch all das, was er an den Beispielen der großen deutschen Naturforscher der Vergangenheit abgelesen hatte, sieht er als Aufgabe der Naturforschung die Erkenntnis der Naturwirklichkeit, die ihm nur durch fortgesetzte eingehende Beobachtung der Vorgänge in der Natur und in widerspruchsfreiem Denken mit der Natur zu erlangen ist. Der Geist, den der Naturforscher dabei zu seiner Arbeit braucht, ist derselbe, den Lenard mit den ersten Sätzen seines einleitend wiedergegebenen Auszuges aus seiner „Kundgebung für Hitler" umrissen hat. Hinzukommt, daß, wie es Lenard 1922 in seinem „Mahnwort an deutsche Naturforscher" ausgedrückt: „Ehrfurcht vor der großen Lehrmeisterin und Entscheiderin Natur . . . immer erstes Kennzeichen wahrer Naturforschung bleiben" muß. In Achtung der Größe der Natur ist es für Lenard so das Ziel der Naturforschung, die Vorgänge in der Natur auf Grund der durch Beobachtung erworbenen Kenntnisse verstehen und begreifen zu lernen. Höchstes Ideal ist ihm dabei die auf dieser Grundlage erstrebte einheitliche Darstellung der als „allzusammenhängendes Ganzes" begriffenen Natur.

Jedem, der sich einmal mit dem Juden und seinem Wesen befaßt hat, wird sofort klar sein, wie gegensätzlich diese von Lenard vertretene Art, der Natur gegenüberzutreten zu der jüdischem Geist entsprechenden Weise des Befaßens mit der Natur ist. Denn dem Juden fehlt — wie es Lenard mehrfach ausgesprochen und begründet hat — gerade der Sinn für die Wirklichkeit als etwas Besonderem, aus dem Bereich der verschiedenen Denkmöglichkeiten Hervorragenden, wie für die Eindeutigkeit und Sicherheit im Gegensatz zur bloßen Vermutung. Die vielfach auf bloßen Vermutungen aufgebaute Hypothesenbildung und die übersteigerte wirklichkeitsabgewandte und bewußt unanschauliche Ma-

Digitized by Google

thematisierung und Formalisierung der Naturwissenschaften bilden so das Kennzeichen der von Judengeist beeinflußten Naturwissenschaft, gegen die Lenard den Kampf aufnahm.

Aber der Naturforscher Lenard erschöpfte sich nicht etwa, und das ist entscheidend, in der Kritik und im Kampf gegen die deutschem Wesen zuwiderlaufende Entwicklung, sondern er schuf zugleich wertvollste Werke durch fruchtbare eigene Arbeit für den Aufbau und Weiterbestand einer arteigenen deutschen Naturforschung. Seiner oben gekennzeichneten Zielsetzung entsprechend war es das Ideal beobachtender Naturforschung, das Lenard in seinen zahlreichen eigenen Forschungsarbeiten geleitet hat. Eine Fülle physikalischer Probleme und Arbeiten ist es, die mit Lenards Namen und seiner Forschungsarbeit verbunden sind und die in der kürzlich mit dem Erscheinen begonnenen, auf vier Bände berechneten, Gesamtausgabe seiner „Wissenschaftlichen Abhandlungen aus den Jahren 1886—1932" vereinigt sein werden. Da finden wir dann, um die Mehrzahl der wesentlichsten zu nennen, Untersuchungen zur Hydrodynamik und Kinetik der Gase, Arbeiten über Phosphorenz, das ultraviolette Licht und die lichtelektrische Wirkung, Untersuchungen über die Elektrizitätsleitung und die elektrischen Vorgänge in Wasserfällen, beim Gewitter, in Flammen und im elektrischen Bogen, Arbeiten über den Äther, Energie und Gravitation und nicht zuletzt die entscheidenden Untersuchungen über die Natur der Kathodenstrahlen sowie über die Elektronen, die Lenard erstmals frei für sich nachwies und durch seine Beobachtungskunst der weiteren Erforschung zugänglich machte. Viel zu wenig ist die gerade hierdurch von Lenard geleistete Pionierarbeit für viele moderne technische Anwendungen im Rundfunk usf. im deutschen Volk bekannt.

In Zusammenfassung aller durch Beobachtung gewonnenen gesicherten Kenntnisse und unter Verwendung seiner zahlreichen eigenen Forschungen war es Lenard dann noch vergönnt, als Beispiel der von ihm erstrebten einheitlichen Darstellung eines großen zusammenhängenden Gebietes der Naturforschung das große Werk seiner vierbändigen „Deutschen Physik" zu schaffen. Mit ihm hat der völkische Kämpfer und Meister großer beobachtender Naturforschung ein bleibendes Denkmal geschaffen, das mit Recht unter die Meisterwerke germanischer Naturforschung eingereiht wird und es verdient, der gegenwärtigen und den zukünftigen Generationen deutscher Naturforscher als Vorbild zu dienen, dem sie in ihrer eigenen Arbeit nachstreben.

Stolz und doch bescheiden, wie es seinem Wesen entspricht, darf Lenard an seinem 80. Geburtstage auf sein großes und erfolgreiches Lebenswerk, für das er mit hohen und höchsten Auszeichnungen geehrt wurde, zurückblicken. Das deutsche Volk aber und die Bewegung Adolf Hitlers haben allen Grund, an diesem Tage Philipp Lenards, des großen Naturforschers und Nationalsozialisten, als eines ihrer Besten, dem noch ein langer Lebensabend vergönnt sein möge, in Ehrfurcht und Dankbarkeit zu gedenken.

Dr. Fritz Kubach.

Schrifttum.

I. Wichtigste Werke von Lenard:

1. Philipp Lenard: *Große Naturforscher.* Eine Geschichte der Naturforschung in Lebensbeschreibungen. J. F. Lehmanns Verlag, München, 4. Auflage 1941.

2. Philipp Lenard: *Deutsche Physik in vier Bänden.* J. F. Lehmanns Verlag, 1. und weitere Auflagen, München-Berlin 1936 ff.

3. Philipp Lenard: *Wissenschaftliche Abhandlungen aus den Jahren 1886-1932,* mit angefügten verbindenden und erläuternden Bemerkungen und einem Vorwort. Herausgegeben auf Veranlassung des Herrn Staatsministers Dr. Wacker von Professor Ludwig Wesch. Verlag von S. Hirzel, Leipzig. 1. Band 1941.

II. Schriften über Lenard:

1. *Philipp Lenard, der deutsche Naturforscher.* Sein Kampf um nordische Forschung. Reichssiegerarbeit im 1. Reichsberufswettkampf der deutschen Studenten. Herausgegeben im Auftrage des Reichsstudentenführers von Dr. Fritz Kubach. J. F. Lehmanns Verlag München-Berlin 1937.

Digitized by Google

2. *Naturforschung im Aufbruch.* Reden und Vorträge zur Einweihungsfeier des Philipp-Lenards-Instituts der Universität Heidelberg am 13. und 14. Dezember 1935. Herausgegeben von Professor Dr. A. Becker. J. F. Lehmanns Verlag München 1936.

3. *Lenard-Hefte* der „Zeitschrift für die gesamte Naturwissenschaft", herausgegeben von E. Bergdolt, F. Kubach und B. Thüring; Folge 2/3 des 3. Jahrganges (Mai/Juni 1937) und Folge 5/6 des 8. Jahrganges (Mai/Juni 1942). Ahnenerbe-Stiftung-Verlag Berlin-Dahlem.

„Lüneburger Land"

Im Laufe der Jahrhunderte formt das Land seine Menschen; Gesicht und Gedanken, Lächeln und Gebärde gibt es ihnen, es duldet nichts Fremdes, immer wieder steigen aus seinem Boden die überkommenen Formen auf, wandern über die Erde, zerfallen und werden wieder geboren. Diese ewig gültigen Formen zu erkennen, hinter die reale Gegenwart der Landschaft zu gelangen, um diese rastlos schaffenden Kräfte in ihr zu entdecken, ist in bewußter Gedankenarbeit immer wieder versucht worden, unbewußt schlummert das Wissen um die gestaltende Kraft der Erde in allen, deren Tagwerk der Himmel begrenzt, deren Richtschnur die Gezeiten des Jahres sind.

Die Kunst aber schöpft ihre Kräfte aus den beiden Erkenntnisquellen der Menschen, sie durchdringt den ungeformten Stoff mit dem Gedanken und ihre Intuition kommt aus dem schweigenden Urgrund, in dem die einfachen, die wahren Dinge bereit sind, bereit, gesagt zu werden.

Es ist ein Wesensmerkmal der deutschen Kunst, daß sie sich der Landschaft gegenüber, der großen Formerin der Menschen, immer in dem Zustande dieses Aussagens befunden hat. Es ist in der Malerei am offensichtlichsten, welche kurze Blüte die strahlende Farben- und Formfreudigkeit immer wieder bei uns erlebt hat, wie bald sie dem Spekulativen weichen mußte; wie aber auch die Spekulation, führte sie in zu entlegene und wirklichkeitsfremde Gebiete, immer wieder an die Realität heran geführt wurde.

Die malerische Wiedergabe der Natur ist gleich weit entfernt von seelenloser Fotografie wie von einem individualistischem spirituellem Gedankenerlebnis. Es blickt uns vielmehr jener Urgrund an, dem wir alle unser Dasein und unser So-Sein verdanken.

In diesem Zusammenhang war es eine neue Bestätigung einer so glücklichen künstlerischen Naturbetrachtung, die schöne Ausstellung zu sehen, die der Gau Ost-Hannover in Zusammenarbeit mit dem Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda im Schloß Schönhausen in Berlin veranstaltet hat. Dort ist der Versuch gemacht worden, Künstler aus einer einheitlichen Landschaft, die dieses Land werden und wachsen ließ, in einer breiten Schau zugänglich zu machen. Die Ausstellung hat den Titel, „Lüneburger Land" und diese Landschaft zwischen Heide und Meer umfängt einen in den meisten der ausgestellten Bilder in Ursprünglichkeit und Kraft.

Es soll hier nicht von Kunstrichtungen gesprochen werden, wie sie beispielsweise unter dem Namen „Worpswede" verstanden werden, sondern nur von einem besinnlichen Gang unter den vielen Bildern, die einem die stetige Wechselbeziehung von Landschaft und Kunst wieder einmal ganz nahe ins Bewußtsein gebracht haben.

In leisen Tönen sprechen die Bilder von Professor Otto Modersohn (Fischerhude), u. a. sein „Winterabend", eine „Dorfstraße im Winter", eine „Dorfstraße in Fischerhude"; die Farben sind schwer und ruhig und doch leuchten sie von innen heraus; eine Welt ersteht in der formalen Harmonie der Bilder, die in sich geschlossene Welt einer Landschaft. Immer wieder könnte man zu seinem Bild „Herbststrauch" zurückkehren: vor einem glatten Hintergrund bunte Zweige, davor eine Schale mit zwei Früchten. Ein Stilleben könnte man es einordnend benennen, aber dieses Bild ordnet sich unter keine Etikette ein. Es lebt alles darin, was man an Gedanken hineinfühlen möchte; es ist bis in die äußerste Ecke ausgewogen, seine innere

Digitized by Google

Mitte schafft die vollkommene Harmonie, die letzte künstlerische Konsequenz der Darstellung, in der jeder Farbwert vom leuchtenden Rot bis zum stumpfen Graugrün seine einzig mögliche Notwendigkeit besitzt.

In den beiden Bildern von Paula Becker-Modersohn tritt der Mensch dieses niederdeutschen Landes an uns heran; ein „Mädchenkopf" und die „Frau mit rotem Kopftuch" haben in der Ausstellung ihren Platz gefunden. Zurückhaltend und beherrscht wie das Gesicht der Frau ist die Farbe; beinahe ausgebleicht ist das Rot des Tuches, verwittert und grau das Gesicht; schwer vom Leben sind die Augen in diesem Gesicht; mit nur angedeuteten Brauen sehen sie in eine Ferne, den Beschauer mißachtend und ihn in einem fühlbaren Abstand haltend.

Den nach innen gewendeten Blick finden wir in einem Bild von Hans am Ende (Worpswede) wieder, das farbig sehr schön ist und denselben Typ des herben, sich selbst genügenden Menschen zeigt, gewachsen und fest beschlossen in diesem Lande, das sich dem Meere zuwendet.

Auch in den wenigen Kinderbildnissen ist dieser sichere Lebensstil zu finden, den malerisch zu gestalten den Künstlern desselben Landes ein ständig aufgegriffenes Problem ist. Noch sind die Züge weich, aber doch schon bestimmt, unter demselben Gesetz zu stehen wie alle anderen; ich denke an das vorhin schon erwähnte Mädchenbild Paula Modersohns und an das Bild eines Schiffsjungen von Professor Arthur Illies (Lüneburg).

Die dunklen verschleierten Stimmungen des Moors hat Ernst Elster (Knesebeck) in seinen Bildern „Im Moor" und „Vorfrühling im Moor" aufgefangen. Der weite Raum, der unbegrenzte Blick über das Moor mit seiner im Dunst verschwebenden Flächenbegrenzung lebt darinnen, in bräunlichen Tönen gestaltet, mit einsamen niedrigen Birken im Vordergrund.

In zarten Farben ist ein Bild von Professor Fritz Mackensen (Worpswede) gemalt, eine „Landschaft mit Sanddüne", das vor allem in der Komposition jene Art der Naturbetrachtung spürbar werden läßt, die die Landschaft über das Zufällige und nur Reale in das einmalig Notwendige erhebt.

Aus der ganzen Ausstellung wird eine einheitliche künstlerische Sicht des niederdeutschen Raumes offenbar, die diesen Raum nicht nur in Farb- und Formwerte auflöst, sondern ihn in all den vielen Bildern, die zu nennen der beschränkte Raum nicht gestattet, als die schaffende, die Menschen formende Natur aufzeigt. Wir sehen es an dem „Abendlichen Tal" von Carl Bohe (Celle), an einem Bild wie dem „Wattenmeer" von Richard Curdes (Nordholz) und an den vielen anderen.

Wie vielfältig und jede künstlerische Möglichkeit auskostend die Maler dieses Raumes auch in der klaren Beschränkung ihrer Stammeseigentümlichkeit zu sein vermögen, beweist zum Beispiel ein Bild von Hans Maaß (Langwedel) „Heuernte". Es ist ein ganz und gar unnaturalistisches Bild, mit einer unerhört selbständigen Farbgebung, mit runden Konturen, Personen, die durch feste Umrisse von der Landschaft abgehoben sind, ein Bild, von dem man den Eindruck hat, es sei auf einen Goldgrund gemalt.

In den oberen Stockwerken des Schlosses Schönhausen ist eine Auswahl der graphischen Werke der Künstler des Lüneburger Landes gegeben, in der uns Paul Kunze (Wesermünde) mit Federzeichnungen „Gruppe im Boot", „Fischerboote" unter anderen auffällt.

Dem Kunsthandwerk, das im niederdeutschen Land besonders an uraltes Brauchtum und überkommene Formen anknüpfen kann, ist ein Teil der Ausstellung vorbehalten. Teppiche von Carlotta Brinckmann (Celle), die in vielerlei Formen eine beinahe epische Art der bildhaften Darstellung aufzeigt, so an ihrem Tierkreisteppich, einem Nibelungenteppich und ähnlichem, Filigranarbeiten des Goldschmiedes Otto Bruncknorst, Holzarbeiten in schlichten schönen Formen, die dem hochentwickelten Stil des deutschen Kunsthandwerks geläufig sind und nicht zuletzt entzückendes Spielzeug von Lotte Sievers-Hahn (Brockel), kleine Rehe und Schafe und Enten, die man sich in einem unbeobachteten Augenblick gerne aus der Vitrine nähme und damit spielte.

Digitized by Google

Eine Sonderschau innerhalb der Ausstellung ist dem Kunstschmiedemeister Professor Siegfried Prütz gewidmet, der 1939 gestorben ist. Alte Band- und Tierornamente, höchstes handwerkliches Können und eine hohe künstlerische Intuition verbinden sich hier zu selten formschönen Werken.

Eine ganze Landschaft, eine geschlossene Welt der Natur und der Kunst wird in dieser Ausstellung des Gaues Hannover-Ost lebendig, die selten in einer so reinen Geschlossenheit vor den Zuschauer trat; für diese Leistung, die ein einmaliges Erlebnis vermittelte, gebührt den Veranstaltern großer Dank.

Dr. Nausikaa Fischer.

Schrifttumsschau

Unter dem Titel „Storia della letteratura tedesca" ist aus der Feder R. Bottacchiaris eine deutsche Literaturgeschichte erschienen, die mit gründlicher Kenntnis des deutschen Schrifttums einen umfassenden Überblick gibt. Diesem Werk gingen verschiedene frühere literargeschichtliche Arbeiten des Autors voraus, so über Schiller und Grimmelshausen.

Japans Interesse an deutschen Büchern ist unter dem Zeichen der Schicksalsgemeinschaft des Dreierpaktes dauernd im Wachsen begriffen. Wie amtliche Statistiken feststellen, befanden sich unter den 938 Büchern, die im dritten Viertel des Jahres 1941 auf den japanischen Buchmarkt kamen, allein 299 Übersetzungen aus dem Deutschen.

Auf Einladung der Finnisch-Deutschen Gesellschaft hielt der Literarhistoriker Prof. Dr. Kindermann-Münster in Helsinki und anderen finnischen Städten Vorträge über die deutsche Dichtung, das deutsche Theater der Gegenwart und den großdeutschen Reichsgedanken in der Dichtung, die von der Presse als Zeichen der engsten Zusammenarbeit zwischen Deutschand und Finnland auch auf kulturellem Gebiet eingehend gewürdigt wurden. Auf dem Empfangsabend in Helsinki überbrachte die auch bei uns bekannte Dichterin Maila Talvio die Grüße Finnlands an Deutschland, für das auch in den übrigen Städten anläßlich der Vorträge Sympathiekundgebungen stattfanden.

Namens der Reichsregierung übergab der deutsche Gesandte in Budapest dem ungarischen Kultusminister eine wertvolle deutsche Buchspende für wissenschaftliche Büchereien. Die in Budapest, Fünfkirchen und Klausenburg als deutsche Buchausstellungen gezeigten 2500 wissenschaftlichen Werke werden mit weiterem hochwertigem Schrifttum ebenfalls im Rahmen des deutsch-ungarischen Kulturabkommens einer Reihe von wissenschaftlichen Bibliotheken Ungarns zur Verfügung gestellt.

Die große geschichtliche Ausstellung der Dienststelle des Reichsleiters Rosenberg „Deutsche Größe" wurde im Beisein von Dienstleiter Hagemeyer in Brüssel durch den Militärbefehlshaber in Belgien und Nordfrankreich, General von Falkenhausen eröffnet. Die Ausstellung wird den Belgiern die Verbundenheit ihrer eigenen Geschichte mit jener des Deutschen Reiches vor Augen führen.

In Agram wird seit Anfang März zum ersten Male im Ausland eine umfassende Wilhelm-Busch-Ausstellung gezeigt, die unter der Schutzherrschaft der Stadt Hannover steht und deren Ertrag am ersten Besichtigungstag ebenso dem kroatischen WHW. zugute kommt wie der Verkauf von 20000 Wilhelm-Busch-Büchlein, die Hannover für Agram gespendet hat.

Die deutsche Buchausstellung in Sofia schloß mit einem guten Ergebnis. Das größte Interesse der bulgarischen Bevölkerung galt dem Schrifttum über das neue Deutschland und den Krieg sowie medizinischen, landwirtschaftlichen und naturwissenschaftlichen Büchern.

Nach einem Jahr beträgt die Auflagenhöhe, die das Lebensbuch des Führers in finnischer Sprache erreicht hat, bereits 32000 Exemplare, eine im Verhältnis zur Bevölkerungsziffer Finnlands außerordentliche Zahl.

Das bekannteste Werk des Dichters Hermann Stehr, „Der Heiligenhof", wurde ins Slowakische und sein Roman „Leonore Griebel" ins Französische übertragen. In Amsterdam wird eine holländische Ausgabe des „Heiligenhof" und in Oslo eine norwegische Übersetzung des Romans „Drei Nächte" vorbereitet. Weitere Bücher Stehrs sollen lettisch und tschechisch erscheinen.

Der im ganzen Reich bekannte Lyriker Josef Weinheber feierte unter

Digitized by Google

allseitiger Anteilnahme seinen 50. Geburtstag. Reichsminister Dr. Goebbels ließ dem Dichter eine Ehrengabe überbringen, Reichsleiter von Schirach überreichte ihm anläßlich einer Feier im Palais Lobkowitz zu Wien als dem Herold der deutschen Sprache den Ehrenring der Stadt Wien und die Wiener Universität verlieh ihm als dem Schöpfer edelster deutscher Wortkunst den Grad eines Ehrendoktors der Philosophie. Diese und zahlreiche andere Ehrungen brachten zum Ausdruck, daß Weinhebers Name nach zwei Jahrzehnten reichen Schaffens in der vordersten Reihe der bedeutendsten deutschen Lyriker steht. Er ist nicht nur ein Erneuerer der großen lyrischen Form, sondern auch ein Erneuerer ihres Inhalts, der in seinen Dichtungen aus tiefem volkhaften Empfinden schöpft.

Im März feierte auch der Dichter Ullrich Sander, dem wie vielen anderen der Weltkrieg zum entscheidenden künstlerischen Erlebnis wurde, seinen 50. Geburtstag. Sander kommt es in all seinen Werken auf das Kämpferische und Wurzelhafte an, auf Ehrlichkeit und Natürlichkeit, Kraft und Frische. Aus dieser Ursprünglichkeit des vitalen Lebens selbst erwachsen seine reifen männlichen Bücher mit ihrer starken sinnbildlichen Durchleuchtung von Mensch und Landschaft.

Der langjährige Vorsitzende des deutschen Schillerbundes und Kustos des Schillerhauses zu Weimar, Prof. Dr. Scheidemantel, wurde 80 Jahre alt. Zusammen mit dem Vorkämpfer einer deutschbewußten Literatur, Prof. Adolf Bartels, rief er die Schiller-Festspiele für die deutsche Jugend ins Leben, die heute unter der Schirmherrschaft des Reichsleiters von Schirach als Weimar-Festspiele fortbestehen. Scheidemantel hat sich hohe Verdienste um die literarwissenschaftliche Erforschung und die allgemeine Kenntnis des klassischen Weimar bei der breiteren Öffentlichkeit erworben.

Der auch in Deutschland bekannt gewordene norwegische Erzähler Johan Bojer, neben Knut Hamsun heute einer der wesentlichsten Dichter des Nordens, vollendete sein 70. Lebensjahr. In deutscher Übertragung sind seine Romane und Erzählungen bei dem Verlag C. H. Beck in München erschienen.

Im Jahre 1941 gelangten insgesamt 18 Schrifttumspreise im Großdeutschen Reich zur Verteilung.

Der Grillparzer-Preis der Stadt Wien in Höhe von RM. 10000,— wurde für das Jahr 1942 durch Reichsleiter von Schirach an Dr. h. c. Emil Strauß, den in Freiburg (Breisgau) lebenden Dichter, verliehen. Er ist durch eine Reihe wertvoller Romane und Dramen sowie durch meisterliche Erzählungen bekannt geworden und gehört heute zu den hervorragendsten lebenden Dichtern Deutschlands. Emil Strauß bekannte sich schon Jahre vor der Machtergreifung öffentlich zur nationalsozialistischen Bewegung.

Eine neue kritische Gesamtausgabe Mörikes bereitet der Verlag Rütten & Loening in Potsdam vor. Die in elf Bänden geplante Ausgabe wird außer den gesamten Werken, Übertragungen und Fragmenten eine Biographie des Dichters sowie das vollständige wissenschaftliche Beiwerk enthalten, außerdem eine Bibliographie und die abweichenden Lesarten nach den verschiedenen Drucken und Handschriften. Vor allem soll aber die neue Mörike-Ausgabe, zu deren Unterstützung die deutsche Öffentlichkeit aufgerufen wurde, auch sämtliche Briefe des Dichters umfassen.

Die 3. Büchersammlung der NSDAP. für die Deutsche Wehrmacht, deren Durchführung bei der Dienststelle des Reichsleiters Rosenberg (Hauptamt Schrifttumspflege) liegt, ergab einen Gesamteingang von 9½ Millionen Büchern, aus denen 47000 Büchereien zusammengestellt wurden. Gegenüber dem Ergebnis der ersten Büchersammlung hat sich damit die Zahl der zur Auslieferung kommenden Büchereien um 10000 erhöht.

Neben den stehenden sind als fahrende Front-Buchhandlungen gegenwärtig zwölf große KdF.-Autobusse mit Anhängern eingesetzt. Während 1940 auf diesem Wege fast eine Million Bücher verkauft wurde, betrug der Absatz 1941 zwei Millionen, die bis heute bereits auf schätzungsweise drei Millionen gestiegen sind.

Die Zahl der Volks- und Schulbüchereien ist ständig im Wachsen begriffen. Gegen 6000 im Jahre 1933 stehen heute 21000 Volksbüchereien, wovon auf die

Digitized by Google

beiden letzten Jahre 5500 Neuerrichtungen entfallen, die vor allem auch den neuen Ostgauen sowie der Westmark zugute kamen. An Schulbüchereien wurden seit dem Jahre 1937 nicht weniger als 55 000 Neuerrichtungen gezählt.

Die Stadt Lemberg erhielt eine deutsche Bücherei, der auch ein Zeitschriften-Lesesaal angegliedert ist. Nach dem Vorbild der Volksbüchereien wird hier das erzählende Schrifttum mit einer Auswahl von politischer und allgemeinverständlicher wissenschaftlicher Literatur vereinigt. Auch in anderen Orten Galiziens ist die Errichtung von weiteren deutschen Büchereien geplant, die ebenfalls von der Distriktsstelle für Büchereiwesen bei der Abteilung Wissenschaft und Unterricht eingerichtet und betreut werden sollen, die der Zentralstelle für Büchereiwesen in Krakau untersteht.

Im Rahmen der Neuordnung der spanischen Bücherproduktion ist mit Unterstützung der Regierung vor allem der Buchhandel Spaniens neu geregelt worden. Die Leitung des gesamten Buchwesens ist Aufgabe des Nationalen Spanischen Buchinstituts, das sich besonders der Hebung des Büchermarktes annehmen soll. Neben einem Register aller mit Buchdruck und Buchhandel befaßten Unternehmen ist die Errichtung einer Fachschule für die Buchhändler, einer Bücherbörse zur Förderung der Beziehungen zwischen Autoren und Verlegern sowie eines Propagandainstituts für die spanische Welt gedacht.

In Berlin verstarb Reichshauptstellenleiter Waldemar Hartmann, Sachbearbeiter im Amt Kunstpflege der Dienststelle des Reichsleiters Rosenberg und kunstpolitischer Mitarbeiter der „NS.-Monatshefte". 1888 als Baltendeutscher in Estland geboren, trat er am Ende des Weltkrieges in die Eiserne Division ein. Später übersiedelte er nach München, von wo aus er mit Vorträgen und publizistischen Arbeiten gegen den Bolschewismus hervortrat, den er aus eigener Anschauung kennengelernt hatte. Nach der Veröffentlichung eines antijüdischen Romans bereiste er vom Jahre 1925 ab Nordamerika, Spanien und Zentralamerika. 1930 gründete er in New York eine deutsche Abteilung am Roerig-Museum und veranstaltete deutsche Kunstausstellungen, um den jüdischen Einflüssen auf dem nordamerikanischen Kunstmarkt zu begegnen. Diese Tätigkeit führte zur Zurückziehung seiner Aufenthaltsbewilligung in den Vereinigten Staaten, worauf er 1932 nach München zurückkehrte. Von 1934 bis 1937 war Hartmann kulturpolitischer Schriftleiter des „Völkischen Beobachters" in Berlin, wozu ihn sowohl Gesinnung wie Wissen hervorragend befähigten, um von da ab in der Dienststelle Rosenberg mit reichem Erfolg zu wirken. Auch als Buchautor ist Waldemar Hartmann wirksam hervorgetreten.

Abgeschlossen am 15. April 1942.

Dr. von Werder.

Das Buch

„Die Kriegsschuld der belgischen Presse"

Schon dieser erste summarische Rechenschaftsbericht nach zwei Jahren, den Peter Dehottay in der Schriftenreihe des Deutschen Instituts für außenpolitische Forschung hier vorlegt (im Junker & Dünnhauptverlag, Berlin 1942), ist noch um vieles belastender für die belgische Presse, die belgische Regierung, ja für weite Kreise des belgischen Volkes, als uns etwa das Memorandum und das Weißbuch der deutschen Reichsregierung seinerzeit ahnen ließen. Wenn auch hier immer wieder von einer „belgischen" Presse, Regierung usw. die Rede ist, so möge man sich jener hier ebenfalls angeführten Worte von Léon Degrelle, dem Führer der ehemaligen Rexistenpartei, von Anfang 1940 erinnern: „In Belgien — so meinte er damals auf einer Großkundgebung — ist man immer für oder gegen eine andere Nation, aber niemals einfach belgisch. Unsere Volksgenossen haben im Grunde nur ausländische Reaktionen, sie befassen sich mehr mit auswärtigen Dingen als mit den eigenen." Wenn man dazu noch den Ausspruch des belgischen Außenministers Jaspar von 1920 hinzufügt: „Als Belgier muß man zugleich profranzösisch und proenglisch

Digitized by Google

sein können" und die Feststellung des Franzosen Pierre Daye vom 3. November 1939: „Die Belgier haben sich seit Jahrhunderten daran gewöhnt, dirigiert zu werden", dann gelangt man zu einer grundlegenden Erkenntnis über die Lebensunfähigkeit eines unabhängigen „belgischen" Staatsgebildes, das niemals in seiner kurzen Geschichte seit 1830 wirklich neutral gewesen ist, sondern seit dem Londoner Vertrag von England politisch „neutralisiert" wurde und wirtschaftlich wie kulturell der pénétration pacifique seines französischen Nachbarn sich nur allzu willig hingab.

So war es nur das logische Ergebnis einer langen Entwicklung, wenn im März 1940 in entscheidender Stunde ein führender belgischer Politiker in der neuen Zeitschrift „Alerte" bekannte: „Das Schicksal Belgiens hängt vom Siege der Westmächte ab, die in einen Krieg verwickelt sind, den sie nicht gewollt haben. Die Neutralität ist daher für Belgien kein Ziel, sondern ein Mittel des Kampfes."

Dehottay zeigt uns so an ausgewählten Pressezitaten aus der Zeit von September 1939 bis zum 9. Mai 1940 das unverkennbar deutschfeindliche Gesicht der belgischen Presse, die von der belgischen Regierung zumindest toleriert, wenn nicht sogar gestützt wurde; er verzichtet mit Recht darauf, heute schon nach den treibenden Kräften im Hintergrunde zu suchen. Dehottay hat mit seiner Arbeit jedem klarblickenden Leser den hundertfachen Beweis geliefert für die alleinige schwere Schuld eines bei dem ehrlichen Willen der deutschen Reichsregierung bis zuletzt vermeidbaren und für das belgische Volk völlig sinnlosen Krieges. Er müßte damit — sollte man meinen — auch bei jedem belgischen Leser das etwa noch vorhandene Vertrauen zu den Westmächten zutiefst erschüttert haben.

Vielleicht aber ist die Frage dieser Kriegsschuld der belgischen Presse in ihrer ganzen Tiefe nur lösbar bei einer großen Zusammenschau der westlichen Propagandatätigkeit im weitesten Sinne während der letzten Jahrzehnte mit den Hauptfaktoren des gesamten politischen Lebens in Belgien, das auf der zweifelhaften Grundlage bis heute noch ungelöster rassischer und volkstumspolitischer Fragen und daraus entspringender sozialer Probleme aufgebaut war und beim Zusammenprall mit den Waffenträgern der deutschen Volksgemeinschaft vor zwei Jahren zusammenstürzen mußte.

Wenn die jungen Freiwilligen, die heute noch in den Verbänden der flämischen Waffen-SS und der wallonischen Legion für das neue Europa und für die Zukunft ihrer Heimat im Osten auf der Schanze stehen, als Sieger heimgekehrt sein werden, dann erst kann und muß neben vielen anderen Aufgaben auch die Frage der belgischen Kriegsschuld eine endgültige Bereinigung erfahren.

Fritz Peuckert.

Kampf um Kurland.

Die Sammlung Georg Leibbrandt, die vorzügliche „Quellen und Materialien zur Erforschung des Deutschtums in Osteuropa" bietet, ist um einen bedeutsamen Beitrag bereichert worden. Der Vorkämpfer des baltischen Deutschtums, Baron Manteuffel-Katzdangen, gibt in seiner Schrift „Meine Siedlungsarbeit in Kurland"[1] Rechenschaft über ein wahrhaft großes, leider viel zu wenig bekanntes Lebenswerk. Durch seine Siedlungsarbeit, die in den Jahren 1906—1914 fast 4000 deutschen Bauern in Kurland eine Heimstätte gab, suchte er in einer unsicher werdenden Zeit mit ihren wachsenden Gefahren für das baltische Deutschtum diesem die entscheidende Stütze zu geben. In einer Zeit, da die Bürgerschaft des Reiches im Schutze eines vermeintlich unstörbaren Wohlstandes den Kampf um das Grenzdeutschtum nicht mehr zu würdigen versteht, schafft der baltische Großgrundbesitzer aus klarer Einsicht in die Gebote der gesamtdeutschen Zukunft sein Werk: von seinen zwölf Gütern mit insgesamt 60 000 Morgen teilt er elf für seine Siedler auf und begleitet deren Weg bis zur Entfaltung eines freien gesunden Bauerntums mit herzlicher Anteilnahme, fürsorgend, ratend und schirmend. Um Katzdangen entsteht deutsches Land mit durchgängig deutscher Sprache und Verwaltung, eine Gemeinschaft, deren Ge-

[1] Auszug aus seinen hoffentlich bald erscheinenden Lebenserinnerungen „Kampf um ...nd".

Digitized by Google

staltungskraft bis zum unverschuldeten Ende zündend weiter wirkt, als ein Beispiel dafür, was der gläubige, zielbewußte Wille eines einzelnen vermag. Reich an Enttäuschungen ist der weite Weg zum reifenden Erfolge, den ein echter Edelmann erzwingt. Ihm war der Dienst am heimatlichen Deutschtum, gerade im Hinblick auf das größere deutsche Vaterland, eine Lebensverpflichtung geworden; ihm zuliebe hatte er auf die aus innerer Berufung gewählte und einträglichere Laufbahn des Außenpolitikers verzichtet. Jede Zeile offenbart den reinen, schwingenden Hochglauben, der hinter dem Werke stand, die beispielhafte Hingabe und die im Seelischen und Dinglichen gleich große Opferfreude, die es adeln. Schon im Jahre 1896, als Hochschüler, hatte Manteuffel über „Sozialaristokratische Ideen" geschrieben, eine Arbeit, die später die Presse der NSDAP. als „die erste nationalsozialistische Schrift" bezeichnete. Nach diesen Gedanken hat er in Kurland die von ihm übernommenen Güter geleitet und die Siedlungsarbeit ausgerichtet. Soziale Verantwortung und völkisches Ziel werden damit die Leitsätze von Manteuffels Wirken.

Die Siedlung ist zwar der sichtbarste, aber nicht der einzige Ausdruck von Manteuffels früher Sorge um das Deutschtum seiner Heimat. Lange zuvor hat er in menschlichem und sozialem Bemühen um die Letten versucht, sie gleichsam durch die „Macht der Liebe" zu gewinnen und sie zum Hochstande des deutschen Lebens emporzuziehen. Der lettische Aufstand von 1905 hat indes mit manchen Zukunftswünschen auch den Glauben an ein dauernd friedliches Zusammenleben mit den Letten zunichte gemacht; daher gründet Manteuffel 1906 den „Verein der Deutschen in Kurland", ruft er die Siedler ins Land, um es, wie er damals noch hoffen durfte, für immer dem Deutschtum und schließlich auch dem Deutschen Reiche zu sichern, ein Lieblingsgedanke, dem er im Jahre 1926 eine Schrift „Deutschland und der Osten" (Auflage über 30 000) widmete.

So ist Karl von Manteuffel der Bahnbrecher der auch von anderen aufgenommenen Siedlungsarbeit in den baltischen Landen geworden. Gleichwohl läßt er in edler Bescheidenheit nur das Werk sprechen, das dennoch die Persönlichkeit seines Schöpfers widerspiegelt; allein der Sache dienend, würdigte er vorbehaltlos die Verdienste seiner Mitsiedler, gedenkt er derer, die ihm, dem oft Unverstandenen, treue Helfer waren.

Doch nicht nur das Buch als Bericht verdient besondere Beachtung. Ebenso seine Sprache. Allen Spielereien abhold, in wohlabgewogenem Satzbau, der mit seiner Sprachzucht den sorgfältigen Stilisten zeigt, schreibt der Verfasser, ein begnadeter Dichter[2], in anspruchsloser Klarheit und schlichter Schöne. Alle Fremdwörter, selbst die, die mancher Sprachbewußte für unentbehrlich hält, fehlen; dafür finden sich Neuschöpfungen, denen ein Heimatrecht in unserer Muttersprache zu wünschen ist (Hochwille, zeithörig, wertwahrend u. a.). Briefe einfacher Volksgenossen bezeugen dem Verfasser, daß er auch für schwierigere Gedanken den rechten Ton getroffen hat.

Ein gutes Buch! Das Zeugnis eines überragenden Schöpferwillens aus politischer Einsicht und reiner Menschlichkeit. Mag das Werk in den Stürmen der Zeit untergegangen sein, — niemand hat daran weniger Schuld als der Mann, der alles unternahm, das Verderben zu bannen. Die Leistung allein entscheidet, der Wille, der sie ermöglicht hat. Karl von Manteuffel aber darf erwarten, wie der Herausgeber im Vorwort abschließend betont, gehört zu werden und daß „man aus seinen Worten herausspürt, was seinem Wirken die jugendliche Schwungkraft lieh: die Liebe zu Deutschland".

Helmut Weiß.

[2] „Erlebte Lieder", 2. Auflage, München 1938.

Herausgeber: Reichsleiter Alfred Rosenberg, Berlin / Hauptschriftleiter: Dr. Eberhard Achterberg, Berlin/Stellvertreter: Dr. Nausikaa Fischer, Berlin / Verantwortlich für farbige Kunstbeilagen: Robert Scholz, Berlin Anzeigen: Joh. Bartenschlager, München Anschrift der Schriftleitung: Berlin-Charlottenburg 2, Bismarckstr. 1; Fernruf 11.0022 / Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., München 22, Thierschstr. 11 Bezug durch die Postanstalt und jede Buchhandlung; Bezugspreis vierteljährlich RM. 3.60 ohne Bestellgeld; Einzelnummer RM. 1.20 / Anzeigenpreise laut aufliegendem Tarif Nr. 5 / Druck: J. G. Weiß'sche Buchdruckerei, München / Kupfertiefdruck: Brend'amour, Simhart & Co., München / Für nicht angeforderte Manuskripte wird keine Haftung übernommen.

Digitized by Google

Nationalsozialistische Monatshefte

Zentrale politische und kulturelle Zeitschrift der NSDAP.
Herausgeber Alfred Rosenberg

Heft 147 Juni 1942 13. Jahrg.

Reichsfilmintendant Dr. Fritz Hippler:

Ein Vorwort

Vor wenigen Jahren noch wurde bekanntlich in einigen Kreisen sehr ernsthaft die Meinung vertreten, man könne im Kriege auf den Film verzichten. Der Krieg, so meinte man, als Auseinandersetzung um Leben und Tod eines Volkes erfordere die Beschränkung auf das Wesentliche und die Hintansetzung all dessen, was für die Erringung des Sieges nicht offensichtlich und unbedingt notwendig sei.

Diese Feststellung im allgemeinen Sinne ist zweifellos unanfechtbar. Wohingegen die Bewertung, was für den Krieg wesentlich oder unwesentlich sei, überaus strittig zu sein pflegt. Ganz über jeden Zweifel erhaben ist es wohl, daß man um Krieg zu führen Waffen und Soldaten nötig hat. Alle weitergehenden Fragen aber sind um so zweifelhafter, und insbesondere von den Künsten überliefert uns ein alter lateinischer Spruch, daß im Waffenlärm die Musen zu schweigen hätten. Nun ist es unwahrscheinlich, daß die alten Lateiner diese Weisheit als Sprichwort formuliert hätten, wenn ihnen bereits schon zu ihrer Zeit der Begriff des totalen Krieges geläufig gewesen wäre. Der totale Krieg, eine Folgeerscheinung der ungeheueren technischen und soziologischen Entwicklung unserer Tage, hat zu einer Revision des Begriffes „Waffen und Soldaten" geführt: Waffen sind nun nicht mehr nur Mittel zur physischen Niederkämpfung des Feindes und Soldaten nicht mehr nur deren uniformierte und organisierte Träger. Im totalen Krieg kämpfen vielmehr die Völker in ihrer Gesamtheit gegeneinander, und alle Äußerungen des Volkslebens sind Waffen für den Krieg — gleichgültig, ob sie die Kampfkraft des feindlichen Volkes schwächen oder die des eigenen anfachen bzw. ihm Ablenkung, Sammlung und Erholung bieten. Zu diesen Äußerungen des modernen Volkslebens gehört neben Rundfunk und Presse mit den Künsten auch der Film.

Digitized by Google

Es ist daher nur folgerichtig, wenn Reichsminister Dr. Goebbels als der wohl modernste und genialste Propagandist unserer Tage sofort mit Kriegsbeginn die unbeschränkte Weiterführung des Filmschaffens angeordnet hat. Bei unseren Feinden, die den Krieg mit uns begonnen haben, war dies bekanntlich anders: Sie gaben zwar vor, den von ihnen erklärten Krieg grundsätzlich „zutiefst" abzulehnen, führten ihn dann aber mit dem grotesken Ernst eines Hysterikers. So verfiel die französische und die englische Filmproduktion in der ersten Zeit des Krieges völlig, und man tut sich jetzt schwer daran, die einmal zerstörten Produktionsgrundlagen mühsam wieder zusammenzuflicken. Auch in den Vereinigten Staaten war das nicht besser. Ganz Hollywood spielte plötzlich Krieg, und es hieß, daß die grimmen Yankees jetzt nicht mehr Filme machen, sondern zunächst nur einmal Hitler und Japan niederschlagen wollen. Diese dräuende, furchtbar entschlossen tuende martialische Geste wich nach den Schlägen von Pearl Harbour, Hongkong, Manila, Singapore, Burma und dem U-Boot-Krieg sehr bald einer realeren Haltung den Erfordernissen eines modernen Krieges gegenüber. Und in schweizerischen und schwedischen Zeitungen, die anglo-amerikanische Angelegenheiten in übersteigerter Bewunderung lobpreisen, ist jetzt plötzlich in diesen Tagen übereinstimmend zu lesen:

„Die Regierung in Washington hat erklärt, daß die Filmindustrie als eine lebenswichtige „essential" Industrie zu betrachten sei. Dieser Erlaß unterstreicht den fortschrittlichen Geist, der in Washington herrscht, wo man weiß, wie wichtig es ist, die Moral des Volkes aufrecht zu erhalten. Keine andere Industrie kann diese Aufgabe in diesem Maße erfüllen. Selbst in den Kreisen, wo man die Hollywooder Filmindustrie als ein Zwitterding zwischen Phantasie und ungeschäftsmäßiger Verschwendung zu betrachten pflegte, ändert man jetzt seine Meinung. Die Regierung hat betont, daß jeder einzelne Arbeiter in den Studios genau so seine Aufgabe habe wie Soldaten und Männer am laufenden Fabriksband."

Nun kann es für uns völlig gleichgültig sein, ob die Gangsters von Washington die Stars von Hollywood Krieg spielen oder Filme machen lassen. Immerhin aber mag diese Verlautbarung für uns ein weiteres Zeichen dafür sein, welche Bedeutung dem Filmschaffen im modernen Kriege zuerkannt werden muß. Und sämtliche unserer grundsätzlichen und theoretischen Überlegungen sind durch die Entwicklung der Besucherzahlen in den europäischen Filmtheatern nicht nur bestätigt, sondern weit übertroffen worden; der Film ist für die Bevölkerung aller Länder, ob sie nun unmittelbar oder mittelbar am Kriege beteiligt sind, zu einem ausgesprochenen Bedürfnis geworden.

Angesichts dieser Tatsache ergeben sich nun auch für das Filmschaffen ernste Verpflichtungen:

1. Der Film kann und darf nicht mehr aus dem Vollen schöpfen. So notwendig er auch im Kriege ist, so wenig darf er vergessen, daß er in bezug auf Menschen und Material haushälterisch umgehen und einsparen muß, wo immer es nur ohne Beeinträchtigung seines künstlerischen Gehaltes vertretbar erscheint. Es gibt einige sterile Dummköpfe, die behaupten, so etwas

Digitized by Google

gehe überhaupt nicht ohne Beeinträchtigung des künstlerischen Gehalts. Jeder wirkliche Künstler aber wird aus innerer Überzeugung aus der Not eine Tugend machen und beweisen, daß, wie überall, so auch hier in der Beschränkung sich der Meister zeigt; er wird, wie Goethe z. B. in seinen Gesprächen mit Eckermann das als seine Übung bezeichnet hat, in erster Linie auf „gute Stücke" und nicht so sehr „auf prächtige Dekoration und eine glänzende Garderobe" sehen und wird mit Schopenhauer sagen: „Die Kunst besteht darin, daß man mit dem möglichst geringen Aufwand von äußerem Leben das innere in die stärkste Bewegung bringt: denn das innere ist eigentlich der Gegenstand unseres Interesses."

2. Wie das Volk dem Film entgegenkommt, so muß er dem Volke entgegenkommen. Er ist im Guten und Bösen dazu verurteilt, Massenkunst zu sein. Ein Film, der nur tausend Hyperästheten gefällt, vom Volke in seiner Gesamtheit aber abgelehnt wird, hat seine wichtigste Aufgabe verfehlt. Die an und in ihm mitwirken, müssen mit dem Herzen des Volkes fühlen, seine Sprache reden und sein Gesicht tragen. Und das ist sehr viel, denn das Herz des Volkes ist sehr mannigfaltig: es will durch heroische Darstellung mitgerissen und über sich hinaus gesteigert werden; es will durch das Bild des Schönen im allgemeinen die Unvollkommenheit der Natur im einzelnen vertragen lernen; es will durch Wunschträume den Mangel, durch Tragik die Oberflächlichkeit und durch Komödien den furchtbaren Ernst ausgleichen und ergänzen. Alles in allem also hat der Film Möglichkeiten genug, zu gefallen; aber es dürfte nicht zu viel verlangt sein, zu fordern, daß man bei jedem Film auch imstande sein muß, zu sagen, warum er gemacht worden ist.

3. Der Film als Kunst muß sich mehr als je darauf besinnen, daß er eine neue und ganz eigene Kunst ist. Das ganze Leben in Natur und Geist, in Vergangenheit und Gegenwart steht ihm zur Gestaltung offen. Er soll sich nicht scheuen, den Stoff zur Gestaltung daher zu nehmen, wo es ihm zweckmäßig zu sein scheint. Ehrfurcht gibt es hier vor keinem Stoff und vor keiner Person, sondern nur vor der Gestaltung, die allein Kunst ist. Wie ein Geschehnis, so kann also auch ein dichterisches Werk Vorwurf filmischer Gestaltung sein. Wie es aber im einzelnen gestaltet wird, kann ausschließlich nur von den Gesetzlichkeiten der Filmkunst her entschieden werden. Ein wahres Filmkunstwerk rechtfertigt auch die gröbsten Abweichungen vom dichterischen Originalwerk. Ein schlechter Film kann aber auch damit nicht entschuldigt werden, daß er dem dichterischen Geist die Treue gehalten habe. Denn der Film wird wie jedes Kunstwerk nach dem Können und nicht nach dem Charakter beurteilt. Lessing hat nicht umsonst in so tiefgründiger Weise untersucht, warum der Laokoon der Plastik nicht in Schmerz und Geschrei sein Gesicht verziehe, obwohl er uns von sämtlichen großen Dichtern der Antike in dieser Hinsicht ganz anders geschildert wird. Der Bildhauer hat das Gesicht seines Laokoon deswegen scheinbar schmerzlos gestaltet, weil Grenzen und Gesetzlichkeiten dieser Kunstgattung es so forderten; Schopenhauer hat bekanntlich diesen Lessing'schen Gedanken noch weitergeführt und gesagt, daß, wenn nicht auch der Schrei akustisch

Digitized by Google

vernehmbar sei, das als schreiend angelegte Gesicht einer Plastik unvollkommen und komisch wirken müsse. — Hat der Schöpfer der Laokoongruppe mithin mangelnde Ehrfurcht gegenüber den Dichtern bewiesen, die lange vor ihm den Laokoon in ihren Werken schreiend überliefert haben? Sollte daher auch nicht, was der bildenden Kunst gegenüber der Dichtung recht ist, dem Film im entsprechenden Sinne billig sein? Die Antwort ist leicht: es sollte ihm nicht nur billig sein, es ist sogar seine Pflicht; denn Dichtung und Bühnenwerk haben ihre Gesetzlichkeit und der Film hat seine. Und beachtet er diese, so entfallen damit auch alle Anklagen, er sei gedankenarm, wenn er jene als Vorwürfe für eigene Gestaltung benutze. Oder ist etwa, um im Beispiel zu bleiben, der Schöpfer der Laokoonplastik als gedankenarm zu bezeichnen, da er den Laokoon schuf, obwohl er bereits schon verschiedentlich seine dichterische Gestaltung gefunden hatte. Dabei handelt es sich hier immerhin um die Gestaltung desselben Objektes in zwei Kunstbereichen. Wie oft ist aber nicht schon innerhalb einer einzigen Kunstgattung derselbe Vorwurf zur künstlerischen Formung benutzt worden. Kein Geringerer als Goethe rät „sogar zu schon bearbeiteten Gegenständen. Wie oft ist nicht die ‚Iphigenie' gemacht, und doch sind alle verschieden; denn jeder sieht und stellt die Sache anders, eben nach seiner Weise".

Wie mit der Dichtkunst, so verhält es sich auch mit der wirklichen Begebenheit bzw. mit der Historie als Vorwurf filmkünstlerischer Gestaltung; sie sind nur deren Veranlassung und Rohstoff und genießen in dieser Hinsicht keine besonderen Rechte. Freilich, je bekannter Begebenheit oder Persönlichkeit für die breite Öffentlichkeit sind, um so weniger kann die Kunst deren wesentliche Züge in der Gestaltung ändern; aber auch hier kann sie in Vielem Details und Begleitumstände ersinnen und erdichten, sofern es sich nur in die Idee des Ganzen fügt. Der Spezialforscher und der Augenzeuge mögen ruhig darüber den Kopf schütteln; so sehr sie damit im einzelnen recht haben können, so unrecht haben sie im Großen; ihr reales Wissen hindert sie am Höhenflug der Seele. Die Freunde und Mitarbeiter von Friedrich dem Großen oder Bismarck oder Koch oder Virchow oder Carl Peters haben von diesen Personen natürlich ihr eigenes Bild gehabt; sie würden, heute zum Leben erwacht, deren genialste darstellerische Gestaltung als unmöglich ablehnen müssen. Für uns aber haben diese Persönlichkeiten in Gebühr, Hartmann, Jannings, Krauß und Albers ihre gültige überzeugende Darstellung gefunden. Und ebenso verhält es sich mit realen historischen Vorgängen, die ja bekanntlich schon in der gleichen Zeit je nach der Perspektive des Betrachters und erst recht aber auch im wachsenden Abstand der Zeit sehr anders und verschiedenartig beurteilt und bewertet werden können. Wie andersartig stellt sich z. B. der Dreißigjährige Krieg den zeitgenössischen kriegführenden Parteien dar; wie andersartig dasselbe Geschehen dem Protestanten oder Katholiken späterer Tage; wie anders endlich dem nationalsozialistischen Deutschen der Gegenwart? Und welche Bewertungsänderung erfuhr die nationalsozialistische Bewegung innerhalb ihres eigenen Volkes seit 1933 und innerhalb der Welt

Digitized by Google

seit 1939? Der in den Niederungen realer Details umherstelzende historische Tüftler wird allerdings der inneren Wahrheit und Größe eines Geschichte gestaltenden Kunstwerkes ebensowenig Geschmack abgewinnen können wie jemand, der mit dem Mikroskop die Schönheit der Akropolis zu ergründen versucht. Jedoch, trösten wir uns diesen historischen Kümmerlingen und Bildungsphilistern gegenüber mit den Worten Goethes, der in seiner Auseinandersetzung über Manzoni diesem zu viel Respekt vor der Geschichte vorwirft, da er bei seinen Stücken nie nachzuweisen verfehle, wie treu er den Einzelheiten der Geschichte geblieben sei: „Nun mögen seine Fakta historisch sein, aber seine Charaktere sind es doch nicht, so wenig es mein Tasso und meine Iphigenie sind. Kein Dichter hat je die historischen Charaktere gekannt, die er darstellte; hätte er sie aber gekannt, so hätte er sie schwerlich so gebrauchen können. Der Dichter muß wissen, welche Wirkungen er hervorbringen will und danach die Natur seines Charakters einrichten. Hätte ich den Egmont so machen wollen, wie ihn die Geschichte meldet, als Vater von einem Dutzend Kinder, so würde sein leichtsinniges Handeln sehr absurd erschienen sein. Ich mußte also einen anderen Egmont haben, wie er besser mit seinen Handlungen und meinen dichterischen Absichten in Harmonie stände; und dies ist, wie Klärchen sagt, m e i n Egmont. Und wozu wären denn die Poeten, wenn sie bloß die Geschichte eines Historikers wiederholen wollten! Der Dichter muß weiter gehen und uns womöglich etwas Höheres und Besseres geben. Die Charaktere des Sophokles tragen alle etwas von der hohen Seele des großen Dichters sowie Charaktere des Shakespeare von der seinigen. Und so ist es recht, und so soll man es machen. Ja, Shakespeare geht noch weiter und macht seine Römer zu Engländern, und zwar wieder mit Recht, denn sonst hätte ihn seine Nation nicht verstanden."

Digitized by Google

Emil Jannings:

Über den Film

Aus einer Rundfunk-Rede zu seinem Film: „Ohm Krüger"

Sie werden nicht erwarten, daß ich über meinen Film zu Ihnen sprechen werde. Mein Film muß für sich selbst sprechen — wie jedes Werk für Art und Können seines Schöpfers Zeugnis ablegen muß. Auch die schönsten Worte können die Tat nicht ersetzen und ein Kunstwerk, das einer „Einführung" bedarf, hat sich sein Urteil schon gesprochen!

Denn das lassen Sie mich Ihnen mit dem größten Ernst sagen: wir — meine Mitarbeiter, mein Regisseur Hans Steinhoff, ich selbst —, wir sind mit dem fanatischen Willen an unsere Arbeit gegangen, ein Werk der Kunst zu schaffen. In wenigen Jahren wird das vielleicht selbstverständlich sein. Aber heut glauben noch viele, daß ein Film das seine getan hat, wenn er sie eine Stunde lang angenehm unterhält.

Nein, das ist falsch!

Ich kann das nicht deutlich genug sagen. Ich bedaure jeden Künstler, der seine Ziele nicht weiter steckt, als ihm dieser Teil des Publikums — nicht der beste, nicht der anspruchsvollste — abverlangt. Mir hätte jedenfalls mein Leben zu leicht gewogen, wenn ich keine andere Aufgabe darin gefunden hätte.

Ich gehe sogar noch weiter. Ich halte den Film nicht nur für die modernste, spannendste, aufregendste Kunstform — ich halte ihn für die Volkskunst schlechthin! Jedes große Filmwerk ist ein Spiegel, in dem ein Volk seine besten Kräfte, seine nationale Begabung und seinen Idealismus erblickt. Und zwar das Volk nicht als eine Auslese der Gebildeten usw. genommen, sondern in seiner ganzen lebendigen, umfassenden, unübersehbaren Vielfalt.

Die äußeren Gründe sehen Sie auf den ersten Blick. Überall in den Städten wachsen Kinos aus dem Erdboden und übertreffen die Zahl anderer Kunstinstitute um das Vieltausendfache. Es ist durchaus symbolisch, daß Theater, Konzertsäle, Museen durchgängig prunkvolle Gebäude sind, während sich zahllose Kinos unauffällig in die Häuserfronten einreihen. Der Film braucht das festliche Gewand nicht notwendig — er ist ein „Gegenstand des täglichen Bedarfs" geworden!

Millionen von Menschen, die nie eine Kunststätte besucht haben, sind durch den Film für die Kunst gewonnen worden. Aus den beschränkten Verhältnissen ihres täglichen Berufslebens herauswachsend haben sie erlebt, daß das Dasein unendlich viel tiefer und größer sein kann! Gehoben

Digitized by Google

und voller Optimismus sind sie aus dem Kino gegangen und ohne sich im einzelnen darüber Rechenschaft zu geben, sind sie seelisch reifer und stärker geworden.

Und unser Publikum ist das ganze Volk! Im Kino gibt es keine Unterschiede der Klassen und Stände — es gibt nur noch Zuschauer! der Film kennt weder gesellschaftliche noch Bildungsvoraussetzungen; er verlangt nur Empfänglichkeit und ein offenes Herz. Und das hat Jeder, der guten Willens ist!

Darum nenne ich den Film die wahre Volkskunst. Er spricht zu Jedem und Jeder wird von ihm angesprochen. Und diese ungeheure Reichweite verpflichtet! Ein so außerordentliches Instrument geistiger Wirkung darf nicht zu einem bloßen Unterhaltungsmittel verflachen — jeder Filmschaffende muß wissen, daß er der ganzen Welt, daß er seinem Volke gegenübersteht und ihm verantwortlich ist!

Wir alle verlangen uns das Letzte an Leistung ab. Glauben Sie ja nicht, daß auch nur einer von uns mit dem Gedanken ins Atelier geht, ein tägliches Arbeitspensum zu erledigen! Der Filmkünstler will etwas ganz anderes — er will eine in seinem Inneren ruhende Vorstellung so sichtbar machen, daß sie den Zuschauer zum Miterleben zwingt. Sie haben das selbst oft genug miterlebt, wenn Sie mit Tränen im Auge oder mit befreitem Lachen den Vorgängen auf der Leinwand gefolgt sind.

Ich kann Ihnen versichern, daß ich diese Verantwortung im höchsten Maße empfinde. Meine Filme tragen meinen Namen, nicht weil ich als Darsteller mitwirke, sondern weil ich sie — aufs ganze gesehen — als meine Schöpfungen betrachte und sie vor der Öffentlichkeit vertreten will! Darum bin ich immer bemüht, während der Arbeit meinen Blick unbeirrt auf das Ganze zu richten und selbst meine Rolle nur als ein Rädchen in dem großen Getriebe des Films zu betrachten.

Voraussetzung für jede tiefere Wirkung ist natürlich, daß eine Idee hinter dem Ganzen steht. Man muß der Welt etwas zu sagen haben, wenn sie zuhören soll. Die Zeit ist in unseren Ländern endgültig vorüber, wo man große Filme als Schaustücke zur Belustigung von Auge und Ohr vorführte. Ich habe kürzlich im deutschen Rundfunk gesagt, daß mein Ideal der Film der Persönlichkeiten ist. Dieses Wort sagt für mich alles. Ich sehe meine Aufgabe darin, Menschen von eigenem Wuchs auf die Leinwand zu bringen, die menschlich und würdig in großen Schicksalen stehen.

Digitized by Google

Wolfgang Liebeneiner:

Filmregie

Es liegt in der menschlichen Natur, daß wir den Wunsch empfinden, als Schöpfer eines Kunstwerkes einen einzelnen Menschen zu sehen. Bei der Malerei oder der Plastik ist dies auch berechtigt, aber bei jenen Künsten, an denen eine große Anzahl von Ausführenden gemeinschaftlich arbeitet, ist es oft schwer, festzustellen, wer nun eigentlich den entscheidenden Beitrag geleistet hat, der Dirigent oder der Komponist, der Schauspieler oder der Dichter. Im Film haben wir uns daran gewöhnt, den Regisseur als den eigentlichen Filmschöpfer anzusehen. Und das mit Recht!

An einem Filmkunstwerk wirken alle anderen Künste und noch einige technische Instrumente zusammen. Der Dichter dichtet, der Architekt baut, der Kameramann photographiert das Bild und der Tonmeister den Ton, der Kostümberater entwirft die Kleider, der Schauspieler spielt, der Schnittmeister schneidet die Aufnahmen auseinander und setzt sie dem Drehbuch entsprechend zusammen, der Produktionsleiter organisiert die Ateliers, die Scheinwerfer, die Zimmerleute, Tapezierer, Stukkateure, Schneider, Schuster, Maskenbildner, Garderobiers, die Transporte, die Requisiten, die Schauspieler, die Komparsen, die Musiker, die technischen Apparaturen, und dabei hilft ihm sein Aufnahmeleiter und dessen Stab. Der einzige, der gar nichts tut, sondern alles von anderen machen läßt, ist der Regisseur. Aber er ist die Zentralstelle, in der alle Nervenstränge zusammenlaufen, und je kraftvoller die Persönlichkeiten der einzelnen Filmschaffenden sind, je stärker und selbstbewußter jedes einzelne Glied dieses komplizierten Organismus, desto schwerer wird die Aufgabe des Regisseurs. Ihm liegt es ob, die vielen Spezialinteressen so zu dirigieren, die vielen Menschen so zu lenken, daß alle wie ein einziger Körper zusammenarbeiten, um das Gesamtkunstwerk Film zu schaffen.

So muß ein Regisseur zwei wesentliche Eigenschaften besitzen: er muß ein Künstler sein, d. h. eine besondere Empfindlichkeit und Erlebniskraft mit der Fähigkeit verbinden, seine Visionen mit dem Material des Films zu verwirklichen. Und er muß die Fähigkeit besitzen, Menschen zu lenken. Beide Fähigkeiten gleich stark entwickelt, würden einen idealen Regisseur ergeben. In der Praxis überwiegt natürlich die eine oder andere Eigenschaft und auch diese sind wieder in sich verschieden. Der eine zieht seine künstlerische Kraft, seine Vorstellungswelt aus der Musik, der andere aus der Beobachtung der Wirklichkeit, der dritte aus der Leidenschaft für eine Idee, der vierte aus der Leidenschaft für einen Menschen, und so fort durch alle Möglichkeiten des menschlichen Charakters und der künstlerischen Impulse. Der eine lenkt die Menschen mit der maßlosen Erregung eines leidenschaftlichen Dirigenten, der andere lockt sie durch scheinbares Nachgeben in die gewünschte Richtung, der dritte wird nur produktiv, wenn er laut

Digitized by Google

werden kann, der vierte kann nur in großer Stille arbeiten. Nun sind aber die Menschen, die zu regieren sind, wiederum verschieden. Die einen wollen gebeten, die anderen wollen getreten sein. Die einen muß man hetzen, die anderen bremsen, den einen muß man Mut machen, den anderen den Größenwahn austreiben. Ein Schauspieler läßt sich leicht ablenken, ein anderer ist konzentriert und darf nicht aus seinen Trancezustand geweckt werden. Außerdem besteht die Hälfte der im Atelier Beschäftigten aus Künstlern, der andere Teil aus Technikern und Handwerkern, aber alle arbeiten gleichzeitig an derselben Szene. Der ideale Regisseur müßte daher das Kunststück fertig bringen, je nach Bedarf liebenswürdig und brutal, lustig und ernst, laut und leise, erregt und beherrscht zu sein, die Ruhe eines Irrenwärters und die Geduld einer Kindergärtnerin mit der Leidenschaft eines Orchesterdirigenten, die Sensibilität eines Dichters mit der Abgebrühtheit eines Kaufmanns zu vereinigen, mitten im Atelierbetrieb den Überblick des Feldherrn zu bewahren und doch die geringste Kleinigkeit zu beachten, dem Schauspieler als Künstler und dem Bühnenarbeiter mit dem praktischen Sinn eines Autoschlossers zu begegnen. Aber so vollkommen ist glücklicherweise kein Mensch und aus der Mischung der Fähigkeiten entsteht dann das, was man eine künstlerische Persönlichkeit nennt, und das Ergebnis sind äußerst verschiedene Filme.

Am schwersten hat es der Regisseur mit dem Autor. Wenn der Autor ein Dichter ist und gleichzeitig ein erfahrener Filmpraktiker, dann wird sein Drehbuch die schönsten Szenen enthalten und gebaut sein wie eine Sinfonie, und daneben wird Einstellung für Einstellung stehen, wie es praktisch gemacht werden soll. Dann hat der Regisseur immer noch Arbeit genug, um sich in die Dichtung hineinzuleben und um seine Mitarbeiter so zu lenken, wie der Dichter es vorgeschrieben hat. Läßt es aber der Autor in irgendeiner Richtung fehlen und erkennt es der Regisseur, dann ist er gezwungen, selbst den Fehler auszugleichen. Am leichtesten wird es ihm fallen, wenn der Autor ein Dichter, aber kein Filmpraktiker war, die dichterische Vision in die Praxis des Atelierbetriebes zu übersetzen, so wie ein großer strategischer Plan in Unsummen von einzelnen Befehlen zerlegt werden muß, um den Aufmarsch zu bewerkstelligen und die Schlacht im gewählten Augenblick zu beginnen. Es kommen dann noch genug Überraschungen, die schnelles Handeln und folgenschwere Entschlüsse verlangen. Schwer hat es der Regisseur, wenn die dichterische Substanz fehlt und statt dessen die Filmtechnik ein Drehbuch gestaltet hat. Dann muß er selbst zum Dichter werden. Aber das ist der Regisseur meistens nicht, denn ein Dichter ist ein Mensch, der es gewohnt ist, nach innen zu horchen, lange mit seinen Gedanken und Empfindungen in der Stille zu ringen und zarten Regungen der Seele nachzugehen und sie mit Worten zu gestalten. Ein solcher Mensch ist charakterlich das Gegenteil dessen, was von dem Beherrscher des Ateliers verlangt wird. Und so liegen Dichter und Regisseur häufig im Kampf miteinander. Es ist ein naturgegebener Gegensatz, fast wie in einer Ehe. Aber es gibt ja auch sehr glückliche Ehen, und dieses Ideal läßt es die Jünglinge und die Mädchen auch immer wieder versuchen, ihm nachzustreben.

Digitized by Google

Freilich gibt es auch Filme, in denen der Regisseur nicht die stärkste Persönlichkeit ist, in der ein anderer Künstler, etwa ein Schauspieler oder ein Kameramann den Ausschlag gibt; dann ist der Regisseur auf sein engeres Arbeitsgebiet beschränkt. Er arrangiert die Szenen, er arbeitet mit den Schauspielern, er versucht den Ablauf der Spielhandlung so echt und wirkungsvoll, wie es in seinen Kräften steht, zu gestalten. Der natürliche Zustand aber ist das nicht. Jedes Kunstwerk wird letzten
Künstler geschaffen und das muß bei einem Gesamtk
der keins der vielen Spezialgebiete bevorzugt, sonder
nach ihrem Wesen zum großen Ziele einsetzt.

In früheren Zeiten waren die Filmkünstler durch die
schäftsinteressen gehemmt, das ist heute vorbei. Die
schaften sind verstaatlicht, so wie die Staatsoper oder
Damit ist der Film, wie diese Kunststätten, ein Kulturin
und damit ist die Verantwortung und die Aufgabe d
andere und höhere geworden. Hoffen wir, daß wir sie e

Digitized by Google

Rolf Lauckner:

Über die Grenzen zwischen Film und Schauspiel

Der Unterschied zwischen Bühne und Film, zwischen Theaterstück und Drehbuch ist oft besprochen und gedeutet worden. — Es gibt da in der Grundgestaltung, im Aufbau, im Tempo und im Handlungsablauf, in der Betonung von Bild und Wort so viele wesentliche Unterscheidungsmerkmale, daß deren Hervorhebung im einzelnen, womöglich noch mit der daran geknüpften Allgemeinforderung: so oder so müsse es sein, eher verwirrt als den Fragenkomplex klärt.

Die einen meinen, daß der Film mehr vom Bilde ausgehen müsse, das Theaterstück mehr vom Wort, oder daß der Film mehr erzählende, novellistische Elemente enthalten solle, das Bühnenwerk mehr dramatische; daß der Optik hinwiederum, wie dem Wort, in beiden Gestaltungszweigen voneinander sehr abweichende Aufgaben zufallen. Ich selbst habe einmal in einer Abhandlung diese verschiedene Funktion des Wortes hier und dort klarzustellen versucht. Kurz, in einer Unzahl von Betrachtungen, Diskussionsabenden und Vorträgen über die Eigengesetzlichkeit beider Kunstgattungen, wird stets von irgendeiner Ecke her mehr oder weniger richtig zu dem Problem Stellung genommen, ohne dieses selbst endgültig zu lösen.

Für eine solche Lösung wird es weniger wichtig sein, die vielen unterscheidenden Merkmale aufzuzeigen, als vielmehr die Formel zu finden, auf die alle diese Merkmale zurückgeführt werden können. Und zu diesem Zweck möchte es ratsam erscheinen, die beiden Kunstzweige, Bühne und Film, einmal nicht von ihren entfalteten und verästelten Kronen her zu betrachten, sondern dort nachzuspüren, wo die Gabelung dieser beiden so grundverschiedenen Verdichtungen des Lebens beginnt.

Denn das ist wohl das Gemeinsame beider Kunstgattungen: sie bemühen sich, seelische Wirkungen zu erzeugen durch eine verdichtete Darstellung des Lebens.

Wo nun beginnen diese Wirkungen auseinander zu spalten und weshalb? Die schöpferischen Grundlagen beider Wirkungsformen sind doch dieselben, sind Menschenkenntnis, Milieubeherrschung, Formgefühl, optische und akustische Phantasie und nicht zuletzt eine Persönlichkeit, um diese Voraussetzungen in einer verdichteten Gestaltung auszuprägen. — Und nun wollen wir vorsichtig einmal eine erste Szene, ein erstes Bild aus diesem Wirkungsstamm ableiten.

Ein Beispiel: Nehmen wir an, ein König sitzt auf seinem Thron, sein Kanzler steht vor ihm und klagt über die Zustände des Landes ... „Hier stock' ich schon" ... König und Kanzler wollen mir auf der Leinwand

Digitized by Google

weniger geeignet erscheinen, eine Eingangsszene darzustellen als auf der Bühne. — Warum? . . . Lassen wir uns von dem warnenden Gefühl einmal leiten und betrachten unseren König begrifflich und optisch. — Ein König ist ein Symbol, ein aus hundert Vorstellungen auf traditioneller und geschichtlicher Basis erwachsenes Wesen, dessen Wirkungsmöglichkeiten also auch vor allem in einer begrifflichen, nichtrealen Ebene liegen. — Diese Erscheinungsebene ist auf der Bühne nun ebenso ein angedeutetes, aber keineswegs wirkliches Milieu. Auf der Leinwand aber doch ein richtiges Schloß, ein Thron, auf dem er sitzt, ein mit allen äußeren Zeichen verblichener oder neu erstandener Pracht ausgestattetes Möbelstück. — Die Gold- oder Messingknöpfe auf der hohen Lehne glänzen, oder der Schlitz im verbrauchten Sitzleder klafft. Kurz, Nebensächlichkeiten drängen sich da in den Vordergrund, die zu dem Begriff des Königs gar nicht passen, oder vielmehr bedeutend werden und als Wesentlichkeiten in die Wirkung eingreifen.

Das ist entscheidend. — Mein König im Film wird also plötzlich ein armer oder ein reicher Mann, ein Verschwender oder ein Geizhals, ein Mensch jedenfalls, und sollte doch nur ein König sein! — Was also treibt die Wirkungen schon dieses ersten Einzelbildes auseinander und läßt deutlich die Gegensätzlichkeiten zwischen Film und Bühne erkennen . . . Die Kamera, der photographische Apparat, der in realistischer Weise die Dekoration, den Hintergrund, den Raum genau so scharf und betont miterleben läßt wie den Menschen, der darin handelt. Und während sich nun Auge und Ohr des Theaterzuschauers auf den König konzentrieren, der soeben zu reden beginnt, wird die Beobachtung des Filmbesuchers zwischen Milieubetrachtung, Wortempfang und Sinnbild hin und her gerissen, die Gestalt des Königs zerfließt!

Von hier aus ist der ganze grundverschiedene Wirkungsablauf zwischen Film und Bühne sichtbar. — Die Kamera schafft einen realen Hintergrund, einen realen Raum, — ob dem nun heute noch die Plastik fehlt, ist gleichgültig, die technische Lösung ist bekanntlich unterwegs, und das Problem bleibt dasselbe, — dem alles andere sich unterzuordnen hat.

Das soll übrigens den technischen Fortschritt der plastischen Raumphotographie — wie auch den der farbigen Wiedergabe — nicht etwa als nebensächlich bewerten. — Im Gegenteil, die Struktur des Films wird von daher manche Anregung und Veränderung erfahren. Nur hier, an der Grenze von Bühne und Film, ist dieser Fortschritt, dessen Auswirkung auf dem Wege einer noch stärkeren Intensivierung der Realität liegt, nicht von Bedeutung, weil wir illusionistisch den Raum ja in jedem Film mit erleben und eine Verstärkung dieser Wirkung die Begriffsbildung nicht beeinflußt.

In diesem realen Filmraum stehen arteigen und darum wirkungsstark auch nur r e a l e Menschen, deuten sich nur reale Vorgänge um, während in dem erdichteten, unwirklichen Bühnenraum sich Menschen und die Welt in geistigen, zusammengedrängten, ü b e r r e a l e n Erscheinungsformen kundtun; das Symbolische waltet vor.

Digitized by Google

Der photographische Apparat schafft den Hintergrund und den Raum, in dem sich die Filmmenschen zu bewegen haben, — der Dichter den angedeuteten Raum für die über die Wirklichkeit hinausgewachsenen Theatergestalten!

Aus dieser Erkenntnis ergeben sich allerlei interessante Folgen. Zunächst einmal erklärt sich die Tatsache, daß im Film der einzelne Bildablauf ein kürzerer sein muß als auf der Bühne. Denn, wenn sich in einem realen Raum eine verdichtete Handlung abspielt, die photographierte Wirklichkeit dieses Raumes also nur auf Bruchteile einer solchen Handlung passen kann, so muß dieser Raum — der auf der Bühne ja einen mehr oder weniger weiten Rahmen für die Geschehnisse spannt — hier naturgemäß ständig fortschreiten, um den verdichteten Vordergrund, den Handlungsablauf, aufzunehmen.

So hat die Kamera denn, immer neue Räume bildend, hin und her zu jagen, muß die Menschen einmal, im geistigen Aspekt oder bei innerer Bewegtheit, groß zeigen, ein andermal klein in der Landschaft, damit das Milieu nicht verloren geht, muß um sie herumtanzen, hoch, schräg, zurück- und vorwärtsspringend, um so durch die Fülle der realen Räume das zu schaffen, was der Symbolraum der Bühne in sich birgt: die glaubwürdige Beziehung zum Vorgang und damit erst die Möglichkeit der geistigen Konzentration des Zuschauers.

Auch daß der Apparat diktatorisch das Auge in den kleinen Ausschnitt seiner Wirklichkeit zwingt — denn im großen Wirklichkeitsraum verlieren sich Mensch und Handlung —, während die Bühne erlaubt, die Sinne, ausruhend einmal hier und einmal dorthin zu richten, ist von Bedeutung wegen der dadurch verursachten Ermüdung und begründet mit das Tempo für den notwendigen Bildwechsel im Film.

Nun darf man freilich nicht folgern, daß diese Realität des Filmraumes auch nur zeitnahe, „moderne" Geschehnisse zu vermitteln vermöchte. Natürlich wird das Gegenwärtige diesem Raum am ehesten entsprechen, sich ihm handlungsmäßig am leichtesten einfügen und mit Recht die bei weitem größte Substanz für seine Entwicklung liefern. Darüber hinaus aber gibt es auch eine historische Wirklichkeit, die dem Film durchaus ermöglicht, seine Menschen nicht nur im heutigen Arbeits- und Gesellschaftskleid, sondern auch im geschichtlichen Kostüm auftreten zu lassen. Wenn nur dem Leben entnommene, psychologisch eindeutige Charaktere und klare, der realen, wandelnden Raumbegleitung zugeneigte, also möglichst aufgelöste Vorgänge den Vordergrund so stark füllen, daß der dazu photographierte Raum sie nicht überwuchert. Verliert sich dagegen der Raum der erdichteten Handlung in Phantasiebezirke oder uns heute nicht mehr realistisch erkennbare Geschichtsfernen, so wird die Handlung allerdings filmisch ungeeignet sein. Ebenso, wenn geistige Ballungen es dem Apparat schwer machen, in hetzendem Bildwechsel eine entsprechende Raumdichte zu gewinnen. Denken wir etwa an Goethes „Iphigenie". Auch sehen wir da plötzlich, weshalb z. B. die köstlichen Shakespeareschen Lustspiele, überhaupt jede tiefere und umfassendere Dichtung auf der Lein-

Digitized by Google

wand nur zu einer verzerrten Wirkung gelangen kann, oder aber erst in ganz neue, wirklichkeitsnahe Bilder und Vorgänge umgedeutet werden müßte, um im Film eine annähernde Wirkung zu erzielen wie auf der Bühne. Und ebenso ist es interessant, in diesem Zusammenhang an das filmische Versagen des von Reinhardt hergestellten „Sommernachtstraumes" oder an Hamsuns „Pan" zu erinnern, wie umgekehrt an die starke Filmwirkung von Shaws, ganz dem Realen verhafteten Theaterstück „Pygmalion".

Übrigens wäre es falsch, aus dem Mangel des symbolischen Raumes die Notwendigkeit eines tieferen Gesamtniveaus beim Film abzuleiten. Wir stehen hier erst am Anfang einer Entwicklung. Wohin diese Entwicklung zu führen vermag, ist mit Bestimmtheit nicht vorauszusagen. Wohl aber ist heute bereits festzustellen, daß in der Realität des Filmraums — schon durch die, jedem Zuschauer gleichmäßig einprägsame Großaufnahme — ungeheure, jeden Bühnenrahmen sprengende Wirkungen und psychologische Übertragungen möglich sind, die in Verbindung mit einem entsprechenden Geschehen, von einem wirklichen Dichter mit filmischen Mitteln gestaltet, dieses Niveau weiter beträchtlich zu heben vermöchten.

Endlich wirft die Erkenntnis der Raumverschiedenheit als wichtiges Unterscheidungsmerkmal zwischen Bühne und Film auch ein Schlaglicht auf die sonst so schwierig zu deutende getrennte Funktion des Wortes in beiden Spielebenen.

Soweit das Wort nicht nur die Vorgänge auf der Leinwand illustriert und erklärt, sondern gestaltend auftritt und in die Handlung eingreift, ist es natürlich ein geistiger, symbolischer Faktor, ein verdichtetes Element, das in dem photographierten Wirklichkeitsauschnitt des Filmraumes nicht ohne weiteres einzufügen ist. Und so scheinen die Wortgegner des Films recht zu haben, die, meist allerdings weniger aus substantiellen Erwägungen, als in einer Befangenheit von den teils starken künstlerischen Ergebnissen aus der Stummfilmzeit, oder aber aus Gründen internationaler Gängigkeit, das Wort im Film, soweit es irgend geht, vermieden wissen möchten. „Die Filmkunst sei die Kunst des wechselnden Bildablaufes" ist die Behauptung dieser Wortgegner, und „filmisch" hat man sich gewöhnt, schlechthin nur die Mittel der Optik zu nennen, die das Wort eben zu ersetzen haben.

Und doch ist das nicht richtig.

Hier muß zunächst einmal auf einen alten, tief eingewurzelten Irrtum hingewiesen werden, daß nämlich der Film eine Bilderfolge sei. Was ist ein Bild? Ein Bild ist — außer seinem Begriff in der abstrakten Vorstellungswelt — die statische Wiedergabe der dreidimensionalen Umwelt in der zweiten Dimension. Der Film nun erzeugt einen so raschen Wechsel der Bilder, daß die Association unseres Augensinnes die wesentliche Statik nicht mehr aufzunehmen vermag, die Bilder also zu Raumillusionen verschmelzen, Wirklichkeitsausschnitte entstehen.

Zum „Film" in der Abgrenzung gegen die Bühne, d. h. zum Spielfilm, werden diese Räume nun erst dadurch, daß in ihnen Handlungen, d. h. ver-

Digitized by Google

dichtete, gestaltete Vorgänge gezeigt werden. Der Film ist also keine Bilderfolge, sondern der Ablauf von Geschehnissen im bewegten, die Wirklichkeit vortäuschenden Raum, der natürlich auch künstlerische Bildwirkungen aufzeigen kann.

In diese Geschehensabläufe brach nun eines Tages die Erfindung der Tonphotographie und -wiedergabe. Abgesehen erst einmal von einer hemmenden oder bereichernden Auswirkung dieser Erfindung auf den Film, — sie war nun einmal gemacht und deshalb also auch berechtigt, sich in ein dargestelltes Spiel zwischen Menschen als ebenso natürlich und wesentlich einzuschalten, wie das Bild und der Raum. Es wird immer falsch sein, eine technisch ermöglichte Vervollkommnung zugunsten eines Prinzipes abzuleugnen. Jedenfalls ist mit einer solchen Ablehnung der Problematik nicht beizukommen. Man wird ja auch nicht aufrechterhalten können, daß der „Funk die Kunst des gestaltenden Wortes" sei, nachdem erst einmal das damit verbundene Fernsehen dieselbe technische Vollkommenheit, wie die Wortübertragung im Film, erreicht haben wird. Soll man dann die Bilder künstlich wieder ausschalten, um das Prinzip zu retten?

Nun soll gerne zugegeben werden, daß die Filmakustik, die Wortwiedergabe, noch nicht die gleiche technische Vollendung erreicht hat wie die Filmoptik. Und während das Wort im wirklich-symbolischen Bühnenraum alle seine abschattierten Wirkungen von laut und leise, von nah und fern und Klang und Dichte voll einzusetzen vermag, steht es im illusionistischen Wirklichkeitsraum des Filmes noch außerhalb des Geschehens, irgendwo festgeklemmt, fern von sich selbst, mit einer groben Spannung zwischen laut und leise als einzigem Wirkungsmittel neben seinem Sinn. Der „Raumton" fehlt noch. Das ist aber ein rein technischer Mangel, der mit dem Problem nichts zu tun hat.

Ist das Wort, das doch in jedem Fall einen symbolischen, verdichteten Ausdrucksfaktor darstellt, in dem realen Filmraum als ihm wesensverschieden abzulehnen?

Um darüber zur Klarheit zu kommen, ist es vielleicht am zweckmäßigsten, weiter zu fragen:

Zeigt denn wirklich der wortlose Film nur Realität, nur photographierte Wirklichkeit, wie der Apparat sie eben darzustellen vermag? Mit nichten! Im gleichen Moment, wo der Mensch nicht mehr nur wandelnd abkonterfeit wurde, sondern als aktives Wesen und Spielfigur eine Handlung schürzte, war auch die geistige Verdichtung, das Sinnbildliche bereits in den Film getragen und hat sich darin bis heute — auch ohne Wort — in immer tieferer und reicherer Bedeutung erhalten.

Wenn diese Verdichtungen, Konfliktsgestaltungen und äußere und innere Erlebnisvorgänge zunächst nur durch optische Mittel erreicht wurden, so lag das einzig daran, daß keine anderen Verdeutlichungsmöglichkeiten derselben Vorgänge existierten. Und doch, eins war vorhanden, die Musik, die man denn auch gerne benutzte, um die Vorgänge nicht nur zu illustrieren, sondern entsprechend ihrem seelischen Gehalt auch zu gestalten. Bis heute ist diese Musik als Mittel zur Verdichtung seelischer Vorgänge

Digitized by Google

ohne Angriff geblieben und auch kaum zu entbehren. Warum gilt der Kampf der Wortgegner im Film nun nicht ebenso der Musik, die doch auch die optische Ebene verläßt? Erfüllt das Wort denn nicht eine ganz ähnliche Aufgabe? Auch das Wort dient der Verdichtung sinnlicher und geistiger Gehalte. Nur daß es, statt der seelischen Schwebungen, die die Musik hervorruft, konkrete Vorstellungen erzeugt. Führen nun also die verdichtete Handlung und die sie unterstützende Musik schon über die unbedingte Realität des Filmraumes hinaus, so ist nicht einzusehen, warum das Wort, das in der gleichen geistigen Ebene liegt, ausgeschaltet werden soll.

Das rein sinnliche Augenerlebnis wird schon gegenüber dem akustischen und nun gar durch Worte ins Begriffliche gesteigerten geistigen Erleben stets die primitivere Ebene darstellen, wie schon die Entwicklung des Kindes in der Wiege zeigt. Und wenn es sich nun darum handelt, den Film zur Kunst hinzuleiten, d. h. über die Wirklichkeit hinaus zu führen, so wird man der sich vornehmlich dazu bietenden Mittel doch nicht entraten, sondern diese nur zweckmäßig, der Eigengesetzlichkeit des gewollten Ganzen entsprechend, einsetzen müssen, um zu einem umfassenden Kunstausdruck zu gelangen.

Gewiß, der Stummfilm hat starke Kunstwirkungen gezeitigt, die Ziele und Möglichkeiten der Tonfilmkunst aber gehen noch weit darüber hinaus!

Das höchste Lebendige und unsere Anteilnahme Herausfordernde ist und bleibt nun einmal, im Film wie auf der Bühne, der Mensch. Und da dieser sich im wesentlichen durch die Sprache mitteilt, zu deren Deutlichmachung wir die technischen Übertragungsmittel besitzen, wird ein Ausschalten derselben stets zu einer Verengung gegenüber dem Möglichen führen.

Einem dichterisch gestalteten menschlichen Konflikt durch Kamera und Ton wie auch durch Schauspielkunst, Regie und Bühnenbild zu dienen, wird immer letzte Aufgabe der gesamten Wirkungsmittel von Film und Bühne bleiben.

Ein anderes ist es nun allerdings, wie man diesen verdichteten Charakter des gestaltenden Wortes mit der Realität des Filmraumes verbinden kann.

Natürlich wird sich das Wort nicht von dieser filmischen Raumrealität befreien und ins rein Ideenhafte aufsteigen können. Aber das kann es in letzter Konsequenz ja nicht einmal auf der Bühne und im Drama! Auch da wird es immer an die, wenn auch weiter gespannte Bezugsebene des Raumes gebunden sein, und sich wirklich frei nur in den Gebieten philosophischer Abstraktionen bewegen können.

Im realen Filmraum dagegen muß es, wie im Leben selbst, sich eng mit den sinnlichen Vorgängen verknüpfen, während auf der Bühne, umgekehrt, die sinnlichen Vorgänge erst durch den gedanklichen, symbolischen Gehalt der Worte ihre Gestaltung gewinnen.

Hier liegt der Unterschied. Der der Wirklichkeit verhaftete Filmraum wird im allgemeinen eine Begrenzung des Wortes auf die Gestaltung sinnlich wahrnehmbarer,

Digitized by Google

erlebnissteigernder Vorgänge bedingen. Der massierte Bühnenraum dagegen erlaubt gedankliche Dichte.

Also, alles Betrachtende, geistig Gedrängte, rhythmisch Gesteigerte und rein Gedankliche gehört in den verdichteten Symbolraum der Bühne. — Für den Schlußchor aus „Faust" etwa:

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis;
Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereignis, usw.

wird auch die schönste Wolkenhimmelaufnahme vom Flugzeug aus keinen entsprechenden Hintergrund bilden. Während wiederum das Filmwort, aus dem Alltag einer Raumwirklichkeit gewonnen, so zu führen und alles das zu vermitteln imstande ist, was handlungsfördernd, charakterisierend, erlebnissteigernd und gefühlsbeschwingt ist, immer aber dem unmittelbaren Erleben des wirklichen Raumes entspringt.

Auch hier ist „Wirklichkeit" nicht einseitig als „Zeitlichkeit" zu verstehen, und das Filmwort damit auf den Jargon der Straße verwiesen oder etwa an eine bloße Unterstreichung der optischen Vorgänge gebunden. Im Gegenteil, ich kann mir durchaus auch eine Filmszene denken, in der das Wort gestaltend, sagen wir eine große Auseinandersetzung zweier Weltanschauungen vermittelt und sogar bis zur gebundenen Rede treibt. Die Szene darf nur nicht abstrakt, sondern muß real, vom Raum her erlebt, einsetzen, kann dann aber sehr wohl durch Großaufnahmen der beiden Weltanschauungsgegner und andere Photographiermittel über die Enge und Wirklichkeit dieses Raumes fortreißen. Bleibt das Gelingen solcher Höhepunkte gewiß auch eine Frage des äußersten künstlerischen Taktes und der individuellen Fähigkeit zur Gestaltung überhaupt, so zeigt es doch, daß die Grenzen zwischen Bühne und Film hier beginnen flüssig zu werden, jedenfalls nicht ganz gradlinig verlaufen.

Von außen her — also nicht in bezug auf die innere Eignung des Wortes — ist noch festzustellen, daß ganz im allgemeinen der Filmdichter mit dem Wirkungsmittel des Wortes viel sparsamer umgehen wird, als der Bühnendramatiker. Denn der häufige Schauplatz- und Situationswechsel im Film wird einen großen Teil der Expositionen und Steigerungen, die im zusammengedrängten und angedeuteten Bühnenraum begrifflich, d. h. durch Worte anschaulich gemacht werden müssen, überflüssig erscheinen lassen. Das gilt besonders auch von innerlichen Steigerungen, die die Großaufnahme, zum Teil wenigstens, ins Visuelle zu übertragen vermag.

Endlich wird diese notwendige Wortsparsamkeit im Film sich auch dadurch ergeben, daß der technisch bedingte, scharfe Lichteinfluß des kleinen Szenenausschnitts ja ständig die Augen in Anspruch nimmt und leicht eine Überlastung der Sinne eintreten würde, wenn das Wort nicht nur an den, seine Funktion herausfordernden Stellen, d. h. immer nur wesentlich eingesetzt würde, während es auf der Bühne im großen und ganzen kontinuierlich die Erlebnisvorgänge zu begleiten hat.

Digitized by Google

Die öfter auftauchende Frage, ob es denn nicht möglich sei, ein Bühnenstück mit lebendigem Szenenwechsel einfach zu photographieren und dann als Film auszugeben, möchte am Abschluß dieser Raumbetrachtung dahin beantwortet werden, daß solches nie ein Film wird, sondern, allerdings mechanisiert, Theater bleibt.

Denn eben der Grundunterschied, der Raum mit seinen jeweiligen Wirklichkeits- oder Dichtungsausstrahlungen wird ja nicht verändert, nicht realisiert, und damit — wie eingangs erwähnt — zum Wandel gezwungen, sondern nur aus seiner unmittelbaren Sphäre in eine mittelbare photographierte gebracht und das Bühnenstück seines stärksten Reizes damit entkleidet, ohne daß man den Reiz des Filmablaufs dafür eintauscht.

Daß es dabei tatsächlich nicht die Worte sind, die diese Gegensätzlichkeit Film — Bühne bedingen, wie die strikten Wortgegner des Films so gern behaupten, erhellt ohne weiteres aus der Tatsache, daß es ja auch stumme Theaterstücke — Pantomimen — gibt, die ja dann für den Film besonders geeignet sein müßten. Das ist nun aber keineswegs der Fall. Die Trennstriche und Unterscheidungsphänome bleiben nämlich genau die gleichen, ob mit, ob ohne Wort! Und das Beispiel zeigt damit besonders deutlich, daß das Wesen dieses Unterschiedes zwischen Bühne und Film also nicht in seiner Betonung, in einem Gegeneinanderausspielen der Äußerungsformen, Bild oder Wort oder Musik liegen kann, wie immer wieder darzulegen versucht wird, daß diese Äußerungsformen vielmehr nur eine Begleiterscheinung sind im Gefolge der die Kunstgattungen grundsätzlich trennenden verschiedenen Raumwirkung. Derselben verschiedenartigen Raumwirkung, die es umgekehrt verbietet, den Film ins Bühnengeschehen einzufügen, was ja auch schon verschiedentlich versucht worden ist und zu den bedenklichsten Verwirrungen geführt hat. Wir wissen jetzt warum.

Indessen greift ein anderes Gesetz in die Unterschiedsbestimmungen von Bühne und Film fast ebenso stark wie die Bedingnisse des Raumcharakters, — das Gesetz der Zeit! Wie es nämlich einen Bühnen- und einen Filmraum gibt, so gibt es auch eine Bühnen- und eine Filmzeit.

Wenn das gefühlsmäßig auch eher erkannt und im allgemeinen weniger hiergegen verstoßen wird, so darf eine Untersuchung über die Unterschiede beider Spielvorgänge diese Tatsache doch nicht übersehen.

Jedes Spiel hat eine bestimmte Dauer. Und es ist vielleicht nicht uninteressant, festzustellen, daß diese Dauer keineswegs vom Willen des Spielschöpfers abhängt, sondern von einer großen Anzahl schwer bestimmbarer Komponenten, z. B. Zivilisations- und Nervenzustand der Spielhörer, dem Arbeits- und Lebensrhythmus eines Volkes, ja sogar von Klima und Landschaft, kurz, von einer Menge Imponderabilien, aus denen sich im Verlaufe von Jahrzehnten und Jahrhunderten diese Zeit für eine Spieldauer eingeschwungen und zum Gesetz gestaltet hat.

Es ist nämlich durchaus kein Zufall, daß unsere Theaterstücke — abgesehen von besonderen Anlässen, die eine erhöhte Aufnahmebereitschaft des Publikums hervorrufen — sich in zwei bis drei Stunden abspielen. Und

Digitized by Google

wehe dem Autor, der diese gesetzgewordene Ordnung nicht in instinktiver Sicherheit in sich spürt! Es wird nie zur eigentlich dramatischen, d. h. aus dem Kreisschluß: Bühnenvorgangs-Zuschauererleben entspringenden Wirkung gelangen! Dies latente Zeitgesetz diktiert ihm nämlich aus seinem schwer greifbaren Vorhandensein heraus, die Stückrhythmen, Steigerungen und Spannungen, seine Expositionen und Aktschlüsse und damit auch seine Menschen und Konflikte.

Das Gefühl für die Bühnenzeit ist also sozusagen eine erste Voraussetzung für den dramatischen Dichter.

Wie ist es nun im Film? Wenn sich hier auch die Gesetze noch nicht über einen größeren Zeitraum hinweg endgültig einspielen konnten, — eins merken wir sofort: die Zeit hat sich hier verändert! Sie ist gleichsam kürzer geworden im Film und diktiert ihm im Augenblick und bei uns eine im Verhältnis zum Bühnenstück nur etwa halb so lange Spieldauer.

Die Gründe hierfür sind ohne weiteres verständlich. Der häufige Raumwechsel, Lichteinflüsse und die hin und her springenden Größenverhältnisse der Bilder stellen an die Aufnahmefähigkeit des Filmzuschauers Anforderungen, die in Deutschland im großen und ganzen nicht gestatten, einem kontinuierlichen Erlebnis über eineinhalb Stunden hinaus zu folgen.

Bei anderen Völkern sind die Bühnen- und Filmzeiten anders. In Ostasien z. B. spielt man den ganzen Tag über Theater. Und Hollywood will neuerdings, dem unverbrauchten Nervenzustand seiner Bezieher entsprechend, auch längere Filmzeiten durchführen. Aber das sind Experimente. Das endgültige Filmzeit-Gesetz hat sich, wie gesagt, noch nirgends gestaltet.

Für den Unterschied zwischen Bühne und Film bringt diese Verschiedenartigkeit der Zeit natürlich die wichtigsten Ergebnisse. Die gegenüber dem Theater verkürzte Filmzeit bedingt gedrängtere Spielrhythmen, einfache Konflikte, unkomplizierte, zum Höhepunkt eilende Abläufe und das Verbot jedes geistigen Verweilens, womit sich denn das Zeitproblem dem Problem der verschiedenen Raumwirkung als völlig gleichgelagert zu erkennen gibt, ja, in dasselbe einmündet.

Und wie dort für den Tonfilm die Gefahr besteht — die Filmwirklichkeit ist enger als die Bühnenphantasie —, daß er an erprobten Spielvorgängen wie etwa Festen mit Ballett, Luxusbars oder Typen der Dirnen-Madonnen und standardisierten Herzensknickern, verflacht, so hier, daß eine Überfülle äußeren Stoffes die Geschehnisse aus der Sphäre menschlicher Wahrhaftigkeit ins Gebiet der Nervenüberreizung, der Sensation treibt, der Film die Erdverbundenheit, die jedem Spiel notwendig ist, verliert, und so Erlebnisentartungen entstehen, Wirklichkeiten gleichsam im luftleeren Raume vorgetäuscht werden, die weder der Kultur des Volkes noch der Entwicklung des Tonfilms dienlich sind.

Aber damit kommen wir zur Frage der Bewertung, mit der diese Untersuchung nichts zu tun hat. Denn was nun ein gutes oder ein schlechtes Stück, ein guter oder schlechter Film ist, das hängt nicht vom Erkennen

Digitized by Google

der Merkmale beider artverschiedenen Spielebenen ab, sondern einzig von der Fähigkeit des Schöpfers.

Um das Resultat der Untersuchung noch einmal kurz zusammenzufassen: Der von der Kamera bestimmte reale Filmraum bedingt eine Kunstform, deren Inhalt sich ebenso auch real, von außen her aufbaut, um durch die Fülle seiner Wirklichkeiten zu einer Dichte zu gelangen, die das filmisch-dramatische Erlebnis darstellt. Wie weit es mit den heutigen Mitteln und unter den heute obwaltenden Umständen schon möglich ist, bis dahin vorzudringen, bleibt der auf diesem Gebiet sich noch täglich vollziehenden Entwicklung vorbehalten.

Der von der Phantasie des Dichters gestaltete, nicht reale Bühnenraum dagegen hat durch die Jahrhunderte einen Rahmen geschaffen, in dem die seelischen und geistigen Vorgänge herrschen und die Geschehnisse von innen her aufgebaut und zum Inneren hin gesteigert werden.

Die Realität des Filmraumes ist primär auf sinnliche Wirkungen abgestellt, die aber, über ihre Wirklichkeit hinaus, zum Seelischen, zum Allgemeingültigen, zum Sinn-Bildlichen hinzustreben vermögen. Der verdichtete Bühnenraum zeigt dagegen die seelischen und symbolischen Gestaltungen, die aber nach möglichster Wirklichkeitsnähe verlangen, womit sie, umgekehrt, über ihre symbolische Sphäre hinaus, zum Sinnlichen hinstreben.

Oder, noch anders ausgedrückt: die Bühnenkunst, das Drama, erstrebt die Entwirklichung realer Geschehnisse durch Auszeigung ihrer geistigen, symbolischen Zusammenhänge.

Der Film als Kunstgattung erstrebt die Verwirklichung und erlebnishafte Verlebendigung geistiger Erscheinungen durch Aufzeigung ihrer realen Raumbeziehungen.

So werden sich beide Kunstgattungen, weil ihre Ursprünge — der Raum und der Rhythmus — grundverschiedene sind, niemals verdrängen oder durcheinander ablösen lassen, sondern in ihrer Eigengesetzlichkeit fortleben. Der Künstler aber, ob er nun für den Film oder für die Bühne schafft, muß sich des Ursprungs dieser Verschiedenheiten bewußt sein, wenn er nicht einer hoffnungslosen Verwirrung der künstlerischen Grundelemente anheimfallen will.

Digitized by Google

Arnold Fanck:

Der Kultur-Spielfilm

Eine Filmgattung, deren Möglichkeiten und Werte noch nicht erkannt wurden

Bevor ich beginnen kann, über das Problem zu sprechen, das in obiger Überschrift angedeutet ist, muß ich leider zuerst einmal den Versuch machen, das zu definieren, was ich unter einem „Kultur-Film" (und dementsprechend dann unter einem „Kultur-Spielfilm") verstehe. Denn, wo klare Begriffe fehlen, kann man sich auch nicht klar ausdrücken und redet aneinander vorbei. Und das ist in ungezählten Artikeln über Probleme des sogenannten Kultur-Films, mit denen man Bände füllen könnte, bereits überreichlich geschehen.

Der Begriff „Kultur-Film" ist durch die unglückliche Einbürgerung eines falsch angewendeten Wortes — nämlich des an sich eindeutigen Wortes „Kultur" — sehr verwirrend dadurch, daß man den Begriff „Kultur" in seiner Verbindung mit dem Wort „Film" dauernd verwenden muß für filmische Belange, die mit Kultur gar nichts zu tun haben.

So nennt man z. B. einen Film über die Lüneburger Heide oder über vulkanische Vorgänge einen „Kultur"-Film, obwohl es sich doch hier eindeutig um „Natur"-Filme handelt und die Begriffe „Kultur" und „Natur" in unserem Sprachgebrauch ausgesprochene Gegensatzbegriffe sind.

Ebensowenig decken sich etwa die Begriffe „Kultur" und „Industrie", so daß ein Film beispielsweise über die Herstellung der Stecknadel eben eindeutig nur als „Industrie"-Film benannt und besprochen werden kann und niemals unter den Sammelbegriff „Kultur"-Film gebracht werden dürfte.

Alle diese verschiedenen Filmarten, wie Natur-Filme, Industrie-Filme, Tier-Filme, Landschafts-Filme, Sport-Filme, wissenschaftliche Filme, Zeichen-Trickfilme, Expeditions-Filme, Dokumentar-Filme usw. haben mit dem uns geläufigen Begriff „Kultur" gar nichts zu tun, so daß dieses Wort als Sammelbegriff einfach denkbar falsch gewählt wurde und durch ein besseres ersetzt werden sollte.

Nun hat sich dieses verhängnisvolle Wort allerdings so eingebürgert und sogar in vielen Gesetzesbestimmungen verankert, daß man mir aus Bequemlichkeit heraus den Einwand machen könnte, „ach — lassen wir es schon einmal als Sammelbegriff bestehen — man weiß ja, daß alle diese Filmarten darunter fallen, auch wenn sie tatsächlich nichts mit dem Begriff ‚Kultur' zu tun haben, und man ist nun einmal gewohnt, dieses zufällig entstandene und eingebürgerte Wort einfach als Gegenbegriff zu der zweiten großen Filmgattung des ‚Spiel'-Films zu verstehen".

Dieser Bequemlichkeitsstandpunkt ließe sich sogar vielleicht vertreten, — man könnte wohl auch auf anderen Gebieten ähnliche Beispiele finden, wo ein einmal gewähltes und eingebürgertes Wort zum Sammelbegriff wurde und allmählich in Widerspruch geriet zu seinen einzelnen

Digitized by Google

untergeordneten Rubriken — wenn nur nicht leider gerade in unserem Falle der verhängnisvolle Zustand eintreten würde, daß wir dadurch für solche Filme, die wirkliche Belange der menschlichen Kultur behandeln, plötzlich kein brauchbares Wort mehr hätten. Es sei denn, daß man bei ihnen von „wirklichen" Kultur-Filmen reden wollte. Ein Vorschlag, der zwar logisch, im Effekt aber absurd wäre.

Nein — es ist eben auf die Dauer ein unhaltbarer Zustand, nur das gleiche Wort zur Verfügung zu haben für zwei ganz verschiedene Begriffe. Wenn man das Wort Kultur-Film benötigt, um damit eine spezielle Filmart zu bezeichnen, deren Aufgabe es ist, Belange der menschlichen Kultur zu behandeln und zu zeigen, so wie es die Aufgabe des Industrie-Films ist, die Herstellung von Industrie-Erzeugnissen und die Aufgabe eines Natur-Films, Natur zu zeigen, dann kann man dieses gleiche Wort Kultur-Film nicht auch gleichzeitig noch als Sammelbegriff benutzen für alle diese verschiedenen Filmarten, unter denen das Wort Kultur-Film dann noch einmal in einem viel beschränkteren Sinne Verwendung finden müßte.

Wir kämen sonst zu der unsinnigen Definition:

„Unter dem Sammelbegriff Kultur-Film versteht man Natur-Filme, Industrie-Filme, Kultur-Filme usw." Oder ein noch absurderes Beispiel: „Ein Natur-Film ist ein Kultur-Film, der Natur filmisch gestaltet wiederzugeben hat."

Wie nun aber, wenn ich schreiben oder sprechen will über Probleme dieses engeren Begriffes — des „wirklichen" Kultur-Films —, ihn vielleicht sogar in Gegensatz bringen will zu seinem so andersartigen Bruder „Natur-Film", der nun doch seinerseits wieder unter dem Begriff Kultur-Film läuft — wie sollte man da klar reden und ein Durcheinander vermeiden können! Tatsächlich kann man ein solches auch feststellen, wenn man sich einmal viele Artikel oder Reden über Kultur-Film-Probleme genauer ansieht. Das darin Gesagte oder Geschriebene wird sich fast niemals anwenden lassen auf alle die verschiedenen Filmarten zugleich, die unter diesem Sammelwort „Kultur-Film" segeln.

Es wäre also wirklich nicht nur von der Theorie, sondern einfach von der Praxis her ein Erfordernis, einen neuen besseren Sammelbegriff zu finden und das Wort „Kultur-Film" endlich dahin zu verweisen, wohin es gehört, nämlich in die untergeordneten Rubriken, wo es dann gleichwertig stünde (und nicht mehr gleichzeitig auch übergeordnet) zu den ebenfalls eng und eindeutig begrenzten Begriffen „Natur-Film", „Industrie-Film" usw.

Als ein sehr klares und umfassendes Ersatzwort würde ich meinerseits vorschlagen die Bezeichnung: „Anschauungs-Film".

Dieses Wort würde das Wesentlichste ausdrücken, durch das all die darunter fallenden Unterarten, wie Natur-Film, Industrie-Film, Kultur-Film usw., sich in erster Linie unterscheiden von der anderen großen Filmgattung: „Spiel-Film". („Erzählungs-Film" wäre auch hier ein exakteres Wort.) Denn während es die Hauptaufgabe und das Charakteristikum des Spiel-Films ist, eine Geschichte zu erzählen (deren Handlungsablauf dementsprechend vom Publikum mit größtmöglicher Spannung verfolgt werden

Digitized by Google

soll), besteht die Hauptaufgabe all solcher (zumeist ja auch völlig handlungsloser) Filme, wie Industrie-Filme, Landschafts-Filme, Tier-Filme usw., eindeutig darin, etwas bildlich Interessantes, wie Landschaften, Tiere, dokumentarische Ereignisse, sportliche Vorgänge, Herstellungsprozesse, Zeugnisse menschlicher Kultur usw., in erster Linie zu „zeigen", d. h. dem Publikum eine Anschauung zu vermitteln (was übrigens nicht ausschließt, daß auch solche Anschauungs-Filme hie und da einmal das, was sie bildlich zeigen wollen, auch durch einen mehr oder minder fest gefügten Handlungsablauf miteinander verbinden; vorherrschend muß nur auch dann die Absicht bleiben, etwas besonders Schönes oder Interessantes möglichst anschaulich und reichhaltig zu zeigen und sich das Moment der Reichhaltigkeit des Anschauungsmaterials nicht etwa dadurch allzusehr zu verkürzen, daß man das beigeschaltete Handlungsmoment überwuchern läßt und dadurch nicht mehr die Filmmeter zur Verfügung hätte, dem Publikum — vor allem durch entsprechend längeren Schnitt — auch die Muße zu lassen, um gleichsam „in der Anschauung versinken" zu können).

Dieses von mir hier vorgeschlagene begriffliche Gegensatzpaar „Erzählungs-Film" (Spiel-Film) und „Anschauungs-Film" würde sich also nicht etwa ganz decken mit den Begriffen „Film mit Handlung" und „Film ohne Handlung". Und das wäre auch nur gut so; denn sonst müßte man beispielsweise einen an sich ganz eindeutig zum Zwecke des Aufzeigens der Herstellung eines Industrieartikels gedachten und gedrehten Film in die Kategorie der Handlungs-Filme einreihen, wenn die darin gezeigten Herstellungsvorgänge auch nur durch einen dünnen Handlungsfaden miteinander verbunden wären. Auch wenn in diesem von vornherein gar nicht die Absicht stecken würde, durch sein bißchen Handlungsablauf wirken, d. h. eine mit Spannung zu verfolgende Geschichte erzählen zu wollen. Der mit ihm beabsichtigte primäre Zweck wäre vielmehr, einerlei ob mit oder ohne Handlungsfaden, zur Hauptsache ein anschaulicher, weshalb er nicht in die gleiche Kategorie verwiesen werden dürfte, in der auch der Spiel-Film steht, der von vornherein nur seiner Handlung wegen konzipiert und gedreht wird.

Ob mit Handlung oder ohne Handlung — darin scheint mir also kein brauchbares, jedenfalls nicht das beste, Kriterium zu liegen für eine erste Zweiteilung der verschiedenen Filmarten unter zwei übergeordnete Kategorien.

Nur vom beabsichtigten Zweck her kann man alle diese verschiedenen Filmarten ordnen:

Entweder will ich mit meinem Ausdruckmittel des Films eine Geschichte erzählen (sei es eine tragische oder lustige, eine erhebende oder nur unterhaltende oder sogar belehrende), dann mache ich einen „Erzählungs-Film".

Oder ich drehe einen Film in der Absicht, etwas besonders Schönes oder Interessantes zu zeigen und zur Schau zu stellen (sei es aus dem Gebiet der Natur oder der menschlichen Kultur oder der Industrie oder des Sports usw.), dann mache ich einen „Anschauungs-Film".

Digitized by Google

Diese, vom Zweck her gedacht, wirklich gegensätzlichen Worte Erzählungs-Film und Anschauungs-Film wären also denkbar geeignet, eine erste klare Zweigliederung des ganzen vorliegenden Stoffes zu geben. Weil aber der Ausdruck „Erzählungs-Film" immerhin sehr fremd ist und meines Wissens noch nie gebraucht wurde und sich doch immerhin sehr weitgehend deckt mit dem so geläufigen Wort „Spiel-Film", könnte diese Bezeichnung als erster Sammelbegriff ohne die Gefahr dadurch entstehender Unklarheiten bestehen bleiben.

Ein Ersatz des in allen Diskussionen Verwirrung stiftenden Wortes „Kultur-Film" aber, als Gegenbegriff zum Spielfilm, sollte endlich einmal vorgenommen und durchgesetzt werden; und ich glaube, daß das von mir hier vorgeschlagene Wort „Anschauungs-Film" denkbar geeignet wäre und sich auch leicht einbürgern könnte, da es, wenn auch an sich neu, so doch gewiß nicht fremdartig klingt, und ganz klar und sogar „anschaulich" das ausdrückt, was allen in diesem Sammelbegriff vereinten, wenn auch unter sich noch so verschiedenartigen Spezialfilmen gemeinsam ist.

Diese grundlegendste und klarste (weil vom Zweck her gedachte) Zweiteilung würde übrigens nicht nur das (von belanglosen Äußerlichkeiten her entstandene) als Sammelbegriff so völlig unbrauchbare und verwirrende Wort „Kultur-Film" endlich einmal ausschalten, bzw. an den ihm einzig zukommenden enger begrenzten Platz verweisen, sondern weit darüber hinaus sich auch günstig, weil ordnend, auswirken auf die gerade heute immer noch so diametral gegeneinander stehenden Ansichten und Artikel und Bücher über die Probleme einer „Film-Dramaturgie". Denn daß das große und immer größer werdende Gebiet des „Anschauungs-Films" — auch wenn ein solcher als „Natur-Film" oder „Industrie-Film" usw. einmal eine kleine durchgehende Handlung hat — niemals den gleichen „dramaturgischen Gesetzen" unterliegen kann, wie der „Erzählungs"- bzw. „Spiel-Film", das würde schon aus diesem Wort „Anschauungs-Film" mit einem Ruck klar auf der Hand liegen. Denn, wo „Anschauungen" und nicht „Handlungen" das primäre und beabsichtigte und zur Wirkung zu bringende Ausdrucksmittel sind, da können natürlich von vornherein nicht etwa die vom Theater hergeleiteten und (vielleicht!?) auch für den Spiel-Film gültigen sogenannten dramaturgischen Gesetze (Form-Rezepte und Vorschriften für einen möglichst wirkungsvollen Handlungsablauf) Geltung haben (was man allerdings von dem völlig handlungslosen sogenannten Kultur-Film natürlich auch nie verlangt hat. Wohl aber dann, wenn derselbe sein Anschauungsmaterial durch eine noch so kleine und vielleicht auch reizende und lebendige, aber eben nicht seinen Zweck bestimmende Handlung miteinander verband).

Selbstverständlich muß aber auch der „Anschauungs-Film" in allen seinen verschiedenen Unterarten seine „Form"-Gesetze", wenn auch natürlich keine „dramaturgischen" — d. h. „Handlungs"-Gesetze — besitzen, durch die er zur geschlossensten Form und zur höchsterreichbaren Wirkung gebracht werden kann. Und diese Gesetze werden entsprechend seinem Anschauungszweck, zumindest größtenteils, von Bild und Bewegung her abzuleiten sein,

Digitized by Google

d. h. also gerade von den Elementen, die ureigenstes Ausdrucksmittel aller Filmkunst (also auch des Spiel-Films) sind. Ihnen einmal zuerst nachzuspüren, wäre vielleicht der fruchtbarere Weg, als immer nur hypnotisiert auf den reinen Spiel-Film zu starren und nur von dort aus eine „Film"-Dramaturgie, d. h. allgemeine filmische Formgesetze, ableiten zu wollen. (Das Wort Film-Dramaturgie ist sowieso ein gefährliches Wort, weil der Begriff „Dramaturgie" ja nun einmal einzig und allein vom Theater herstammt, mithin also von vornherein nur im übertragenen Sinne auf die nur ähnliche, aber keineswegs gleichartige Kunstgattung auch nur des Spiel-Films angewendet werden kann. Wobei es sogar immer noch zumindest fraglich ist, ob der Handlungsablauf eines Films wirklich allen Form- und Aufbaugesetzen untersteht, die man in den verschiedenen Theater-Dramaturgien für das Theater entdeckt zu haben glaubt und sogar für „ewig" gültig ansieht. Oder ob sie denselben vielleicht nur teilweise oder gar am Ende überhaupt nicht unterstehen.)

Vielleicht also, daß diese Anregung, zunächst einmal für das große Gebiet des Anschauungs-Films nach typisch „filmischen" Formgesetzen zu suchen und von hier aus dann eine — auch für die Belange des Spiel-Films auszudehnende — allgemeine Filmdramaturgie (um dieses übertragene, aber nun einmal eingebürgerte Wort hier beizubehalten) zu versuchen, einmal von berufener Seite aufgegriffen wird und zu fruchtbareren und umfassenderen Erkenntnissen führen kann, als die bisherigen einseitigen Versuche, die dem Film ganz allgemein eigene Formgesetze nur von seiner einen Spielart — dem sogenannten Spiel-Film — her ablesen zu wollen.

Auf solche Weise könnte sich dieses von mir vorgeschlagene Wort „Anschauungs-Film" vielleicht auch noch in dieser Richtung einmal als fruchtbar erweisen.

Nach dieser kurzen Abschweifung auf das Gebiet der sogenannten Film-Dramaturgie, das wir hier nur zufällig streifen mußten, wollen wir nun noch einmal zurück zu unserer Ordnung der Begriffe und den beiden aufgestellten Sammelbegriffen „Erzählungs-Film" (Spiel-Film) und „Anschauungs-Film".

Dieser klare und umfassende Sammelbegriff „Anschauungs-Film" zerfällt nun in seine ebenso eindeutigen Unterarten, wie Natur-Film, Industrie-Film, Dokumentar-Film, Kultur-Film usw. Und damit können wir endlich einmal über die Probleme des solcherweise begrenzten Begriffes „Kultur-Film" zu sprechen beginnen und denselben zunächst einmal klar und einfach definieren. Und zwar natürlich ebenfalls vom Standpunkt des Zweckes, d. h. seiner Aufgabe, her gesehen:

Ein Kultur-Film ist ein Film, der über die Kultur eines Volkes (eventuell auch mehrerer Völker zusammen) etwas Wesentliches auszusagen bzw. zu zeigen hat.

Man merkt nun wohl schon an dieser so einfachen und eigentlich selbstverständlich klingenden Definition, wieviel klarer man an Hand dieses eindeutigen Begriffes nun über den Kultur-Film reden kann. Schon, weil man jetzt nicht mehr dauernd daran denken muß, daß all das darüber zu

Digitized by Google

sagende auch für Natur-Filme, Dokumentar-Filme usw. Geltung haben müßte. Man merkt aber vielleicht auch plötzlich, daß es derartige Kultur-Filme eigentlich erstaunlich wenige gibt in der großen Fülle anderer Arten von Anschauungs-Filmen (unter denen z. B. Landschafts-Filme sehr viel zahlreicher sind). Schon diese überraschende Erkenntnis ist aber viel wert. Denn es ist fraglos eine sehr wichtige Aufgabe des Films, dem breiten Publikum über die Entstehung und den augenblicklichen Stand seiner eigenen Volkskultur sowie auch diejenige anderer Völker (soweit für uns wichtig oder auch nur interessant) etwas zu zeigen, auszusagen, verständlich zu machen und ans Herz zu legen.

Ja, ich wage zu behaupten, daß der Kultur-Film von allen sonstigen Arten des Anschauungs-Films (abgesehen natürlich von der Kriegswochenschau, die ja ebenfalls unter diesen Sammelbegriff des Anschauungs-Films fällt) mit die wertvollste, wenn auch nicht die das umfassendste Publikumsinteresse erweckende ist. Daß er trotzdem so relativ selten vorkommt, das hat sicherlich auch damit etwas zu tun, daß man sich beruhigt mit dem Bewußtsein, es gäbe ja so viele „Kultur-Filme" und deren Herstellung werde sogar vom Staat so sehr begünstigt. Also wiederum ein verhängnisvoller Irrtum, der durch die falsche Ausweitung dieses Wortes entstand.

Nein — über das so unendlich wichtige und gerade durch die anschauliche Sprache des Films so überaus fruchtbar zu behandelnde Gebiet seiner eigenen Kultur erfährt das Volk durch die heutige Filmproduktion noch sehr wenig. Jedenfalls viel zu wenig.

Dabei wäre dieser Stoff unerschöpflich. Man denke beispielsweise nur einmal an so umfassende Gebiete aus dem deutschen Kulturleben, wie die zweitausendjährige Entwicklung unserer deutschen Baukunst, ausgehend vom germanischen Bauernhof bis zu den vielgestaltigen Zweck- und Gemeinschaftsbauten der gerade heute im Werden begriffenen neuen Architektur des Dritten Reiches; oder die Entwicklung unserer Wohnkultur, das große Gebiet der Volkssitten, vor allem auch vergangener Zeiten, die Entwicklung der Waffen, die Anfänge der Technik.

Schon diese paar wahllos herausgegriffenen Beispiele aus einem einzigen Gebiet bildlich erfaßbarer und filmisch lebendig zu machender Kulturdokumente mögen hier einmal den Anstoß geben, über die Unerschöpflichkeit des hier noch vom Film zu bearbeitenden Stoffes etwas systematischer nachzudenken, als dies bisher geschah.

Doch diese Anregung nur nebenbei, gleichsam nur als Beleg meiner obigen Ausführungen darüber, daß die heutige falsche Anwendung des Wortes Kultur-Film nicht nur die Konsequenz einer Begriffsverwirrung nach sich zog, sondern nebenher auch zu dem Übelstand führte, daß man gar nicht bemerkte, wie wenig eigentlich über die Belange der menschlichen Kultur im allgemeinen und der deutschen im speziellen dem Volk durch den dazu berufenen Film gezeigt und verständlich gemacht wird.

Nach diesem Hinweis auf jenes so unerschöpfliche, interessante und vor allem vom Standpunkt der Volkserziehung aus so überaus wertvolle Gebiet des wahren Kultur-Films möchte ich nun eingehen auf den in der Über-

Digitized by Google

schrift schon angedeuteten Vorschlag des stärkeren Ausbauens einer zwischen dem Anschauungs-Film und dem Spiel-Film liegenden Film-Gattung, die bisher noch kaum versucht oder gar in ihren Möglichkeiten erkannt wurde und die ich (in Parallele zu dem von mir einst geschaffenen und ausgebauten Typ des Natur-Spielfilms) mit dem Wort Kultur-Spielfilm bezeichnete:

An sich ist dieser Begriff ja schon durch das ausdrückende Wort so klar, daß theoretische Erörterungen dazu nicht nötig erscheinen und gleich auf ein praktisches Beispiel eingegangen werden kann:

Es gab einmal einen sehr schönen Kultur-Film (in der richtigen, weil eingeschränkten, Bedeutung dieses Wortes) über den Naumburger Dom, in dem alles dort Sehenswerte in einer filmbildlich sehr anständigen Weise gezeigt war. Darunter natürlich vor allem auch die zum köstlichsten Besitz deutscher Kulturschätze gehörenden Figuren der Stifter dieses Domes, deren durchaus nicht geistliche, sondern völlig weltliche Darstellung mitten im Allerheiligsten eines Domes etwas Einmaliges und sehr Verblüffendes ist.

So schön, interessant und dankenswert dieser Kultur-Film in Beiprogramm-Form auch war — wieviel interessanter und aufschlußreicher wäre es doch noch gewesen, wenn man sich nicht darauf beschränkt hätte, nur diese steinernen Dokumente und Überbleibsel einer vergangenen Kultur-Epoche zu zeigen (eine Aufgabe, die die Standphotographie an sich sogar besser, wenn auch nicht so viele Menschen erfassend, bewältigen könnte), sondern dieselbe gleichsam lebendig zu machen und das Publikum einmal wirklich in diese Zeit zurückzuversetzen. Beispielsweise dadurch, daß man diese so überaus interessanten steinernen Plastiken der hier auf so ungewöhnliche Weise verewigten Stifter dieses Domes gleichsam als Menschen von Fleisch und Blut hätte wieder auferstehen lassen, um sie einmal in ihrem Denken, Fühlen und Handeln gemäß der damaligen Erlebniswelt anschaulich und verständlich zu machen.

Könnten wir nicht auf diese Weise erreichen, unser Publikum noch viel intensiver und lebendiger in das Nacherlebnis und Verständnis der damaligen Menschen dieses Kulturkreises hineinzuführen und damit auch vor allem dem einfachen Mann aus dem Volk ein solches Stück deutscher Kulturgeschichte vom Herzen aus miterlebbar zu geben, das er vor diesen steinernen Figuren, trotz deren ungewöhnlicher Lebendigkeit und trotz eines vielleicht noch so guten darüber gesprochenen Erklärungstextes, letzten Endes doch nicht so in sich aufnehmen kann, um daraufhin das Bewußtsein mit nach Hause nehmen zu können, einmal selbst ein Stück Kulturgeschichte seines eigenen Volkes miterlebt und von seinem Gefühl aus erfaßt zu haben?

Das würde natürlich eine Film-Form bedingen, in der mit Hilfe von Schauspielern das Leben und Leiden dieser Stifter eines deutschen Domes dargestellt und ihre Geschichte von einem Dramaturgen nach historischen Unterlagen für den Film bearbeitet und nacherzählt werden müßte.

Das erforderte also zunächst die Form des Erzählungs-Films (Spiel-Films).

Digitized by Google

Es könnte aus diesem Thema natürlich auch ein reiner Spiel-Film gemacht werden.

Damit aber würden wir andrerseits wieder mehr oder minder weitgehend den Teil verlieren, dessentwegen wir ja auf dieses ganze Thema erst kamen. Und all das, was wir an reinem Anschauungsmaterial in dem an sich ja so schönen, lehrreichen und wertvollen Kurz-Film gezeigt bekamen — darauf wollten wir ja keineswegs verzichten! Ja vielleicht sogar noch mehr sehen, nachdem unser Verständnis für diese Kulturdokumente nun noch intensiver geweckt wurde.

Die hiermit geforderte sehr weitgehende Vermischung von handlungslosem Anschauungsmaterial und Erzählungsform — d. h. also eine Kombination von Anschauungs-Film und Spiel-Film — läßt sich auch ohne weiteres erreichen auf einem ebenso einfachen, wie seltsamerweise so selten beschrittenen Wege:

Denn man braucht die zu erzählende Geschichte, d. h. also die Filmhandlung, nur etwas kürzer und einfacher zu halten als beim normalen, dem hundertprozentigen Spiel-Film — muß versuchen, mit ungefähr nur der Hälfte der sonst aufgewendeten schauspielerischen Szenen auszukommen und das Moment des „Ausspielens" dieser Schauspielszenen auf das unbedingt nötige Maß herunterzudrücken, um dadurch die nötige Filmmeterlänge zu gewinnen für diejenigen immer wieder einzuflechtenden Teile, in denen nicht erzählt, sondern nur „gezeigt" werden soll (in unserem Falle also all das, was von diesem Naumburger Dom zeigenswert ist und auch in einem reinen handlungslosen Kultur-Film gezeigt würde).

Gewiß ist diese Zwischenform zwischen Spiel-Film und Anschauungsfilm — in unserem hier behandelten Fall zwischen Spiel-Film und Kultur-Film — d. h. also, diese Filmgattung des Kultur-Spielfilms — zunächst schwieriger in Manuskript, Regie und vor allem auch der Montage, als der normale hundertprozentige Spiel-Film.

Aber das liegt letzten Endes doch wohl nur daran, daß man sich mit dieser Filmgattung und ihren, dem reinen Spiel-Film durchaus nicht gleichgelagerten Formgesetzen und Ausdrucksmöglichkeiten noch kaum befaßt hat und stets nur hypnotisiert auf das (noch dazu mit Unrecht erstrebte) Moment einer wünschenswerten möglichsten Fülle und Überfülle von sogenannter „Handlung" starrt und noch immer an das primitive Filmevangelium glaubt: „Je mehr Handlung, desto besser" — je mehr „Tempo", desto besser (was natürlich jedem Einfügen größerer Anschauungskomplexe widersprechen würde) — und je „ausgespielter", desto besser (was für Kammer-Spiel-Filme, aber auch nur dort, richtig sein mag).

Zumindest in früheren Zeiten (heute ist das vielleicht schon ein wenig besser geworden infolge der großen Erfolge sogar abendfüllender völlig handlungsloser Anschauungs-Filme, nämlich der großen Dokumentar-Filme) saßen diejenigen Herren, die einen Film abzunehmen hatten (d. h. also Produzenten, Produktionschefs, Direktoren verschiedener Art, Verleiher und Theaterbesitzer), mit einer seltsamen, geradezu fieberhaften Ungeduld im betreffenden Direktions-Vorführungsraum, wenn ihnen ein fer-

Digitized by Google

tiger Film zum erstenmal vorgeführt wurde. Und sie begannen — im Gedanken an das nur ihnen bekannte, in Wirklichkeit aber gar nicht existierende, wahre Filmpublikum und dessen zu erwartende Reaktion (sich dokumentierend in den Kasseneingängen) — auf ihren Sitzen sofort angstvoll hin- und herzurutschen, wenn in einem solchen Spiel-Film ein oder gar mehrere Male ein, wenn auch noch so kurzer, Anschauungsteil eingeflochten war, in dem die Handlung einmal auf kurze Zeit unterbrochen (richtiger gesagt, vom reinen Bild oder der bloßen Bewegung übernommen und weitergeführt) wurde, und das Filmallerheiligste des jagenden „Tempos" und „Crescendos" hinsichtlich des Handlungsablaufes plötzlich einem geruhsameren Adagio Platz machen sollte; oder gar einmal ein vorübergehendes „Versinken" in reine Anschauung (etwa besonders schöner und großartig dargestellter Natur, die dann in die Handlung eingreifen mußte) gefordert wurde.

Solche Komplexe fielen dann fast stets nachträglich der Schere zum Opfer, und die ganze kulturlose Hast der besinnungsfeindlichen Großstadt-Atmosphäre, aus der fast alle im Film tonangebenden Persönlichkeiten entstammten oder ihr zumindest unterlagen, dadurch daß sich ihr Leben und ihre Arbeit nur noch in diesem Getriebe abspielten (im Auto als Symbol), übertrug sich mehr und mehr auf das gesamte Filmschaffen.

Kein Wunder also, daß eine so wirkungsvolle und zukunftsschwangere Filmgattung, wie die des möglichen Zwischengliedes zwischen Anschauungs-Film und Spiel-Film, von vornherein überhaupt nicht zur Entwicklung kommen konnte.

Tempo — Tempo um jeden Preis nicht nur hinsichtlich der die Leinwand lebendig machenden Bewegungsvorgänge, sondern leider auch des Handlungsablaufs wurde die Parole. Damit wurden fraglos auch sehr viele sehr schöne Filme erreicht. Dennoch durfte man kein Evangelium daraus machen, denn die Filmkunst lebt nun einmal nicht nur allein von der Erzählung, sondern auch von der Wirkung des Bildes, das — zumindest sehr häufig — eine Muße des Betrachtens und Insichaufnehmens verlangt.

Durch die Einseitigkeit und Überspitzung des an sich guten Prinzips „Tempo" ging daher dem Spiel-Film ein großes und wertvolles Wirkungsgebiet verloren; und zwar gerade dort, wo Begriffe wie „Kultur" und „Natur" — „Anschauung und Besinnlichkeit" — eine überragende Rolle spielen.

Insbesondere da, wo das Wort „Kultur" anfängt, hat der (weitgehend amerikanische) Filmbegriff „Tempo" sein Recht verloren.

Dafür hat beispielsweise das japanische Volk mit seiner so außerordentlich starken Verwurzelung im Boden seiner eigenen alten, ältesten und neuesten Kultur ein außerordentlich feines Gefühl. So gern es auch den amerikanischen Tempo-Film sah, soweit bei ihm der Begriff des „Tempos" als filmisches Gestaltungsmittel am Platze war, so sehr lehnte es denselben ab für den weitaus größten Teil seiner eigenen Filmproduktion. Der japanische Spiel-Film — in dem es überhaupt sehr viel öfter und ausgiebiger um kulturelle Belange geht als im europäischen oder gar amerikanischen Spiel-

Digitized by Google

Film — ist fast durchweg viel weitergehend auf das so echt japanische Gefühlsmoment eines ruhigen Versinkenwollens in reine Anschauung (übrigens nicht nur des Auges, sondern auch des Ohres) eingestellt. Wie ja überhaupt der Begriff der „Hast" dem Ostasiaten, vor allem dem kulturell so außerordentlich verfeinerten Japaner, als Zeichen mangelnder Kultur gilt.

Aber gerade auch in unserer deutschen — vor allem der alten deutschen — Kultur und dem gesamten Gebiet unserer Kunst spielen Begriffe wie „Besinnlichkeit", „Ruhe", „Würde" usw. eine so große Rolle, und es ist sehr schade, daß unsere jüngste künstlerische Ausdrucksform des deutschen Films den so echt deutschen Gefühlsinhalt solcher Begriffe, und damit eine ganz große Seite des Lebens, als Gestaltungsmittel so weitgehend verloren hat bzw. übersieht.

Der Weg zu dieser anders gearteten (wenn auch sicherlich viel seltener anwendbaren), zwischen Spiel-Film und reinem Anschauungs-Film liegenden Filmform ginge aber gerade über solche Kultur-Spielfilme mit ihrer so einfachen Parole:

„Etwas weniger ‚erzählen' und dafür desto mehr ‚zeigen'.

Weniger Handlung und dafür um so mehr Schönheit.

Etwas weniger Schauspiel und dafür mehr bildlich Interessantes.

Etwas weniger Tempo und statt dessen auch einmal Muße des Betrachtens.

Ein bißchen weniger reine Unterhaltung und dafür desto wertvollere Augenweide."

Es gibt in der Welt und im Leben so unendlich viel Schönes und Interessantes, was der Film seinem ungeheuren Publikum zeigen sollte.

Das zu tun ist Aufgabe des Anschauungs-Films. Es aber nicht nur vor Augen zu führen und zu erklären, sondern dem Beschauer auch ans Herz zu legen und auch vom Gefühl her miterlebbar zu machen, das wäre die große Aufgabe des Kultur-Spielfilms.

Wie ich selbst einmal vor dieser Aufgabe stand anläßlich meines ersten deutsch-japanischen Gemeinschafts-Films „Die Tochter des Samurai", und wie ich sie zu lösen und hier erstmalig den reinen Typ des Kultur-Spielfilms zu verwirklichen suchte, das soll einem späteren Artikel vorbehalten bleiben.

Digitized by Google

Frank Maraun:

Kamera an der Front

Wieder wie in den ereignisgeballten Sommerwochen des vorigen Jahres sind jetzt die Wochenschauen zum Hauptanziehungspunkt der Kinoprogramme geworden. Überall, wo deutsche Herzen schlagen, weilen sie mit brennender Anteilnahme bei den deutschen Soldaten, die in der endlosen Weite der östlichen Ebenen und der nordafrikanischen Wüsten, auf den fernsten Meeren und in dem gesamten Luftraum Europas die Entschlüsse des Führers mit heldenhafter Kühnheit vollstrecken. Die Wochenschau läßt den Herzen die Augen folgen. Die Kamera ist wieder überall dabei. Überall steht neben dem Mann mit der Waffe der Mann mit dem Filmapparat, und überall dreht er inmitten der Kampfhandlungen Tat und Erlebnis der Truppe, der er mit seinen Kameraden von Funk und Presse zugeteilt wurde.

Mit unüberbietbarer Schnelligkeit gelangen die Ereignisse der Front auf die Leinwand, vor das Auge der Heimat. Der belichtete Film wird auf dem raschesten Wege zum nächsten Flugplatz gebracht. Von dort ist er mit dem Flugzeug in ein paar Stunden in Berlin in der Kopieranstalt, die schon am nächsten Tage das Positiv zur Sichtung und zum Schnitt an die Deutsche Wochenschauzentrale ausliefert. Rad greift in Rad. Ein pausenloser Arbeitsprozeß von der Aufnahme bis zur Vorführung ermöglicht der Wochenschau ein Höchstmaß von Aktualität. Es sind Glanzleistungen der Technik und der Organisation, die hier vollbracht werden. Diese enorme Verkürzung des Weges von der Aufnahme bis zur Vorführung wurde schon in den letzten Jahren vor dem Kriege bei den großen geschichtlichen Anlässen der Rückgliederung des Sudetenlandes, des Einmarsches in das Protektorat, des Anschlusses der Ostmark und auch schon bei dem Bericht über die Olympischen Spiele 1936 erreicht. Aber erst seit Kriegsbeginn, durch die von der Reichsfilmkammer verordnete Vierstaffelung des Wochenschauverleihs und die entsprechende Erhöhung der Kopienzahl, kommt diese technische Rekordleistung einer breiteren Schicht von Kinobesuchern zugute. Die dabei getroffene Regelung ermöglicht es, daß wenige Tage nach Redaktionsschluß die neuesten Aufnahmen bereits in allen deutschen Großstädten von den Massen der Werktätigen gesehen werden können.

Aber diese Aktualität allein gibt noch keine ausreichende Erklärung für die gewaltige Anziehungskraft der Wochenschau. Funk und Presse sind noch aktueller. Sie eilen mit ihren Nachrichten und Schilderungen der Wochenschau voraus. Wenn gleichwohl die Wochenschau nach ihnen ein gespanntes und vor Neugier brennendes Publikum findet, so zeigt das an, daß sie Eigenschaften besitzt, über die die beiden anderen publizistischen Werkzeuge nicht verfügen, daß sie ihnen mit einem zusätzlichen Beitrag

Digitized by Google

zur Seite tritt. Ohne sie jedoch überflüssig zu machen! Jedes dieser dem Volke dienenden Instrumente der Mitteilung bewahrt sich seine eigene Funktion. Dem Funk ist es gegeben, den raschesten Kontakt zum wirklichen Geschehen herzustellen. Die Presse gibt den zusammenhängenden Bericht, die umfassende Darstellung und gedankliche Verarbeitung, die Einordnung und Wertung des einzelnen Vorgangs innerhalb des Gesamtgeschehens. Und der Film — ?

Der Film gibt etwas ganz Entscheidendes: das Erlebnis des unmittelbaren Dabeiseins. Er kann der drängendsten Neugier Genüge tun, jener, die wissen will, „wie es dort wirklich aussieht". Er gestattet dem Zuschauer, Augenzeuge zu werden. Er führt ihn an die konkrete Einzelheit heran. Er läßt ihn teilhaben an der Atmosphäre des Geschehens, an der besonderen Luft, die dort um die Dinge weht. Die Kamera reißt den Zuschauer mitten in das Geschehen hinein. Man kann in der Zeitung lesen oder im Rundfunk hören, daß die Bolschewisten auf ihrem Rückzug Dörfer und Städte in Brand stecken — man wird das als Tatsache zur Kenntnis nehmen. Aber in der Wochenschau nimmt diese barbarische und diabolische Zerstörungswut ein fast apokalyptisches Gesicht an. Die Kamera fährt durch die Straßen einer brennenden Stadt — und man fährt mit, man ist dort. Verkohlte Fensterkreuze, eingestürzte Mauern, auflohende Flammen, die durch niederhängendes schwarzes Rauchgewölk schlagen, und in gewitterdüsterem Licht fegt ein deutscher Meldefahrer die Straße entlang, vorbei an einer kaum weniger schnellen Abteilung von schweren Panzern: Grauen und Unerbittlichkeit des Krieges, Tempo und Unaufhaltsamkeit des deutschen Vormarschs, der erregende Kontrast zwischen der Präzision der Bewegung der Truppe und dem anarchischen Bilde der Zerstörung in der zerschossenen, wie ausgestorbenen kleinen Stadt — es ist ein ganzer Sturm von Wahrnehmungen und Empfindungen, der in ein paar Augenblicken von der Leinwand auf den Zuschauer eindringt. Man kann wohl im Funk die MG. bellen und die Kanonen donnern hören. Man kann auch erschauern bei dem Gedanken, daß sich in diesen dumpfen Schlägen ein furchtbarer Ernst, die Zone des Todes, Gehör verschafft. Jedoch bedarf diese Empfindung des Umwegs über die Überlegung, und man behält dabei das Gefühl der Ferne. Welch unmittelbares Erlebnis ist es dagegen, wenn man im Film die Volltreffer der deutschen Artillerie in einer russischen Bunkerstellung krepieren sieht, oder wenn man die rasante Flugbahn der mit Leuchtspur schießenden Kanonen der Schlachtflieger verfolgt, die englische Tanks in der Cyrenaika aufs Korn genommen haben.

Alle tathaften Impulse offenbaren sich in der Bewegung. Die Bewegung aber ist das Element des Films. U-Boote, die in voller Fahrt die Wogen pflügen, Infanterie, die sich sprungweise im Gelände vorarbeitet, eine Bomberstaffel, die zum Feindflug startet, der Sturz der Stukas auf das Erdziel, die drohende Wucht vorrückender Panzer, die geschlossene Truppe im Marsch erhalten im Film den erschöpfenden Ausdruck dessen, was sie an Macht und Energie, an Kampfkraft und Entschlossenheit repräsentieren. Auch die Masse drückt sich in der Bewegung aus, und sie wird allein durch

Digitized by Google

Digitized by Google

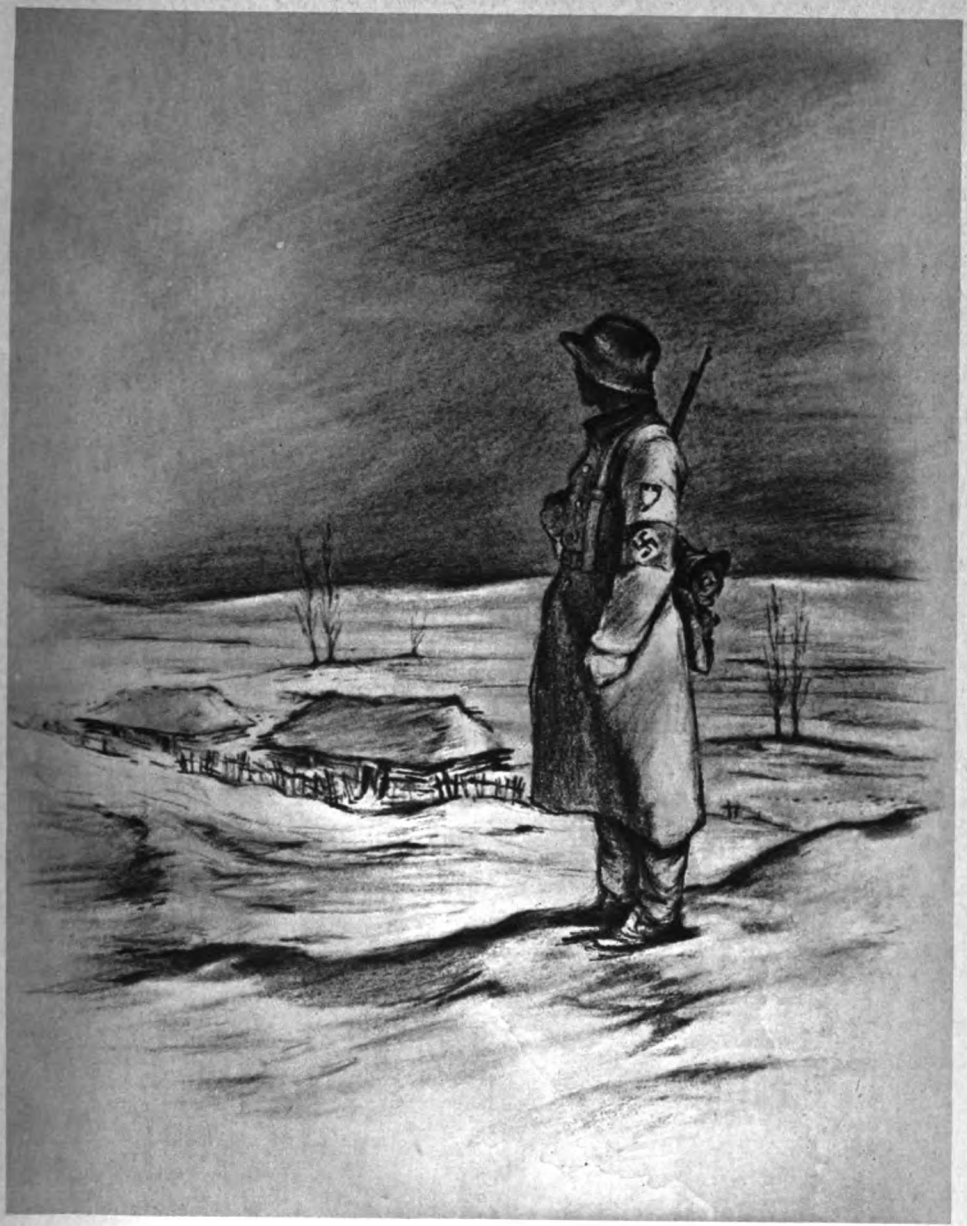
Die Front im Osten

Zeichnungen des RAD.-Kriegsberichters Karl Loeffler

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

das bewegte Bild überblickbar. Erst durch die Wochenschau wurde die deutsche Wehrmacht als lebendiger Organismus, als gegliederte und disziplinierte Masse in ihrer stolzen und kraftbewußten Stärke zum Erlebnis, und die Riesenzahl der sowjetrussischen Gefangenen war nur eine Zahl, ehe man mit der Kamera an den unabsehbaren Kolonnen auf den endlosen russischen Straßen vorüberfuhr und an diesem fast sagenhaft berührenden Bilde geschlagener Armeen das ganze Ausmaß ihrer Niederlage mit eigenen Augen ablesen konnte. Die schwenkende und fahrende Kamera ist es auch, die sich in besonderem Maße der Weite der Landschaft gewachsen zeigt, die in gleitenden Panoramen und Flugaufnahmen mit ein paar Bildern die Vision eines ganzen Landes und seiner Landschaftsseele auf die Leinwand zu werfen vermag, die den raschesten und übersichtlichsten Eindruck vom Zustand und Kulturniveau der Städte und Dörfer gibt, die in Nahaufnahmen von Rädern und Raupenketten erst einen anschaulichen Begriff von dem Morast grundloser Straßen vermittelt und die so jeden Zuschauer fast am eigenen Leibe spüren läßt, welche Anforderungen beim Vormarsch in das russische Land hinein von der Truppe und vom Nachschub bewältigt werden müssen.

Aber es sind nicht nur die Szenerien der räumlichen Weite und des umfassenden Überblicks, die durch den Film ein besonderes Leben erhalten. Es sind auch die kleinen, die nahen und intimen Dinge, die die Kamera mit der Frische des unmittelbaren Daseins auf die Leinwand bringt. Es sind Gesichter und Menschentypen. Es sind beispielsweise die abstoßenden, völlig entseelten Galgenvogelgesichter der asiatischen Bolschewistenhorden und die vertierten und verschlagenen Visagen ihrer jüdischen Kommissare. Manche von diesen Aufnahmen hat man in gleicher Einstellung und in gleichem Ausschnitt auf Pressephotos gesehen. Man konnte dabei durch Vergleich feststellen, um wieviel eindrucksvoller die Filmbilder waren. In den statischen Photos waren diese Gesichter nur Bild, in der Wochenschau lebten sie. Wenn es auch nur eine leise Bewegung ist, die ihnen Leben gibt, ein Blinzeln, ein Aufblick der Augen oder ein verbissenes Mahlen des Kiefers, es ist immer ein enthüllendes Charakteristikum, mit dem die Realität des Seins unmittelbar an den Zuschauer herantritt. Jede Geste, jede Bewegung ist Ausdruck, Sinnbild einer inneren Wirklichkeit. Man braucht nur unsere Soldaten neben den Bolschewisten zu sehen, auf dem Marsche, an den Paks, in den Panzern oder am MG. der Kampfflugzeuge, um ohne weitere Erläuterung zu begreifen, auf welcher Seite hier die Grundrechte der Menschheit und ihre höchsten Lebenswerte verteidigt werden.

Auch in der Schilderung der Stimmung der Truppe leistet die Filmkamera Einzigartiges. Besonders dort, wo sie an das Detail herangeht: an die kühnen offenen Gesichter der sich nach einem Gefecht wieder sammelnden Kämpfer oder an die durchgerüttelten Köpfe der im Fahren wechselweise schlafenden Kanoniere, an die übermüdeten, wie von Erschöpfung hingemähten Infanteristen, die am Straßenrande auf kurzer Rast ein wenig Kraft zurückholen, oder an die heiteren Szenen im Biwak, wo sie sich nach der ersten Ruhe gleich wieder obenauf fühlen. Nicht zuletzt hat uns die

Digitized by Google

Wochenschau eine Reihe unvergeßlicher Bilder vom Führer gezeigt, wie sie wiederum nur der Film zeigen kann: der Führer mitten unter seinen Soldaten, voller Herzlichkeit, in einem spürbaren Strom von Liebe und Vertrauen stehend, manchmal richtig eingepackt in ein Knäuel von Feldgrauen, sich dann mit einer schlußmachenden Geste der Autogrammjäger erwehrend, oder im Kreise seiner engsten Mitarbeiter mit dem von Sorge durchfurchten, zerarbeiteten Gesicht, das die ungeheure Last der Verantwortung spüren läßt, die er für das Wohl und die Zukunft seines Volkes trägt. Unauslöschlich lebt im ganzen Volke die Erinnerung an diese Wochenschaubilder fort, die den Führer in den großen Augenblicken der Vollbringung seiner geschichtlichen Taten zeigen. Das Volk erlebt mit ihm das Schicksal der Nation, in seiner Gestalt wird es seiner selbst als einer unzertrennbaren Einheit ansichtig.

Der Film ist das erlebnisstärkste Mittel der Berichterstattung, weil das Sehen die befriedigendste und überzeugendste Form der Kenntnisnahme von einem Tatbestand ist. Mit dem Auge nimmt am umfassendsten auf: das Geschehen im großen wie die kennzeichnenden kleinen Einzelzüge, das Faktische wie das Atmosphärische. Der Film aber trägt das Auge über die naturgegebenen Möglichkeiten noch hinaus. Er hat die Menschen mit einem neuen Augenerlebnis beschenkt. Er kann mit einer vorher nie erreichbar gewesenen Schnelligkeit Standort und Blickpunkt wechseln. Er trägt das Auge wie auf einem Zauberteppich überall hin. Er bietet die Wirklichkeit in einer intensiveren, zusammengedrängten, verdichteten Form dar. Viele, die dem Film als künstlerischem Ausdrucksmittel bisher mit Skepsis gegenüberstanden, haben jetzt durch die Wochenschau jedenfalls seine Nützlichkeit kennengelernt. Wahrscheinlich aber haben sie auch etwas von der vitalen Energie des Films, von der Ausdruckskraft seiner Bilder in Einstellung und Schnitt gespürt.

Die Wochenschau, wie sie in den letzten Jahren in Deutschland entwickelt wurde — aus dem natürlichen Bestreben, großen Anlässen einen großen Stil der Darstellung zu geben —, regt vielleicht mitunter mehr als der Spielfilm zu solchen Beobachtungen an. Die Wochenschau läßt vor allem auch die wesensnahe Verbundenheit des Films mit den dynamischen Kräften unserer Zeit, seine innere Zugeordnetheit zu der Welt der Technik, der Massenbewegung und des Massenbekenntnisses, zu den großen Gemeinschaftsformen und ihren revolutionären Impulsen erkennen. Die Zeit, in der die Wochenschau immer noch einmal die Badenixen von Florida, die stierreitenden Cowboys, die Hundeausstellungen, Waldbrände, Schönheitswettbewerbe und Motorbootrennen über die sich vor Langeweile schon fast selbst in Fetzen gähnende Leinwand bemühte, liegt glücklicherweise weit hinter uns. Diese Zeit war in dem Augenblick vorbei, als die revolutionären Kräfte des Jahrhunderts mit der Machtergreifung des Nationalsozialismus in den Raum ihrer Verwirklichung traten und um ihre konkreten Ausdrucksformen rangen. Von diesem Augenblick an wurden der Wochenschau mit den großen Gemeinschaftsfeiern und den weltgeschichtlichen Ereignissen dieser Jahre von der Wirklichkeit Themen gestellt, die wie von selbst nach

Digitized by Google

einer geschlossenen Darstellung drängten, die nach Formung verlangten und so die gestaltenden Kräfte des Films aktivierten. Der Wochenschau-Operateur verwandelte sich aus einem Jäger nach Sensationen in einen Meister der Photographie, und der Wochenschau-Redakteur klebte nicht mehr Bildchen aneinander, sondern versuchte einem gemeinsamen Erlebnis des Volkes die angemessene Form zu geben. Die Wochenschau näherte sich in vielen Fällen dem künstlerisch gestalteten Dokumentarfilm.

Während des Krieges ist dieser künstlerische Ehrgeiz weniger leicht zu verwirklichen. Hier lassen sich Aufnahmen und Einstellungen nicht vorher disponieren, und die oft über 50 000 Meter Film, die wöchentlich eingehen und die in aller Eile gesichtet, gesiebt, zensiert und zu einer Wochenschau von 500 bis 600 Meter Länge zusammengeschnitten werden müssen, enthalten nicht immer gerade das Material, das zu einer geschlossenen Komposition erwünscht wäre. Aber das Streben nach dieser thematischen und formalen Geschlossenheit, wie sie vor dem Kriege vielleicht am schönsten in dem spannend entwickelten Bericht von der Parade zum 50. Geburtstage des Führers verwirklicht wurde, ist auch jetzt mitunter noch spürbar. Die dritte Kriegswochenschau, die nach einem umfassenden Blick über das vernichtete polnische Heer und seine erbeuteten Bestände mit dem Einzug des Führers in Danzig schloß, der erste Wochenschaubericht des Feldzuges in Norwegen mit seinem großlinigen Aufbau und seiner balladenhaften Dramatik und neuerdings die geschlossene Schau der gigantischen deutschen Rüstungsindustrie mit ihrer prägnanten Gliederung und mit der packenden Dynamik ihres Bildvortrags sind eindrucksvolle Beispiele dafür, daß auch hier im Klirren der Waffen die Musen nicht zu schweigen brauchen.

Die künstlerische Formkraft, die mitreißende Lebensunmittelbarkeit und die aus der Wirklichkeit gespeiste geistige Energie der deutschen Wochenschau haben sich als so stark erwiesen, daß sie nicht ohne Einfluß auf den Spielfilm geblieben sind. An Filmen wie „Kampfgeschwader Lützow", „U-Boote westwärts", „Stukas" und „Zwei in einer großen Stadt" ist dieser stilbildende Einfluß der Wochenschau auf den Spielfilm klar zu erkennen. Durch die Bildfolgen dieser Filme weht dieselbe Luft einer heroischen Wirklichkeit, und in ihnen gewinnt derselbe Typus des sachlich gehärteten, weltanschaulich geprägten, ideell durchgezüchteten deutschen Menschen von heute Gestalt wie in dem direkten Abbild der Wirklichkeit, das die Wochenschau gibt. Die Wochenschau und die von ihr gespiegelte Wirklichkeit wirken aber noch weiter. Sie haben das geistige Kraftfeld der Kunst überhaupt verändert. Sie haben eine Reihe von alten Motiven der künstlerischen Gestaltung außer Kurs gesetzt und ganze Provinzen der schöpferischen Phantasie brach gelegt. Das zeigt sich vor allem darin, daß romantische und phantastische Stoffe, für deren Gestaltung der Film an sich alle Ausdrucksmittel bereithält, völlig von der Leinwand verschwunden sind. Niemand mag heute solche Filme drehen und niemand mag sie sich anschauen. Wenn doch einmal aus Gewöhnung an die Vergangenheit ein Versuch dazu unternommen wird, so mißlingt er, wofür „Die unheimlichen Wünsche" das

Digitized by Google

überzeugendste Beispiel liefern. Es gibt keinen geistigen und vitalen Nährboden in der Lebenswirklichkeit mehr für solche Themen.

Diese Wirklichkeit selber überbietet heute jede Möglichkeit des Traums. Sie ist viel phantastischer, als selbst die genialste Phantasie sie erfinden könnte. Das haben alle diejenigen empfunden, die durch das Erscheinen der Kriegswochenschauen sich zu dem beliebt gewordenen Vergleich zwischen Spielfilm und Wochenschau angeregt fühlten. Man hat dabei die Wochenschau als Wertmesser genommen und man hat gefunden, daß der Spielfilm neben ihr nicht immer eine gute Figur macht. Aber man tut dem Spielfilm unrecht, wenn man von ihm gleiche Wirkungen wie von der Kriegswochenschau erwartet. Ereignisse, wie die Kamera sie in diesem Kriege vor das Objektiv bekommt, sind nur einmal in einem Zeitraum von Jahrhunderten zu haben. Keine Phantasie könnte sie ersinnen, kein Baumeister ihre gewaltige Szenerie erstellen, kein Regisseur die Wucht ihrer Dynamik nachbilden. Und wenn sie es könnten, so würde ihrem Erzeugnis noch immer ein für die Wirkung der Wochenschau wesentliches Merkmal fehlen: das Bewußtsein des Zuschauers, daß diese gigantische Welt des Völkerkampfes brennende Wirklichkeit ist, daß sich vor seinen Augen die Geschichte selber entrollt, daß alle diese ungeheuerlichen Ereignisse in sein Leben eingreifen, es in ein neues geographisches und politisches Kraftfeld hineinstellen, das seine Existenz bis an die Wurzeln berührt.

Digitized by Google

Der Sommer geht

So ist es Jahr für Jahr: Der Sommer geht,
Die letzten Tage sind nur Licht und Weite.
Du bist noch ferienfroh an meiner Seite,
Doch ist der Duft der Linden schon verweht.

Wohin du blickst, nur blaue Sicht und Seide,
Und alles ist wie blankes Glas im Glast.
In deinem Lächeln liegt des Ahnens Last
Vom nahen Scheiden und von seinem Leide.

In einem Leuchten, das die Ferne zeigt,
Steh'n wir vor Gärten, die in Gladiolen,
In Dahlien und in Georginen prangen.

Wir sind schon oft durch solchen Tag gegangen —
Heut' wollen wir die schönsten Blumen holen,
Zum Abschied, der in unseren Herzen schweigt.

Hans Pflug-Franken

Digitized by Google

Das Wetter naht

Und du bist ferne. Weiß ich wo du bist?
Weiß man der Möwen Ziel? Sie fliegen
Wie weiße Blitze um die Mole, liegen
Wie Silberbälle auf dem See, der trist

Und dunkel vor dem Kai, schon leicht bewegt,
Das Ufer greift, das sturmgeschliff'ne Ufer.
Das Wetter naht und Wind ist schon sein Rufer,
Der Pappel, Busch und Weide tief erregt,

Der Staub auflodern läßt in allen Straßen
Der Stadt am See, die Tor und Turm erhebt,
Zu bannen diesen Abend ohne Sterne.

Aufgellt der Sturm, durchfährt die alten Gassen.
Die Seele, wie der See, vor ihm erbebt.
Die Ferne rückt ganz nah. Und du bist ferne.

Hans Pflug-Franken

Digitized by Google

Geschenk des Morgens

In Duft und zarten Farben hingehaucht,
so zeigt das Morgenlicht ein Bild, den See.
In Uferbuchten glänzt noch letzter Schnee,
ein dünner Nebelodem weht und raucht.

Nur weiße Laken ließ der Winter liegen,
vor schwarzen Vögeln, die den Sand belaufen,
die kreischend sich um karges Strandgut raufen.
Doch bald wird überall die Sonne siegen.

O, rätselvolles Wandern kleiner Wellen,
die endlos, windbestimmt, ans Ufer eilen,
die ohne Ruhe sind und nie verweilen,
vom Wind getragen, leise, wie Libellen.

Des weiten Spiegels blanke Bläue, leicht
von Winden ausgeformt zu einer Schale,
wie ein Gefäß aus seltenem Opale,
wird uns vom Morgen lächelnd dargereicht.

Hans Pflug-Franken

Digitized by Google

Ukrainische Kirche

So sahen wir sie im Vorüberziehen:
In öder Weite tröstliche Bastei
und um sie nur des Dorfs geduldig' Knien
und eine Troika schaukelte vorbei — — —

Dreifaches Ragen zwiebelrunder Türme
auf flacher Höhe zwischen Dorf und Bruch,
des Windrufs Harfe und der Steppenstürme,
der Seele Zuflucht, wie Gebet und Spruch . . .

Doch als wir sie betraten um die Stunde
der Abendsonne, barg ihr Holzgeviert
nur Unrat eines Stalls und in der Runde
haben uns leere Fenster angestiert . . .

Wir kamen sachten Schrittes und verweilten —
Wo waren die Ikone, die im Lichte sind?
Entgottet lag der Raum, dem wir enteilten,
denn lautlos schrie die Öde Flüche in den Wind . . .

Hans Pflug-Franken

Digitized by Google

Kritik der Zeit

Mit Alfred Rosenberg durchs Ostland

Der Zug des Reichsministers für die besetzten Ostgebiete nähert sich bei strahlenden Sonnenschein der Düna. Langsam rollt er über die Brücke, die vor Jahresfrist von den zurückweichenden Bolschewisten gesprengt, dann wieder von unseren Eisenbahnpionieren in wenigen Wochen notdürftig wiederhergestellt wurde und im Vormonat noch einmal bedroht war, damals vom Eisgang der Düna. Durch das Fenster seines Wagens blickt Alfred Rosenberg auf die vor ihm liegende Stadt. Neben ihm steht sein ständiger Vertreter, Gauleiter Dr. Meyer. Vor ihnen liegt die alte Stadtsilhouette Rigas: das alte deutsche Ordensschloß, von dessen ehrwürdigem Turm die Dienstflagge des Reiches weht, der Dom, die Häuserfront an der Düna, über denen nur ein Wahrzeichen fehlt: der schlanke Turm der Petrikirche. An seiner Stelle kündet der Stumpf dieses alten deutschen Bauwerks von der letzten Zerstörungswut der bolschewistischen Mordbrenner, die mit Brandkanistern erst das Feuer anlegten und dann die Bevölkerung, welche die Petrikirche und die benachbarten anderen Zeugen deutschen Baugeistes, das Schwarzhäupterhaus und das Rathaus, retten wollten, mit Maschinengewehrfeuer daran hinderten. Die Düna ist wie Weichsel und Memel immer Sinnbild eines deutschen Schicksals im Osten gewesen und ihre alten Flußübergänge und heutigen Brücken sind mit Namen verknüpft, die im Buch der Geschichte vom deutschen Einsatz im weiten Osten künden. Lübische Seefahrer haben von Gotland aus die Mündung der Düna angesteuert und so die geschichtliche Aufseglung Livlands vollzogen. Buxhövden war der erste deutsche Ritter, der vor über 700 Jahren über die Düna zog, und der Name Buxhövden ist nun wieder durch einen Nachfahren dieses alten niedersächsischen Geschlechtes vertreten, ein Symbol für die Lebenskraft, die Standhaftigkeit und die Treue des alten Niedersachsentums, das im Osten eine kulturelle und politische Aufgabe fand und durch Jahrhunderte und durch Generationen zu ihr hielt. Der Blick aus dem langsam nach Riga einfahrenden Zug gleitet vom Schloß und den Türmen der Stadt hinüber zu der etwas Düna abwärts liegenden Pontonbrücke. Medem — Manteuffel — Schlageter, diese drei Namen sind mit dieser Brücke unlösbar verknüpft. Sie war einst im Weltkrieg von Lübecker Pionieren erbaut. Am 2. Mai 1919 erzwang über diese Lübeck-Brücke die erste Schwadron des Stoßtrupps der Baltischen Landeswehr und ein Geschütz der Batterie Medem in kühnem Frontalangriff den Übergang über die Düna. Manteuffels Heldentod ist für alle Zeiten mit dieser zweiten Einnahme Rigas durch deutsche Truppen verbunden. Schlageter, der wie Manteuffel im Freikorps Medem an dieser geschichtlichen Tat teilnahm, fiel für das gleiche Deutschland Jahre später in der Zeit nationaler Schmach und Ohnmacht. Medem aber wirkt heute wieder im neuen Ostland. Als wenige Minuten später der Reichskommissar für das Ostland, Hinrich Lohse, vor dem versammelten Führerkorps dieses gewaltigen Raumes zwischen Memel und Narwe den Reichsminister für die besetzten Ostgebiete, Alfred Rosenberg, willkommen heißt, da steht irgendwo in den Reihen der braunen Uniformen Walter Eberhard Freiherr von Medem, seit fast einem Jahr nun Gebietskommissar in Semgallen mit dem Dienstsitz in Mitau.

Digitized by Google

„Wir alle stehen unter dem Gesetz des Krieges."

Auf einem Empfang, den Reichsminister Rosenberg in den historischen Räumen der Großen Gilde gibt, sind auch die neuernannten Generaldirektoren der landeseigenen Verwaltung des Generalbezirks Lettland unter Führung von General Dankers anwesend. Der Generalkommissar in Riga, Staatsrat Dr. Drechsler, stellt sie dem Minister vor. Nach kaum dreivierteljähriger Arbeit des Reichskommissars für das Ostland, seiner General- und Gebietskommissare konnte für die Generalbezirke Lettland, Estland und Litauen eine Zusammenarbeit gefunden werden, die der landeseigenen Verwaltung weitgehende Rechte einräumt. Nur das in der guten Zusammenarbeit gewonnene Vertrauen ließ eine so schnelle und weitgehende Einschaltung des landeseigenen Verwaltungsapparats zu. Aber wo Rechte sind, sind auch Pflichten. Und auch von ihnen spricht der Minister und weist auf die noch größeren Pflichten und Opfer hin, die das deutsche Volk auf sich genommen hat, um die europäische Kultur zu retten. „Wir alle stehen unter dem Gesetz des Krieges ... Der Krieg fordert vom Soldaten den vollen Einsatz, unerhörte Entbehrungen, ja sein Leben, er fordert vom kriegführenden Volk selbst die Einstellung auf dieses Wesen des Kampfes und angesichts der gewaltigen technischen und wirtschaftlichen Aufgaben können die Maßnahmen der Kriegführung nur durch harte Formen und eine einheitliche Lenkung durchgeführt werden ... Was der Krieg fordert, muß also getan werden. Das deutsche Volk trägt mit vielen anderen die Lasten des entscheidenden Kampfes, und es setzt das Blut seiner Söhne für die Errettung Europas ein. Da kann es keinen Zweifel geben, daß auch die Völker in den befreiten Gebieten das ihrige zu tragen haben, um diesen Schicksalskampf zu unterstützen. Das zu erwarten haben wir ein ehrlich erstrittenes Recht, und ich hoffe, daß die Esten, Letten, Litauer und Weißruthenen diese erwartete Haltung als ihre Pflicht empfinden. Ich kann dabei mit Freuden feststellen, daß dieses Bewußtsein schon vielfach eindrucksvoll durch die Tat sich bekundet hat. Die Sammlungen für die Unterstützung der kämpfenden deutschen Front haben vielfach Zeugnis persönlichen Opferwillens abgelegt, der von uns als Einsicht für das Wesen des großen Kampfes gewertet worden ist, ebenso als Zeugnis für die Einsatzkräfte eines Charakters, der ehrlich seinem Dank für die Errettung Ausdruck geben wollte."

Und neues Leben blüht aus den Ruinen ...

Die Wagenkolonne des Reichsministers fährt zur Mitauer Landstraße aus Riga hinaus. Durch eine weite Vorfrühlingslandschaft geht es nach Semgallen. An den alten historischen Grenzsteinen zwischen Livland und dem alten Herzogtum Kurland meldet sich der Gebietskommissar von Medem beim Reichsminister, der auf der ganzen Fahrt durch das Ostland von Reichskommissar Lohse begleitet wird. Mitau bietet ein festliches Bild. Überall Hakenkreuzflaggen. Der Bürgermeister hat hinter der großen Brücke über die Kurische Au eine Ehrenpforte errichten lassen. Trachtenspalier, Ehrenkompanien der Wehrmacht und des Reichsarbeitsdienstes. Zweitausend Schulkinder winken mit kleinen Hakenkreuzfähnchen und grüßen den Minister. Der Chor des Reichsarbeitsdienstes und des Lehrerseminars singen zusammen: Ich hab' mich ergeben, mit Herz und mit Hand ... Eine treue Kameradschaft hat sich in den Wochen der Werbung für den RAD. zwischen deutschen Arbeitsmännern und Semgaller Jugend herausgebildet. Von 1800 jungen Semgallern, die sich freiwillig für diesen Einsatz meldeten, stehen heute 1100 in den Reihen der deutschen Kameraden. Als zum Abschluß im Mitauer Schloßhof Letten den Führergruß ausbringen und aus zweitausend Kehlen junger Semgaller die Lieder

Digitized by Google

der Nation erschallen, da wissen wir, daß dieses spontane Gelöbnis zu Deutschland nichts anderes ist, als der tiefe Dank für die Befreiung vom Bolschewismus und der Wille, den Weg in die Zukunft an der Seite des Großdeutschen Reiches zu beschreiten. Unterwegs das gleiche Bild der Freude, Flaggen, Spalier und überall feierlich grüßende Menschen. Und dann erleben wir vielleicht den Höhepunkt dieses Tages. In der Ruine der Ordensburg von Doblen empfindet der Reichsminister und mit ihm wohl jeder Deutsche das beglückende Gefühl, daß auch hier nicht aus diplomatischer Etikette der Willkommensgruß entgegengebracht wird. Es ist ein einziger Dank einer von furchtbarem Druck befreiten Bevölkerung. Er gilt dem Manne, den der Führer mit der Neuordnung der befreiten Ostgebiete beauftragte. Die Augen leuchten, gleichgültig ob es die Kreisältesten sind, die vor dem Minister ein Treuegelöbnis zum Führer ablegen wollen, ob es würdige Frauen oder junge Mädchen sind, die in ihren farbenfreudigen Semgaller Trachten an den Minister herantreten und kleine Handarbeiten, Erinnerungsstücke an diesen Vorfrühlingstag, als Ausdruck ihres Dankes für die Befreiung anmutig überreichen. Trachtengruppen tanzen, Chöre singen, und dann schallen wieder die Lieder der Nation über den historischen Platz. Drüben hoch oben stehen in einem Fensterbogen der alten Ruine zwei Jungen, wie alle die Hand zum Gruß erhoben, um sie herum sproßt das erste zarte Grün der Birken aus dem Gemäuer hervor. Es ist wie ein Symbol, jeder fühlt es, daß hier ein neues Leben heranreift, ein Leben, das nicht mehr von den Spannungen einstigen Volkstumskampfes seine Impulse erhalten will, sondern das die Synthese sucht zwischen verwandter Rasse, verwandter Kultur, das begreift, daß dies Leben nur seinen Sinn hat, wenn es das gemeinsame Schicksal bejaht. Vom Turm der alten deutschen Ordensruine weht zur Bekräftigung der klugen Einsicht der Bevölkerung von Semgallen, daß dieses gemeinsame Schicksal nur in innigster Verbindung mit den Männern des Führers, Alfred Rosenberg, Hinrich Lohse, Generalkommissar Drechsler und „ihrem" Gebietskommissar von Medem gemeistert werden kann, die Flagge des Großdeutschen Reiches ...

Nach 23 Jahren wieder in Reval

Revals einheitliches Stadtbild verrät jedem, der in steinernen Dokumenten etwas zu lesen versteht, daß die Glanzzeit dieser Stadt in die Herrschaft des Deutschen Ordens (1384—1561) fällt. Hier in Reval ist Alfred Rosenberg vor 49 Jahren geboren. Es ist eine Wiederkehr nach 23jähriger Abwesenheit. Wir treten ein in die Diele seines Geburtshauses in der Russtraße, an das ihn selbst keine Erinnerungen mehr knüpfen, da er nur die ersten drei Wochen seines Lebens in diesem Hause verbringen durfte. Wir stehen im Saal des Schwarzhäupterhauses, in dem der junge Politiker einst seine erste öffentliche Rede gegen Bolschewismus und Marxismus hielt. Und wir erleben nun mit ihm die Freude der Wiederkehr, seine persönliche innere Freude an all den vertrauten Straßen, Häusern und Bäumen in dieser schönen Ostseestadt. Menschen mögen es nicht mehr so viele sein, zuviel Sturm hat die Bewohner dieser Stadt durcheinander getrieben. Um so größer die Freude der heutigen Generation, die jetzt das Schicksal im Generalbezirk Estland zu gestalten hat, der Deutschen wie der Esten, daß i h r Minister ein Sohn dieser ehrwürdigen alten Hansestadt ist. Symbolisch ist es darum, wenn der Generalkommissar Obergruppenführer Lietzmann im historischen Rathaus zu Reval Alfred Rosenberg die Nachbildung eines alten Stadtschlüssels, wie er dort unter den Kunstschätzen aufbewahrt wird, überreicht. Aber zu geschichtlichen und menschlichen Erinnerungen ist heute die Zeit nicht da. „Über Ruinen vorwärts ..." ist der Wahlspruch der landeseigenen Verwaltung und ihres energischen ersten Landesdirektors Mäes. Hat

Digitized by Google

die Stadt Reval, mit Ausnahme des Hafen- und Industriegebietes, nur wenig gelitten, so ist der Generalbezirk Estland in seiner Gesamtheit doch am stärksten durch die Bolschewistenzeit betroffen worden. Hier konnte der Bolschewismus am längsten wüten. „Über Ruinen vorwärts!" ist darum eine nur zu bittere Wahrheit, und die große Wirtschaftsschau, die die Esten unter diesem Motto in Reval dem Minister zeigen, sagt mehr als eine tagelange Besichtigung von Betrieben. Hier sind die ganzen Gegenwartsfragen an überzeugenden Beispielen, Modellen, Kurven und Zahlen zusammengestellt. Wir erleben den Schwung und die Tatkraft Dr. Mäes und seines Wirtschaftsdirektors Dr. Wendt und des ganzen estnischen Volkes, das seinen Teil zur Erringung des Sieges beitragen will. Uns wird noch einmal die Großzügigkeit der Waldaktion vor Augen geführt, die 75% aller Männer für Wochen in die Wälder führte, und die den großen Erfolg hatte, daß man weder im vergangenen Winter allzusehr fror, noch im nächsten Winter allzusehr wird frieren müssen. Wir sehen die Vorbereitungen für eine ebenso großzügige Fischereiaktion, die die bisherigen Erträge um ein Vielfaches steigern soll, den erfolgreichen Aufbau eines sozialen Hilfswerks, ähnlich unserer NSV., den großen Glauben an die Zukunft, der sich in der Entwicklung von Sparkasseneinlagen widerspiegelt. Wie man der Brennstoffknappheit Herr werden will durch Holzgasgeneratoren, wie man der Front eine wertvolle Hilfe angedeihen läßt durch massenweise Anfertigung von unbedingt wasser- und schneedichten warmen Überschuhen, die sicherlich ebenso wie ein estnisches Mittel zur unbedingt sicheren Imprägnierung von Schuhzeug tausende deutscher Soldaten im vergangenen Winter vor Frostschäden bewahrt haben. Es ist sicher ungerecht, aus der Fülle dieser eindrucksvollen Schau diese wenigen Beispiele herauszugreifen. Es geht ein großer und starker Aufbauwille durch das ganze estnische Volk, das weiß, wie stark diese Einsatzbereitschaft die Unterstützung der Zivilverwaltung findet. Reichskommissar Lohse hat einmal auf einer Tagung seiner Hauptabteilung Wirtschaft das Wort geprägt, es komme in der Kriegswirtschaft nicht auf diese oder jene Form an, entscheidend sei die Leistung, das heißt die Produktion, deshalb sei die Form die richtige, die jeweils eine Produktionssteigerung bringe und damit zur Erringung des Sieges beitrage. Statt Wirtschaftstheorie Wirtschaftspraxis bei wohldurchdachter Planung und unbürokratischer Lenkung. Jeder Wiederaufbau ist schwierig und menschliche Unzulänglichkeiten werden nie ganz auszumerzen sein. Deutsche Führung und landeseigene Verwaltung stimmen aber voll und ganz darin überein, daß das Ostland kein Feld für Konjunkturritter und Geschäftemacher sein kann. Wiederaufbau im Ostland bedeutet auch in der Wirtschaft nur Kriegseinsatz und Verantwortung.

Memel abwärts

Der Generalbezirk Litauen bietet ein ganz anderes Bild als Lettland und Estland. Überall merkt man die jahrhundertelange Bevormundung, die dieses schöne Land im 14. Jahrhundert, im 17. und 18. Jahrhundert durch Polen hat erdulden müssen. In ganz Litauen gibt es andererseits keine Ruine einer deutschen Ordensburg, das bedeutet, daß es kaum politische oder kulturelle Impulse von deutscher Seite empfangen hat. Diese geschichtlich zu erklärende Tatsache ist zu berücksichtigen, wenn man den Generalbezirk Litauen heute betrachtet. Wir wissen es, daß auch im Litauer ein guter Kern und viel gutes Blut stecken, aber die Voraussetzungen, von denen er ausgehen muß, sind andere, und mit ihnen muß die landeseigene Verwaltung mit General Kubiliunas an der Spitze rechnen. Der gute Wille zur loyalen Zusammenarbeit mit den Dienststellen der Zivilverwaltung, die dort Generalkommissar Dr. von Renteln führt, ist auch hier überall vorhanden. Eine Dampferfahrt

Digitized by Google

von der Hauptstadt Kauen aus, die an der Mündung der Wilja in die Memel liegt, erschließt uns für ein paar Stunden die schöne Memellandschaft. Gehen auch die Gespräche an Bord dieses gemütlich stromabwärts fahrenden Raddampfers um die großen Fragen und Entscheidungen dieses Raumes, zu denen der Generalkommissar und seine Gebietskommissare ihre Ansichten und Erfahrungen vortragen können, es ist zugleich eine der seltenen Stunden der Entspannung auf dieser Dienstreise des Reichsministers, die ihn zum ersten Male in die ihm anvertrauten Ostgebiete, seine alte Heimat bis 1918, führte. Ein langer Weg liegt zwischen damals und heute. „Anfang Dezember 1918 verließ ich meine baltische Heimat, um in Deutschland das meinige an der Aufklärung über Bolschewismus und die zu ihm gehörigen Probleme beizutragen, hatte ich doch vieles persönlich in Rußland miterleben können", so berichtet Alfred Rosenberg 1927 in seinem auch menschlich so ungemein aufschlußreichen Abriß über „Dietrich Eckart, ein deutsches Leben" (Dietrich Eckart, Ein Vermächtnis. Herausgegeben und eingeleitet von Alfred Rosenberg, München 1935). Als Fremder kam er damals nach München, „ohne einen Menschen zu kennen", wie er selbst schreibt. 23 Jahre später kehrte er in diesen gleichen Osten als der Vertreter des Großdeutschen Reiches zurück, um mit seinen Mitarbeitern an die Stelle des von ihm beharrlich bekämpften Bolschewismus eine politische Neuordnung, einen wirtschaftlichen Wiederaufbau zu setzen. Das Ostland soll Europa wiedergewonnen werden und zugleich als ein Vorfeld europäischer Kultur in enger Verbindung mit dem Großdeutschen Reiche bleiben, damit es nie mehr überlebten Gleichgewichtspolitikern als Schlachtfeld zum Austragen ihrer europäischen Spannungen dienen kann.

Ich hatt' einen Kameraden ...

Wenn Alfred Rosenberg die geschichtliche Aufgabe der Neuordnung dieses Ostens nun erfüllen kann, so ist dies in allererster Linie dem deutschen Soldaten zu danken, der die Voraussetzungen für die politische Aufbauarbeit schuf. Es ist deshalb nur zu natürlich, wenn der Minister die Wehrmachtsbefehlshaber dieses Raumes, Offiziere und Soldaten der Wehrmacht und der Waffen-SS immer wieder ins Gespräch zieht. Das gute Einvernehmen, das überall zwischen Wehrmacht und Zivilverwaltung geschaffen worden ist und seinen Ausdruck findet in ständigem Meinungsaustausch zwischen Reichskommissar Lohse und den höchsten Befehlshabern im gemeinsamen Bereich, wird auch auf dieser Reise sichtbar. Gleichgültig ob es ein General ist, ein junger Leutnant von der Murmansk-Front, der zum Kursus ins Reich will und als gerngesehener Gast mit uns nach Berlin zurückfährt, immer spricht aus der herzlichen Art einer solchen Reisebegegnung der gute Wille auf beiden Seiten, eine geschlossene Front zwischen dem Feldgrau und dem Braun zusammenzuschweißen. Irgendwo auf der Rückreise hält der Zug zu einem kurzen Aufenthalt im Ostland. Es ist Wolmar, eine der vielen Städte im Generalbezirk Lettland, deren Ordensruine an alte Traditionen erinnert, heute der Sitz eines Gebietskommissars. Der frühere Kreisleiter von Husum meldet sich als Vertreter der Zivilverwaltung am Zuge und gibt kurzen Bericht. Der Bahnhofskommandant wird vorgestellt, Ehrenzeichenträger, ein Unteroffizier und ein paar Mann werden herangerufen, alle ebenfalls Ehrenzeichenträger und Ortsgruppenleiter irgendwo im Reich. Der Minister unterhält sich mit ihnen über die Aufgaben des einzelnen hier draußen und über die frühere Arbeit in der Heimat. Die Augen leuchten, als der Zug wieder weiterfährt, für jeden hier in Wolmar, für den Gebietskommissar wie für den Mann im grauen Rock waren diese Minuten ein tiefes und unvergeßliches Erlebnis. Genau so war es in den Lazaretten, die der Minister überall

Digitized by Google

besuchte, obwohl das Reiseprogramm angefüllt war von unzähligen Besprechungen, Besichtigungen und offiziellen Empfängen. Wie glücklich strahlten die Gesichter der Verwundeten, wenn sie kurz berichten konnten über ihr Kriegserlebnis, wenn sie ein Buch aus der Alfred-Rosenberg-Spende erhielten, oder gar ein Bild mit seiner Unterschrift. Nirgends aber vergaß Reichsminister Rosenberg die toten Kameraden. Wie oft stand er in Riga, in Semgallen, in Reval und in Kauen vor den Gräbern der deutschen, lettischen, estnischen und litauischen Soldaten dieses Krieges und des Weltkrieges. Überall legte er Kränze nieder, verweilte in dankbarer Andacht an den geschmückten Gräbern und ehrte so die vielen tapferen Kameraden, die mit ihrem Blut das Ostland vom Schrecken des Bolschewismus befreiten und nun über die weiten Flächen dieses blutgetränkten Landes verstreut, an den Vormarschstraßen, im Schatten alter Bäume eines stillen Gutshofes oder auf einem würdigen Ehrenfriedhof von deutschem Heldentum und soldatischer Pflichterfüllung künden. Ihre Treue soll uns Lebenden heilige Verpflichtung bleiben ...

Walter Zimmermann.

Engpässe der USA-Kriegsproduktion.

Seit Ausbruch des europäischen Krieges hatte man jenseits des Atlantik immer wieder neben der angeblichen militärischen Macht auch mit dem wirtschaftlichen Potential der USA geblufft. Dabei fühlte man sich bemüßigt, mit Statistiken das Rüstungspotential der demokratischen Mächte zu demonstrieren und mit ihnen, zumindest auf dem Papier, die angebliche Überlegenheit, zumal der usamerikanischen Industriekapazität nachzuweisen. Die noch im Herbst 1941 vorgenommene „Bereinigung" des vom Federal Reserve Board herausgegebenen Index für industrielle Produktion sollte dazu dienen, der Öffentlichkeit Erfolgszahlen vorzuführen und die Engpässe, die sich auf den verschiedenen Rohstoffgebieten auch in den USA herausstellen, nach Möglichkeit verschwinden zu lassen. Die National City Bank gab denn auch eine Vorschätzung der wehrwirtschaftlichen Entwicklung der USA, die durch die inzwischen gefallenen Entscheidungen in der pazifischen Rohstoffzone ernst angeschlagen wurden.

Schema der wehrwirtschaftlichen Entwicklung der USA.

Millionen Mann	1940	1941	1942	1943	1944
Wehrdienst	0,6	1,8	2,5	3,0	3,5
Kriegsindustrie	3,0	4,8	11,7	15,5	23,5
zusammen	3,6	6,6	14,2	18,5	27,0
Sonstige Industrien	45,6	45,2	41,2	39,9	33,0
Gesamte Beschäftigung	49,2	51,8	55,4	58,4	60,4
Arbeitslose	5,9	5,1	2,1	0,1	—
Gesamte Arbeiterschaft	55,1	56,9	57,5	58,5	60,0
Volkseinkommen Milliarden Dollar	76,0	84,0	92,0	100,0	105,0

Selbst nach dem Kriegseintritt der USA machte Roosevelt in seiner Rede an den Kongreß Anfang 1942 noch den Versuch, diese Taktik fortzusetzen und seinem eigenen Volk und der Welt wahrhaft phantastische Rüstungszahlen vorzusetzen. Er malte ein gigantisches Bild von großen, kleinen und kleinsten Fabriken und Werften, die Kriegsmaterial und Schiffe in amerikanischen Riesenziffern erzeugen, und streifte dabei nur nebenher die immerhin entscheidende Tat-

Digitized by Google

sache der Rohstoffversorgung, ohne deren Sicherung auch das schönste Programm auf hohlen Füßen steht. Auf die Zahl der Nullen kam es wahrlich nicht an, denn schließlich mußte der Präsident ja beweisen, daß die Usamerikaner etwas für ihr Geld haben sollen.

Zur gleichen Zeit hatte aber der Krieg im Pazifik schon die ersten Lücken gerissen; der ostasiatische Raum lieferte mehr als 90% der Weltkautschukerzeugung und gab bisher regelmäßig mehr als die Hälfte seiner Gesamtausfuhr an die USA ab, die im Jahre 1940 insgesamt 818000 Tonnen in der Hauptsache aus Malaya und Niederländisch-Indien eingeführt hatten. Ähnlich unangenehm ist der Ausfall der südostasiatischen Zinnlieferungen, denn von der usamerikanischen Gesamteinfuhr der letzten Jahre wurden regelmäßig 90% aus den verlorenen Gebieten gedeckt. Inzwischen ist eine geraume Zeit vergangen und die Nachrichten über die Produktionsentwicklung in den USA rechtfertigen in keiner Weise den Optimismus, wie ihn Roosevelt zur Schau getragen hat. Gewiß steht die gesamte nordamerikanische Industrie im Zeichen der Kriegsproduktion, aber mit den Rohstoffen muß man auch im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten haushälterisch umgehen. Sie werden nur noch fast ausschließlich für die Kriegsmaterialherstellung reserviert und dürfen nur mehr, soweit unumgänglich notwendig, für den Zivilverbrauch verwandt werden. Am stärksten ist der Mangel an Stahl. Die amerikanische Stahlindustrie, die seit dem vorigen Weltkriege einen gewaltigen Aufschwung nahm, stößt jetzt bei der Durchführung des Aufrüstungsprogramms plötzlich auf Schwierigkeiten. Es ist bezeichnend für die Lage, wenn die USA-Stahlproduktion von 83,0 Millionen Tonnen im Jahre 1941 auf schätzungsweise 82,6 Millionen Tonnen im Jahre 1942 zurückgehen wird. Wenn es im Anfangsstadium der verstärkten Aufrüstung den Vereinigten Staaten nicht schwer fiel, den wachsenden Anforderungen nachzukommen, dann deshalb, weil noch im Jahre 1940 die Leistungsfähigkeit der usamerikanischen Stahlindustrie längst nicht ausgenutzt war. Da sie es aber unterließ, rechtzeitig den Ausbau ihrer Produktionsanlagen in Angriff zu nehmen, kam der Aufschwung der Erzeugung, nachdem die vorhandenen Werke voll in Betrieb genommen worden waren, im vorigen Jahre im wesentlichen zum Stillstand. Darüber hinaus setzt der sich immer mehr bemerkbar machende Schrottmangel der Stahlerzeugung eine Grenze. Wohl ist der usamerikanische Schrottanfall sehr bedeutend, aber nicht genügend, um die zusätzlichen Ansprüche des Kriegsbedarfs restlos zu befriedigen. Der Mangel ist so erheblich, daß das führende Fachblatt „Iron Age" die Notwendigkeit betont, Millionen Tonnen Schrott zusätzlich durch eine Sammelaktion aufzubringen. Die Aussichten, in der Zwischenzeit die Eisenerzgewinnung zu erhöhen, sind nach der gleichen Quelle sehr ungünstig; schätzungsweise müßten 16 neue Erztransportschiffe in Dienst gestellt werden, um auf den inländischen Wasserwegen allein den Transport der zusätzlich gebrauchten Erzmenge sicherzustellen, wobei an die bergbaulichen Schwierigkeiten einer wesentlichen Steigerung des Erzabbaus noch gar nicht gedacht ist. Bei Unterstellung einer verfügbaren Schrottmenge von je 23 Millionen Tonnen in den Jahren 1942 und 1943 weist der War Produktions Board in seinen Produktionsschätzungen einen Eisenerzfehlbetrag von 6,4 Millionen Tonnen im Jahre 1942 und von 9,8 Millionen Tonnen im Jahre 1943 aus. Man kann wohl verstehen, daß dieser Mangel die Aufrüstungspläne für die Jahre 1942 und 1943 stark behindert wird. Hinzu kommt, daß die Deckung des erhöhten Koksbedarfes trotz Koksofenneubauten schon seit langer Zeit ebenfalls wachsenden Schwierigkeiten begegnet. Und dabei konnte die Eisen- und Stahlerzeugung schon im vergangenen Jahre nicht den Anforderungen gerecht werden, so daß sich bedeutende Auftragsrückstände sammelten. Zum Beispiel weist der Bethlehem-Steel-Konzern in diesem Jahre unausgeführte Auftragsrückstände im Werte von über einer Milliarde Dollar aus. Die Wirkungen erstrecken sich bis auf Kanada, dessen Rüstungsindustrie gezwungen ist, ein Drittel des Stahls in den USA zu decken.

Selbst die Herstellung hochwertigen Stahls, wie er von der Rüstungsindustrie in erster Linie benötigt wird, ist einem Engpaß unterworfen, da die Versorgung

Digitized by Google

mit Wolfram, Antimon, Chrom und Mangan durch die Ereignisse beschnitten worden ist. Wolfram findet sich zum größten Teil in Asien, das bis zu 80% der Welterzeugung an Wolframerzen stellte. Insbesondere China nimmt eine hervorragende Stellung ein, dann folgen Birma, Malaya, Japan, Indochina und Thailand. Die eigene Erzeugung der Vereinigten Staaten ist mit 5500 Tonnen (1941), gemessen an dem Bedarf von 16 000 Tonnen im Jahre 1941 und 19 000 Tonnen für 1942, sehr bescheiden. Die usamerikanische Rüstungsindustrie ist heute auch von ihren letzten asiatischen Wolframbezugsquellen abgeschnitten. Wenn man die eigenen Produktionsmöglichkeiten mit etwa 8000 Tonnen sehr günstig ansetzt, bleibt immer noch mehr als die Hälfte des Bedarfes, der durch Zufuhren aus dem Auslande gedeckt werden müßte. Von den südamerikanischen Ländern, die sich wohl oder übel verpflichten mußten, zukünftig ihre gesamte Wolframgewinnung an die USA abzuliefern, stand Bolivien 1941 mit einer Jahresförderung von 5100 Tonnen weit an der Spitze; es folgten Argentinien mit 2000 Tonnen sowie Mexiko und Peru mit zusammen 800 Tonnen. Wohl verfügt Großbritannien auf dem europäischen Kontinent, nämlich Portugal, über eine bedeutende Wolframquelle; die Produktion unter starker Beteiligung britischen Kapitals in Gestalt der Beralt Tin and Wolfram Co. ist bis auf 5000 Tonnen im Jahre 1941 gestiegen. Aber abgesehen davon, daß die englische Rüstungsindustrie diese Menge selbst benötigt, werden alle theoretischen Berechnungen durch die Gefährdung der Schiffahrtsverbindungen über den Haufen geworfen. Das gilt auch für die USA, die sich genötigt sehen, Molybdän, von dem sie etwa 95% der Weltgewinnung kontrollieren, vorläufig als Austauschmetall für Wolfram heranzuziehen, und zwar so lange, bis die eigene Förderung wieder genügend in Gang gebracht worden ist. — Da China bislang etwa zwei Drittel der Weltproduktion an Antimon lieferte und seine Erzeugung fast ausschließlich an die Vereinigten Staaten abgegeben hatte, wird hierin eine beträchtliche Einschränkung notwendig. Das gleiche gilt für Chrom, für dessen Bezug früher die Türkei in Betracht kam. Infolge wachsender Transportschwierigkeiten hatte man sich schon seit Jahren auf die Vorkommen der Philippinen umgestellt, die außerordentlich ergiebig und aufschlußfähig sind. Die Produktion stieg in dem Zeitraum von 1938 bis 1940 von 67 000 Tonnen auf 100 000 Tonnen. Diese Quelle ist ebenfalls verloren und wenn Afrika bisher 43% der Weltgewinnung stellte, dann ist dabei zu berücksichtigen, daß England selbst einen großen Bedarf an diesem Legierungsmetall hat. Für eine Rohstahlerzeugung von 80 Millionen Tonnen sind etwa 1,5 Millionen Tonnen Manganerz erforderlich, wovon die usamerikanische Erzeugung aber nur einen Bruchteil von etwa 8% decken kann. Der Schwerpunkt der Manganbezüge lag bisher auf der Einfuhr aus Übersee, und zwar stammten von den besagten 1,5 Millionen Tonnen etwa 515 000 Tonnen (ungefähr ein Drittel) aus Afrika, 294 000 Tonnen (ein Fünftel) aus Asien und 204 000 Tonnen aus der Sowjetunion. Nur etwa 400 000 Tonnen entfielen auf die Lieferungen des usamerikanischen Kontinents (Brasilien und Kanada). Die Bezugsmöglichkeiten aus Asien sind abgeschnitten, Transportschwierigkeiten verringerten schon im vergangenen Jahre die sowjetische Zufuhr und auch aus Afrika ließen die Lieferungen nach, weil England Manganerze ebenfalls dringend braucht.

Der Stahlmangel wirkt sich nun in allen Verwendungsbereichen aus. Für verschiedene Wirtschaftszweige, in denen der Stahlverbrauch eine große Rolle spielt, wurden bereits scharfe Einschränkungen angeordnet. Besonders für die nordamerikanische Bauindustrie hat die Entwicklung einschneidende Folgen. Hieß es noch Anfang des Jahres, daß der Wohnungsbau im Jahre 1942 gegenüber 1941 von 3,1 auf 1,8 Milliarden Dollar gedrosselt werden muß, rechnet man neuerdings in absehbarer Zeit mit einer Unterbrechung der gesamten Bautätigkeit, wonach alsdann für weitere Bauvorhaben eine Genehmigungspflicht geschaffen werden dürfte. Neubauten, für die Stahl, Kupfer und Blech verwandt werden müssen, werden in Zukunft nur noch ausgeführt, wenn die nationale Verteidigung oder Sicherheit oder Gesundheit der Bevölkerung sie nötig machen. Und selbst bei diesen Bauten ergeben sich

Digitized by Google

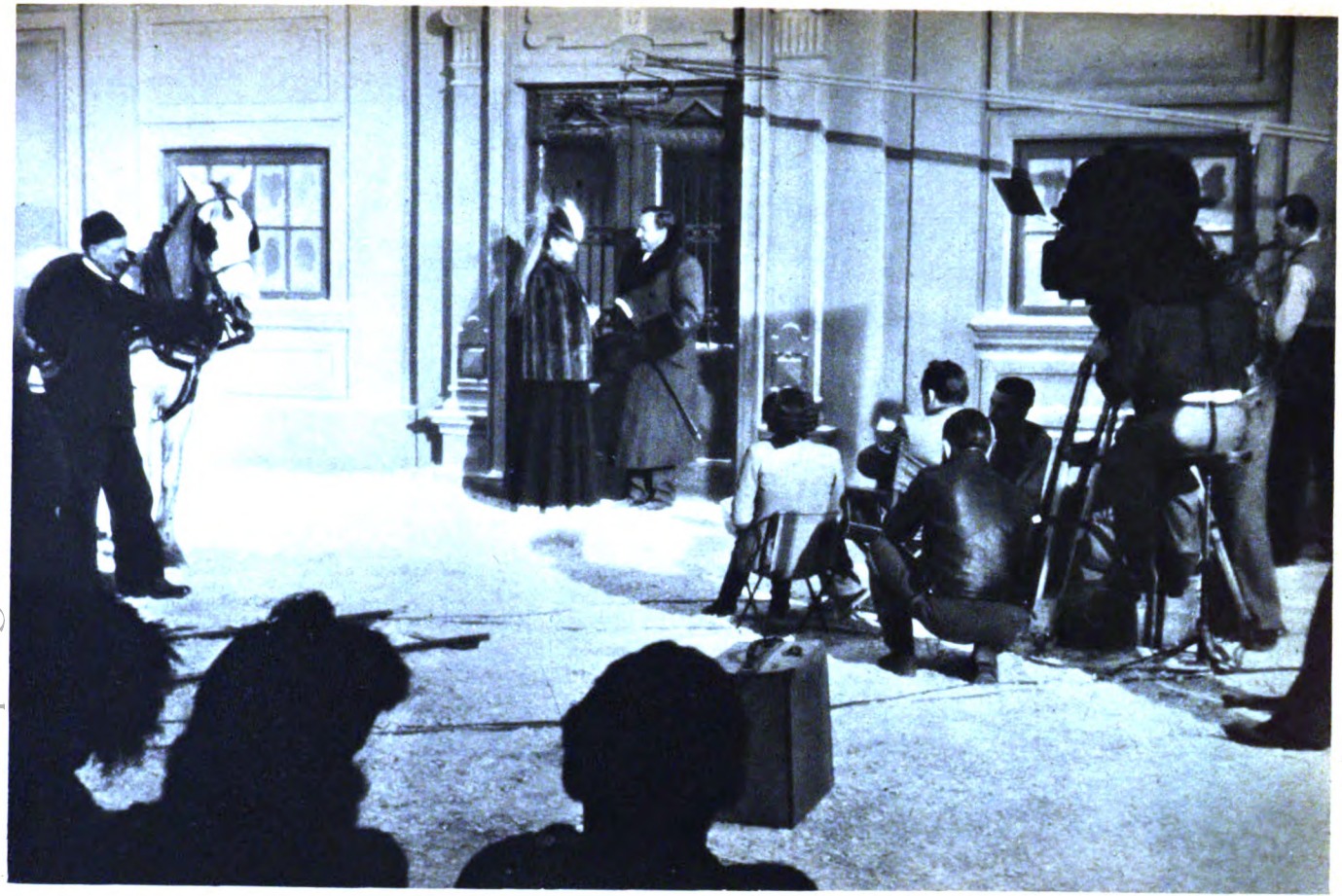
Werkaufnahme aus dem Bavaria-Fanck-Chile-Expeditionsfilm „Ein Robinson"

Digitized by Google

Werkaufnahme aus dem Film „Feinde"

Photo Bavaria-Filmkunst (Modl)

Digitized by Google



Werkaufnahme aus dem Film „Der Herr im Haus“

Photo Bavaria-Filmkunst (Modl)

Digitized by Google

Der Spielleiter Gustav Ucicky

Photo Ufa

Digitized by Google

Der Spielleiter Wolfgang Liebeneiner — Photo Ufa

Digitized by Google

Der Spielleiter Helmut Käutner

Photo Bavaria-Filmkunst (Weiße)

Digitized by Google

Der Spielleiter Hans Schweikart

Photo Bavaria-Filmkunst (Modl)

Digitized by Google

Aus dem Film „Wasserburgen aus Westfalen"

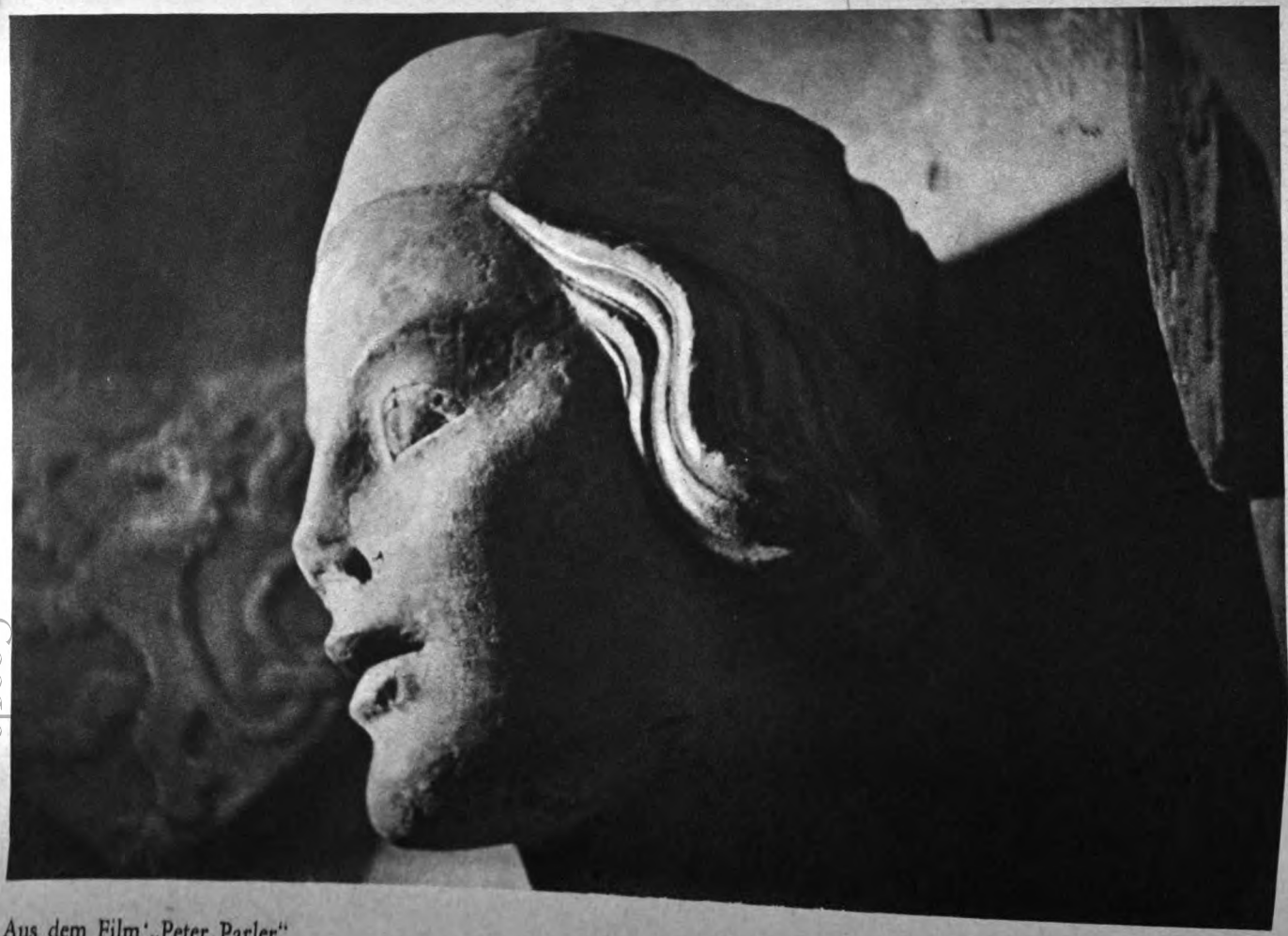
Photo Ufa

Digitized by Google

Aus dem Film „Peter Parler"

Photo U

Digitized by Google



Aus dem Film „Peter Parler"

Photo Ufa

Digitized by Google

Aus dem Film „Gesunde Frau, gesundes Volk“ Photo Ufa

Digitized by Google

Aus dem Film „Paradies der Pferde"

Photo Ufa

Digitized by Google

Aus dem Film „Kurenfischer“ **Photo Ufa**

Digitized by Google

Aus dem Film „Flieger zur See"

Photo Ufa

Digitized by Google

Aus dem Film „Deutsche Waffenschmieden"

Photo Ufa

Digitized by Google

Aus dem Film „Deutsche Waffenschmieden"

Photo Ufa

Digitized by Google

Fast in jedem modernes gegenwärtiges Leben behandelnden Spielfilm taucht irgendwann und irgendwo die Zeitung oder Zeitschrift auf.

Wie in dem eben angeführten typischen Filmbeispiel wird die Zeitung als dramatisierendes Element fast immer zum ausschließlichen Nachrichtenträger von Katastrophenberichten, Sensationsmeldungen und Skandalchroniken (neben dem immer häufiger werdenden Einsatz auch des Rundfunks) herangezogen, während die politische Nachricht oder Glosse seltener Anwendung findet und dem publizistischen Film vorbehalten bleibt.

Dabei ist es reizvoll, festzustellen, daß der Film über die fraglos bedeutungsvollsten Inhalte der Zeitung, nämlich Aufsätze grundsätzlicher Darstellung oder gar den Leitartikel niemals reflektiert! Die statuarische Natur dieser Zeitungsinhalte schließt von sich aus eine flüssige, eben filmische Verwendung für die jagenden Bilder der Leinwand aus.

Der Filmbrauch, in Großaufnahme markante Ereignisse in fetten Schlagzeilen im Blätterwald der Tagespresse aufrauschen zu lassen, gehört zu jenen optischen Standard-Film-Formeln, die sich im Kinohirn bereits wieder zur Unbewußtheit abgeschliffen haben — man hat diesen Einfall längst zu Tode gehetzt!

◆

Als atmosphärisches Element scheint uns die Zeitung als Objekt des Spielfilms ein reizvolleres Leben führen zu können: wenn z. B. die Zeitung zum Spielrequisit wird.

Ihre Anwendung braucht sich dabei keineswegs darin zu erschöpfen, feisten Lebemännern oder angehenden Detektiven durch ein diskret in ein Journal gebohrtes Loch eine geeignete optische Basis dafür zu liefern, um in Hotelhallen ungestört die anziehenden Fesseln schöner Frauen zu beäugen oder in muffigen Tavernen aus der Physiognomie öliger Profile kriminelle Rückschlüsse zu ziehen.

Und manche Gazette — besonders in Filmen, die unter heißem Himmel spielen — avancierte schon zum anmutig geschwungenen Fächer (-Ersatz), um leicht übertemperierten Frauen aus peinlicher Verlegenheit zu helfen ...

In anderen Bildstreifen wiederum dient die Zeitung nüchternem Gebrauch: zur näheren Kennzeichnung bestimmter Personen.

So bedeutet in der „Englischen Heirat" (Adele Sandrock; Renate Müller) die alte Dame ihrem etwa fünfzigjährigen Sohn, sich auf einen bestimmten Stuhl zu setzen, zu schweigen und die Zeitung zu lesen; sie gab ihm indes nur eine der Beilagen, während sie selbst das Hauptblatt las.

In dieser Szene wird durch das Requisit der Zeitung internes Familienleben beleuchtet: es soll die gebieterische Stellung und zugleich die ständige Tyrannei dieser Dame verdeutlicht werden; der Inhalt dieser Zeitung selbst hat auf den Handlungsverlauf nicht den geringsten Einfluß.

Auch als die alte Dame in einer späteren Szene des gleichen Films die große Zeitung morgens im Bett liest, will dieses Requisit rein atmosphärisch gewertet werden, indem das große Format des Blattes rein visuell in scherzhaftem Gegensatz zu dem altertümlichen Häubchen der Greisin gesetzt werden soll.

◆

Natürlich können in einem Film Zeitung und Zeitschrift eine in ihrer Bedeutung wechselnde Rolle spielen, wie zum Beispiel im „Schritt vom Wege".

Zweimal vermittelt uns hier eine Zeitung eine Nachricht. Zuerst vom Duell von Instetten — von Crampas und dessen Tod, später von Instettens Haftentlassung und Beförderung.

Zweimal aber setzt dieser Film ein Presseorgan auch atmosphärisch ein: einmal, wenn gezeigt wird, wie von Instetten auf seine Frau wartet und dabei auf die Uhr sehend in der „Kreuz-Zeitung" liest; zum andern, wenn Effi nach einem ihrer Spaziergänge ihre innere Erregung vor Roswitha zu verbergen sucht, indem sie (analog der Romanvorlage!) zu den Modezeitschriften greift:

„Ich sehe, hier hat Gieshübler schon wieder die neuen Journale geschickt. — Womit man sich nicht alles hilft ... eine hübsche Dame mit einem Muff, und eine mit einem Halbschleier ... Modepuppen! Aber es ist das Beste, mich auf andere Gedanken zu bringen."

Digitized by Google

Film und Journalismus sind Glieder eines unbegrenzten Wirkungsphänomens, das im Rhythmus und in der Bewegung seinen spürbaren Ausdruck findet.

Vor Jahren veröffentlichte Wilhelm von Scholz unter dem Titel „Aus meiner Zufallssammlung" ein reizvolles filmjournalistisches Kuriosum, das der Chronist in diesem Zusammenhang zitiert:

„Eine Dame sah am 2. März 1922 in Wien ein Film-Lustspiel, „Professor Rebek entführt seine Braut". In einer Kaffeehausszene dieses Films, in der zwei Gäste aneinandergeraten, hält der eine eine Budapester Zeitung vom Spätherbst 1921 in der Hand, die zufällig so photographiert war, daß die Zuschauerin eine Nachricht lesen konnte, die sich auf die Verhaftung ihres in Budapest lebenden Schwiegersohnes bezog, die übrigens irrtümlich erfolgt war und weiter keine Folgen hatte, der Dame aber verheimlicht worden war, um ihr Aufregungen zu ersparen. Diese Nachricht hatte, wie gesagt, gar keinen Bezug zur Filmhandlung, sondern war rein zufällig photographiert und so zum zweiten Male veröffentlicht worden. Die Firma erklärte sich später bereit, die betreffende Meldung auf sämtlichen Kopien unkenntlich zu machen. Hier also wirkte der Spielfilm als unabsichtlicher Wirklichkeitsübermittler durch Verwendung echter Requisiten."

Dr. Kurt Wortig.

Schauspiel in Berlin

Bei der Betrachtung der verschiedenen Theaterereignisse des heurigen Winters ergibt sich eine mannigfache Vielfalt des Stils und der Interpretation. Mitunter steht man vor einer verblüffenden Divergenz der einzelnen Regieführungen, die erst einem sich bemühenden Nachgehen der verschiedensten Paraphrasen den reinen Akkord des einmaligen Grundthemas wieder erschließen. Es ist aber keine ziellose Vielfalt um der Vielfalt willen, die sich in den Schauspielen vor uns auftut, es ist im Gegenteil eine Entdeckung der unendlichen Weite der künstlerischen Schau, die immer wieder neu und beglückend vor den Zuschauer tritt.

Mehrere Bühnen Berlins bemühten sich in diesem Winter um Shakespearesche Lustspiele. Das Staatstheater brachte „Die lustigen Weiber von Windsor", das Deutsche Theater „Der Widerspenstigen Zähmung".

Die eingangs erwähnte Vielfalt des deutschen Theaterstils nötigenfalls unter Beweis zu stellen, würden diese beiden Aufführungen schon genügen, da sie ja keine Einzelerscheinungen, sondern nur herausgegriffene Beispiele aus einer großen Menge gleichgearteter Erscheinungen sind.

Das Staatstheater brachte in seiner Aufführung die vielen einander widerstrebenden Ideen, die dieser Komödie Shakespeares ihren schillernden, uneinheitlichen Charakter geben, zum Ausdruck. Es war der Regie nicht darum zu tun, in einer Vergewaltigung des Werkes eine höhere Einheit zu konstruieren, die dem viel diskutierten Stück in handgreiflichem Sinne fehlt. Es wurde jede Nuance gespielt, es war eine Komödie, eine Groteske, manchmal beinahe ein Schwank und dann wieder ein ganz lebenswarmes, von fröhlichem Frauenlachen getragenes Lustspiel. Jede einzelne Szene war in sich gerundet, vollkommen im besonderen, gerade in dieser Szene auszudrückenden Stil.

Die Bühne als erhöhtes und gewissermaßen entferntes Podium, auf dem sich eine reizende Welt des Spiels bewegte, blieb immer vorhanden, die Illusion verhielt sich im Rahmen des Spiels, sie verzichtete bewußt auf eine Entrückung des Zuschauers. Das Deutsche Theater dagegen öffnete in „Der Widerspenstigen Zähmung" seinen Bühnenraum von Anfang an in das Publikum hinein; das Spiel wurde zur echtesten Wirklichkeit, der Schauspieler wandte sich von seinem gespielten in das wirkliche Leben hinein; er verwischte damit die Grenzen seines Spielraumes und war trotz seines Kostüms ganz nah, warm und menschlich. Das Deutsche Theater spielte das Shakespearestück als ein heiteres, offenes und beglückendes Spiel der Herzen, aus deren Zusammenklang die strahlende Bejahung der ewigen Hingabe an die Liebe erstand.

Digitized by Google

Das Staatstheater gab sich mit einer glückhaften Freude am Spiel dem Experiment hin, einem in der hellen Welt des Geistes beheimateten Experiment, das in dem frohen Lachen der Zuschauenden seine Bestätigung erhielt.

Der Intendant und Spielleiter Heinz Hilpert geht in seinen Berliner und Wiener Theatern den Tragödien und Komödien des Menschlichen nach. Er abstrahiert nie; er entwickelt sogar Schauspiele, die gemeinhin als Ideendramen gelten, aus der Qual oder dem Zauber des menschlichen Herzens. Dadurch gibt er seinen Darstellungen eine Bewegtheit, die fesselt, auch wenn sie manchmal die Tiefe der reinen Ideenwelt mit dem Aufschrei des Menschlichen übertönt.

Dagegen wendet sich das Staatstheater — um an diesen beiden Bühnen als Einzelbeispielen etwas von der Mannigfaltigkeit des Theaterstils zu erläutern — der kristallenen Welt der Idee zu, in der das Menschliche sichtbar wird, aber nur durch die darzustellende Idee Gestalt gewinnt.

Bei der Aufführung des neuen Stückes von Rehberg: „Heinrich und Anna", das in seiner Anlage dem Historischen, das heißt also dem Menschlichen, sehr verpflichtet erscheint, trug das Spiel die Menschen in die höhere, die geistigere Welt der Idee.

Heinrich VIII. erstand im Laufe des Spiels immer mehr als eine Darstellung der reinen Kraft, der Macht, die in sich ruhend weder gut noch böse ist; Anna Boleyn, mit aller Hingabe an die zarte Traurigkeit dieser Gestalt gespielt, wurde zum Symbol der Schönheit, die wehrlos der Welt anvertraut ist und an deren Unverletzlichkeit sich das Böse der Macht entzünden muß.

Das Stück Rehbergs schritt von der ersten Begegnung Heinrich und Annas immer in der Nähe der Historie bleibend in klug geformter Sprache zum Höhepunkt der Vereinigung und zur Tragödie des Endes. Es verweilte in spannungsgeladenen Szenen bei dem Familienrat der Boleyns, bei der Begegnung Annas mit der Königin, und in der männlichen, dem König untertanen, der reinen Macht folgenden Welt bei den Taten und Reden des Kardinals Wolsey, der als geistiger Mensch und Mann, der Schönheit voll Mißtrauens begegnet und von ihr zerstört wird. Es erhob sich aus der Verwirrung der Herzen, aus Gebärde und Wort eine Idee von dem ewigen Gegenspiel der Welt; sie erhob sich stärker aus dem Spiel als aus dem Wort des Dichters.

Das Wort als tragende und gestaltende Macht wurde in Gerhart Hauptmanns neuester Tragödie: „Iphigenie in Delphi" als eine glühende Erlebnisse tragende Macht offenbar.

Hauptmann hat sich schon öfter mit dem Schicksalskreis der Antike beschäftigt; in diesem Werk will er die riesigen Blöcke des Atridenschicksals bewegen, den Urgrund des Leids, die Tragödie an sich vor unsere erschütterten Augen heben. Gemessen an der Sophokleischen Antigone und am Ödipus ist es ein Versuch, der am Dichter und seinem Zuhörer die Schwäche unserer Hände, die späte Zartheit unserer Herzen erweist, die jenes Schicksal in seiner Unerbittlichkeit und Folgerichtigkeit zu erfassen nicht mehr fähig sind. Hauptmann hat es auch vermieden, an diese letzte Schicksalsfrage zu rühren; er stellt Iphigenie, Orest und Elektra in den wirren Netzen eines unverstandenen Gottes vor uns hin, er läßt sie ihr Leid, das die Götter bezwingt, aussagen; sie finden aus ihm nur eine schmale und keine befreiende Erlösung.

Es ist ein Urmenschenschicksal, das sich emporbäumt und das der Dichter in diesem qualvollen Bogen des Leides auffängt, das er bis in seine letzten Tiefen darzustellen, nicht zu erklären sucht. Die Darstellung formte sich aus dieser Betonung des Aussagens, sie blieb dem Worte als dem einzigen Wege in das Innere des Schicksals verbunden. Die Sprache Hauptmanns war das eigentlich Bewegende, ihr gelang das große Emporheben aus den Niederungen der Seelenentblößung in eine stärkere und reinere Welt. Die Größe der Gedanken ist entzündet von jugendlichem Feuer, in der klaren und tönenden Formung lebt die Macht des Alters, die die Welten in weisem Versicht zu umspannen vermag.

Aus der mächtig geformten Sprache wurde die Tragödie dargebracht. Wort wandte sich an Wort, Stimme an Stimme; der Mensch war zu Klang geworden,

Digitized by Google

rauh und geborsten, anklagend, schreiend, kämpferisch, mild und weise.

In einer anderen Aufführung des Staatstheaters, in Grillparzers „Bruderzwist im Hause Habsburg", stand gleichberechtigt neben dem Wort die Gebärde; dort hob sich unter dem Sinken einer Hand, unter dem müden Klang eines Wortes der dunkle Vorhang über dem Wirken des Schicksals, der Mensch trat unter sein Gesetz, dem er sich offenen oder geschlossenen Auges überantworten mußte.

In Grillparzers Werk steht die Tat gegen die Erlösung vom Leide, das Schweben zwischen den ethischen Werten durch die Vermeidung jeglichen Tuns, das notwendig zum Leide führen muß; das Zerbrechen eines Menschen und Königs an dem Unvermögen, durch einen Fingerdruck alle Mächte zu entfalten, deren Ausbreitung und wildes Losrasen keine Menschengewalt mehr aufzuhalten vermag. Rudolf kann und will nicht handeln, nachdem er einmal die Tat als den Anfang alles Bösen erkannt hat. So löst ihn Matthias ab, ein Narr zwischen Gut und Böse, der wohl vorwitzig wie Kinder sind, zu einer Tat sich hinreißen läßt, vor der er dann, wenn sie rot vom Blut, glänzend von vergossenen Tränen, im Staub der Zertrümmerung vor ihn hintritt, schaudernd und Gott anflehend zurückbebt.

Vor ihn aber tritt Wallenstein, der die Welt aus ihrem Schlaf zu reißen gewillt ist, dem ihr Ächzen nur ein natürliches Ereignis ist und dessen Hand vor der wildesten Tat nicht zurückschreckt, wenn es nur eine Tat ist.

Rudolf II. spielte Werner Krauß, ein Künstler, dem es wie keinem zweiten gelingt, die verschlossene Herbheit, durch die die Güte wie durch einen zerrissenen Mantel schimmert, in einer Geste, einem Wort zu erleuchten. Er war ein Mensch, dem von seiner großen Liebe nur noch die Abwehr geblieben war; hinter jedem seiner Worte stand das Wissen um das Weiterleben und Weiterwachsen jedes Gedankens, jeder Tat, die weit über das Menschliche hinaus führt, die die Umwelt der ohnmächtigen Menschenhände spottend, in die gestaltlosen Wirbel des Chaos reißen kann. Rudolf war der menschliche und ideenmäßige Mittelpunkt der Aufführung, zu dem die andern alle in positivem oder negativem Verhältnis standen. In ihm spiegelte sich der Kampf der Ideen, in ihm kulminierte der menschliche Konflikt, mit seinem Tode brach das Drama ab; mit der Nachricht von seinem Sterben endet die Tragödie; und das „Heil Matthias" des Schlusses klingt wie ein bitterer Ruf über sein Grab.

Diese Aufführung des Grillparzerschen Dramas war ein Erlebnis, von dem man stumm zurückging in die täglichen Bezirke seines eigenen Lebens; immer wieder taucht ein Wort und eine Gebärde auf, die einen demütig macht vor dem immerwährenden Da-Sein der Kunst, die in dem Spiel der Bühne, in der Sprache des Dichters und in dem Bereitsein des eigenen Herzens unvergänglich leuchtet.

Dr. Nausikaa Fischer.

Schrifttumsschau

In Kassel wurde durch Gauleiter Weinrich eine Grimm-Gesellschaft gegründet, die ihre volkstümlich aufgefaßten Aufgaben in der Veröffentlichung einer neuen Grimm-Ausgabe und einer Biographie der Brüder Grimm, in der alljährlichen Verleihung des mit der Landes-Universität Marburg verbundenen Grimm-Preises sowie in der Veranstaltung von Bühnenaufführungen der Grimm'schen Märchen sieht. Ihr Ziel ist ferner, durch Förderung und Wiederbelebung der Erzählkunst das alte Märchenbuch der Allgemeinheit nahezubringen.

Ein im Kreise Fallingbostel 1720 erbauter Heidehof wird von der Hermann-Löns-Gesellschaft als Löns-Gedenkstätte hergerichtet, die mit den gesammelten Erinnerungen an den Dichter eine kulturpolitische Schulungsstätte der Hitlerjugend und ein Arbeitsort für die Träger des jährlich zur Verteilung gelangenden Löns-Preises werden soll.

Zu den Weimar-Festspielen der deutschen Jugend, die auch in diesem Jahre Zeugnis vom deutschen Kulturwillen im Kriege gerade der Jugend gegenüber ablegen werden, liegen über 5000 Meldungen vor. Die Hauptversammlung des Deutschen Schillerbundes, der diese vor über 30 Jahren von Adolf Bartels ins

Digitized by Google

Leben gerufenen Nationfestspiele zusammen mit dem Deutschen Nationaltheater in Weimar vorbereitet, war diesmal zum 110. Todestag Goethes einberufen, der in würdiger Weise gefeiert wurde.

Ebenfalls in Weimar fand eine Arbeitstagung der im vorigen Jahr gegründeten Europäischen Schriftstellervereinigung statt, die unter dem Vorsitz des Dichters Hans Carossa steht. Die Reden, die von namhaften Vertretern Italiens, Finnlands, Bulgariens, Rumäniens, Dänemarks, Spaniens, Flanderns und der Schweiz bei dieser Gelegenheit gehalten wurden, gaben der Tagung, die sich in ihrem fachlichen Teil mit dem Arbeitsprogramm der Europäischen Schriftstellervereinigung in den einzelnen Ländern unseres Kontinents befaßte, den Charakter einer bedeutungsvollen Kundgebung für das unter Deutschlands Führung gegen den Bolschewismus kämpfende Europa.

Die Zahl der deutschen Buchhandlungen im Generalgouvernement wird dank der neugegründeten Osteuropäischen Verlagsanstalt erheblich vermehrt. Diese Buchhandlungen werden für verdiente Frontkämpfer sichergestellt. So wurde in Radom eine große deutsche Buchhandlung eröffnet, die 15 000 Bände aller Literaturgebiete enthält, desgleichen in Lemberg.

Das wiedergewonnene Elsaß erhielt über 2000 neue Büchereien mit rund 640 000 Bänden, die sich auf Volks-, Schüler-, Krankenhaus- und Werkbüchereien verteilen. Diese Aktion stellt die bisher größte organisatorische Leistung auf dem Gebiet des deutschen Büchereiwesens dar.

Im Laufe dieses Jahres werden in der Untersteiermark 237 Volksbüchereien mit rund 69 000 Bänden errichtet. Neben drei Großbüchereien mit 15 000, 10 000 und 5000 Bänden in Marburg, Cilli und Pettau werden die einzelnen Orte Volksbüchereien mit je 100—300 Bänden erhalten, die deutsches Wissen und Kulturgut vermitteln.

Die ersten Träger des Gaukulturpreises von Westfalen-Nord, den Gauleiter Dr. Meyer verleiht, sind der Dramatiker Ernst Bacmeister und der Maler Josef Arens.

In Hamburg erscheint eine neue Monatszeitschrift unter dem Titel „Italien", die von der „Deutsch-Italienischen Gesellschaft" gegründet wurde. Als Herausgeber zeichnet Dr. Werner von der Schulenburg, als Schriftleiter Egon Vietta, die beide auch durch Übersetzungen aus dem Italienischen ins Deutsche bekannt geworden sind. Das Ziel dieser neuen Zeitschrift ist es, Deutschland mit dem italienischen Geistesleben vertraut zu machen und eine fortlaufende Chronik des künstlerischen Schaffens in Italien zu geben.

Das Instituto di Etudi Romani in Rom plant die Veröffentlichung einer großen, über 100 Bände umfassenden „Encyklopedia Romana", die von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart Geschichte und Leben Roms in umfassender Themenstellung durch Fachgelehrte behandeln soll.

Von Lope de Vega, dem klassischen Theaterdichter Spaniens, gibt der Widukind-Verlag eine Reihe von Komödien und Dramen in deutscher Nachdichtung heraus. Die ersten sechs Bände dieser Reihe sind bereits erschienen.

Eine neue Novalis-Ausgabe, die auch die Fragmente und Briefe des Dichters enthalten wird, kündigt der Insel-Verlag in Leipzig an.

Eine Übersicht über das in flämischer Sprache erschienene deutsche Schrifttum ergibt interessante Daten. Grimmelshausens „Simplizissimus" und die Grimmschen Märchen; Goethe, Schiller, Kleist und Hebbel; Brentano, Claudius, Freytag, Gotthelf, Hauff, Ludwig, Rosegger, Storm und Sudermann sind aus der Vergangenheit unserer Literaturgeschichte übertragen, während von Werken der Gegenwart Bücher folgender Autoren als Übersetzungen zu nennen sind: Blunck, Brehm, Busse, Dörfler, Dwinger, Frenssen, Griese, Grimm, Hinrichs, Kolbenheyer, Schäfer und Tügel.

Ein norwegischer Verlag beginnt mit der Herausgabe von zehn deutschen Romanen. Als erstes Buch dieser Reihe, der Werke von Griese, Mechow, Blunck, Zillich, Stehr, Ina Seidel, Luserke und Hauser angehören werden, erschien „Anilin" von Schenzinger.

Die Herausgabe deutscher Literatur begegnet in der Slowakei größtem Interesse, was sich auch in der Auflagenhöhe der übersetzten Bücher ausdrückt. Kürzlich erschien Rilkes „Laurids Brigge" und Johsts Schauspiel „Propheten" in

Digitized by Google

slowakischer Sprache. Ein Prager Verlag bringt nach dem im Vorjahr tschechisch erschienenen „Amor Dei" jetzt den „Meister Joachim Pausewang" von Kolbenheyer heraus, der gleichzeitig mit einem anderen Roman des Dichters, „Das Lächeln der Penaten", ebenfalls in Prag veröffentlicht wird, dem noch in diesem Jahr „Das gottgelobte Herz" folgen soll. Auch von Paul Ernst ist ein Roman, „Das Glück vom Lautenthal", ins Tschechische übertragen worden.

Abgeschlossen am 15. Mai 1942.

Dr. von Werder.

Das Buch

Betrachtungen zum Filmschaffen

Unter diesem Titel hat der Reichsfilmintendant Dr. Fritz Hippler eine Broschüre herausgebracht (Max Hesses Verlag, Berlin-Halensee, Preis RM. 2,50), in der er die verschiedensten Erfahrungen und Erkenntnisse niederlegte, die ihm aus seiner Arbeit am deutschen Film erwachsen sind.

Der Film ist zu einer Kunstgattung geworden; an vielen hervorragenden Beispielen hat er seine Zugehörigkeit zur Kunst praktisch erwiesen; aber er ist eine so junge, eine so ungewöhnliche Kunst, daß er noch keinen festen Gesetzen untertan erscheint, daß seine Grenzen noch fließen und jede seiner Wirkungsmöglichkeiten noch diskutierbar sein kann.

Eine „Dramaturgie des Films" zu schreiben — wenn man das Wort Dramaturgie als allgemeinverständlich aus einem anderen Kunstbereich entlehnen darf — ist noch nicht möglich zu einer Zeit, die dem Film noch jeden Tag neue ungeahnte Gebiete erschließen kann.

Aus der Überfülle der Probleme dies oder jenes betrachtend hervorzuheben, sich von der praktischen und der theoretischen Seite darüber klar zu werden, wird immer eine für den Betrachter und das jeweilige Gebiet der Filmkunst wertvolle Aufgabe sein. Es erwächst aus jeder dieser Betrachtungen eine neue Entdeckung, immer wieder wird ein Stück des vielgestaltigen Problems Film erhellt.

Dr. Hippler geht in seinem Buch hauptsächlich von den Voraussetzungen des Filmschaffens, wie es heute gepflegt wird und gepflegt werden soll, aus. Er vermeidet ästhetische Theorien über die künstlerischen Mittel oder das künstlerische Grundwesen des Films. In seiner umfassenden Tätigkeit als Leiter der Abteilung Film im Propagandaministerium ist ihm eine Unzahl von Fehlern an mancherlei Filmen aufgefallen. Diese Fehler als solche zu kennzeichnen und vor allem einen eindeutigen und gangbaren Weg zu ihrer Überwindung aufzuzeigen, ist ihm in den Aufsätzen seines Buches gelungen.

In einer unverschleierten Sprache rührt er mit einer erfreulich kämpferischen Offenheit an die Fragen der Stoffplanung, des Drehbuches, der so unendlich wichtigen und so oft vernachlässigten inneren Wahrhaftigkeit des Films, an die noch nicht sicher gefundene Mittellinie zwischen Echtheit und Abklatsch der Wirklichkeit, an die Fragen der Menschenführung und Nachwuchspflege und ausführlich oder nur nebenbei an viele andere.

Das Buch Hipplers ist für jeden am Film Interessierten eine Freude; es erhebt durchaus keinen Anspruch auf Vollständigkeit in der Betrachtung des Komplexes „Film", aber es gibt eine Fülle von Anregungen, von positiver Kritik, die zu einer Fixierung des Begriffes „Filmkunst" einen guten Schritt weiter führt.

Mit *„Trugbild und Wirklichkeit im Film"* beschäftigt sich P. von Werder in einer Schrift, der er den Untertitel: „Aufgaben des Films im Umbruch der Zeit" gibt. (Schwarzhäupter-Verlag, Jüstel & Güttel, Leipzig, Preis RM. 1,70.)

Diese Schrift enthält sich einer Be-

Digitized by Google

trachtung der künstlerischen Eigengesetze des Films; das Buch von Werders nähert sich dem Film von seiner Wirkung her, es versucht ihn nicht vom künstlerischen, sondern von seinem geistigen Gehalt her zu erfassen. Der Verfasser wendet sich gegen das Trugbild, die Traumfabrik, die seit der Jahrmarktsbudenherrlichkeit immer wieder einmal auftaucht; er setzt dagegen seine Forderungen nach einer neuen Wirklichkeit, deren Bereiche Rasse, Gemeinschaft, Arbeit, Wehrwille und Bauerntum sind.

An jedem der Bücher, die über das Wesen des Films erscheinen, im vorliegenden besonders an dem Buche Hipplers, wird deutlich sichtbar, mit welcher Hingabe an jedem einzelnen Teil der großen Aufgabe „Film" gearbeitet wird, wieviel Gedanken gedacht, Probleme umrissen und Kämpfe ausgekämpft werden, um das zu schaffen, worum Filmschaffende und Betrachter ringen, das echte Filmkunstwerk.

Dr. Nausikaa Fischer.

Elsaß und Lothringen im neuen Schrifttum

Die Rückkehr des Elsaß und Lothringens zum Reich jährt sich bald zum zweiten Male. Wer damals durch die Maginotlinie marschierte, wußte zwar, daß die Gebiete, in die er nun kam, so deutsch waren, wie das Grenzland, in dem er die Monate zuvor gelegen hatte; und doch war jeder einzelne ergriffen von der Wirklichkeit, die sich da bot: ein Land, das rein äußerlich schon viel stärker den Stempel alteingesessenen deutschen Volkstums trug, als das eben verlassene bisherige Grenzgebiet. Landschaftsgestaltung, Siedlungs- und Bauweise, historische Denkmäler und Menschen verrieten das urdeutsche alte Kernland des Reiches, das sich unverändert hinter der künstlichen Maginotsteppe und unter der äußerlichen Verwelschung der Namen erhalten hatte.

Schon bald nach Abschluß des Feldzuges im Westen hat sich das Schrifttum der zurückgewonnenen Gebiete angenommen. Eine ganze Reihe von Veröffentlichungen aller Art dient dem Ziel, einer breiteren Öffentlichkeit im Altreich den durch und durch deutschen Charakter des Elsaß und Lothringens darzustellen. Eine eingehende kritische Würdigung des Gebotenen wird erst angezeigt sein, wenn der zeitliche Abstand etwas größer geworden ist. Daher sollen diese Bücher hier nur angezeigt werden. Zu einem guten Teil handelt es sich dabei übrigens um Sammelwerke, die schon vorliegende ältere oder verhältnismäßig schnell zu schaffende kurze neue Beiträge vereinen.

Ein solcher Sammelband „Elsaß und Lothringen — Deutsches Land" (Verlagsanstalt Otto Stolberg, Berlin 1941) wurde von Staatsminister Dr. Otto Meißner herausgegeben, der selbst einen Aufsatz über „Elsaß und Lothringen als Reichsland 1871—1918" dazu lieferte. In einer großen Zahl von Beiträgen, in Dichtung und sachlicher Darstellung ist vom geschichtlichen Schicksal dieses Grenzlandes die Rede, von seinen Menschen und ihrem alten, treu bewahrten Volkstum, von Dichtung und bildender Kunst, die hier so prachtvolle Denkmäler besitzen. Und am Ende des stattlichen Bandes wird in einem Beitrag „Die Lösung des elsässischen Problems" ein hoffnungsfroher Blick in die Zukunft der alten und neuen Westmark des Reiches getan.

Etwas Ähnliches in kleinerem Umfang ist der von Christian Hallier herausgegebene Sammelband „Das Elsaß. Deutsches Kern- und Grenzland" (Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt/Main 1941, RM. 4,20). Von der germanischen Landnahme bis in die Gegenwart wird die Geschichte des Elsaß in knappen Beiträgen behandelt, sein Volkstumskampf, seine Wirtschaft, Kunst und Dichtung. Die Hälfte des Buches füllen Leseproben aus elsässischer oder das Elsaß behandelnder hochdeutscher oder mundartlicher Dichtung, die einen alle Erwartungen übertreffenden Reichtum offenbart.

In gewisser Weise ein für Lothringen geltendes Gegenstück dazu ist der uns vorliegende 4. Band der „Westmärkischen Abhandlungen zur Landes- und Volksforschung", herausgegeben von H. Emrich und E. Christmann in Verbindung mit dem Westmark-Institut für Landes- und Volksforschung in Kaiserslautern und Metz (Verlag Pfälz. Gesellschaft zur Förde

Digitized by Google

rung der Wissenschaften, Auslieferung Westmark-Verlag, Ludwigshafen/Rhein 1940). Geschichtliche und volkskundliche, landeskundliche und kunstgeschichtliche wissenschaftliche Aufsätze weisen Lothringen seinen selbstverständlichen und verdienten Platz unter anderen deutschen Gauen im Verlauf der gesamtdeutschen Geschichte zu. — Eine große Zahl zum Teil farbiger Bilder, Zeichnungen und Lichtbilder macht das im Text dieser drei Bände Dargestellte lebendiger und gibt einen Eindruck von der Schönheit des burgen- und domereichen Grenzlandes im Westen.

Nur genannt sei an dieser Stelle, da in anderem Zusammenhang näher zu würdigen, der 4. Band des schön ausgestatteten Jahrbuches der Stadt Freiburg: „Das Elsaß. Des Reiches Tor und Schild", herausgegeben vom Oberbürgermeister der Stadt Freiburg im Breisgau, Dr. Franz Kerber (Verlag J. Engelmanns Nachf. Adolf Spemann, Stuttgart 1940).

In einer Reihe von Aufsätzen und Vorträgen hat auch die deutsche Wissenschaft das Deutschtum des Elsaß und Lothringens behandelt und nachgewiesen. Sechs Heidelberger Professoren sprachen für ihre Fachgebiete, die Geschichte, Literaturgeschichte, Volkskunde und Kunstgeschichte im Rahmen einer von der Akademie der Wissenschaften und der Universität veranstalteten Vortragsreihe über das Elsaß. Leider konnte nur der kleinste Teil der Lichtbilder in diese von Friedrich Panzer herausgegebene Sammlung der Vorträge (Deutsches Schicksal im Elsaß. Carl Winters Universitäts-Buchhandlung, Heidelberg 1941) übernommen werden. Aber die Vorträge selbst sprechen und überzeugen auch für sich allein genommen.

In den Schriften des Deutschen Institutes für Außenpolitische Forschung erschien von Prof. Ernst Christmann „Der deutsche Charakter Lothringens" (Junker & Dünnhaupt, Berlin 1942). Familien-, Siedlungs- und Flurnamen, Brauchtum und Volkssprache, Erzählungen und Liedgut, Haus- und Dorfformen werden untersucht und als Zeugen des unverfälscht deutschen Charakters Lothringens herangezogen. Zeichnungen und Lichtbilder geben den Ergebnissen des Verfassers den augenscheinlichen Beweis ihrer Richtigkeit.

Im Rahmen der Wissenschaftlichen Akademie Tübingen des NSD.-Dozentenbundes erschien „Deutsches Bauerntum im Elsaß" (I. C. B. Mohr, Tübingen 1941, RM. 4,80) von Dr. Hermann Kolesch. Für vieles, was zahlreiche Beiträge der schon genannten anderen Bücher als Ergebnis feststellen, bringt diese Schrift die Grundlage: das über alle Zeiten und ihre Wechselfälle hin unveränderlich deutsche Wesen des das Volkstum in all seinen Ausprägungen tragenden und bestimmenden Bauerntums. Was für andere Gebiete längst vorlag, gibt ähnlich wie Christmann für Lothringen der Verfasser nun auch für das Elsaß, das nach den Formen von Haus und Hof, Tracht, Schmuck und Brauch einen Zweig des germanisch bestimmten deutschen Volkstums treu bewahrt hat.

In einem 1940 gehaltenen Vortrag gibt Max Ferdinand von Brackel einen kurzen Blick auf „Das Elsaß in der deutschen Geschichte" (Verlag Hans Bott, Berlin-Tempelhof). Bei all ihrer Knappheit überzeugen diese Ausführungen durch das Gewicht der Tatsachen. Die auf so engem Raum zusammengefaßte Fülle von geschichtlichem Stoff läßt diese kleine Schrift besonders geeignet erscheinen, dem Altreichsdeutschen zur ersten Unterrichtung über den geschichtlichen Weg des Elsaß zu dienen, einer Unterrichtung, die dem größten Teil unserer Zeitgenossen für eine ganze Reihe von Randgebieten Großdeutschlands und zahlreiche Siedlungsgebiete deutscher Volksgruppen noch immer und auch weiterhin notwendig ist.

Angelika Merkelbach-Pinck hat sich, wie ihr Bruder, der bekannte Lothringer Volkskundler L. Pinck, durch ihre Sammelarbeit um das Lothringer Volkstum besonders verdient gemacht. In den Spinnstuben des Lothringer Landes hat sie die dort noch immer lebendigen Sagen und Märchen gesammelt und aufgezeichnet: „Volksmärchen aus Lothringen", eine für die Jugend bearbeitete, hochdeutsche Fassung der in einem anderen Verlag zum Teil in der ursprünglichen mundartlichen Form herausgegebenen „Lothringer Volksmärchen" und „Sagen aus Lothringen" (beide

Digitized by Google

Verlag Erich Wewel, Krailling vor München 1940, RM. 2,80 und RM. 3,90). Es sind zum Teil Varianten bekannter Märchen und Sagen, zum Teil Stoffe, die aus dichterischen Fassungen allgemeiner bekannt sind, so ein Lenorenmotiv und die von Emil Strauß zu der schönen Novelle „Der Schleier" verwendete Fabel. Wesentlich aber ist hier weniger das gesammelte Erzählgut als solches, als vielmehr die Tatsache, daß die Herausgeberin es als lebendes Zeugnis deutschen Volkstums in einem Grenzland gefunden und aufgezeichnet hat zu einer Zeit, da man Sage und Märchen für eine Sache von Büchern, nicht aber des Lebens zu halten gewohnt ist.

Einer der führenden Männer der heimattreuen Deutschen Elsaß-Lothringens, Dr. Friedrich Spieser, einer der zahlreichen zum Tode verurteilten Führer des elsässischen Deutschtums, hat in einer Reihe von Briefen, meist an Persönlichkeiten des französischen öffentlichen Lebens zu Fragen des elsässischen Deutschtums Stellung genommen, die nun gesammelt vorliegen: „Kampfbriefe aus dem Elsaß" (Volk und Reich-Verlag, Berlin 1941, RM. 4,80). Ein Teil dieser Briefe ist schon früher in den von Spieser begründeten „Straßburger Monatsheften" erschienen. Sie führen eine so scharfe und unerschrockene Sprache, daß man es versteht, wenn der Verfasser den Franzosen als durchaus „unzuverlässiges Subjekt" galt. In der Feststellung, daß es für das Deutschtum Elsaß-Lothringens in Frankreich kein Recht gab, in scharfem Einspruch gegen alle französischen Übergriffe, in der Ablehnung und Geißelung reichsdeutscher Verständnislosigkeit nahm Spieser kein Blatt vor den Mund. Die erfrischende Deutlichkeit und Schärfe seiner Sprache läßt diese Briefe auch heute nicht veraltet erscheinen.

Ein Roman von Anna Maria Falkenstern, „Zwischen den Mächten" (Paul Neff, Berlin 1941, RM. 5,—), schildert ein Elsässer Schicksal in den Jahren zwischen den beiden Kriegen unserer Zeit. Das Leben eines Elsässers zwischen den beiden Völkern, mit den daraus sich ergebenden inneren und äußeren Spannungen, füllt die einfache, gütig-menschliche Erzählung. Über dem schweren Schicksal des zwischen den Staaten stehenden Stammes steht das Erkennen und Bejahen dieses Schicksals und die Hoffnung auf das Kommende. Neben so manchem Roman vom deutschen Schicksal unter fremdem Volkstum hat auch dieser vom bedrohten Volk zwischen den Mächten seinen Platz.

Kaum einer — es sei denn, er ist als Soldat in diesem Kriege mit dort einmarschiert, hat eine Vorstellung davon, welcher Schatz von landschaftlicher und baulicher Schönheit mit dem Elsaß und Lothringen dem Reich wiedergegeben wurde. Die Ergänzung des Landes rechts des Rheins und doch noch eine Steigerung liegt links des Stromes in dem großen, lachenden Garten zu Füßen der Vogesenberge, in dem Weinlande mit den stolzen Burgen und prachtvollen Domen. Ragimund Reimesch und Ewalt Skulima haben in Zeichnung und Wort Stadt und Landschaft des Elsaß und Lothringens eingefangen und ein von Eduard Reinacher mit heimatstolzer Begeisterung eingeleitetes erfreuliches Buch „Schönes Elsaß — Schönes Lothringen" (Westmark-Verlag, Ludwigshafen/Rhein und Saarbrücken 1941, RM. 5,20) geschaffen, das jedem Freude machen wird, der schon etwas von diesen Landschaften kennt, und in jedem anderen den Wunsch erwerben muß, sie kennenzulernen.

Dr. Heinz Oeppert.

Wissenschaft um Krieg und Reich

Grundsätzliche Werke der verschiedensten Art sind uns von deutscher Wissenschaft beschert worden. Sie alle umkreisen, wie es uns scheinen will, das gleiche Problem von verschiedensten Seiten: das Problem nämlich, wie es zugeht, daß im Kriege und — gerade — aus ihm sich deutsches Ordnungsdenken um so viel schöpferischer zeigt, als in den ruhigen Zeiten friedlicher Betrachtung und Forschung.

Es steht über den Geistern in diesem Kriege das Gestirn des Reiches mit einer ungeahnten Gewalt und sein Bann erfaßt wohl durch tiefste und unbewußte Sphären unseres Menschlichen hindurch uns alle. Das Reich ist als Gedanke Gegenstand verdienstlicher Forschung: Kategorie und Geschichte werden gleichermaßen beleuchtet. Und dennoch will es

Digitized by Google

uns scheinen, als ergäbe gerade die tiefgründige und eingehende Durchschauung der Reichsstrebungen unserer Geschichte — mögen sie welchen Gedankenströmungen im einzelnen immer angehören — eine Bestätigung der laienhaft scheinenden Deutung des Phänomens, es sei das Reich uns nicht so sehr Gedanke, ja nicht einmal so sehr Tradition als eben — mehr. Dieses Mehr, das uns das Reich in diesen Zeiten ist, erschöpfen zu wollen mit den Mitteln der logischen Durchdringung, erscheint uns in aller Bescheidenheit unmöglich. Es mag darum sinnbildhaft sein, daß einer der Aufsätze, die uns am tiefsten an das Echte des Reichsgefühls heranzukommen scheinen, sich mit dem Bild des Krieges bei deutschen Dichtern befaßt. „Die Idee des Krieges bei Goethe, Hölderlin, Nietzsche" heißt ein Aufsatz des Professors Kurt Hildebrandt. Er ist in dem Werk „Das Bild des Krieges im deutschen Denken' enthalten, das von August Faust im W. Kohlhammer Verlag 1941 herausgegeben wurde. Es mag gewagt scheinen, wenn wir den Grundgedanken dieses Aufsatzes die „Gedanken zum Dichterischen und Politischen" gegenüberstellen, die Ernesto Grassi im ersten Heft der Schriften für die geistige Überlieferung im Verlag Helmut Küpper äußert. Grassi trennt für den Bereich des Denkens das logisch-philosophische Denken vom politischen und poetischen Denken. Sein glänzender und gedankenreicher Aufsatz bringt uns damit sofort an eine Auseinandersetzung heran, die aus Gründen des Raumes nicht durchführen, sondern nur streifen zu können wir bedauern müssen. Daß das Werk vom Bild des Krieges im deutschen Denken überhaupt erscheinen konnte, wie es erschienen ist, will uns nicht mit der Trennung der Gedankenkategorien zusammenpassen, die Grassi auf dem Wege zu seinem Beweise, der Humanismus sei für uns gerade heute aktueller denn je, vorbringt. Dennoch wollen wir uns hier, wie in diesem Aufsatz überall, auf die Betrachtung beschränken, ohne zur eigentlichen Kritik vorzudringen. Der Beruf zur Kritik bedarf gerade in den Fällen, wo es um die Kritik großen und größten Denkens gehen soll, einer Autorität des Schöpfertums, ohne die es uns angebrachter dünkt, zu betrachten als Leser unter Lesern und ohne in die große Diskussion der Berufenen einzutreten. Demgemäß scheint es uns als Äußerstes, hier eine Frage zu stellen, die sich uns aufdrängt: ist uns Deutschen nicht gerade echte Dichtung in höherem Sinne politisch?, nicht gerade echte Philosophie in höherem Sinne poetisch? Der Beruf des deutschen Denkens in der Welt wurde oft bezeichnet als die Sendung zur Synthese. Wir würden uns nicht für berechtigt halten, diesen Beruf für alles deutsche Denken mitzubeanspruchen, ginge unsere Synthese nicht aus vom Leben und damit zwangsläufig von der Art zu leben und Leben zu erkennen, die uns rassisch mitgegeben ist. Leben aus der Erkenntnis des Lebens heraus ist Verantwortung tragen vor Volk und Rasse. Mit dieser Verantwortung will es uns nicht stimmen, wenn wir in uns einheitlich Wachsendes zertrennen. Ob unser Bild des Krieges, unser Bild des Reiches dichterischer Traum, philosophische Idee, politische Planung sind — es ist uns unentscheidend, solange wir sagen können: deutsches Leben ist Leben zum Reich, deutsches Kämpfen aber ist getragen von der gleichen inneren Selbstverständlichkeit wie deutsches Dichten, Denken und Bauen.

Kommen wir auf das Werk vom „Bild des Krieges" zurück. Dieses Buch ist aufleuchtender Beginn einer Wendung der deutschen Wissenschaft zum Politischen. Der Kampf um die Freiheit der Forschung ist hier gekämpft: die Forschung ist frei, sie ist aber als deutsche Forschung getragen von dem politischen Ethos des deutschen Denkens.

Wir müssen uns zu diesem Buch und manchen weiteren die ausführliche Würdigung noch durchaus vorbehalten. Soviel aber sei gesagt: getragen von der Berufung der Stunde hat sich deutsche Forschung im „Kriegseinsatz der deutschen Wissenschaft" auf einigen Gebieten der großen Aufgabe zugewandt, nun endlich festzustellen, was denn das Eigene unseres Deutschtums in den Bereichen des Geistes sei.

Die Werke, die heute schon vorliegen, sind umfangreich. Es sind aber — dankenswerterweise — die einzelnen Aufsätze in Form gesonderter Feldpostausgaben auch denen zugänglich gemacht

Digitized by Google

worden, auf deren Urteil es heute ankommt.

Gehen die Titel und Vorsätze der einzelnen Arbeiten bis in die abseitigsten Gebiete, so möge uns das nicht dazu verleiten, von ihren Problemen als solchen der Gelehrtenstube zu sprechen. Wenn die deutsche Wissenschaft in ihrer wirklichen Gesamtheit unseren geistigen Kampf bis zu den äußersten Flügeln zu dem ihren macht, so können wir im Gegenteil nur dankbar feststellen, daß dann eben keine Lücken bleiben werden. Das Programm dieser Arbeiten, die unter der Führung von Prof. Ritterbusch (Breslau) stehen, zeigt uns — einmal ganz klar gesprochen —, daß der deutsche Professor seinen Platz in diesem Krieg erkannt und eingenommen hat. Wir anderen sind aber froh, endlich einmal wieder aus ganz vollem Herzen das bejahen zu können, was von unseren Lehrkanzeln kommt.

Daher ist es hier wirklich nicht angebracht, mit jedem dieser Aufsätze zu diskutieren. Daß die philosophische Sparte auf Hegel sehr stark aufbaut, ist uns durchaus klar, und klar ist uns auch, daß dieser Aufbau immer wieder Widersprüchen begegnen wird und muß. Wir lehnen es hier aber ab, uns in den Streit um Einzelfragen zu verlieren, sondern wollen lieber ja sagen zu dem Ganzen, das wir in dieser kriegerischen Wissenschaft freudig erleben können.

Es wird uns darum auch unbenommen bleiben müssen, einzelne Aufsätze besonders hervorzuheben. So — aus dem schon genannten Bande — Freytagh-Loringhovens „Ritterlichkeit im Kriegsrecht". Wir möchten hier unbescheiden wünschen, daß der verdiente Völkerrechtslehrer die Bahnen seiner Spezialwissenschaft überspränge. Denn nach Lesung des Aufsatzes will es uns scheinen, als ob Freytagh-Loringhoven zum Ethos des Kampfes so Wesentliches zu sagen hätte, daß es nicht ungesagt bleiben sollte. Dies aber nur nebenbei.

In weiterer Folge der Gedanken zu unserem Zentralproblem gehört hieher der Sammelband „Das Reich und Europa" (Koehler & Amelang, Leipzig). Der Titel ist allerdings nur symbolhaft, seine Ausschöpfung würde wohl ein mehrbändiges Werk erfordern. Die Beiträge sind unterschiedlich nach Art und Wesentlichkeit. Auch hier wieder eine Hervorhebung: Prof. Dr. Fritz Rörig und Prof. Dr. Hans Uebersberger, beide Universität Berlin, bringen in ihren Aufsätzen ganz neue und außergewöhnlich wesentliche Erkenntnisse. Rörig schreibt über das Jahr 1197 und die Wende der europäischen Ordnung des mittelalterlichen Kaisertums bewegt und bewegend. Der Forscher, dessen Zusammenarbeit mit dem „Reichsinstitut Deutscher Seegeltungsforschung" große Ergebnisse verspricht, weiß hier vor allem eine weltpolitische Schau zu zeigen, die für die genannte Zeit ungewohnt ist und Neues bringt. Uebersberger, der das „Reich" nur als schweigenden Mittelpunkt seiner Betrachtungen annimmt, bringt wiederum gerade für das englisch-russische Verhältnis historische Durchblicke, die geradezu propagandistisch ausgewertet werden könnten, so wirksam und überraschend sind sie.

Aus derselben Reihe noch zwei Aufsätze, die uns als Einzelhefte vorliegen: Hermann Glockner steht in seinem Aufsatz „Vom Wesen der deutschen Philosophie" auf dem Boden Hegels. Trotzdem — und hier vielleicht sogar deswegen — ist sein Werk so bedeutungsvoll, daß wir es hier weiterempfehlen wollen. Denn das spezifisch Deutsche des deutschen Denkens tritt hier klar und kämpferisch hervor, so zwar, daß dieser Aufsatz selbst als Beispiel für das Wesen deutscher Philosophie mehr als aktuelle Bedeutung hat.

Auf das Sachliche des Reichsproblems geht Ernst Rudolf Huber in „Bau und Gefüge des Reiches" (Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg) ein. Er hält sich von Details begrüßenswert frei und zeigt die große Linie des deutschen Verfassungslebens so einfach und richtig, daß uns — und wir sagen das mit vollem Bewußtsein der Tragweite des Gesagten — kaum eine bessere Darstellung des Reichsgefüges für die breitesten Leserkreise denkbar scheint. Besonders zu Schulungszwecken ist dieses Buch kaum zu entbehren, da auf seiner Grundlage Schwerstes und Verwirrtestes leicht übersehbar und lehrbar wird.

In diesem Zusammenhange gleich ein weiteres Werkchen, das grundsätzliche Bedeutung zu haben verspricht: der Münchener Vortrag von Reichsminister Dr. Hans Frank „Die Technik des Staates"

Digitized by Google

ist im Deutschen Rechtsverlag erschienen (RM. 1,20). Grundsätzliche Bedeutung hat der Vortrag, weil in ihm die Gründung eines Institutes für die Technik des Staates an der Technischen Hochschule München motiviert erscheint. Damit ist mehr getan, als einer alten Sache ein neuer Namen gegeben: Kameralistik und Verwaltungswissenschaft hießen die entfernten Vorgänger. Die „Technik des Staates" ist aber schon durch ihren Titel ein Programm. Sie will die Technik lehren, durch die der Wille der Führung so reibungslos wie möglich bis in die entferntesten Verästelungen des „Apparates" dringen und sich dort durchsetzen kann. Es ist hier also eine technische Führungsaufgabe erkannt und folgerichtig in Angriff genommen worden. Man hat seit Generationen über das „Verwaltungssystem" geredet und gemeckert, ohne eigentlich den ernsthaften, wissenschaftlichen Versuch zu unternehmen, die Sache zu erfassen und neu zu ordnen. Daß die Reibungsverluste eines kleinstaatlich aufgebauten Verwaltungssystems preußischer Prägung mit der Größe des Raumes ins Ungeheuere steigen können, ist manchmal klar geworden. Der Reichsminister mag als Generalgouverneur an dieses Problem noch unmittelbarer herangeführt worden sein. Er hat hier die Initiative ergriffen zu einem Studium der Technik — und um eine technische Angelegenheit handelt es sich. Verwertbare Ergebnisse dieser Arbeit werden allenthalben aufgegriffen werden. Der Vortrag selbst aber sei wegen seiner wesentlichen und klaren Erkenntnisse dem Studium aller Verwaltungsfachleute und — ihrer Gegner empfohlen. Denn das neugegründete Institut wird wohl vorläufig kriegsmäßig beschränkt, zur Aufnahme vernünftiger Anregungen auf allen Gebieten aber sicher schon in der Lage sein.

Wir wollen uns aber einem Gebiet zuwenden, mit dem wir diese Gruppe von Betrachtungen abschließen können. Wiederum handelt es sich um ein ganzes Gebiet, einen Komplex von Einzelfragen auch der abseitigsten Art, den wiederum die Wissenschaft aufgerollt hat. Es ist dies aber in einer im ganzen so durchaus erfreulichen und beispielgebenden Art geschehen, daß dadurch Zeugnis von der großen Leistungsfähigkeit auch einer relativ kleineren Gruppe wissenschaftlich Schöpferischer abgelegt werden kann. Es handelt sich um die Leistung der Universität Bonn, die sich in den Kriegsvorträgen dieser Hochschule dokumentiert.

Es liegen hier zum Preise von meist weniger als RM. 1,— 68 (achtundsechzig!) Hefte vor, mit denen die Bonner Professoren und unter ihnen ganz wenige Gäste von anderen Hochschulen einerseits kriegswichtige und aktuelle Gebiete behandeln, mit denen aber anderseits wirklich wertvolles Kulturgut in eingängigen und leichtfaßlichen Darstellungen vermittelt wird. (Verlag Gebr. Scheur [Bonner Universitäts-Buchdruckerei], Bonn).

Die einzelnen Vorträge haben weder Maß noch Fülle der Reihe „Deutsche Geisteswissenschaft", der die vorher genannten Arbeiten des Kriegseinsatzes der deutschen Wissenschaften sämtlich angehören. Sie haben aber den sicher nicht zu unterschätzenden Vorzug, leichter und im guten Sinn unwissenschaftlicher zu sein. Sie sind zur Gänze beispielsweise geeignet, erstklassige Schulungsunterlagen abzugeben, weil sie wirklich allgemein verständlich sind. Nun wird man von uns füglich nicht verlangen können, die achtundsechzig Überschriften aufzuzählen, zumal wirklich auch hier jede einzelne Arbeit ihre gesonderte Würdigung verdiente. Die Reihe setzt mit 20 Heften ein, die wissenschaftlich aktuelle politische Themen behandeln. Die Aktualität ist natürlich auch hier beschränkt durch das Vorwiegen des wissenschaftlichen Zieles. Vom „Altmark"-Fall bis zur Geschichte des Hauses Savoyen ist hier so außerordentlich viel zu finden, daß der Schreiber dieses bekennt, seine persönliche Bildung wirklich mit jedem Heft irgendwo bereichert zu haben. Unter diesen Heften möchte ich als besonders neu und interessant hervorheben: Heft 6 „Ostasien in der Weltpolitik" von Prof. Dr. Erich Schmitt (40 Rpf.!), eine wirklich vollständige und klare Analyse der wesentlichsten Voraussetzungen des heutigen Geschehens. Heft 10 „Friedrich Nietzsche und die deutsche Gegenwart" von Prof. Dr. Obenauer ist gedacht und durchgeführt als ein Weg zu der Welt Nietzsches aus den Problemen des Tages. Wir möchten es den wertvollen Nietzsche-

Digitized by Google

Forschungen, die wir zum Teil hier schon erwähnten, ruhig an die Seite stellen. Denn wo sich diese Forschungen um das neue Nietzsche-Bild bemühen, versucht Obenauer einen neuen Weg zu Nietzsche aufzuzeigen und diesen Weg können viele mit dem Forscher gehen. Auch hier wollen wir füglich nicht unerwähnt lassen, daß der Preis des Heftes 35 Rpf. beträgt. Gleich Heft 11 „Friedrichs des Großen schlimmstes Jahr" von Prof. Dr. Fritz Kern behandelt in auch schriftstellerisch glänzender Form die tiefe Problematik der Schicksalsstunde Friedrichs, als ihn die britischen „Bundesgenossen" einfach verließen und er plötzlich dem gesamten damaligen Europa allein gegenüberstand (35 Rpf.). Die Reihe brachte weiter bisher eine Anzahl erfreulich klarer und durchdachter Beiträge zum Problem Großbritannien, die wir nicht einzeln hervorheben wollen.

Wesentliche weitere Beiträge befassen sich mit Ernährungsfragen und wissen auch hier den Leser an Fragen zu führen, die er mit dieser Klarheit vielleicht noch nicht gesehen hat. Ein anspruchsvollerer Band, Heft 19 „Das Haus Savoyen und der Aufstieg Italiens" von Prof. Just (RM. 1,—) ist nicht so sehr als geschichtliches Werk als als ausgesprochen politische Leistung bedeutsam, da es dazu dient, uns auf dem Wege zum inneren Verständnis Italiens wirklich weiterzuhelfen, indem es sein Werden klar und mit viel Sinn für die Gewalt der Taten und Tatsachen kennzeichnet. Die Vortragsreihe „Wissenschaft im Kampf für Deutschland" ist in der Lage, jeden Interessierten an Einzelprobleme heranzubringen und ihn zum Weiterstudium anzuregen. Uns hat hier besonders der Band 30 „Das Erb- und Erscheinungsbild der Psychopathen" von Panse (40 Rpf.) gefallen. Dieses Bändchen kann gerade wegen seiner Kleinheit Dienste leisten. Treten an uns in der praktischen Arbeit gerade die hier berührten Fragen doch immer wieder heran. Wir können hier ein Wissen vertiefen, das wir haben müssen, wenn wir in den rassenpolitischen Grundfragen mit Erfolg mitarbeiten wollen.

Die Vortragsreihe „Der Kampf um den Rhein" endlich zeigt die Universität Bonn in der Erfüllung ihrer besonderen Mission. Diese Hefte haben alle einen besonders hohen Rang. Auch hier nur Hervorhebungen, besonders der Arbeiten „Der geistige Kampf um den Rhein" von Just (70 Rpf.), „Der Kampf um Rhein und Ruhr" von Kern (50 Rpf.) und „Die Blütezeit Burgunds in der Kunst und ihr deutscher Anteil" von Tröscher (50 Rpf.).

Diesen Heften ist gemeinsam die Verantwortung, derer sich die Autoren bewußt sind, wenn sie als Vertreter der spezifisch rheinischen Wissenschaft in das Problem „Deutschland und der Westraum" eintreten. Man wird von diesen Vorträgen trotz ihrer Kürze immer wieder Wesentliches und sogar Endgültiges erwarten. Zu diesem Zweck ist auch hier ein Nicht-Dozent, Gauleiter Staatsrat Grohé, mit einem Heft „Der politische Kampf im Rheinlande nach dem Weltkrieg" vertreten. Mit diesem Hefte rundet sich die Vortragsreihe soweit ab, daß sie in ihrer Gesamtheit schon heute ein nahezu vollständiges politisches Geschichtsbild des rheinischen Raumes gibt. Hier wäre die Sammlung der betreffenden Vorträge in einem besonderen Sammelband erwünscht.

Eine kleinere Vortragsreihe umfaßt vier zum Teil bedeutend anspruchsvollere Arbeiten. Sie betitelt sich „Europa und die Kolonien". Hier besonders der Band 49 „Die Kolonisierung Nordamerikas durch die europäischen Staaten" von Pfeifer (RM. 2,—), wesentlich als eine wirklich vollständige Geschichte der frühen Entwicklung Nordamerikas.

Die Vortragsreihe „Griechenland" umfaßt Themen, die wohl zum Großteil nur einen bestimmten Kreis von Lesern interessieren werden. Besonders aktuell hier Heft 63 und 64, „Byzanz und Neu-Griechenland" von Soyter und „Die Geschichte Neu-Griechenlands" von Hallmann. Letzterer Band bietet wieder vollständige Aufschlüsse über sein Gebiet und kann, gerade weil es hier wenig zugängliches und verständliches Material gibt, mit seinem Preis von 55 Rpf. jede politische Bücherei vervollständigen.

Zum Schlusse haben sich die Kriegsvorträge aber, wie uns scheinen will, etwas besonders Schönes vorbehalten. Vier Hefte sind von der Vortragsreihe „Holland und Flandern" bisher erschienen. Sie behandeln vorwiegend Probleme der kulturellen Einheit. Gemeinsam ist

Digitized by Google

ihnen die Schönheit der Sprache und die Ergriffenheit der Autoren von ihrem Thema. Wir wollen so unbescheiden sein und uns den Kriegsvortrag, der hier folgen möge, wünschen: eine kurze Darstellung von Werden und Sein des nordwestgermanischen Raumes. Sie ist nicht vorhanden und fehlt. Die Wissenschaftler der Universität Bonn mögen über dieses Verlangen nicht ungehalten sein. Sie haben uns mit ihrer imponierenden Leistung gezeigt, daß sie auf dem besten Wege sind, geradezu ein Lexikon aktuellen, politischen Wissens zu schaffen. Den Publikationen ist weiteste Verbreitung zu wünschen. Wir können sie nur loben und empfehlen.

Die Überschau mag nun geschlossen werden. Der Streifzug berührte vieles und viele. Er hätte, bei einigermaßen der Natur der betrachteten Werke angemessenem Eingehen, wohl ein Sonderheft der „NS.-Monatshefte" füllen müssen. Wir haben dafür um Verständnis zu bitten sowohl die Autoren der Reihe „Deutsche Geisteswissenschaft" wie die Bonner Wissenschaftler. Wir können aber hier nur dem Leser zurufen: „Nimm und lies!" Jedes weitere Wort hieße dann der eigenen Erkenntnis vorgreifen, die wir vielen wünschen wollen.

Arbeitsführer Dr. Otto Bittner

Gestaltendes Handwerk

Je stärker die Arbeit in den Mittelpunkt des deutschen Lebens tritt, um so größer sind die Aufgaben, die das deutsche Heim als Kraftquell übernimmt. Diese Erkenntnis ist der deutschen Jugend aller Kreise selbstverständlich geworden, und so gibt es wenige Gebiete, auf denen nach Führung und Anregung so bewußt gesucht wird wie auf dem der Geschmacksbildung, besonders in der Heimgestaltung. Daher werden Bücher, wie die beiden uns heute vorliegenden, immer auf viel Aufnahmebereitschaft stoßen. Insbesondere gilt das für ein Werk, das in einzigartiger Weise alle Gebiete der häuslichen Lebensgestaltung zusammenfaßt: „Gestaltendes Handwerk", herausgegeben vom Fachamt „Das deutsche Handwerk" in der Deutschen Arbeitsfront.

Das Buch zeigt uns Gegenstände großen handwerklichen Könnens in Keramik, Glas, Holz, Flechtwerk, Spielzeug, Webarbeiten, Spitzen, Stickereien und Leder. Die Auswahl der Abbildungen bietet uns einen künstlerisch ästhetischen Anblick, der sowohl Fachleuten wie Laien zu einem inneren Erlebnis wird. Sie sind einzigartige Dokumente von schöpferischen Leistungen deutschen Handwerks. Sie drücken den klaren Formwillen unserer Zeit aus und lassen die gestalterisch-technische Begabung des kunstschaffenden Handwerkers erkennen. Daneben geben uns viele von den Abbildungen Anregung für die Auswahl zeitlos schöner Gegenstände zur Wohngestaltung. Außerdem gewährt es uns durch den beigefügten kurzen Text einen Einblick in die Geschichte und die Eigenart jeder Handwerksart.

Während dieses Werk für jeden Menschen bestimmt ist, der Freude am Schönen hat, ist ein anderes, das aus dem Suchen nach arteigener Gestaltung auch von vielen Laien zur Hand genommen werden wird, eigentlich für die Hand des Schreiners gedacht:

„Neue Gebrauchsmöbel" von Max Wiederanders, Leiter der Meisterschule für das Schreinerhandwerk München.

Das Buch bringt eine große Zahl von Abbildungen von Möbeln, die in der Meisterschule für das Schreinerhandwerk an der Kerschensteiner Gewerbeschule in München gearbeitet wurden. Es sind also Meisterstücke deutschen Schreinerhandwerks, die sich in ihrer Schlichtheit und technischen Schönheit gegen die „Ware" stemmen, die wir noch oft in den Läden finden. Zum Teil sind die Formen so schlicht und streng, daß sie wohl in erster Linie den Schreinern Anregung zu eigener Gestaltung geben sollen. Aber auch für den Laien ist das Buch ein Beweis des neuen Formwillens der

Digitized by Google

Nachwuchsgeneration unseres deutschen Schreinerhandwerks.

Lonny von Pusch.

In der richtigen Erkenntnis, daß die Geschmacksbildung schon beim Kinde in die richtigen Bahnen gelenkt werden muß, steht die Frage nach der künstlerischen Gestaltung des Kinderspielzeuges mit an der Spitze. Da legt uns der Staackmann-Verlag in Leipzig eine bunte Fibel „Spielzeug" von Hans Friedrich Geist mit Bildern von Alfred Mahlau in die Hand. Jede Spielzeuggruppe wird in einer zwanglosen Reihe von Bildern dargestellt, in denen wir Schönes und Schlechtes, Altes und Neues, Bekanntes und Kuriositäten nebeneinander sehen. Das Ergebnis ist eine kleine Kulturgeschichte, die viel Freude macht.

Dr. Elisabeth Achterberg-von Pusch.

Arzt im Kampf

Im Verlag von Johann Ambrosius Barth in Leipzig gibt der Stellvertretende Reichsärzteführer Blome einen Lebensbericht über seinen Einsatz als Arzt und Kämpfer, dem man einen weiten Leserkreis wünschen möchte. „Arzt im Kampf" nennt er dies Buch, und Kampf ist es, der sein Leben bestimmt hat. Es ist bedeutsam, wie die berufliche und die kämpferische Linie dieses Lebens immer mehr ineinander fließen. Während im Weltkrieg noch der Fronteinsatz allein das Ziel aller Bestrebungen war, während noch in der ersten Kampfzeit der Bewegung der politische Mensch und der Arzt nebeneinander standen — die Schilderungen aus der Kampfzeit sind außerordentlich lebendig und spannend und geben ein klares Bild von dem Kampf der Bewegung in der Provinz —, kommt der Verfasser immer mehr zu der Erkenntnis, daß er sein Bestes als Arzt geben muß und bezieht seine Einstellung als politischer Mensch immer mehr in seinen Beruf ein. So nur ist es möglich, daß er heute an dieser entscheidenden Stelle die Ausrichtung der deutschen Ärzteschaft zur Aufgabe hat, heute, wo eine Trennung von beruflichem und politischem Denken ebenso wenig möglich ist, wie von beruflichem und politischem Einsatz.

Dr. Elisabeth Achterberg-von Pusch

Menschen der Südsee

Hilde Thurnwald, „Menschen der Südsee". Ferdinand Enke Verlag, Stuttgart 1937. VI und 201 Seiten. Preis: geheftet RM. 12,—, gebunden RM. 13,60.

Die Verfasserin ist die Frau und wissenschaftliche Mitarbeiterin des bekannten Völkerkundlers Prof. Dr. Richard Thurnwald. Die in diesem beachtenswerten Buche niedergelegten Beobachtungen sind das Ergebnis einer 1933/34 durchgeführten völkerkundlichen Forschungsexpedition nach der Landschaft Buin auf der östlich von Neu-Guinea gelegenen, zur nördlichen Gruppe des Salomo-Archipels gehörenden Insel Bougainville. Zweck der Forschungen war die Erkundung der Folgen des Kulturkontakts zwischen Eingeborenen und Weißen für die eingeborene Bevölkerung in politisch-sozialer und allgemein kultureller Hinsicht. Das Buch vermittelt einen interessanten Einblick in die jetzt vorhandenen Tatbestände, insbesondere wie es um Kultur und Brauch, Einrichtung und Sitte unter den Eingeborenen steht. U. a. zeigt Hilde Thurnwald, daß die durch diesen Kulturkontakt hervorgerufenen Erschütterungen des Lebens der Eingeborenen durch die Tätigkeit der Mission zum Teil noch verstärkt werden.

In einer Beziehung kommt diesem Buche eine besondere Bedeutung zu. Es liefert schlagendes Beweismaterial gegen jene materialistische Denkweise, die infolge Überschätzung der materiellen, sogenannten wirtschaftlichen Einwirkungen der Umgebung auf Leben und Denken der Menschen behauptet, daß bei Naturvölkern alle Individuen eines Gemeinwesens einander gleich seien. Da-

Digitized by Google

bei wird außer acht gelassen, daß auch schon die sogenannten Naturvölker in weitem Umfange rassische Mischungen darstellen und schon aus diesem Grunde keine völlig einheitlichen Typen in körperlicher, seelischer und geistiger Hinsicht in ihren Reihen aufweisen. Aber auch bei rassischer Gleichheit ist eine gewisse Variationsbreite in Temperament, Charakter und geistiger Fähigkeit selbst in Gemeinwesen von Naturvölkern durchaus vorhanden. Es ist das grundsätzliche Verdienst Hilde Thurnwald's, dies an Hand von 16 Lebensgeschichten von Eingeborenen Buins, die durch direktes Feldforschen ermittelt und nicht etwa vom Schreibtisch her erfunden wurden, seitens der Völkerkunde überzeugend nachgewiesen zu haben.

Dr. Curt Tiltack.

Herausgeber: Reichsleiter Alfred Rosenberg, Berlin / Hauptschriftleiter: Dr. Eberhard Achterberg, Berlin / Stellvertreter: Dr. Nausikaa Fischer, Berlin / Verantwortlich für farbige Kunstbeilagen: Robert Scholz, Berlin Anzeigen: Joh. Bartenschlager, München Anschrift der Schriftleitung: Berlin-Charlottenburg 2, Bismarckstr. 1; Fernruf 11.0022 / Zentralverlag der NSDAP., Franz Eher Nachf., München 22, Thierschstr. 11 Bezug durch die Postanstalt und jede Buchhandlung; Bezugspreis vierteljährlich RM. 3,60 ohne Bestellgeld; Einzelnummer RM. 1,20 / Anzeigenpreise laut aufliegendem Tarif Nr. 5 / Druck: J. G. Weiß'sche Buchdruckerei, München / Kupfertiefdruck: Brend'amour, Simhart & Co., München / Für nicht angeforderte Manuskripte wird keine Haftung übernommen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03938 7918
28326

Digitized by Google